



Denkwürdiger und nützlicher

rheinischer Antiquarius,

welcher die

wichtigsten und angenehmsten geographischen, historischen und politischen

Merkwürdigkeiten

des ganzen

Rheinstroms,

von seinem Ausflusse in das Meer bis zu seinem Ursprunge darstellt.

Von einem

Nachforscher in historischen Dingen.

Mittelrhein.

Der III. Abtheilung 14. Band 2. Lieferung.

Coblenz.
Druck und Verlag von R. F. Hergt.
1868.

Einzelne Lieferungen können nicht abgegeben werden.

Denkwürdiger und nützlicher

Rheinischer Antiquarius,

welcher die

wichtigsten und angenehmsten geographischen, historischen
und politischen

Merkwürdigkeiten

des ganzen

Rheinstroms,

von seinem Ausflusse in das Meer bis zu seinem Ursprunge
darstellt.

Von einem

Nachforscher in historischen Dingen.

Mittelrhein.

Der III. Abtheilung 14. Band.

Coblenz, 1869.
Druck und Verlag von Rud. Friedr. Hergt.

Das Rheinufer

von Coblenz bis Bonn.

Historisch und topographisch

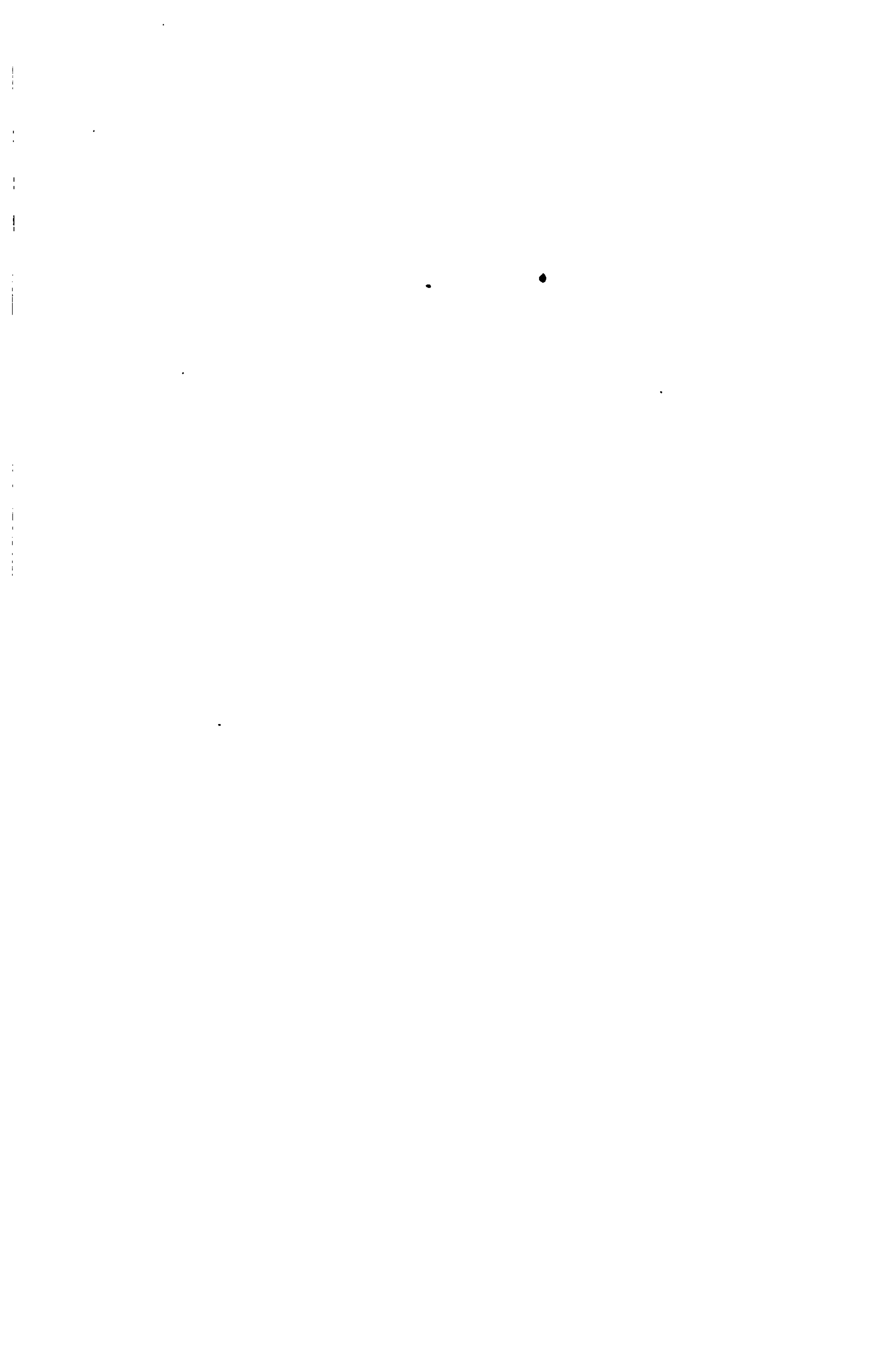
dargestellt

durch

Chr. von Stramberg.

Vierzehnter Band.

Coblenz.
Druck und Verlag von R. F. Hergt.
1869.



Bonn, die Stadt.

Fortsetzung.

Das Minoritenkloster.

Lange vor Ankunft der Capuziner, aber in deren Nähe, auf der rechten Seite der Brüdergasse, hatten die Minoriten sich angebaut; Stifter des Hauses wurde 1295 Erzbischof Siegfried von Westerburg, in einer Zeit mithin, daß die Stadt seit vier Jahren gebannt, von wegen ihrer Widersetzlichkeit gegen Reinhard von Westerburg, den Propst des Cassienstiftes seit 1283. Reinhard, hochberühmt in Folge des Eifers, womit er die Freiheiten seiner Kirche und die ihr zustehende Gerichtsbarkeit vertheidigte, erwirkte auch bei Papst Nicolaus IV eine das unruhige Volk von Bonn verdammende Sentenz, deren Execution dem Propst übertragen. Er veröffentlichte sie am Vorabend des dem Apostel Bartholomäus geweihten festlichen Tags 1291. Im J. 1304 wurde Reinhard in Concurrenz mit Heinrich von Virnenburg zum Nachfolger des Erzbischofs Heinrich von Holte erwählt; er mußte aber schließlich jenem weichen. Am 13. Dec. 1314 erhielt Reinhard von Erzbischof Heinrich II die Zusage, daß dem Dechant und Capitel des Cassienstiftes ohne deren Zustimmung keine Steuer auferlegt werden solle.

Man weiß, daß Minoriten, Franziscaner und Capuziner Zweige eines und desselben Ordens sind, die jedoch in der Erklärung der Ordensregel von einander abweichen. Längere Zeit betrafen die darum waltenden Streitigkeiten lediglich die Form und Farbe des Habits. Minoriten gleichwie Capuziner haben

weitläuftige und gelehrte Abhandlungen geschrieben, um die Nachwelt zu überzeugen, daß die Capuze rund oder spitzig sein müsse. Der Zwist erbte sich fort, auch nachdem der Orden sich in die drei großen Familien getheilt hatte, und selbst unter den Minoriten ergab sich ein neues Schisma. Da finden sich geistliche, verfeinerte und conventionelle Brüder. Den Feinen schien der Besitz von Keller und Speicher unverträglich mit der Regel des h. Franziscus. Dem gesellte sich die noch wesentlichere Frage, ob das Tuch, womit der Bruder bekleidet, ob das Brod, so er esse, sein Eigenthum. Papst Johannes XXII entschied die Frage bejahend; die Minoriten bestanden auf nein. Der Papst excommunicirte die Trotzköpfe, ließ ihren deputirten Sachwalter, den P. Bonagratia, den Patriarchen der Nominalen, und den Ordensgeneral, Michael von Cesena einsperren; aber die blieben unbewegt, auch in der über sie verhängten Absetzung, und behaupteten nach wie vor, daß das ihnen gereichte Brod, daß die Kutte ihr Eigenthum nicht sei.

Ein anderer Streit, ohne den Orden in seiner Einheit zu betreffen, veranlaßte in demselben lebhafte Aufregung. Der P. Provincial ließ zu Paris in dem Minoritenkloster, wo so viele Reisende einzukehren pflegten, denen zu Vortheil einen Stall anlegen. Das mißbilligten Viele, wie schon der h. Bonaventura gethan zu haben scheint in seiner Klage: „Wir wollen bauen, wir begnügen uns nicht mehr mit den bescheidenen armseligen Wohnungen, welche durch die Regel vorgeschrieben. Aller Welt fallen wir zur Last, und wird es damit künftig weitergehen, wenn wir in der gleichen Weise fortfahren.“ Des baulustigen Provincials Vorhaben wurde von den im Kloster sich aufhaltenden auswärtigen Religiosen höchlich mißbilligt, als ein offener Bruch der Regel. Dagegen behaupteten die französischen Mönche, der Provincial habe vollkommen Recht, einen Stall zu wollen. Die Streitfrage entzündete alle Köpfe; zu Thätlichkeiten sollen zuerst die Fremden geschritten sein mit dem Ruf: „Tod allen Franzosen!“ die wehrten sich jedoch bestens, daß zu Aufruhr gerieth das ganze Stadtviertel von St. Germain. Bewaffnetes Volk eilte herbei, die Wüthenden zu entwaffnen, der Succurs fand aber verrammelte

Thüren. Die mußten eingestoßen werden, fort wüthete das Gefecht, so mehren Anführern das Leben kostete. Am Ende siegte jedoch die Uebermacht, erobert war das Kloster, nachdem die entschlossensten seiner Vertheidiger Mittel gefunden hatten, sich über die Mauer zu retten. Vierzehn Mönche wurden in dem Graben ergriffen; fünfen doch gelang die Flucht. Zwanzig andere wurden hin und wieder in den Conventsgebäuden aufgelesen. Alle zusammen mußten nach dem Gefängniß wandern und hatten einen Criminalproceß zu bestehen.

Das überaus Großartige und Schöne des Innern der Minoritenkirche, die übrigens im Aeußern, genau der Regel sich fügend, jedes Schmuckes und selbst des schon längst gewünschten Thurms entbehrte, ist ein beachtenswerthes Monument neugothischen Styls. Von den Klostergebäuden, von den weiten Gängen tragt man sich mit vielen wunderbaren und schauerlichen Sagen. Nicht einzig auf dem Festhalten an der Regel beruhte der Ruhm des Hauses, auch Gelehrte von Ruf haben sich jederzeit darin befunden, wenngleich die lateinische Schule nach Einführung der Jesuiten 1718 einging. Noch in den letzten Zeiten konnte das Kloster der Universität Lehrer von Belang, Philipp Hedderich, Odenkirchen und neben diesen Professoren Doctoren, wie man sie hier nannte, Anton Curten, Theodosius Henrici, Marcellin Hoitmar, abgeben. Nach Aufhebung der Klöster 1802 standen die von den Minoriten verlassenen Räume leer, bis nach Abtragung der alten Hauptpfarrkirche zu St. Remigius ihr Namen mit allen damit verbundenen Vorzügen auf die Minoritenkirche überging. Auch das Altarbild von Spielberg, den h. Remigius vorstellend, wie er dem Frankenkönig Chlodwig das Sacrament der Taufe spendet, wurde in die neue St. Remikirche gebracht. Sie besitzt außerdem ein neueres Bild von Ittenbach, Maria die Himmelskönigin, und eine vorzügliche Orgel. Die alte Kirche mit ihrem großen Thurm war im Laufe der Zeiten sehr baufällig geworden, hatte besonders viel vom Feuer gelitten und mußte daher im J. 1653 auf städtische Kosten ausgebessert werden. Aber der Thurm, obgleich die Stadtwache darauf hausete, blieb dem Verfall überlassen und wurde den 10. Mai 1801 vom Blitz ge-

troffen. Es galt dieser Stral als das Todesurtheil für die Kirche; die Thurmwache wurde auf die Jesuitenkirche gebracht und das Areal der abgetragenen Kirche in den Remigius- oder Römerplatz verwandelt.

Die Universität von 1786.

Jesuiten, von Cöln ausgehend, hatten sich im letzten Decennium des 16. Jahrhunderts zu Bonn niedergelassen. Kirche und Collegium erlagen aber dem allgemeinen Greuel der Verwüstung. Behufs ihrer Wiederherstellung widmete Kurfürst Maximilian Heinrich ein Capital von 50,000 Rthlr., und die dankbaren Väter erbauten die stattliche Kirche mit den zwei Thürmen und der gegen die Bonngasse gerichteten reichen Façade, von 1690 an. Im J. 1717 wurde diese Kirche von Kurfürst Joseph Clemens geweihet. „Wie einzelne Unfälle dem Wohl des Ganzen nicht selten wesentliche Dienste leisten," mit diesen Worten hebt an die Druckschrift: Entstehung und Einweihungsgeschichte der Kurcölnischen Universität zu Bonn unter der glorreichen Regierung Maximilian Franzens von Gottes Gnaden Erzbischofs zu Köln rc. im Jahr 1786, den 20ten November und folgende Tage, „so war die Aufhebung des Jesuitenordens die erste Gelegenheit, in unserer Residenzstadt eine Akademie zu errichten und durch sie reineres Licht über die Wissenschaften im Erzstifte Cöln zu verbreiten. Die Unterdrückungsbulle jener Gesellschaft, welche Papst Clemens XIV im Jahre 1773 den 21. Julius zu Rom ausfertigte, ward erst den 16. August 1774 den Gliedern des hiesigen Collegiums verkündiget. Se. Kurfürstl. Gnaden Max Friederich hochseligen Andenkens wollten die erledigten Güter des erloschenen Ordens zur allgemeinen Wohlfart des Vaterlandes, zur Aufnahme der Studien verwendet wissen und stellten daher gleich im folgenden Monat etliche Lehrer aus allen Facultäten am hiesigen Gymnasium an. Im Jahre 1777 geschah der Vergleich mit der Stadt Cöln wegen der Güter des dasigen Jesuitercollegiums, und da

hiedurch der Fonds unsers Gymnasiums vermehrt ward, stifteten Sie im nämlichen Jahre in der Residenzstadt Bonn eine Akademie. Durch Beiträge der Klöster im Erzstifte unterstützet, vermehrten Sie im Jahre 1783 die Zahl der öffentlichen Lehrer und wohnten ihrer feierlichen Einführung am 11. Nov. in höchster Person bei. Da nun in der neu angelegten Akademie bereits alle Wissenschaften von tauglichen Lehrern gegeben wurden, die man auf andern Reichsuniversitäten lehret, wurden Sie bewogen, den 13. Merz 1784 bei Seiner Kaiserl. Majestät um ein Universitätsdiplom anzusuchen. Joseph II, dessen Menschenliebe und Weisheit Welttheile anstaunen, willigte gern in die Wünsche unsers gnädigsten Kurfürsten und ließ ihm den 7. April n. J. dasselbe ausfertigen.

„Die Wünsche unsers deutschen Restors waren nun erfüllet, und er sah mit freudiger Sehnsucht dem Tage der Einweihung seiner neuen Universität entgegen, als das unerbittliche Schicksal ihn, den guten Hirten, den geliebten Fürsten, der Kirche und dem Staate im nämlichen Aprilmonate entriß. Unsere Akademie trauerte mit dem Vaterlande an der Todtenbahre ihres Stifters und folgte seiner Leiche zu einer Zeit, die für Jubeltage der vaterländischen Musen bestimmt war. Allein muthlos trauerten wir nicht. Wir wußten, daß Max Franzen, den die unsterbliche Kaiserin Theresia der Cölnischen Kirche zum Nachfolger im Bisthum geschenket hatte, der nämliche Fürstengeist, Wissenschaften und Künste zu schützen, angeboren sei; wir waren zum voraus überzeugt, daß Er die Gnade Seines Bruders Josephs II nicht ohne Wirkung und die weisen Anstalten Seines Kurvorfahrers Max Friederichs nicht unvollendet lassen könne. Nur erlaubten es die Menge dringenderer Geschäfte und die reife Ueberlegung, mit welcher Se. Kurfürstliche Durchl. Schritte von Wichtigkeit thun, noch nicht, gleich beim Antritte der glorreichen Regierung die feierliche Einweihung der neu gepflanzten Universität vorzunehmen.

„Der 22. August 1786 war endlich der glückliche Tag, an dem Se. Kurfürstl. Durchl. folgendes gnädigste Rescript an unsern würdigsten Curator, Franz Wilhelm Freiherrn Spiegel zum De-

fenberg, kurfürstl. geheimen Extra-Conferenzial-Regierungsrath, Hofkammer-Präsidenten, Capitularn der Domkirchen zu Hildesheim und Münster, ergehen ließen: „„Maximilian Franz, von Gottes Gnaden Erzbischof und Kurfürst zu Cöln ꝛc. Würdig-Wohlgeborner lieber Andächtiger! Wir laßen Uns gnädigst gefallen, daß die hiesige Akademie an dem künftigen Allerheiligen Tag als eine Universität feierlichst bekannt gemacht werde. Wie und auf welche Art dieses zu veranstalten seye, darüber hat Uns Unser Akademie-Rath umständlich zu berichten und dabei dasjenige einzusenden, was bei den diesfallsigen vorläufig zu machenden Einrichtungen sowohl als in Ansehung der Feierlichkeit selbst zu bewerkstelligen ist. Wir sind diese gnädigst gewärtig, und unverhalten euch solches auf euren Uns dieserhalben gethanen Vortrag hiemit, um dafür zu sorgen, daß Uns sowohl eine Universitäts-Polizey-Einrichtung, als auch diejenige wirksame Mittel, wodurch die Universität zum Besten des Staats und der Religion aufrecht erhalten werde, zu Unserer Einsicht und gnädigster Anordnung in Zeiten vorgelegt werden. Sind euch übrigens mit Gnaden wohlgewogen. Bonn, den 22. August 1786. Max. Franz Kurfürst mpp. Vdt. J. Ch. J. Freiherr von Waldenfels.““

„Der höchsten Entschließung zu Folge waren Se. Excellenz nun besorget, zur Feierlichkeit, die bis zum 20. Nov. verschoben ward, das Nöthige anzuordnen, und ließen die Nachricht davon in die öffentliche Zeitungen unter nachstehenden Worten einrücken: „„Aus der Ueberzeugung, daß die Wohlfart eines Landes von dem Grade seiner Aufklärung abhängt, haben Se. Kurfürstliche Durchl. zu Cöln, unser gnädigster Herr, nicht allein dem hiesigen Gymnasium eine seinem Zwecke angemessene Richtung gegeben und nebstdem eine Normalschule zum Unterricht der Schulmeister errichtet, sondern Sie sind auch bewogen worden, die dahier im Jahre 1777 errichtete Akademie vermittelst eines kaiserl. Diploms zu einer Universität zu erheben und deren feierliche Einführung auf den 20. folgenden Monats festzusetzen. Höchstdieselbe haben hiebei gnädigst zu erklären geruhet, daß Sie sowohl in Besetzung der geistlichen als weltlichen Bedienungen vorzüglich auf diejenige

Ihrer Unterthanen, welche auf hiesiger Universität durch ihren Fleiß und gute Aufführung sich auszeichnen würden, Rücksicht nehmen wollten. So sehr diese gnädigste Aeußerung zur Vervollkommnung der unter den Augen des Fürsten zu leitenden Bildung für die Landeseingeborne beitragen wird, so gewiß können auch die Ausländer, welche hiesige Universität besuchen, überzeugt seyn, daß man's sich besonders angelegen sein läßt, solche Einrichtungen zu machen, wodurch ihre Absicht befördert und völlig erreichet wird. Bonn, den 6. October 1786. Von Universitäts wegen: R. J. Esser, Syndicus.““

Auch schickte man an auswärtige Universitäten ein Ankündigungsschreiben, welches in der verbindlichsten Weise beantwortet wurde aus Altorf, Bamberg, Breslau, Dillingen, Duisburg, Erlangen, Frankfurt, Freiburg, Fulda, Halle, Heidelberg, Jena, Ingolstadt, Innsbruck, Köln, Königsberg, Leipzig, Leiden, Löwen, Mainz, Marburg, Münster, Paderborn, Rinteln, Rostock, Salzburg, Straßburg, Stuttgart, Trier, Tübingen, Würzburg, Wittenberg.

„Die Namen der Herren Deputirten von auswärtigen Universitäten waren also: von Bamberg: Johann Schott, wirklicher geistlicher Rath, des Kirchenrechts ordentlicher öffentlicher Lehrer und Stiftsherr zum h. Jacob; von Heidelberg: Georg Joseph Wedekind und Friedrich Zentner, beide kurpfälzische Regierungsräthe, ordentliche öffentliche Lehrer der Rechte und der Theodorpfälzischen Akademie der Wissenschaften Mitglieder; von Mainz: Johann Jung, kurmainzischer und kurpfälzischer geistlicher Rath, Lehrer der Kirchengeschichte, der theologischen und historisch-statistischen Facultät Beisitzer, Stiftsherr zum h. Stephan und der Theodor-pfälzischen Akademie der Wissenschaften Mitglied, dann Johann Georg Hoof, kurmainzischer Hofrath, der Universalhistorie öffentlicher ordentlicher Lehrer, der historisch-statistischen Facultät Beisitzer und zeitlicher Dechant; von Münster: Clemens Becker, der Kirchengeschichte öffentlicher ordentlicher Lehrer und Präses der theologischen Facultät, Anton Sprickmann, des Staatsrechts öffentl. ordentlicher Lehrer, Kaspar Zumkley, öffentl. ordentlicher Lehrer der Mathematik, Director der philosophischen Facultät

und der untern Classen; von Trier: Johann Baptist Helbron, kurfürstl. Trierischer und hochfürstl. Deutschmeist. Hofrath, der juristischen Praxis und des Trierischen statutarischen Rechts ord. öffentl. Lehrer und Dechant der juridischen Facultät, Joseph Ignaz Dörner, kurtrierischer Hofrath, ord. öffentl. Lehrer der Arzneikunde und Oberphysicus der Trierischen Lande, Johann Jacob Haan, königl. französischer Rath, der practischen Philosophie öffentl. ord. Lehrer, der Schulcommission und der philosophischen Facultät Beisitzer; von Würzburg: Franz Oberthür, der Gottesgelehrtheit und beider Rechte Doctor, hochfürstl. Würzburgischer geistlicher, Vicariats- und Consistorialrath und öffentl. ord. Lehrer der Dogmatik.

„Zu zeigen, wie sehr sie die weisesten Anordnungen ihres durchlauchtigsten Fürsten verehren, schickten auch die hochlöblichen Landstände folgende Deputirten: vom hochwürdigen Domcapitel: Meinrad Anton Eusebius Graf zu Königsegg-Aulendorf und Stauffen, der hohen Erzdomkirche Capitular und erster Diaconus und Domcapitular zu Straßburg, Gerard Joseph von Herresdorf, beider Rechte Doctor, der hohen Erzdomkirche Capitular und Dechant des Stifts St. Severin in Cöln, mit ihrem Syndicus Vollich, kurf. Hofrath; vom Grafenstande: Hörster, kurf. geheimer und Oberappellationsgerichtsrath, als Deputirter Sr. Durchl. Ludwig Engelbert Herzogs von Aremberg, des H. R. R. Fürsten rc., Zedlitz, kurf. Geheim- und Oberappellationsgerichtsrath, als Deputirter der alten Reichsgrafen von Salm-Reifferscheid und Dyck, mit ihrem Syndicus Pelzer, kurfürstl. Geheimrath; vom Ritterstande: Ignaz Graf von Wolff-Metternich zu Burgau und Gracht, kurf. Conferenzminister, Präsident des Oberappellationsgerichts und Amtmann zu Lechenich, Clemens August Freiherr von Weichs zu Rösberg, kurf. Geheimrath, Obristjägermeister und Amtmann zu Bonn und Zeltingen, Clemens August Freiherr von Lombeck-Gudenau, kurf. Geheimrath, Oberküchenmeister und Amtmann zu Mehlem, Godesberg und Rheinberg, Ferdinand Freiherr von Weichs zu Rösberg, der hohen Domkirche zu Osnabrück Capitular und Propst des Archidiaconalstifts zu Bonn, mit ihrem Syndicus von Gruben, kurf.

Geheim- und Hofrath; von erzstiftischen Städten: Amtsverwalter und Bürgermeister Wolf von Andernach, Bürgermeister Holter von Neuß, Rathsverwandter Rospatt von Bonn, Bürgermeister Fechemer von Ahrweiler, Bürgermeister Rödder von Linz, Bürgermeister Reimann von Kempen, mit ihrem Syndicus Dierath, kurf. Geheim- und Oberappellationsgerichtsrath; vom Herzogthum Westfalen: Clemens August Freiherr von Weichs zur Wenne, kurf. Geheimrath, Landdrost des Herzogthums Westfalen, Drost zu Melschede, Eslohe und Rheiste, Friedrich Ernest Freiherr von Spiegel zum Desenberg und Kanstein, kurf. Geheimrath, des hohen Deutschordens Ritter und Comthur, Friedrich Nicolaus Günther Freiherr von Sieberg zu Sümmern, kurf. Kämmerer, und die beiden kurf. Hofräthe Arnds und Biscopink; von der Grafschaft Vest: Friedrich Ludolf Anton Freiherr von Westerholt-Giesenberg, kurf. Geheimrath und Münsterischer Obriststallmeister, Friedrich Christoph Freiherr von Hamm zu Hamm, kurf. Geheim- und Hofrath, mit ihrem Syndicus Jungeblodt, kurf. Hofrath.

„Der Rath und die Bürgerschaft hiesiger Residenz zeichneten sich besonders aus durch Errichtung einer prächtigen Ehrenpforte, wovon wir die Beschreibung hier einrücken. Die auf dem Markte zwischen der Behausung des Herrn Hofkammerraths Breuer und jener der Erben Rogari errichtete Ehrenpforte besteht aus einem Haupt- und zwei Nebenportalen. Die Länge derselben ist 85, die Höhe bis zur Gallerie, welche für die Musikanten bestimmt ist, 37, und bis zur mittlern Spitze 70 Schuhe. Die Säulen sind römischer Ordnung. Oberhalb dem mittlern Portal, dem Rathhause gegenüber, erscheint in der Spitze ein Triumphwagen, welcher von vier Pferden gezogen wird, wovon eines den Pegasus vorstellt. Die Pferde werden geführt von der Minerva und dem Apoll. Im Wagen sitzt ein Genius, welcher den Namenszug Sr. Kurf. Durchl. zeigt. Fama hält über diesen Namenszug einen Lorberkranz. Den Wagen begleiten die Religion und die Gerechtigkeit. Unterhalb diesem Sinnbilde sieht man das kurf. Wappen, um welches die Geschichte und die Dichtkunst einen Kranz gewunden haben, mit der Inschrift:

HIC. AMES. DICI. PATER. ATQVE. PRINCEPS.
Horat. Carm. Lib. 1. Od. 2.

„Zur linken Seite des Wappens steht die Philosophie, zur rechten die Medizin. An der untern Seite des Portals zeigt sich zur Rechten ein Genius, welcher an der einen Hand einen Jüngling führt und mit der andern in die Höhe zeigt, an der andern Seite die Göttin der Glückseligkeit mit dem Füllhorn. Oberhalb dieser beiden Statuen sind zwey Sinnbilder angebracht, wovon das eine das personificirte Vaterland vor einem Opferaltar mit gegen Himmel gewandten Augen darstellt. Darüber steht folgende Inschrift:

PIIS. ANNVE. NVMEN. PATRIÆ. VOTIS.

Zur Linken befindet sich, gleichfalls in betender Stellung, die personificirte Stadt, mit der Inschrift:

FAVETE. SVPERI. CIVIVM. PRECIBVS.

Oberhalb dem rechten Nebenportal liest man folgende Inschrift:

DEM. BESTEN. DER. FÜRSTEN.
MAXIMILIAN. FRANZEN.
VON. OESTREICH.
DEM. HERRSCHER. MIT. WEISHEIT.
DEM. FREUNDE.
DEM. KENNER. UND. BEFÖRDERER.
DER. KÜNSTE. UND. WISSENSCHAFTEN.
DEM. BELOHNER.
DES. ANERKANNTEN. VERDIENSTES.
DER. AN. DIESEM. UNVERGESSLICHEN. TAGE.
ZUM. WOHL. VON. TAUSENDEN.
DIE. SIND.
VON. MILLIONEN.
DIE. SEYN. WERDEN.
DER. AUFKLÄRUNG.
EIN. NEUES. DENKMAL. STIFTET.
DANK. IHM. UND. SEGEN.
VON. JEDEM. PATRIOTEN.

Oberhalb dem linken Nebenportal folgende:

DEM. VATER. DES. VATERLANDES.

DER. DURCH. ERSTLICHE. ERÖFFNUNG.
DES. DER. WEISHEIT. GEHEILIGTEN. TEMPELS.
SEINEN. KINDERN.
DIE. BLÜHENDSTE. AUSSICHT.
SCHÖNER. HOFFNUNGEN. GEÖFFNET.
DER. IM. ZEITGENOSS.
DAS. LICHT. HELLER. TAGE.
DEM. SPÄTERN. ENKEL. ENTZÜNDET.
UND. ÜBER. STADT. UND. LAND.
SEINES. WOHLTHUNS. SEGEN. VERBREITET.
HEIL. IHM.
DEM. VIELGELIEBTEN.
IHM. LODERE.
DIES. DANK. UND. LIEBESOPFER.
DES. RATHS. UND. DER. BÜRGERSCHAFT.
ZU. BONN.

„Die Bauart der Pforte nach der Pisternenstraße zu ist die nämliche wie die itzt beschriebene; nur sind die Statuen, Sinnbilder und Inschriften auf folgende Weise verändert: oberhalb dem mittlern Portal stehen vier Statuen, welche die Sr. Kurf. Durchl. eigenthümlichen Tugenden vorstellen, als nämlich die Vorsichtigkeit, Thätigkeit, Starkmüthigkeit und Menschenliebe; unterhalb dieser Statuen sitzt in der Mitte die Glückseligkeit, das Oestreichische Wappen haltend, mit der Inschrift:

IO. TRIVMPHE. CIVITAS. OMNIS.
Horat. Carm. Lib. 4. Od. 2.

Von den hierneben befindlichen Sinnbildern stellt eins vor die entlarvte Heuchelei, das andere die belohnte Tugend. Unten an den Seiten der beiden Nebenportale stehen zwo Statuen, die eine den Handel, die andere die Gewerbsamkeit vorstellend. Oberhalb der ersten befindet sich die Stadt Bonn im Prospect, mit der Inschrift:

INDVSTRIIS. CIVICIS. AVGVRAT. PROSPERA.

Oberhalb der andern das Land im Prospect mit der aufgehenden Sonne und der Inschrift:

CLARIOR. AFFVLGET. PATRIÆ. DIES.

Oberhalb dem rechten Nebenportal liest man die Inschrift:

AUF. JÜNGLING. FREUDIG. HINAN. ZUM. TEMPEL. DER. MUSEN.
DURCH. MAXEN. DIR. HEUTE. GEÖFFNET.
DORT. BEUT. DIR. MINERVA. DEN. LORBER.
HINAN. VERDIEN. IHN. UND. KEHRE. MIT. WEISHEIT. ZURÜCKE.

Oberhalb dem linken Nebenportal folgende:

DANKT. IHM. UND. JUBELT. DEM. BESTEN. DER. FÜRSTEN. IHR. BÜRGER.
DER. HEUT. EUCH. EIN. BLEIBENDES. DENKMAL.
WOHLTHÄTIGER. LIEBE. GESTIFTET.
FREUT. EUCH. MIT. KINDLICHER. FREUDE. DES. SEGENS.
VOM. BESTEN. DER. VÄTER.

„Die Namen der würdigen Männer, welche unserm besten, von jedem Bürger geliebten Fürsten, als wahrem Beförderer der Künste und Wissenschaften, aus Dankbarkeit dies Denkmal errichteten, sind: Kurfürstliche Scheffen-Bürgermeister: die Hofkammerräthe Kaufmann und Müller; städtische Bürgermeister: Rozzoli und Hofkammerrath Fonson; die Rathsverwandten Kräz, Rospatt, Bauchmüller, Clewer, Riz, Pick, Becker, Wassermeyer, Ruland, Bertrams, Boosfeld; der Stadtsecretarius Ordenbach. Die Erfindung der Bauart des Triumphbogens ist von Herrn Sandfort, Artillerie-Lieutenant und Professor der Mathematik, unter dessen Aufsicht er auch errichtet wurde. Die Inschriften aber sind von Herrn Canonicus Lomberg, Professor des Staatsrechts. Beide erhielten vom wohllöblichen Stadtrath ansehnliche Geschenke.

„Unter glänzenden Vorbereitungen nahete nun der erwünschte Festtag heran, und Sonntags den 19. Nov., als am Vorabend, ward er durch Läutung aller Glocken von Abends 6 bis halb 7 Uhr angekündiget. Die Akademiker zogen unterdessen mit türkischer Musik und unter dem Schein der Fackeln nach der kurfürstl. Residenz, um Se. Durchl. zur morgigen Feierlichkeit einzuladen. Ein Gleiches geschah den hiehergekommenen Herrschaften, den fremden und hiesigen Professoren durch eine harmonische Nachtmusik vor ihren Wohnungen. Montags den 20. versammelte sich der ganze Hofstaat, die landständischen Deputirten, die Professoren und Dicasterien vor 9 Uhr in den gewöhnlichen kurfürstlichen Vorzimmern. Um 9 Uhr geruheten Se. Kurf. Durchl., unter Vortretung Ihres Hofstaats, sich in den Thurmsaal der Residenz

zu begeben und allda unter dem aufgerichteten Thron sich nieder-
zulassen. Zur Rechten des Thrones stellten sich die landständi-
schen Deputirten, zur Linken der Hofstaat und die Dicasterien,
vor denselben die fremden und hiesigen Universitätsglieder. Se.
Kurf. Durchl. hielten hier mit jener Höchstihnen eigenen Majestät
eine Anrede, unter welcher alle Gegenwärtige für den großen
Fürsten, den sorgenden Landesvater, den Kenner und Beförderer
der Wissenschaften, mit Staunen, Liebe und Verehrung erfüllt
wurden. Auf gnädigste Erlaubniß rücken wir die ganze Rede
wörtlich ein:

„„Dem Zutrauen meines Vorfahrers würde ich wenig ent-
sprochen haben, wenn dessen letzte Handlung, die Begründung
der bönnschen Universität, unvollendet geblieben wäre. Daher
habe ich Sie hieher geladen, nicht um Jubelferien mehrhundert-
jährig-blühender hohen Schulen zu begehen, sondern um die
Pathenstelle bei einer neuentstehenden zu vertreten. Die Erfül-
lung dieser Pflicht ist mir desto angenehmer, als ich bei Beför-
derung der Landesglückseligkeit Gelegenheit erhalte, die Dank-
barkeit gegen meinen Wohlthäter öffentlich zu zeigen. Die Er-
fahrung einer mehr dann zwanzigjährigen Regierung hatte Max
Friederichen von dem betrübten Zustande des erzstiftschen Studien-
wesens überzeuget; allein der Mangel an hierzu nöthigen Mit-
teln würde seine so heilsame Absichten noch lange verzögert haben,
wenn nicht die Klöster des Erzstifts die Wünsche ihres Oberhirten
mit patriotischem Eifer unterstützet hätten. Er würde mir diese
feierliche Einführung nie überlassen haben, wenn nicht ein zu
früher Tod ihn uns in eben der Zeit entrissen hätte, als er das
kaiserliche Diplom erhielt. Unerachtet dieser Universität noch in
ihrem Entstehen viele Hülfsmittel älterer hohen Schulen gebrechen
müßen, so schmeichle ich mir doch, daß sie der Nützlichkeit wegen
mit andern wetteifern möge. Und dies soll die Hauptabsicht
ihrer Lehrer seyn. Dahero werdet ihr, denen die so wichtigen
göttlichen Wissenschaften anvertrauet sind, keine Mühe sparen,
tüchtige Theologen, nicht Grübler, sondern gründlich Denkende,
nicht Neuerungssüchtige, sondern Gläubige, nicht Heuchler, son-
dern Ueberzeugte, nicht Verfolger, sondern Belehrer, nicht stolze,

sondern sanftmüthige, nicht träge, sondern emsige, mit thätiger Nächstenliebe beseelte Geistliche zu bilden. Ihr Rechtslehrer müßet euch bestreben, durch wahre Beibringung der Sinne und des Zweckes der Gesetzgebung, gute Rechtsgelehrten zu bilden, sofort den Candidaten den Stand eines Rechtsfreundes, eines Richters und dessen verschiedene Pflichten recht begreiflich zu machen, damit sie erkennen, wie wichtig, wie nützlich solche Aemter seyen, und wie sie sich dereinst beeifern sollen, ihnen die unparteilichste, die schleunigste Justiz zu verschaffen. Und ihr, die ihr euch die Heilkunde des Menschen zur Beschäftigung machet, suchet die Natur des Menschen und ihre Heilmittel ganz zu ergründen; denn nur durch die Kenntniß desselben werdet ihr gute Land- und Wundärzte bilden können. Sehet zurück zu eurer Aneiferung auf die große Zahl Menschen, die eurer Hülfe bedarf, und wie viele unglückliche Wittwen und Waisen der Mangel an derlei geschickten Leuten hervorgebracht hat. Laßt in dem Herzen eurer Schüler das Gefühl des Wohlthuns und der Nächstenliebe entstehen, welches allein fähig ist, sie wahrhaft glücklich zu machen. Was soll ich zu euch sagen, ihr Weltweisen, die ihr den Menschen mit sich selbst bekannt machet und zu allen andern Kenntnissen vorbereitet. Ihr habet die Jünglinge unter euren Händen gerade in der Zeit, wo sich ihre Talente am meisten entwickeln. Ihr lehret sie denken; dies ist das Entscheidende des Menschen. Sie gottesfürchtig, edel, gehorsam, tugendhaft, redlich und für den Nächsten gefühlvoll denken lehren, sey eure erste Pflicht. Dem Menschen seine selbstige Seelenkraft, sein Verhältniß mit andern, seine Schuldigkeiten und die Wege zum wahren dauerhaften Vergnügen kennen zu machen, ihn endlich zu lehren, wie er seine Gedanken ordnen und dahero bestimmt und überweisend ausdrücken soll, sey euer Lieblingsgeschäft. Dann werdet ihr die Jünglinge denken, ihr werdet sie nachforschen, ihr werdet sie richtig schließen gelehrt haben, wodurch der Mensch vorgebildet und befähiget wird, sich und seines Nebenmenschen Seele, Körper und Vermögen zu erhalten und gegen die verschiedenen in diesem Leben vorfallenden Angriffe zu schützen. Ihr seyd alle Glieder eines Körpers dieser hohen Schule und müßt euch also stets mit vereinigten Kräften

zum allgemeinen Zweck der Beförderung der menschlichen Glückseligkeit verwenden. Nur der das wahre Gute erkennet, kann Mittel, selbes zu erlangen, ergreifen, jener Mensch wird glücklich, der sonst, voll Unwissenheit, das göttliche und sein eigenes Wesen mißkennend, von falschen Begierden umhergetrieben, den Weg seines Glücks immer mehr und mehr verfehlet, in dieser Welt mit unruhigem Gemüthe lebt und sich ein schreckliches Gericht der Ewigkeit zubereitet, der seine oder Anderer Gesundheit zu Grunde richtet, oder sich und die Seinigen durch eitele Proceßsucht an den Bettelstab bringet. Dies sind die traurigen Folgen der Unwissenheit, welchen durch gründliche Belehrung vorzubeugen eure Pflicht seyn soll. In dem festesten Zutrauen, daß ihr diesen Gesichtspunkt nie verlassen werdet, übergebe ich Ihnen, als von mir ausersehenem Curator, das kaiserliche Diplom und die der hohen Schule zugesicherten Privilegien. Joseph, der die Menschen und den Nutzen der Aufklärung zu schätzen weiß, gab sie euch in der Zuversicht, daß ihr seinen hohen Absichten entsprechen werdet. Empfangen Sie von mir die Universitäts-Insignien; ihr müßet solche nicht als bloße Ehrenzeichen betrachten, sondern als eine Unterscheidung, die euch stets an eure Pflichten, an das, was das Erzstift von euch zu fodern berechtiget ist, erinnere. Ich mißkenne nicht, wie groß die euch aufgebürdete Last sey; darum lasset uns gegen den wenden, der allein diesem neu aufgehenden Werke Licht, Weisheit, Kraft und Nutzbarkeit verschaffen kann; laßt uns hingehen zum Tempel des Herrn und vor dessen Angesicht den Geist des Lichts und der Wahrheit, den Geist aller Weisheit anflehen, daß er diese hohe Schule unter seine Leitung nehmen wolle, damit auf derselben die Offenbarungen seines geheiligten Wortes stets die Grenze des Verstandes, die Grundlage der Sittenlehre geben mögen.""

„Nach geendigter Rede überreichten Se. Kurfürstl. Durchl. unserm gnädigst ernannten Curator das kaiserliche Diplom, die Statuten und die Insignien der Universität. Se. Exc. der Herr Curator, Freiherr Spiegel zum Desenberg, lasen das Diplom vor dem Throne stehend ab und hielten darauf nachstehende Rede: „„Die Fürsten sind zu sehr an das Lob ihrer Diener gewöhnt,

als daß den Weisen unter ihnen nicht auch die Wahrheit, wenn sie den Werth ihrer Handlungen enthält, verdächtig scheinen sollte. Schüchtern würde ich daher vor den Thron Ew. Kurf. Durchl. treten, wenn mich nicht die Handlung selbst, worüber ich im Namen der Universität rede, von der Gefahr, unter die Classe der Schmeichler gesetzt zu werden, befreiete, wenn ich nicht aus unsern vaterländischen Annalen die Beweise für die Nothwendigkeit des Schrittes, wodurch Höchstdieselbe den heutigen Tag feiern, hernehmen könnte. Es sey mir daher erlaubt, in einer gedrängten Erzählung die abwechselnde Schicksale unserer vaterländschen Schulanstalten vorzutragen. Unter Karl dem Großen im J. 783 regierte Hillebald, einer der größten Gelehrten seiner Zeit, die Cölnische Kirche. Er stiftete eine Metropolitanschule zu Cöln und versah sie mit einer auserlesenen Bibliothek. Auch als Deutscher wirkte er durch seine ausgebreiteten Kenntnisse und durch sein Verlangen, die Geistlichen zu bilden, auf die ganze Nation; denn unter ihm ward auf einem Provinzialsynod beschlossen, keine Unwissende zum Pastoralamte zuzulassen, sie sogar vom Priesterthum auszuschließen. Diesem würdigen Oberhaupt der Cölnschen Kirche folgte zum Glück des Staats und der Kirche des Kaisers Bruder Bruno. Unter diesem bildeten sich in der Metropolitanschule zu Cöln jene große Männer, Dietrich Bischof zu Metz, Gerard Bischof zu Toul, Heraclius Bischof zu Lüttich. Bis zum 12. Jahrhundert erhielt sich der Ruf der von Hillebald gestifteten Schule. Nun verdrang aber die durch Peter Lombardus in die Theologie eingeführte Scholastik, diese Kunst, spitzfindig, ohne gründlich zu seyn, die gesunde Vernunft, und alles verfiel in die vorige Unwissenheit. Die Gesetze, welche in solchen Zeiten erlassen worden sind, zeugen am sichersten von der Krankheit des Staatskörpers, dem sie Arznei seyn sollen. Der Erzbischof Konrad befahl seiner Geistlichkeit, sich wenigstens im Lesen zu unterrichten. Von diesem Tage an schweigt unsere Geschichte über Schulanstalten. Denn wo man dergleichen Gesetze erlassen zu müßen unglücklich genug war, durfte wohl an keine Aufklärungsanstalt gedacht werden. Es ward in jener Epoche mit jedem Tage finsterer. Papst Urban VI glaubte in unserer Region Licht

zu verbreiten und stiftete 1388 ohne Mitwirkung des Erzbischofs Dietrich die Universität zu Cöln, und um einen selbstständigen Körper daraus zu machen, nahm er sich das Recht, nach damaliger Sitte, sie aller Gerichtsbarkeit und Aufsicht des Erzbischofs zu entziehen, heraus. Allein dieses gelehrte Institut wirkte wenigstens in jenen Zeiten aufs Ganze nichts. Es blieb Nacht. Dieses erkannte Papst Martin V und schickte den Cardinal Brand (!!!) als Legatus a latere her, um der überall einreißenden Unwissenheit des Cleri Schranken zu setzen. Dieser glaubte dem Uebel durch den Canon abzuhelfen, daß kein Canonicus Sitz und Stimme im Capitel haben, noch zum Genuß der Einkünfte zugelassen werden sollte, wenn er nicht wenigstens Latein reden könnte. Der Erzbischof Hermann VI hielt einen Provinzialsynod und erließ im Jahr 1544 eine Kirchenreformation. Beide Theile handeln vorzüglich über die Bildung der Jugend und der Geistlichkeit. Merkwürdig sind die richtigen Grundsätze, welche er in dem Provinzialsynod über die Bildung der Geistlichen aufstellet. Sie verdienen hier angeführt zu werden. Erstens befahl er, daß sowohl in den Cathedral- als Collegiatkirchen ein Lehrer zum Unterricht der Geistlichkeit angestellet werden und dafür die Einkünfte einer Pfründe genießen sollte. Zweitens empfahl er, die Collatores ordinarios besonders der Pfarreien zu bewegen, daß sie den Universitäten die Befugniß einräumen, ihnen die zur Seelsorge fähigen Männer anzuzeigen, welche dieselbe alsdann allen andern in Verleihung der Pfarreien vorziehen sollten. Dies, setzte er hinzu, wird nicht wenig zur Beförderung der Wissenschaften beitragen. Drittens damit die Geistliche sich mit Eifer auf das theologische Studium legen, sollten sie während den fünf Jahren ihres Unterrichts die Einkünfte ihrer Beneficien ziehen. In seiner Kirchenreformation trug er auf die Verbesserung der höhern und niedern Schulen an, und dem zufolge bestimmte er für die hiesigen Schulen sieben Lehrer. Allein er war seiner Glaubenssätze verdächtig geworden und hatte daher das Glück nicht, die Geistlichkeit von der Nothwendigkeit seiner Vorschläge zu überzeugen; er war vielmehr seiner Kirchenreformation halber beim Pabst und Kaiser verklagt, und ihm ward, bei Strafe der

Privation, dieser Reformation zu entsagen anbefohlen. Da er sich hierdurch in die Unmöglichkeit, seinem Amte mit Nutzen vorzustehen, versetzt fand, entsagte er dem Erzbisthum im 77. Jahre seines Alters. Glücklicher war der Erzbischof Adolf, sein Nachfolger. Die zu Augsburg im Jahr 1548 von Kaiser Karl V erlassene Reformation ward von ihm einem Diöcesansynod vorgelegt, durch den Domcapitels-Secretar verkündet und nachher im Provinzial-Concil 1549 mit verschiedenen das Schulwesen und die Bildung der Geistlichkeit betreffenden Satzungen angenommen und bestätiget. Nun versuchte Adolf auf diesem Concil und durch Mitwirkung seiner Suffraganen der Universität zu Cöln eine zweckmäßige Einrichtung zu geben; es wurden von der 8. bis zur 20. Session Unterhandlungen darüber gehalten: allein damals scheuete die Universität alle Aenderungen, die sie der erzbischöflichen Aufsicht unterwarfen, und sie entzog sich, unter dem Vorwand der Exemtion, dem Erkenntniß des Erzbischofs und des Concils. Jetzt sah man erzbischöflicher Seits die Unmöglichkeit einer zweckmäßigen Einrichtung der Universität ein und also auch ihres guten Einflusses auf die hiesige Diöces. Es ward daher der Geistlichkeit erlaubt, außer der Stadt Cöln zu studiren. Alle Unternehmungen der vorherigen Erzbischöfe, den Unterricht der Jugend durch den Unterricht der Geistlichkeit zu bessern, blieben, wie wir gesehen haben, fruchtlos. Jeder fühlte dennoch die Nothwendigkeit davon. Dieses bewog den Nuntius Frangipani im Jahr 1597, eine Verordnung unter dem Titel: Directorium Disciplinæ Ecclesiasticæ für das hiesige Erzbisthum zu erlassen; er empfahl hiedurch eine bessere Beobachtung der erzbischöflichen Verordnungen. Der Kurfürst Ferdinand erfuhr aber bald darauf, daß die Bestätigung eines päbstlichen Gesandten den erzbischöflichen Gesetzen keine Kraft gibt, wenn diese nicht selbst auf die Befolgung ihrer Gesetze wachen. Er verordnete also auf Mitwirkung des Domcapitels im Jahr 1637 in einem Diöcesansynod, daß die Einkünfte der Bruderschaften der Collegiat- und Pfarrkirchen zur Besoldung der Lehrer gewidmet werden sollten. Er drückt sich in diesen merkwürdigen Worten aus: Nihil enim salubrius fidei, et in nullos alios meliores usus hæc Ecclesia-

rum et Confraternitatum bona converti possunt, quam ut pueri a teneris, fidei rudimentis imbuantur, et cum lacte materno christianam religionem et pietatem imbibant. Nun erreichen wir bald die glückliche Entwickelung, wozu die Keime unter den Regierungen Max Heinrichs und Clemens Augusts gelegt sind. Ersterer nahm den Minoriten die fünf untern Schulen, auf Ansuchen der Jesuiten, und übertrug sie letztern. Clemens August stiftete die Lehrstühle der Philosophie und der Rechtsgelehrtheit. In dieser Lage blieben die Studien bis zur Aufhebung des Jesuitenordens. Diese merkwürdige Epoche für die deutsche Jugend benutzte der hochselige Kurfürst Max Friederich und errichtete im Jahr 1773 die hiesige Akademie. Im Jahr 1784 erhielt derselbe das kaiserliche Diplom zur Errichtung der Universität. Die von mir vorgetragene kurze Geschichte der hiesigen Studien zeigt, wie die Absicht unserer Fürsten, ihr Volk zu bilden, bei allen ihren Bemühungen vereitelt worden ist. Die Mittel, die sie gebrauchten, diese wahre Grundfeste der Wohlfahrt eines Landes zu legen, waren Synodalsatzungen, die zwar von ihren guten Absichten zeugen, allein zur Bildung des Unterthans nichts, ohne andere dazwischen kommende Vorkehrungen, beitragen konnten, Anstalten gehören dazu, die durch eine gute Einrichtung den Fortgang in den Wissenschaften erleichtern, und dieses bewirkt eine mit den untersten Schulen in fortschreitender Verbindung stehende Universität, die gleichfalls eine Entwickelung der in den untern Schulen vorgetragenen Elemente zu seyn scheinet. Eine solche hohe Schule, unter den Augen unseres thätigen, immer nach dem Besten des Ganzen, als seinem einzigen Ziel, strebenden Fürsten, gibt allen Classen von Bürgern unseres Staats eine solche Richtung, die einen unabsehbaren Nutzen auf künftige Generationen verbreiten wird. Ich habe hier zwar schon die Nothwendigkeit und zum Theil die Vortheile, welche die hiesige Universität dem Lande zuziehen wird, gezeigt, es herrscht aber noch zu viel Allgemeinheit in meiner Darstellung. Das Bild des durch unsern Fürsten uns theilhaftig gemachten Glücks würde sehr unvollkommen seyn, und ich würde mir vor dieser ehrwürdigen Versammlung den Vorwurf der Gefühllosigkeit zuziehen,

Privation, dieser Reformation zu entsagen anbefohlen. Da er sich hierdurch in die Unmöglichkeit, seinem Amte mit Nutzen vorzustehen, versetzt fand, entsagte er dem Erzbisthum im 77. Jahre seines Alters. Glücklicher war der Erzbischof Adolf, sein Nachfolger. Die zu Augsburg im Jahr 1548 von Kaiser Karl V erlassene Reformation ward von ihm einem Diöcesansynod vorgelegt, durch den Domcapitels-Secretar verkündet und nachher im Provinzial-Concil 1549 mit verschiedenen das Schulwesen und die Bildung der Geistlichkeit betreffenden Satzungen angenommen und bestätiget. Nun versuchte Adolf auf diesem Concil und durch Mitwirkung seiner Suffraganen der Universität zu Cöln eine zweckmäßige Einrichtung zu geben; es wurden von der 8. bis zur 20. Session Unterhandlungen darüber gehalten: allein damals scheuete die Universität alle Aenderungen, die sie der erzbischöflichen Aufsicht unterwarfen, und sie entzog sich, unter dem Vorwand der Exemtion, dem Erkenntniß des Erzbischofs und des Concils. Jetzt sah man erzbischöflicher Seits die Unmöglichkeit einer zweckmäßigen Einrichtung der Universität ein und also auch ihres guten Einflusses auf die hiesige Diöces. Es ward daher der Geistlichkeit erlaubt, außer der Stadt Cöln zu studiren. Alle Unternehmungen der vorherigen Erzbischöfe, den Unterricht der Jugend durch den Unterricht der Geistlichkeit zu bessern, blieben, wie wir gesehen haben, fruchtlos. Jeder fühlte dennoch die Nothwendigkeit davon. Dieses bewog den Nuntius Frangipani im Jahr 1597, eine Verordnung unter dem Titel: Directorium Disciplinæ Ecclesiasticæ für das hiesige Erzbisthum zu erlassen; er empfahl hiedurch eine bessere Beobachtung der erzbischöflichen Verordnungen. Der Kurfürst Ferdinand erfuhr aber bald darauf, daß die Bestätigung eines päbstlichen Gesandten den erzbischöflichen Gesetzen keine Kraft gibt, wenn diese nicht selbst auf die Befolgung ihrer Gesetze wachen. Er verordnete also auf Mitwirkung des Domcapitels im Jahr 1637 in einem Diöcesansynod, daß die Einkünfte der Bruderschaften der Collegiat- und Pfarrkirchen zur Besoldung der Lehrer gewidmet werden sollten. Er drückt sich in diesen merkwürdigen Worten aus: Nihil enim salubrius fidei, et in nullos alios meliores usus hæc Ecclesia-

rum et Confraternitatum bona converti possunt, quam ut pueri a teneris, fidei rudimentis imbuantur, et cum lacte materno christianam religionem et pietatem imbibant. Nun erreichen wir bald die glückliche Entwickelung, wozu die Keime unter den Regierungen Max Heinrichs und Clemens Augusts gelegt sind. Ersterer nahm den Minoriten die fünf untern Schulen, auf Ansuchen der Jesuiten, und übertrug sie letztern. Clemens August stiftete die Lehrstühle der Philosophie und der Rechtsgelehrtheit. In dieser Lage blieben die Studien bis zur Aufhebung des Jesuitenordens. Diese merkwürdige Epoche für die deutsche Jugend benutzte der hochselige Kurfürst Max Friederich und errichtete im Jahr 1773 die hiesige Akademie. Im Jahr 1784 erhielt derselbe das kaiserliche Diplom zur Errichtung der Universität. Die von mir vorgetragene kurze Geschichte der hiesigen Studien zeigt, wie die Absicht unserer Fürsten, ihr Volk zu bilden, bei allen ihren Bemühungen vereitelt worden ist. Die Mittel, die sie gebrauchten, diese wahre Grundfeste der Wohlfahrt eines Landes zu legen, waren Synodalsatzungen, die zwar von ihren guten Absichten zeugen, allein zur Bildung des Unterthans nichts, ohne andere dazwischen kommende Vorkehrungen, beitragen konnten. Anstalten gehören dazu, die durch eine gute Einrichtung den Fortgang in den Wissenschaften erleichtern, und dieses bewirkt eine mit den untersten Schulen in fortschreitender Verbindung stehende Universität, die gleichfalls eine Entwickelung der in den untern Schulen vorgetragenen Elemente zu seyn scheinet. Eine solche hohe Schule, unter den Augen unseres thätigen, immer nach dem Besten des Ganzen, als seinem einzigen Ziel, strebenden Fürsten, gibt allen Classen von Bürgern unseres Staats eine solche Richtung, die einen unabsehbaren Nutzen auf künftige Generationen verbreiten wird. Ich habe hier zwar schon die Nothwendigkeit und zum Theil die Vortheile, welche die hiesige Universität dem Lande zuziehen wird, gezeigt, es herrscht aber noch zu viel Allgemeinheit in meiner Darstellung. Das Bild des durch unsern Fürsten uns theilhaftig gemachten Glücks würde sehr unvollkommen seyn, und ich würde mir vor dieser ehrwürdigen Versammlung den Vorwurf der Gefühllosigkeit zuziehen,

wenn ich sie nicht mit den Vortheilen, die bloßerdings in Beziehung auf unsere Lage und Verfassung des Landes aus der Einrichtung hiesiger Universität entstehen, bekannt machte. Der Himmel hat uns unter allen Völkern Deutschlands vorzüglich beschenkt. Die Natur ist in den Abwechslungen ihrer Producten sowohl als in deren Werth gegen uns gleichfalls verschwenderisch gewesen. Nutzen werden uns diese Reichthümer nichts, nie können sie unter unsern Händen gedeihen, werden uns nie zu dem Grade der Wohlfahrt führen, dessen wir fähig sind, wenn wir sie nach ihrer Bestimmung zu gebrauchen nicht gelehrt werden, wenn sich nicht von den höhern bis auf die unterste Classe der Staatseinwohner der Satz zur Evidenz verbreitet und die Wahrheit davon gefühlt wird, daß der Zweck des Allerhöchsten die Vervollkommnung unserer, und alles was uns hienieden umgibt, ist, daß die Absicht des Allerhöchsten nie erreichet wird, wenn wir von dem bisherigen Gebrauche der Dinge auf die Unmöglichkeit eines verbesserten Gebrauchs schließen. Von den Reichthümern unseres Landes komme ich zu den Vorzügen unserer Verfassung, die unsere Väter durch ihre Klugheit erworben und durch eine gelinde Regierungsform erhalten haben. Die Landstände sind die Organe, wodurch das Volk zu seinem Fürsten spricht. Dann wird die Stimme des Volks leicht zu erkennen seyn, wenn alle Bürger eines Geistes sind, wenn eine Neigung fürs allgemeine Wohl, eine Vereinigung so vieler, durch die lebhafte Ueberzeugung, daß das Wohl des Ganzen das Bestreben der Einzelnen ausmachen muß, bewirket ist, und hierzu gehöret eine richtige Erziehung aller Stände des Staats. Sehr geehrt schätzt sich daher die Gesellschaft der Männer, denen Euere Kurfürstliche Durchlaucht, durch das Band der Wissenschaften vereiniget, aufgetragen haben, durch ihren Eifer die Glückseligkeit Ihrer Unterthanen zu bewirken. Die Erinnerung dieses Zutrauens soll ihnen immer so lebhaft gegenwärtig seyn, daß es ihnen unmöglich fallen wird, sich von den erhabenen Absichten ihres weisesten Stifters zu entfernen. Die dahier versammelte Universität nimmt sich mit mir die gnädigste Erlaubniß, den Wunsch zu äußern, daß der Allerhöchste Euere Kurfürstliche Durchlaucht in den eingegangenen Wegen

der Weisheit und des Wohlthuns leite und uns Ihrer höchsten Gnade und Huld würdig erhalte.““

„Nach diesem ging der Zug in die kurf. Hofcapelle, wo das hohe Amt de Spiritu Sancto mit dem Veni Creator gehalten ward. Nach geendigtem hohen Amte begaben sich Se. Kurfürstl. Durchl. unter Läutung aller Glocken und Abfeuerung der Kanonen, unter Vortretung des ganzen Hofstaats und anwesender Fremden, in einem sechsspännigen Staatswagen nach dem Universitätsgebäude, wo auf dem Vorplatz die studirende Jugend mit den Magistern die höchste Ankunft erwartete. Die Garnison paradirte vor der kurf. Residenz, und die Bürgerschaft machte von der Stockemerstraße an über den Markt bis ans Universitätsgebäude ein doppeltes Spalier. Der feierliche Zug geschah in folgender Ordnung: 1) die kurf. Hof-Livreebedienten; 2) der hiesige städtische Magistrat; 3) Vogt, Meyer und Scheffen des hiesigen weltlichen Gerichts; 4) beide Dicasterien der kurf. Hofkammer und des Hofraths; 5) die zween Universitäts-Pedellen; 6) der Universitäts-Syndicus; 7) die Professoren der vier Facultäten; 8) die deputirten Professoren fremder Universitäten; 9) die kurf. Edelknaben, welche die Universitäts-Insignien auf Kissen trugen; 10) der Herr Curator und Rector Magnificus; 11) die kurf. Truchsessen, geheimen Räthe, Kammerherren und sonstigen Cavaliere; 12) die landständischen Deputirten; 13) die kurf. Herren Staatsminister; 14) Se. Kurf. Durchl. in einem sechsspännigen Staatswagen, neben welchem der kurfürstl. Herr Obriststallmeister und die Herren Officiere der Leibgarde, außerhalb aber die Leibgarden in doppelter Reihe gingen; 15) nach demselben folgten die kurf. Kammer- und Edelknaben mit ihren Hof-, Lehr- und Exercitienmeistern, dann die kurf. Kammerdiener, Kammer- und Rittersuben-Portiere. Den Schluß machte eine Compagnie Grenadiere mit klingendem Spiel.

„Als nun Se. Kurf. Durchl. in dem großen akademischen Hörsaal angelangt waren und sich unter dem zubereiteten Thron niedergelassen hatten, foderte Se. Exc. der Herr Curator den Rector Magnificus auf und las ihm den feierlichen Eid vor, den der Rector vor dem Throne Sr. Kurf. Durchl. knieend ablegte.

Der Eid lautete: Ich schwöre und gelobe bei Gott und seinem heiligen Worte, daß ich diesem mir gnädigst anvertrauten Amte mit Treue vorstehen und Ew. Kurf. Durchl., als meinem gnädigsten Landesherrn, den schuldigsten Gehorsam leisten will, auch nimmermehr dulden werde, daß von einem, die mir untergeben sind, diesem Punkte zuwider gehandelt werde; daß ich in allen Gelegenheiten das Wohl der Universität nach Kräften zu befördern suchen werde; daß ich auf die Beobachtung der Universitäts-Gesetze wachen will; daß ich, so viel in meinem Vermögen ist, zur Aufnahme der Wissenschaften beitragen will; daß ich nie eine Lehre dulden will, welche der Religion, den guten Sitten oder dem Staate nachtheilig ist, und, wenn es sich zutragen sollte, daß jemand dieses wagen würde, davon gleich dem gnädigst ernannten Herrn Curator die Anzeige machen werde; daß ich die, welche als Bürger der Universität eingeschrieben sind, gegen alle gesetzwidrige Anfälle vertheidigen und in jenen Gerechtsamen schützen will, welche Se. Kaiserl. Maj. allergnädigst verliehen und Ew. Kurf. Durchl. mildest bestätiget haben: dieses gelobe und schwöre ich, so wahr mir Gott helfe und sein heiliges Wort.

„Dann führte der Herr Curator den Rector auf die Katheder und überreichte ihm das Diplom, den Zepter und das Siegel der Universität, welches die kurf. Edelknaben herbeibrachten. Der Rector, Herr Bonifacius Oberthür, der Gottesgelehrtheit Doctor und Professor, Director der untern Classen und Landschulen, hielt darauf nachstehende Rede: „„Hochwürdigster Erzbischof, durchlauchtigster Kurfürst, gnädigster Herr! Ew. Kurf. Durchl. haben heute zur Erfüllung gebracht, was die würdigsten Erzbischöfe hiesiger Kirche lange gewünschet haben und Höchstdero unmittelbarer Kurvorfahrer mit ruhmvoller Mühe angefangen hat, aber, von dem Tode übereilt, nicht vollenden konnte. Ew. Kurf. Durchl. scheinen diese feierliche Handlung nur so lange verschoben zu haben, bis alles ergänzet war, wohin die Absichten des seligsten Max Friederichs sind gerichtet gewesen. Die Anstalten, welche Sie, gnädigster Herr! bis daher zu diesem Ende getroffen haben, müßen jedermann die schmeichelhaftesten Aussichten verschaffen, daß Höchstdieselbe den Künsten und Wissen-

schaften den gnädigsten Schutz werden angedeihen lassen. Die Stelle, die mir bei dieser neuen Universität übertragen ist, fodert mich zu dem unterthänigsten Dank auf. Ich schätze und verehrt das gnädigste Zutrauen, welches mir Ew. Kurf. Durchl in diesem Falle zu schenken geruhen. Der Eid, womit ich mich zur Erfüllung meiner Pflichten verband, war mir heilig, denn ich kenne den Umfang derselben. Bei dieser Gelegenheit werden Ew. Kurf. Durchl. mir gnädigst erlauben, die Schicksale der Wissenschaften mit einem kurzen Blick zu übersehen, von der Zeit an, wo Deutschland einen Anspruch auf dieselben machen kann. Unsere Nation war in ihrem rohen Zustande wild, kriegerisch und unbändig frei. Sanftes Gefühl und verfeinerter Geschmack fehlten ganz. Ihre Beschäftigungen und die Gesetze, die sie sich freiwillig auflegte, oder wozu der Mächtigere den minder Starken verband, lassen uns auf ihren ganzen Charakter schließen. Die Einführung des Christenthums war der erste Schritt zu ihrer bessern Bildung. Aber man denke sich, wie schwer es ist, einer ganzen Nation eine andere Richtung zu geben. Karl der Große und seine ersten Nachfolger schlugen einen ganz zweckmäßigen Weg ein, dieses Werk durchzusetzen. Sie errichteten Schulen und dachten dadurch die Barbarei aus ihrem Reiche zu verbannen. Der Gedanke war herrlich, und der Erfolg würde gesegnet gewesen seyn, wenn diese Regenten nicht den größten Theil ihrer Sorge dahin hätten richten müßen, daß innere Unruhen gestillet und auswärtige Feinde abgehalten wurden. Nach und nach versammelten sich hie und da Gesellschaften, die nach Benedikts Vorschriften in Gemeinschaft lebten. Durch diese gewann die Aufklärung viel. Sie bildeten vortreffliche Männer und ertheilten uns nützliche Kenntnisse und Werke, die das Merkmal ihres Fleißes sind. Sie erwarben sich große Achtung, und ihre Lebensart wurde auf lange Zeit die Regel der Priester. Sie legten Schulen an und entwarfen Plane des Unterrichts, welche sieben besondere Gegenstände hatten: Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie. Diese Entwürfe waren einfach in ihrer Art, vielleicht aber besser ausgeführt als in spätern Zeiten, nur Geistlichen gewidmet, aber deswegen nicht zweck-

widrig, weil ein heller und aufgeklärter Kopf doch immer etwas Licht auch auf andere verbreitet. Man las im zehnten Jahrhundert auf der Schule zu Paderborn Horaz, Virgil, Sallust und Statius vor. Hroswith, eine Nonne von Gandersheim, studirte Terenz. Man machte sich mit der griechischen Sprache bekannt. Abbo von Fleury und Gerbert legten sich auf Arithmetik, Geometrie und Astronomie mit gutem Erfolge. Nur hielt sie der Pöbel noch, nach damals herrschenden Grundsätzen, für Hexenmeister. Die Domstifter und die vornehmern Klöster richteten Schulen auf. In diesen bildeten sich die Deutschen so lange, als sie noch Benedicts Vorschrift beobachteten, das gemeinschaftliche Leben beibehielten und Bücherschreiben ihre Beschäftigung war. Fuld, St. Gallen, Corvei und Hirschau waren in dieser Art die ruhmwürdigsten Klöster. Die Erfindung der Harzbergwerke tritt in diese Zeiten ein. Diese gaben dem Deutschen Gelegenheit, seine Anlage und Fähigkeit in einem ganz neuen Fache zu zeigen. Ueberhaupt war für die schönen Künste der Zeitpunkt vortheilhafter als für die treuen Gefährten derselben, die schönen Wissenschaften. Die Dialektik, so hieß die Kunst, wodurch man sich fähig machte, einem Ketzer die Spitze zu bieten, wurde für die Geistlichen als das Nothwendigste betrachtet. Porphyr über die Kategorien war der classische Autor. Aristoteles war zur Zeit nur von seinem Namen und durch seine Topik bekannt. Diese Kunst erwarb sich besonders in Frankreich außerordentliche Achtung. Der Jurist und Theolog mußten Dialektiker seyn, oder es war für sie kein Platz in der gelehrten Republik. Italien gab der Grammatik, das ist dem Lesen alter Schriftsteller, den Vorzug und verachtete die Dialektik. Doch konnte man von Seiten Roms im dreizehnten Jahrhundert nicht mehr hindern, daß die Schriften des Aristoteles von allen Seiten in Italien eindrangen. Deutschland hingegen beugte sich unter die römische Gesetze, und die Rechtsgelehrtheit machte hier eine neue Epoche. Justinians Gesetzbuch gab in Civilsachen den entscheidenden Ausspruch, und nach demselben richtete sich in vielen Stücken das geistliche Recht. Trauriger war damals das Schicksal der Arzneykunde; sie war ganz vernachläßiget. Einige beschäf-

tigten sich damit; aber ihre Beispiele wirkten nicht auf Andere. Albert der Große, Bischof von Regensburg, Thomas von Aquin, dessen Schüler, Bonaventura, Raymundus Lullus und Rogerius Baco hatten sich in diesem Jahrhundert den Ruhm der Gelehrtheit erworben. Im vierzehnten Jahrhundert gewannen die Wissenschaften schon mehr; in jedem Lande räumte man ihnen Platz ein. Es entstanden im deutschen Reiche hohe Schulen, besonders in Wien, Prag, Heidelberg, Cöln und Erfurt. Man errichtete öffentliche Institute, worin die deutsche Jugend unter den Augen ihrer Lehrer aufwuchs und sich bildete. Man bemühete sich, mit den orientalischen Sprachen bekannt zu werden. Pabst Clemens V ließ eine Verordnung ergehen, daß dieselben in allen öffentlichen Schulen sollten gelehret werden. In Italien gab man sich Mühe, der lateinischen Sprache ihre erste und eigene Gestalt wieder zu geben. Petrarca und Aligerius erwarben sich darin vorzügliche Verdienste. Die Rechtsgelehrtheit hatte für sich damals wenig Reizendes; aber sie bahnte den Weg zu bürgerlichen und geistlichen Ehrenstellen und gewann dadurch viele Anhänger. Die Arztney wurde mit mehrerm Eifer studirt als im vorigen Jahrhundert. Die mathematischen Wissenschaften wurden nichts weniger als vernachlässiget; aber Wenige machten darin ein besonderes Glück. Die Spitzfindigkeiten der scholastischen Theologie und Philosophie stiegen bis zum höchsten Grade. Johann Duns, dessen Gebeine in Cöln aufbewahret sind, brachte es darin so weit, daß es ihm in diesem und andern Jahrhunderten keiner gleich that, wenn es nicht sein Schüler Wilhelm Okkam war, ebenfalls ein Britte. Man weiß aber diesen Männern für alle ihre gelehrte Grübeleien nicht viel Dank. Sie erhoben die Scholastik, und dabei bekamen die nützlichsten Wissenschaften, Naturlehre, Naturgeschichte, Medizin und Mathematik den gewaltigsten Stoß; die Theologie und Philosophie können sich noch nicht ganz von dem Schaden erholen, den sie dabei gelitten haben. Noch vortheilhafter war für die Wissenschaften das fünfzehnte Jahrhundert. Die Päbste verwendeten sich für dieselbe mit besonderm Eifer. Unter diesen wird Nicolaus V ehrwürdig. Die Fürsten schenkten denselben nicht nur ihren

Schutz, sondern unterstützten sie mit besonderer Freigebigkeit. In Italien bleiben das Haus von Medicis, Alphons VI König von Neapel und seine Nachfolger aus dem aragonischen Stamme unvergeßlich. In Deutschland entstanden Universitäten, die ihren Ruhm bis auf uns erhalten haben, und zeugen uns, wie die deutschen Fürsten für die Wissenschaften gesonnen waren. In Würzburg errichtete Johann von Egloffstein, dasiger Bischof, im Jahr 1403 eine Universität. Friederich I Kurfürst von Sachsen stiftete jene zu Leipzig 1408. Johann Herzog von Brabant gab der hohen Schule zu Löwen 1426 ihr Entstehen. Ludwig Herzog von Niederbayern, der Reiche genannt, legte 1472 in Ingolstadt eine hohe Schule an. Der Lehrplan damaliger Zeit auf dieser Universität kann durch seine gute Einrichtung zu manchen Gedanken über die Beschaffenheit der Studien in nächstfolgenden Zeiten Anlaß geben. Tübingen entstand unter Eberhard, dem Herzogen von Würtemberg, 1477. Dieter von Isenburg, Erzbischof zu Mainz, errichtete 1482 die dasige Universität. Der Gewinn war unschätzbar, welchen die Wissenschaften aus der glücklichen Erfindung der Druckerei gezogen haben. Dadurch kamen die besten Schriftsteller erst in mehrere Hände, die vormals in Klosterbibliotheken verborgen lagen, vielleicht gar nicht oder nur wenig benutzt. Die lateinische und griechische Sprache wurde stark betrieben. Reuchlin und Trithem thaten sich darin besonders hervor. Die Philosophie warf oft den Zankapfel aus, und wenn dabei die Theologie das Schiedsrichteramt übernahm, so wurde dem unterliegenden Theile oft strenge Buße aufgelegt. Das sechszehnte Jahrhundert machte durch die Reformation eine merkwürdige Epoche für unser Deutschland, und die Wissenschaften bekamen eine ganz neue Stimmung. Die Theologen entzweiten sich in Meinungen, und da jeder Theil seine Sache hartnäckig vertheidigte, entfernten sie sich weit von einander; einer hielt es dem andern lange nach. Blutige Kriege entstanden; Deutschland zeigt noch die traurigen Merkmale auf. Bei Waffen gewinnen die Wissenschaften nie; die theologischen Streitschriften wurden unterdessen nicht gehemmet und hielten so lange an, bis man endlich des Streites müde ward. Die schönen Wissenschaften

waren ihrem Verfalle nahe. Die größte Barbarei hatte die lateinische Sprache ganz verunstaltet. Erasmus von Rotterdam, dessen Geist, Charakter und Kenntnisse Verehrung verdienen, nahm sich derselben mit starkem Muthe und vieler Bescheidenheit an; er bildete Männer und wirkte in seinen Schülern lange noch auf die Wissenschaften. Einen wichtigen Einfluß auf dieselben hatte Philipp Melanchton, der sich ebenfalls durch seine Schüler auf mehrere Universitäten Deutschlands verbreitete. Justus Lipsius nahm die Grundsätze der stoischen Philosophie an und wird für den Zeitpunkt merkwürdig, wo die Aristotelische allein zu herrschen schien. In Wittenberg, Frankfurt an der Oder, Marburg und Altorf entstehen Universitäten. Die Jesuiten verbreiten sich, und die katholischen Fürsten übertrugen ihnen meistentheils die Schulen; sie behielten sie auch bis zu ihrer Erlöschung. Noch im siebenzehnten Jahrhundert gab es traurige Auftritte wegen der Religionsverschiedenheit. Unser Wissenschaftliches, besonders die Theologie hatte kein besseres Aussehen. Es wurde viel geschrieben und gedruckt; aber der Geschmack, welcher in diesen Schriften herrschet, war roh und ungebildet. Der Geist, womit geschrieben wurde, war Parteilichkeit, und Schmähsucht gab der Sprache eine wilde Stärke. Die Rechtsgelehrtheit beschäftigte sich auf eine trockene Art mit dem Buchstaben römischer Gesetze. Hugo Grotius schrieb gegen 1626 sein vortreffliches Werk de jure belli et pacis, und da wurde man erst ein wenig aufmerksam auf das Recht der Natur, worauf die ganze Menschheit ihre Ansprüche lange vergebens gemacht hatte. Die Philosophie blieb bei der Aristotelischen Art; sie war dem Genius der Zeit am angemessensten, weil sie zum Disputiren die geschickteste war. Bei allem dem wurde doch für die Wissenschaften viel gethan, wenigstens auf bessere Zeiten vorgearbeitet. Die Druckereien waren beschäftiget mit Auflegung classischer Schriftsteller. Es traten in verschiedenen Gegenden von Europa Männer auf, die ihrem Geiste einen ganz ungewöhnten Schwung gestatteten. Im Ganzen gingen aber die Studien in Deutschland ihren gewohnten Schritt fort bis über die Hälfte dieses Jahrhunderts; da legten sich die Unruhen ganz, und man fing an, mehr mit kaltem Blute

auf die Wahrheit zu spüren. Die Theologen begegnen sich nun mit mehr Bescheidenheit, und des alten Hasses sind keine beträchtliche Spuren mehr da; sie wählen zweckmäßige Mittel, da sie sich der Grundsprachen, der Geschichte und der Philosophie als Hülfswissenschaften bedienen. Die Philosophie hat in unserm Deutschlande gewiß einen hohen Grad erreichet. Man sucht sie nun praktischer zu behandeln; man nimmt die Mathematik zu Hülfe und wird durch dieselbe gleichsam mit Zwang zu richtigen Schlüssen gebracht. Ueberhaupt können wir Männer nennen, die wahres Verdienst um die Wissenschaften haben. Täglich werden wir neues Wachsthum sehen, weil dieselben sich des Schutzes großer Fürsten freuen dörfen. Die vorzügliche Pracht, womit heute unser durchlauchtester Herr diese neue Universität einweihet, ist uns überzeugende Probe. Nie soll dieser festliche Tag unserer Gedächtniß entkommen. An Sie, meine Freunde, wende ich mich nun, die sich der höchsten Gnade freuen können, von Sr. Kurf. Durchlaucht unserm gnädigsten Herrn zu den Lehrstühlen unserer neuen Universität berufen und bestätiget zu seyn. Sie haben sich auf hiesiger Akademie schon seit einigen Jahren mit ruhmvollem Eifer um die Wissenschaften verdient gemacht: Auswärtige sahen Ihre Schriften und beehrten sie mit Beifall; Einheimische danken es Ihrem Unterrichte, daß sie bei höhern Dicasterien und in andern Bedienungen fähig sind, dem Vaterlande die Dienste zu leisten, die es von ihnen erwartet hat. Ihr unverdrossener Eifer, den Sie zeither in Erfüllung Ihrer Pflichten an Tag legten, Ihr wetteiferndes Bestreben für die Bildung Ihrer Zuhörer machte Sie mir allzeit verehrungswerth. Ich mache mir eine wahre Ehre daraus, daß ich mit Ihnen gleiche Berufsgeschäfte habe. Ihre Freundschaft, die Sie mir bis hieher schenkten, machet mir die tröstliche Erwartung, daß Sie mit mir zu einem Zweck mit vereinigten Kräften hinarbeiten und einer dem andern helfen wird, die Absichten zu erreichen, welche sich unser durchl. Kurfürst zum Ziel gestecket hat — Belehrung und wahre Wohlfahrt seines Volkes. Zum Zeichen aber, wie sehr Sie die Wichtigkeit Ihres Amtes fühlen, und wie nahe Ihnen Ihre Pflichten sind, verfügen Sie sich zu dem Throne

unseres theuersten Fürsten und verbinden sich ihm durch den feierlichen Eid.""

„Hier wurden die Professoren der vier Facultäten vom Herrn Rector Magnificus zum Throne Sr. Kurf. Durchl. geführet und legten ebenfalls folgenden laut vorgelesenen Eid kniend ab: Ich schwöre, daß ich Ew. Kurf. Durchl. als meinen gnädigsten Landesherrn erkennen, mit Treue und Gehorsam dienen und mit tiefester Ergebenheit verehren will; daß ich dem von Ew. Kurf. Durchl. gnädigst ernannten Curator und Rector Ehre und Folge leisten will; daß ich die Statuten der Universität genau beobachten will; daß ich nichts lehren will, wodurch der Religion, den guten Sitten oder dem Staate Nachtheil zufließen kann; daß ich bestmöglichst die Aufnahme der Wissenschaften, besonders auf hiesiger Universität befördern will: dieses gelobe und schwöre ich, so wahr mir Gott helfe und sein heiliges Wort."" Darauf wurden sie als Doctoren ihres Faches erklärt, nämlich: der Theologie: Herr Spitz, Professor der Kirchen- und theologischen Literärgeschichte, Herr Hoitmar und Herr Becker, Professoren der Dogmatik, Herr Thaddäus vom heil. Adam, Professor der orientalischen Sprachen, jüdischen Alterthümer und der Hermeneutik des alten und neuen Testaments, Herr Schallmeyer, Professor der Moraltheologie und Patrologie, Herr Scheben, Professor der Pastoraltheologie; der Rechte: Herr Brewer, Professor der Institutionen, des Natur- und deutschen Rechts und der Geschichte des bürgerlichen Rechts, Herr Daniels, Professor der Pandekten, des besondern Fürstenrechts und der gerichtlichen Praxis, Herr Moll, Professor des Criminal- und Lehnrechts des deutschen Reichs und Cölnischer Lande, Herr Lomberg, Professor des deutschen Staatsrechts, Herr Hedderich, Professor des Kirchenrechts, Herr Cramer, Professor der deutschen Reichsgeschichte und der Diplomatik; der Arzneikunde: Herr Kauhlen, Professor der Pathologie und medicinischen Praxis, Herr von Gynetti, Professor der Botanik, Semiotik und Physiologie, Herr Rougemont, Professor der Anatomie, der chirurgischen Operationen und der Geburtshülfe, Herr von Rey, Professor der Geburtshülfe; der Philosophie: Herr van der Schüren, Professor der Logik, Metaphysik und der praktischen

Philosophie, Herr Jochmaring, Professor der Naturlehre und der höhern Mathematik, Herr Sandfort, Professor der angewandten Mathematik, Herr Abel, Professor der Elementarmathematik, Psychologie und Tugendlehre.

„Der Rector Magnificus fuhr also in seiner Rede fort: „„Ernsthafter, ehrwürdiger und heiliger können keine Versprechungen seyn, als die, welche Sie eben gethan haben, meine Freunde. Unser Landesfürst foderte sie: sie betreffen die Wohlfahrt des Staats; die erhabenste Gesellschaft war Zeuge davon, und die Religion versiegelte sie; sie seyen Ihnen unvergeßlich. Es ist mir noch übrig, daß ich Sie in diejenige Würde einsetze, welche Ihnen als Lehrern auf hiesiger hohen Schule von Sr. Kaiserl. Majestät, dem allerdurchlauchtesten Bruder unseres großen Fürsten, allergnädigst verliehen sind. Kraft der von Sr. Kais. Maj. verliehenen und von Sr. Kurf. Durchl. unserm gnädigsten Herrn mir übertragenen Gewalt erkläre ich Sie zu wirklichen Doctoren. Ich mache Sie theilhaftig aller Gnaden, Freiheiten und Privilegien, welche von Sr. Kais. Maj. Ihrem Amte und Ihrer Würde allergnädigst verliehen sind. Ich gestatte Ihnen, die akademische Würde Andern, mit Bewilligung und Gutheißen des Senats, mitzutheilen.

„„Gnädigster Herr! von Dankbegierde und Ehrfurcht durchdrungen, legen sich sämtliche Lehrer zu Dero Füßen und bitten, daß Ew. Kurfürstliche Durchleuchtigkeit uns fernerhin die höchste Huld gnädigst angedeihen lassen. Hochwürdiges, durchlauchtes und gnädiges Domcapitel! Hochpreisliche Landstände! Hohe Dicasterien! Wir freuen uns, daß Sie das Einweihungsfest unserer neuen Universität mit Ihrer Gegenwart beehret haben. Wir schließen daraus, wie sehr Sie die Anordnungen unseres durchlauchtesten Kurfürsten verehren, und wie lebhaften Antheil Sie an allem dem nehmen, was Einfluß auf die Wohlfahrt des Landes hat. Wie glücklich ist das Land, wenn Männer von so edeln und guten Absichten dem weisesten Fürsten in seinen Regierungsgeschäften zur Seite sind! Wir empfehlen uns jederzeit Ihrer Gunst und Gewogenheit. Hochwürdiger, Hochwohlgeborner Reichsfreiherr Spiegel zum Desenberg! Se. Kurf. Durchl. haben Ihnen die Stelle eines Curators gnädigst anvertrauet; wir freuen

uns sonderbar, unter Ihrer Leitung arbeiten zu dörfen. Es wird uns tröstlich seyn, wenn wir für die Aufnahme der Wissenschaften so viel leisten können, daß Sie uns immer Ihres Wohlwollens würdig halten. Den auswärtigen Universitäten, die uns von dem warmen Antheile, den sie an unserm Glücke nehmen, durch die verbindlichsten Glückwünschungsschreiben versicherten, sagen wir lauten Dank, jenen insbesondere, welche durch Männer eines ausgebreiteten literärischen Ruhms, als Abgeordnete aus ihrem Mittel, die heutige Feierlichkeit beehrten. Möchte doch das Band der Freundschaft, das sie mit uns knüpften, ewig unzertrennlich seyn! Möchte doch ihre jüngste Schwester durch eifrige Nachahmung ihres rühmlichsten Beispieles sich würdig machen, mit ihnen in Verbindung zu stehen, und durch ihre gütigste Unterstützung gleiche Aufklärung, gleichen Segen über unser Vaterland verbreiten! Von denjenigen, welche unsere hohe Schule besuchen, um sich auf derselben zu bilden, erwarten wir ein ihrem Stande angemessenes Betragen, Verehrung ihrer Vorgesetzten, Achtung gegen ihre Lehrer und genaue Beobachtung der akademischen Gesetze. Wir wollen uns nun zu Gott, dem Urheber alles Guten wenden und mit vereinigten Kräften zu ihm beten, daß er uns unsern durchlauchtesten Landesherrn lange schenke, unsern mächtigsten Kaiser und das durchlauchteste Haus Oesterreich segne und diese neue Universität durch seinen mächtigen Beistand schütze, die für seine Ehre arbeiten wird.""

„Nach geendigter Rede ging der feierliche Zug in die Universitätskirche, den unmittelbar vor Sr. Kurf. Durchl. (als welche die Kanzlerstelle bei der Universität selbst zu übernehmen gnädigst geruheten) die Universitätsglieder eröffneten. Als sich Se. Kurf. Durchl. in der Kirche unter den zubereiteten Thron verfügt hatten, ward das Te Deum feierlich angestimmt und von der Hofmusik, unter dem Donner des Geschützes und Läutung aller Glocken, abgesungen. Nach demselben geschah der Rückzug nach Hof, wie der erste Aufzug. Bei der Rückkunft in die kurfürstl. Wohnzimmer empfingen Se. Kurf. Durchl. die Danksagung von den Gliedern der Universität und erlaubten ihnen den gnädigsten Handkuß. Herr Hofkammerrath und Scheffenbürgermeister Kauf-

mann hielt darauf im Namen der hiesigen Bürgerschaft folgende Dankrede: „„Die landesväterliche Vorsorge, welche Ew. Kurf. Durchl. für die Beglückung Höchstihrer Unterthanen immerhin wachen lassen, hat die Unterweisung der Jugend sich vorzüglich zum Augenmerk gewählt. Durch die zweckmäßige Einrichtung der Stadt-, Armen- und Dorfschulen, welche vorhin ihrem Schicksal überlassen waren, werden itzt unsere Kinder zu guten Menschen, Christen und Bürgern gebildet, und die heute feierlichst eröffnete Universität gewährt den lehrbegierigen Jünglingen den unschätzbaren Vortheil, im Vaterlande mit den Wissenschaften in ihrem ganzen Umfange sich bekannt machen zu können, und was ehedem mit großem Aufwand auswärts gesucht werden mußte, können nun Einheimische und Ausländer auch hier finden, und werden es hier desto begieriger suchen, je gewisser es ist, daß sie unter den Augen des erhabensten und aufgeklärtesten Fürsten, der Talente kennt, schätzt und aufmuntert, den Weg zur wahren Aufklärung, von Ausschweifungen und Pedanterey gleich entfernt, nicht verfehlen werden. Hiesige Höchstdero Residenzstadt, welche zum Sitz der Universität gnädigst ausersehen ist, frohlocket bei der glücklichen Aussicht des hierdurch sich vermehrenden Gewerbes, ihre Wohlfahrt dauerhaft befördert zu sehen; sie erkennet dieses mit der äußersten Rührung der Dankbarkeit und vermag es nicht genug auszudrücken, was sie desfalls ihrem besten Fürsten ferner schuldig ist. In dieser Verlegenheit, gnädigster Herr! worin der Stadtrath für die gesamten Bürger sich befindet, besonders da der höchste Wille Ew. Kurf. Durchl. unsern Mund für öffentliche Lobeserhebungen geschlossen hält, bleibt uns nichts zu sagen übrig, als daß aus offenen Herzen aller Bürger desto häufiger das Gebet zu Gott steige, um dem Stifter dieser Glückseligkeit auch alles Glück stetshin zu erbitten. Nehmen also Ew. Kurf. Durchl. dieses und die stille Verehrung und Bewunderung Ihrer Größe, statt alles Dankes, gnädigst an. Unvergeßlich wird dieser Freudentag dem glücklichen Bonn seyn und heilig auf immer der theuerste höchste Name: Maximilian Franz!““

„Hierauf gaben Se. Kurf. Durchl. den anwesenden fremden Gesandten, Herrschaften und deputirten Professoren gnädigste Au-

dienz. Mittags ward bei Hof an verschiedenen Tafeln gespeiset, an welchen allen Ueberfluß und Geschmack wetteiferten. Jene, an der die fremden und hiesigen Professoren bewirthet wurden, bestand aus 90 Gedecken. Den mehr als fürstlichen Aufwand bewunderten alle Gäste und priesen unsere neugepflanzte Schule glücklich, daß sie an Max Franzen zugleich einen mächtigen Beschützer und großmüthigst-wohlthätigen Mäcen zu verehren habe. Abends um halb 6 Uhr war auf dem Akademiesaal der Hofburg großes Concert, dem der hohe Adel, die Universität, die kurf. Dicasterien, die Geistlichkeit, das Militair und fremde Standespersonen beiwohnten. Nachher ward, wie Mittags, bei Hof gespeiset, und aus der Hippocrene unseres Apolls strömten jedesmal ausländische und einheimische Weine jeder Gattung für die Musen. Der Dienstag oder 21. Nov. war für öffentliche Uebungen der vier Facultäten bestimmt. Se. Kurf. Durchlaucht geruheten Morgens um 9 Uhr in einem zweispännigen Wagen mit ihrem Gefolge in den großen akademischen Hörsaal sich zu erheben, wo Sie von der Universität am Eingang empfangen und bis zu dem für Sie zubereiteten Thron begleitet wurden. Auf gegebenes Zeichen bestieg Herr Professor Thaddäus die Katheder und eröffnete die theologische Uebung mit folgender kurzen Anrede: „„Wenn die Gottesgelehrtheit des Katholiken — diese unserm philosophischen Jahrhundert so gehäßige Wissenschaft — ihren verdienten Werth erhalten soll, so muß sie auf Hermeneutik gegründet, mit Geschichte verbunden und in der Volkssprache vorgetragen werden. Die Hermeneutik, von orientalischer Sprachenkenntniß geleitet, führet den Theologen an die Quelle der Offenbarung, machet ihm die ältesten Urkunden der heiligsten Religion verständlich und zeiget, was eigentlich die redende Gottheit von dem Menschen fodere, was er nach ihren Aussprüchen zu glauben, und wie er nach ihrem Willen zu handeln habe. Die Geschichte, kritisch behandelt, stürzet den Götzen des Ansehens, zertrümmert die Fessel knechtischer Anbeter des Alterthums und bringt die goldene Freiheit im Denken zurück, da sie mit forschenden Blicken auffallende Fehler in den Systemen solcher Väter entdecket, derer einzige Name sonst hinlänglich war, Sätze zu

beweisen, Sätze zu widerlegen. Der reine, gut gewählte Vortrag in der Volkssprache verbannet von akademischen Lehrstühlen eine Menge unnützer Schulfragen, für welche, weil sie an Begriffen leer sind, in lebenden Sprachen sich keine Ausdrücke finden, bringt Folianten von untheologischem Wortkrame auf wenige zum Wohl der Menschheit abzweckende Wahrheiten herab und stellet ächte Gottesgelehrtheit, die weltbeglückende Tochter des Himmels, in einem Gewande dar, worin sie jeder Sterbliche zur innern Beruhigung willig umarmet. Welche selige Empfindung muß also meine ganze Seele erfüllen, da es mir erlaubet ist, vor dem Throne des besten deutschen Fürsten einen Schüler zu stellen, der sich über Hermeneutik des alten Bundes nach dem Grundtexte in seiner Muttersprache darf prüfen lassen! Wie merkwürdig wird der heutige Tag in der Geschichte der katholischen Aufklärung seyn, an dem es der orientalischen Muse gestattet wird, unter den Augen eines erleuchteten deutschen Erzbischofs Wahrheiten in der Volkssprache zu vertheidigen, wodurch man anderswo theologische Kathedern zu entweihen glaubet! Wie sehr wird unsere neugepflanzte Schule vom auswärtigen Publicum wegen dieser, von wahren Gelehrten so sehnlich verlangten, vernünftigen Freiheit beneidet werden! und wie dankbar wird die Nachwelt über die glücklichen Folgen dieser höchsten Gnade, dieses edelsten Geschenkes eines Erzeugten der großen Therese staunen! Dieser allein, der dankbaren, wahre Fürstenverdienste ohne Argwohn einer Schmeichelsucht verewigenden Nachwelt überlasse ich es, die Fürsehung zu preisen, welche der Cölnischen Kirche Max Franzen wie einen Augustus schenkte, unter dessen glorreichem Hirtenstabe die vaterländischen Künste ihr goldenes Zeitalter erreichen werden; denn ein Wink meines durchleuchtigsten Fürsten, der von seinen weisesten Schulanstalten nicht Lobeserhebungen, sondern Früchte fürs Wohl der Kirche und des Staats einärnten will, ein gnädigster Wink gebeut mir, die heißesten Wünsche zu ersticken, die in meinem Busen für den großen Errichter unserer hohen Schule glimmen. Auf gnädigste Erlaubniß eröffne ich also die hermeneutische Uebung und bitte sowohl auswärtige Gelehrten, die unsere Feierlichkeit durch ihre schätzbare Gegenwart verherr-

lichen, als einheimische Universitätsglieder, meinen Schüler über die Sendungsgeschichte des Propheten Jona und über die angehängten Disputirsätze aus den kleinen Propheten zu prüfen.""
Der Titel der deutschen Abhandlung, worüber deutsch disputirt wurde, ist: Die Sendungsgeschichte des Propheten Jona kritisch untersuchet und von Widersprüchen gerettet, von Dr. Thaddäus vom heil. Adam, Barfüßer-Karmeliterordens, der heil. Schrift und orientalischen Sprachen an der kurcölnischen hohen Schule öffentlichem Lehrer, als . . . unter seinem Vorsitze, Udalricus Odenkirchen, der Gottesgelehrtheit Beflissener, zur öffentlichen Uebung aus der Hermeneutik des alten Testaments nach der Grundsprache sich darstellte. — Die Einwendungen wider diese Abhandlung und angehängten Disputirsätze aus den kleinen Propheten warden vom Herrn Rector Magnificus und den übrigen Professoren der theologischen Facultät gemacht und mit einer dem Geiste des Christenthums ganz entsprechenden Freimüthigkeit beantwortet. Die ganze Uebung riß die unverwandte Aufmerksamkeit Sr. Kurf. Durchl. an sich und verdiente allen Beifall von dem aufgeklärten Theile des illüstern Auditoriums, worunter wir Se. Exc. Herrn Franz Georg des H. R. R. Grafen von Metternich zu Winneburg und Beilstein, Sr. K. K. Maj. Kämmerer, Geheimrath, bevollmächtigten Minister und des K. Hungarischen St. Stephansordens Großkreuzherrn, und Se. Exc. Herrn von Landsberg, ihrer Hochmögenden der Herren Generalstaaten der vereinigten Niederlanden bevollmächtigten Minister, auch General-Controleur der Admiralität an der Maas für das Oberquartier der Provinz Spanischgeldern, wie auch S. T. Herrn von Dohm, Königl. Preuß. Geheimrath und Gesandten beim Niederrheinischen Kreise, noch besonders bemerken.

„Um 11 Uhr eröffnete Herr Professor Daniels, nach einer kurzen Zwischenmusik, die juridische Disputation mit nachstehender Vorrede: „„Wir hielten es für die glücklichste Begebenheit unseres Lebens, als auf uns das Loos fiel, in einer Versammlung auftreten zu dörfen, die Ew. Kurfürstl. Durchl. mit Ihrer höchsten Gegenwart begnädigen wollten. Der Wunsch, nicht ganz des gnädigsten Beifalles unwürdig zu bleiben, ging uns so nahe,

daß er sich bald in schmeichelnde Hoffnung verwandelte und wir uns den angenehmsten Empfindungen überließen, die nur ihre Erfüllung hätte rechtfertigen können. Nun aber fühlen wir erst, wie viel wir unternommen, und wie schwer es sey, vor seinem Landesherrn, der ein ächter Kenner der Wissenschaften ist, vor so vielen erfahrenen Staatsmännern, deren eben so gründliche als ausgebreitete Kenntnisse wir immer bewunderten, und vor Gelehrten zu reden, worauf unsere Nachbarn mit so vielem Recht stolz sind, die wir bis hiehin nur in der Ferne verehrten, und die unsere Erwartung weit übertrafen. Wir sind — denn was sollte uns noch abhalten, dieses freimüthige Bekenntniß hier abzulegen — in dem weiten Gebiete der Rechtsgelehrsamkeit zu unbewandert, als daß wir nicht fürchten sollten, der von uns geschöpften Hoffnung wenig zu entsprechen, aber auch zu lebhaft von dem Zutrauen auf die Gewogenheit unserer Richter durchdrungen, als daß wir nicht wagen sollten, um Nachsicht zu bitten."" Der Titel der Abhandlung, worüber disputirt ward, ist: Ueber die Rechte der Austrägalinstanz, wenn ein Fürstbischof mit seinem Domcapitel belangt wird, von Henrich Gottfried Wilh. Daniels, Sr. Kurf. Durchl. zu Cöln wirklichem Hofrathe und öffentlichem Lehrer der Rechte auf der hohen Schule zu Bonn, als . . . unter seinem Vorsitze Ferdinand Freiherr von Bourscheid zu Burgbrohl, Sr. Kurf. Durchl. zu Cöln Kammerknab, zur öffentlichen Uebung aus der Rechtsgelehrsamkeit sich darstellte. — Die Disputation dauerte bis gegen 1 Uhr, wo Se. Kurf. Durchl., nach gnädigst bezeigtem höchsten Wohlgefallen, sich in die Hofburg zurückbegaben. Mittags ward, wie Tags vorher, bei Hof an verschiedenen Tafeln gespeist.

„Nachmittags um 5 Uhr geruheten Se. Kurf. Durchl. abermal mit dem ganzen Hofstaat sich in den akademischen Hörsaal zu erheben und den übrigen Disputationen beizuwohnen. Die medizinische eröffnete Herr Professor Kauhlen, wie folget: „„Eminentissime ac Serenissime Archiepiscope et Princeps Elector, Domine longe gratiosissime! Merito tuum erga scientias amorem in Te admiramur. Non acquiescis conditas a Te esse scholas, promulgatam a Te magnis cum sumptibus esse Uni-

versitatem hanc; sæpius Te scholas inferiores, nec non auditoria altiorum scientiarum etiam invisere videbamus. Non mutus ibi spectator, sed rerum hic gerendarum peritissimus perscrutator existebas. Tanti autem tamque perspicacis Principis præsentiam, et attentionem tirones æque, ac docentes ad maximam sedulitatem excitare, non est, cur longis demonstrem ambagibus. Occasione solennis hujus inaugurationis nobis quoque, quid in facultate nostra medica præstiterint hactenus Professores ac Candidati, publice demonstrandi demandata est provincia, quam eo lubentius amplectimur, cum nota Tua per totam patriam clementia, et reliqui splendidi auditorii benevolentia nobis animum addat. In arenam nunc adduco commilitonem juvenem, quem sola hæc nostra Academia hactenus educavit: proprio marte Dissertationem conscripsit, quæ etiam viro non foret dedecori; quæ, cum plurimas positiones ex vario scientiarum genere, veras quidem, non tamen a quolibet receptas contineat, non solum amplum disquirendi campum offert, sed simul aptissima est, ad capacitatem commilitonis mei demonstrandam. Ne itaque tanti Principis, tamque splendidi auditorii patientiam fatigemus, ascendas, amice juvenis! in inferiorem hanc cathedram, et qua ratione positiones tuas dilucidare valeas, ostende.«« Die Abhandlung, als Stoff zur Uebung, führet den Titel: Dissertatio medica de respiratione et usu pulmonum, quam . . . Præside Francisco Wilhelmo Kauhlen, Medicinæ Doctore, Pathologiæ ac Praxis medicæ Professore p. o. eruditorum disquisitioni subjicit autor Franciscus Gerardus Wegeler Bonnensis, Medicinæ ac Chirurgiæ Candidatus (später der Universität letzter Rector, Geheimrath ꝛc.).

„Der philosophischen Disputation präsidirte Herr Professor Jochmaring mit folgender Vorrede: „„Die Nützlichkeit der Naturlehre wird wohl in unsern Tagen so leicht nicht mehr bezweifelt. Unter unzähligen Vortheilen, die sie uns gewährt, will ich nur einiger erwähnen: sie ist es vorzüglich, welche uns zu dem Urheber der Welt leitet, in uns würdige Begriffe von ihm bildet und ein starker Grundpfeiler der geoffenbarten Religion selbst ist.

Sie verscheuchet die Hirngespinste des Aberglaubens, zernichtet die Macht der Vorurtheile und die Anfälle der Religionsspötter; sie lehret uns die Körper, deren Eigenschaften, Kräfte und Wirkungen kennen, woraus wir dann die heilsamsten Kenntnisse in Absicht auf die Gesundheit unseres eigenen Körpers schöpfen. Wenn das Auge sich an den herrlichsten und mannichfaltigsten Erscheinungen in der Natur weidet, so empfindet der Geist eine nicht auszudrückende Wonne, wenn er diese Erscheinungen aus den allgemeinen Naturgesetzen zu erklären weiß. Man wird es uns folglich nicht verdenken, wenn wir uns heute mit einigen Gegenständen dieser so nützlichen als angenehmen Naturlehre zu beschäftigen suchen."" Die Abhandlung führt den Titel: Versuch über die anziehenden Kräfte der Körper, nebst einigen Sätzen aus der Naturlehre, vertheidigt von Johann Adam Kracht aus Bonn, der Naturlehre und Mathematik Beflissenen.

„Die andern Schriften, so bei Gelegenheit der Universitätseinweihung herauskamen, sind folgende: a) Elementa juris statutarii Archiep. et Elect. Coloniensis, quæ ... quoad partem primam et secundam in usum Auditorum communicavit Hubertus Brewer, J. U. D., Prof. juris naturæ, historiæ juris civilis et institutionum pub. et ord. atque Facultatis juridicæ p. t. Decanus. b) Dissertatio juris publici de illimitato jure de non appellando Archiprincipum S. R. I. Electorum in genere, et Serenissimi Coloniensis in specie, quam ... Præside Josepho Vitaliano Lomberg, J. U. D. majoris Archidiaconalis Ecclesiæ Bonnensis et Collegiatæ ad Ss. Apostolos Coloniæ Canonico capitulari, juris publici Professore ordinario . . . amicæ eruditorum disquisitioni submittit Carolus Aloisius de la Roque, Agrippinas, jurium auditor emeritus. c) Godefridi Moll, jurium Doctoris, Collegii Jurisconsultorum Assessoris et juris feudalis ac criminalis Professoris p. o. Prolusio academica de usu et abusu juris civilis Germaniæ communis, et statutarii, in specie Electoralis Coloniensis, in feudis Germaniæ in genere, et in provincia electorali Coloniensi sitis, tum immediatis publicis, tum mediatis, aut aliis privatis in specie. d) Franz Wilhelm Kauhlen, der Arzneigelehrtheit Doctor, Sr. Kurfürstl.

Durchl. zu Cöln Hofrath und Garnisons-Medicus, der Pathologie und medicinischen Praxis ordentlicher Lehrer, der medicinischen Facultät Dechant, von den Hindernissen, die der Vervollkommnung der Arzneikunde im Wege stehen. e) Etwas über die Kleidertracht, in wie ferne sie einen nachtheiligen Einfluss auf die Gesundheit hat. Nebst einigen anatomischen und chirurgischen Beobachtungen, von Joseph Claudius Rougemont, der Zergliederungs- und Wundarzneikunst ordentlichem und öffentlichem Lehrer.

„Nach geendigten Disputationen begaben sich Se. Kurfürstl. Durchl., der Hofstaat, die fremden Deputirten und hiesigen Professoren in die vor dem Universitätsgebäude bereitstehenden Wägen und fuhren durch die beleuchtete Sternenstraße, von da zurück durch den beleuchteten Triumphbogen und Markt bis nach der Hofburg. Der Zug geschah in schönster Ordnung, und die an den Wohnungen der jauchzenden Bürger wetteifernden Flämmchen boten dem Auge der Fahrenden ein angenehmes Schauspiel dar. Am prächtigsten glänzte, unter einer Menge von Lichtern, das Bildniß Sr. Kurf. Durchl. in Lebensgröße, welches die hiesige Bürgerschaft, als ein Geschenk ihres besten Fürsten, Mittags von der Hofburg mit der gewöhnlichen Feierlichkeit abgeholet und an der Vorderseite des Rathhauses, in einer beleuchteten Pyramide, unter den ausgesuchtesten Verzierungen bevestiget hatte. Die Aufschrift war:

DEINER. SEGNUNGEN. FÜLLE.
O. VORSICHT.
ÜBER. DEN. GESALBTEN.
DEINEN. UND. UNSERN. LIEBLING.
MAXIMILIAN. FRANZEN.

Abends ward, wie gestern, bei Hof gespeiset, und nach 10 Uhr war in dem sogenannten englischen Hof freier Ball.

„Die Mittwoche, als 22. November, ward durch eine juridische Promotion gefeiert, welche Morgens nach 10 Uhr anfing und mit der Gegenwart Sr. Kurf. Durchl. und des sämtlichen Hofstaats beehret wurde. Herr Philipp Hedderich, der Gottesgelehrtheit und beider Rechte Doctor, wirklicher geistlicher Rath,

Professor des Kirchenrechts, Büchercensor und Protonotarius apostolicus, ertheilte darin als Promotor den Herren Peter Joseph Robson aus Bonn und Johann Baptist Schötter aus Bodendorf, legalisirten Advocaten, die Doctorwürde, und den Herren Quirin Mertens aus Ariendorf und Peter Joseph Kley aus Brühl den Licentiatengrad. Die Vorrede des Herrn Promotors lassen wir hier abdrucken.

PRÆFATIO

de statu Jurisprudentiae nostrae ecclesiasticae specialis publicae et praecipuis Archiepiscoporum nostrorum circa illam meritis et ordinationibus ad nostram usque aetatem.

Eminentissime, ac serenissime Archiepiscope, S. R. I. Princeps Elector, Domine longe clementissime!

»Annus prope circumactus est tertius, quo nobis dies tertia decima Novembris extiterat academica solemnis, dum sub divinis auspiciis nostrae Academiae anno abhinc duodecimo natae, tertio deinceps anno subsequente fundatae, lustro postea integro labente ampliori augmentatae dote, festiva initiorum solemnia celebravimus.

»Illustratam ea die vidimus hanc sacratissimam Scientiarum aedem a primo Fundatore suo Maximiliano Friderico, cujus sacrum vultum tunc vivum hic coram venerari contigerat.

»Ex hac ipsa Cathedra, unitis omnium tunc praesentium sinceris votis ac desideriis, Numen augustissimum pro majori Academiae nostrae splendore et incremento, in suo et Religionis gloriam, Ecclesiae ac Patriae commodum deprecati sumus.

»Etiam huic musarum sedi boni omnes, quibus commodum Religionis et Reipublicae nostrae cordi erat, non optabant tantum, sed jam eidem ominabantur majora commoda et incrementa, cum Te Serenissime Princeps! jam divinitus sibi datum Patrem Patriae, et musarum nostrarum Statorem ac Moecenatem futurum esse bene noverant. Exaudita quoque fuit a Superis nostra deprecatio, atque coelum vota et omnia nostra felici coronavit eventu; etenim illa omnia nunc

Tua regia plane gratia evenisse, atque, ut omnia paucis dixerim, Academiam nostram ad majus decus evectam, numero docentium auctam, aliis super alia additis, quae Scientiarum cultum promovent, instructam, denique numero Universitatum S. R. I. adscriptam, et jussibus Tuis clementissimis qua talem reliquis Imperii Universitatibus notificatam, ab his humanissimis litteris resalutatam, a variis insuper personali eruditissimorum Deputatorum praesentia condecoratam, hae triduana, adhuc durante, solemnis inaugurationis festivitate laetabundi, nobis, Ecclesiae, et Patriae gratulamur.

»Prima hujus tridui festivi dies jam abiit, Deo ceu fonti omnis boni jure merito specialiter sacra, qua unitis viribus actae sunt Divino Numini gratiae, et coelo pro tantis gratiis benedixere ad unum omnes. Abiit quidem dies ista, sed immortalis nobis erit et aureis characteribus ad nepotes transcribenda, ut sera in secula posteritati semper sacra sit et in perpetuum duratura.

»Discessit quoque altera festivae hujus inaugurationis dies, quae ex clementissima Tua voluntate Musis erat propria, dum in hac earum palaestra, habitis ex omni facultate Disputationibus academicis interesse clementissime dignabaris. Gloriantur Annales Pragenses Aenea Silvio teste et diem illum ceu perpetuo Universitatis praedictae Archititatis suae sacrum narrant posteris suis, eo quod Carolus IV Imperator Universitatis praedictae Architectus anno 1360 in ipsis inaugurationum solemniis per horas quatuor Magistrorum Disputationibus attenderit, atque aulicis suis id aegre ferentibus ac tempus coenae adesse causantibus responderit: hic in musarum sede suam esse coenam, ipsi abirent, et se oblectarent in aula cibo potuque, qui mox transeat. Cur non aequali jure dies haec altera Annalibus nostris academicis inscribatur gratissima semper memoria a posteris recolenda?

»Demum illuxit tertia haec festiva dies, quae Musis sit consecranda denuo, atque ut quidquam ad sacra haec academica et ego conferrem hodie, munus Promotionis Doctoralis in utroque jure mihi fuit delatum.

»Ast utinam non forem infirmior reliquis, qui haec Musarum solemnia pro dignitate coronare possem! Interim Tua Serenissime Princeps! clementia fretus, qua minimum etiam et qualecunque Scientiarum specimen gratiosissime suscipere non dedignaris, pro exigua parte mea, delato mihi muneri academico, quantum possum, satisfacere conabor.

»Cum autem more penes reliquas in Imperio Universitates recepto, Praefatio quaedam argumenti Jurisprudentiae et Promotioni Doctorali accommodati praemittenda sit, etiam in hodierno Promotionis actu ex Historia Ecclesiae nostrae Coloniensis, de statu Jurisprudentiae nostrae ecclesiasticae specialis publicae et praecipuis Archiepiscoporum nostrorum circa illam meritis et ordinationibus ad nostram usque aetatem sum praefaturus, quod, ut clementissime patiaris supplex rogo.

»Initia Jurisprudentiae nostrae ecclesiasticae Coloniensis publicae non repeto a Synodo illa Agrippinensi, in qua Euphrates primus post Maternum Episcopus Coloniensis ob impositum sibi Arianismi delictum, auctoribus Episcopis Galliae, mandante Martino Episcopo Moguntinensium, Coloniae congregatis exauctoratus fertur, ceu Petrus Crabbeus Monachus Mechliniensis in suis Conciliorum actis primus, et post eum alii, Petrus de Marca, atque vir in Historia alias versatissimus, mihique multis ex partibus maxime venerandus Cl. Dürr tradidere, absque dubio, ut Moguntinensium quendam in nostram et reliquas Germaniae Ecclesias Primatum Seculo jam IV extitisse, inde eruerent; etenim conficta haec res est, atque explosa a nobis Historia, in Dissertatione nostra de Synodis Coloniensibus praeeunte et solidis jam argumentis factum hoc supposititium impugnante celeberrimo Historiographo Samuele Basnagio ita ut eruditioribus nihil prorsus dubii superesse amplius videatur.

»Status autem Jurisprudentiae nostrae sacrae Coloniensis publicae, qui per Secula extiterat, tum ex Codicibus, quibus usa fuit, tum ex legibus sive in-sive extra Synodos latis, tum ex gestis nostrorum Praesulum sive Sedem Ro-

manam, sive Imperatorem, ac Nationem nostram et Statum Ecclesiae nostrae internum spectavero, eruitur.

»A Seculo IV usque ad VIII et tempore S. Bonifacii Ecclesiae nostrae alia legum sacrarum Collectio non erat usui, quam quae continebat Canones Conciliorum tum universalium, tum particularium orientis, nec non Regum, quibus suberat, capitularia. Quis autem ignorat in his Jura Episcoporum, Metropolitarum ac Synodorum provincialium conservari integra? Nihil de immediata quadam Ecclesiae Romanae in alias inferiores potestate, nihil de jurisdictione Legatorum ejusdem Sedis in Ecclesiis exteris exercita, nil de appellationibus ultramontanis, nil de dispensationibus atque exemptionibus inde impetrandis legitur.

»Seculo VIII Bonifacium a Gregorio II ad partes Germaniae ablegatum (anno 745 primum nostrae Ecclesiae Archiepiscopum brevi mox postea ad Mogonos abeuntem) secum tulisse libellum, in quo sacratissima ecclesiasticae institutionis judicia continebantur, refert Othlonus in vita ejusdem apud Surium die quinta Junii, ut tam clerus, quam ceteri populi sibi subjiciendi ex illo erudiretur. Libellus hic erat Codex Ecclesiae Romanae, sed simplicissimus, purus, Potestati Episcopali, Metropoliticae et Synodorum provincialium plane innoxius.

»Idem quoque rei status erat sub Hildebaldo anno 783 ad Episcopatum Coloniensem evecto, qui sub Carolo M. Scholarum partim instaurator erat in Episcopio suo, et partim institutor.

»In Codicem Carolo M. ab Adriano datum pro sua Ecclesia ordinavit explicandum, qui integra erat Collectio Canonum, qualem ex Dionysii exigui labore adornatam ex tribus Codicibus manuscriptis Moguntinae Ecclesiae anno 1525 edidit Wendelstinus et Editores Concil. Germ. Tom. I. ex tribus Codicibus manuscriptis Ecclesiae Metropolitanae Coloniensis inseruere. Codex hic thesaurus est ab Hildebaldo Archiepiscopo Metropolitanae Scholae una cum ingenti aliorum Manuscriptorum apparatu dono datus.

»Cum haec Collectio Dionysii exigui pariter Jura Episcoporum, Metropolitarum ac Synodorum provincialium undequaque integra conservet, prono inde alveo fluit, ea aetate in nostra quoque Ecclesia Coloniensi Metropolitica statum juris nostri ecclesiastici publici mansisse incorruptum.

»Verum sub initium seculi IX Collectio illa Isidoriana famosa, quam Riculphus Moguntinensium Archiepiscopus primus acceptaverat, infelix plurium mutationum, quas tota retro Ecclesiae antiquitas ignoraverat, in jure sacro Germanico publico mater extiterat. Ast Hildebaldus noster sibi eandem obtrudi non patiebatur; quin potius in Synodo magna Aquisgranensi anno 816 sub Ludovico Pio habita contra appellationes transmontanas, quas Collectio praetacta primum stabilire coeperat, ad conservandam Episcoporum et Synodorum provincialium auctoritatem disertis verbis receperit Canonem Concilii Nicaeni quintum, quo statuitur: ut de his, qui communione privantur, seu ex Clero, seu ex laico ordine ab Episcopis, per unamquamque Provinciam sententia regularis obtineat, ut hi qui (per provincialem Synodum) abjiciuntur ab aliis non recipiantur.

»Guntharius noster Archiepiscopus seculo IX medio in difficiliora, ob receptum magis spuriarum Decretalium foetum inciderat tempora, adeoque majori quoque resistentia et validioribus opus erat viribus, ad jura sua episcopalia et metropolitica ac synodalia inconcussa conservanda. Pronunciaverat is una cum Thietgaudo Archiepiscopo Trevirensi inter Lotharium Regem et Theutbergam in Synodo Metensi divortium, sed judicium illorum in Synodo latum non probaverat Nicolaus I; quapropter, cum Guntharius noster judicium Synodo retractare nollet, a summo Pontifice exauctoratus fuit, assumptis a Papa in sententia depositionis falsis principiis antehac plane incognitis, videlicet: Episcopos et Archiepiscopos sui Episcopatus principium a Sede Romana sumpsisse; et porro: Siquis ... mandata sanctiones vel decreta ... pro ecclesiastica disciplina ... a Sedis apostolicae Praesule salubriter promulgata contempserit, Anathema sit &c.; contra quam sententiam

idem Guntharius remedium jure ecclesiastico publico in antiquitate proditum nempe: Appellationem ad universam Ecclesiam interposuit epistola apologetica ad Papam scripta, in qua legitur: sine Synodo, sine canonico examine, nullo accusante, nullo testificante, nullaque disputationis discretione dirimente, vel auctoritate ac probatione convincente, absque nostri oris confessione, absentibus aliis metropolitanis et dioecesanis Coepiscopis et confratribus nostris extra omnium omnino consensum, tuo solius arbitrio . . . nosmet damnare voluisti. Interposuit inquam appellationem ad Concilium generale, quamvis successu infelici, siquidem fatis temporum, cum aliarum Ecclesiarum Archi- et Episcopi Germaniae passim ad alia Pseudo-Isidori principia transiissent, succumbere debuerit.

»Successit Gunthario Willibertus, hujatis Ecclesiae Bonnensis tunc Abbas seu Praepositus, qui inattenta gravi epistola a Nicolao I an. 865 ad Episcopos Galliae et Germaniae data, de recipiendis decretalibus epistolis Romanorum Pontificum haud genuinis, illarum observantiam profiteri et jurare noluerat, quia in Codice Canonum, quem Hildebaldus Antecessor suus a Carolo M. acceptum sua in Ecclesia publicaverat, non continerentur; sed Pallii Archiepiscopalis denegatio remedium erat executivum, quo illas, an seria voluntate, valde dubito, saltim Professionis instrumento ad Joannem VIII dato ut insereret, cogebatur.

»Atque haec est epocha illa, ubi Sede Romana ita urgente Collectio Pseudo-Isidori mercatoris, non obstante Archiepiscopi Williberti nostri et variorum Galliae Episcoporum contradictione, in Ecclesiam nostram penetraverat, illiusque potestas, ultra quam sacri Canones antiqui permitterent, aucta vehementer fuerat; quanquam tamen non omnia, quae genuina erant, juris sacri publici principia, systemati Ecclesiae christianae vero consona nondum penitus ex eadem eliminari potuerint.

»Quanquam enim in eadem Collectione apocrypha inter reliqua, quae incremento potestatis pontificiae ultra fines favebant, principia nova illud quoque contineretur: quod summus Pontifex a nemine judicari, a nemine ligari possit, nihilominus

Anno II Archipraesul noster soculo XI anno videlicet 1064 Romam advectus Alexandrum, qui citra Imperatoris Henrici IV consensum in Pontificem electus fuerat, interpellavit: cur Pontificatus electionem de se factam citra mandatum et assensum Regis acceptasset, secus ac Synodus Romana sub Nicolao II ejus Antecessore habita anno 1059 decrevisset? atque non obstante longa verborum serie ab Hildebrando tunc Archidiacono S. R. E. postea Pontifice Gregorio VII id effecit, ut causa haec ad Synodum rejiceretur Mantuae indictam, in qua, cum alius, quem Imperator nominaverat, a nostro Annone simul ad Synodum invitatus, venire detrectans renunciasset, electio Alexandri, interveniente consensu regio, per Annonem nostrum ceu Legatum Caesaris rata fuit.

»Nihil dicam, quod contra Consilia et Conatus Victoris Papae eundem Henricum IV Imperatorem anno 1062 tunc adhuc aetatis annorum duodecim educandum moderandumque susceperit, atque anno 1073 pro conservandis juribus caesareis titulo Patritiatus in urbe Romana, ut reditus Imperatori debitos congregaret, cum Hermanno Bambergensi Episcopo sit profectus; quanquam Papa id debitum negaverit, atque literas comminatorias hic Regi primus dederit satisfactionem postulans, ob simoniacas investituras.

»Nequeo praeterire silentio constantiam Hildolphi Archiepiscopi nostri, qui Annoni successit in conservandis genuinis juris sacri publici principiis, qui, dum Sifridus Archiepiscopus Moguntinus, excommunicato a Papa Gregorio VII et deposito contra Canones Henrico Imperatore Rudolphum Sueviae Ducem Regem Moguntiam ductum coronare tentaverat, totis viribus renitebatur, atque Henrico Regi fidem datam servandam esse putabat, ut verbis utar eximii P. Hartzhemii in Historia rei nummariae Coloniensis pag. 93 quando, uti idem Hartzhemius pergit, urbs ipsa Moguntia, quae in fide Henrici permansit, non levi tumultu ob ejusmodi contemptum regiae Majestatis concussa frenduit. Quis eruditorum et in jure publico sacro versatissimorum Ictorum factum Archipraesulis nostri, non obstantibus Aulae Romanae conatibus, hodie improbat?

»Successit Hildolpho nostro Sigewinus, qui aeque constantissimus erat in juribus Germaniae et Imperii tuendis, dum exauctorationem Gregorii VII ob suscitatos in Imperio motus factam, et electo contra illum Pontifici Clementi praestandam obedientiam confirmavit in Concilio Moguntino anno 1085 praesentibus Wiezilone Archiep. Mog. et Engelberto Trevirensi habito, ceu idem Hartzhemius testis est.

»Dignum, quod commemoretur, pariter est factum nostri Archipraesulis Friderici, qui anno 1110 in generali Synodo Coloniensi Guibertum Abbatem Gemblacensem canonizavit, jure mox postea ab Alexandro III Aulae Romanae reservato.

»In medio etiam temporum, quibus Aulae Romanae potestas ad supremos apices ultra fines a Christo fundatore ipsomet positos excreverat, pro sua potestate ordinaria tuenda vigilarunt nonnulli Archipraesules nostri, siquidem Walramus Archiepiscopus anno 1338 contra literas quascunque Romae impetratas legem dederit gravissimam poenalem, ne earum usus permittatur, antequam auctoritate sua ordinaria sint examinatae et discussae.

»Similiter Wilhelmus Archiepiscopus anno 1353 generali sanctione contra ejusmodi literas ab Aula Romana impetratas quascunque praecipue dispensationes decrevit in modum sequentem: Nos morbo pestifero in nostra Dioecesi usitato plurimum quantum in nobis est remedium cupientes ponere oportunum sub poena latae sententiae in his scriptis mandamus, quatenus, antequam ad executionem literarum apostolicarum quarumcunque de cetero procedatur, ad Nos seu Officialem nostrum pro examine earundem, quanta sit eis adhibenda fides, ut omnibus occurratur periculis, transmittantur.

»Quid aliud ex hisce ordinationibus eruitur, quam principium illud de absoluta et immediata potestate legislativa Aulae Romanae hoc seculo in nostra Ecclesia non fuisse generaliter agnitum, atque eidem jus dispensandi in legibus Ecclesiae in praejudicium potestatis ordinariae fuisse contradictum?

»Mox postea anno videlicet 1372 quo exactiones annatarum et decimarum papalium in universo fere Germaniae

Clero invaluerant, Fridericus Archiepiscopus Clero suo Coloniensi promisit: se ad evadendum exactionum similium onus omni consilio et auxilio subventurum.

»Aeque constat, per haec tempora Archiepiscopos nostros Leges summorum Pontificum in Collectionibus tunc auctoritate Pontificum adornatis imo publicatis contentas non acceptasse simpliciter, sed Ecclesiae suae proprium Statutorum codicem, qui varias continet leges iis, quas Pontifices tulerant, contrarias, praescripsisse, ceu manuscriptus codex ejusmodi statutorum in Archivo Archiepiscopali assertatus, anno 1554 typis Quentelianis Coloniae divulgatus testis est.

»Confirmatur sane hoc exemplo illa quam supra retulimus, veritas: Archiepiscopas nostros sese vere in ecclesia Christi conregnantes a Spiritu sancto ad regendum positos agnovisse, suaque auctoritate ordinaria divinitus sibi data inattentis legibus Romanis datis et Romae promulgatis fuisse usos, ut suae ecclesiae bonum promoverent.

»Ad tempora Theodorici, Comitis in Moers, anno 1414 electi et anno 1464 ad Superos abeuntis, atque in Archiepiscopatu Coloniensi jubilantis nunc transitum facio, sub quo plurima, quae jurisprudentiam nostram publicam ecclesiasticam spectant, capita commemoranda veniunt, quorum singularia tantum, ne justo hic sim longior, recensebo.

»Et quidem primum illud est, quod sub Martino V Pontifice in restituendo sibi jure ordinario ac nativo conferendi dignitates et beneficia, quod Antecessores sui duntaxat ex causa introductae vitae communis certo modo suis Capitulis, non Aulae Romanae, cesserant, atque ex ratione cessantis vitae communis, alioquin restitui debuisset, summam collocaverit operam, atque a praedicto Pontifice literas impetraverit datas VIII Kal. Decembris an. Pontificatus XIII in Electorali Archivo asservatas adhuc ineditas, queis jus conferendi beneficia varia ac dignitates in Metropolitana et aliis Collegiatis Ecclesiis Coloniensibus illi concessum legitur, quas literas, suo tempore, orbi literario communicabimus.

»Alterum est, quod altefatus Archipraesul noster in famoso illo inter Concilium Basileense et Eugenium IV Papam dissidio Concilio generali ceu authoritatem supremam ab ipsomet Christo habenti adhaerendum firmiter esse duxerit, ac

»Tertium, quod Decretis S. Concilii Basileensis, quibus jura Metropolitarum et Episcoporum ut plurimum restituta fuere, simpliciter a natione nostra inhaerendum esse voluerit; et quanquam Imperator Fridericus III et Theodoricus Archiepiscopus Moguntinus conditis sub iisdem Concordatis Aschaffenburgensibus, libertatibus Ecclesiarum Germaniae admodum noxiis Aeneam Sylvium anno 1448 miserint ad Metropolitam nostrum, Coloniae tunc commorantem, qui eundem Archipraesulem, ut et Nicolaum V ceu legitimum Pontificem, agnosceret, et Concordatis Aschaffenburgensibus subscriberet, omni, quo posset, modo commoveret, primum quidem annuit, alterum vero ut concederet, ab ipso impetrari non potuit, sed potius cum Rege Galliae aliisque nonnullis Germaniae Proceribus foedus iniit, quo Decreta Basileensia anno 1439 communi Nationis Germanicae consensu recepta simpliciter retinenda esse decreverant.

»Imo nequidem Archipraesul noster Concordata Aschaffenburgensia pro nostra Ecclesia Coloniensi ante annum 1461 acceptaverat, et promulganda suo Officiali Coloniensi permiserat, donec variis propositionibus et querelis de laesa extra ordinem potestate sua ordinaria et Metropolitica cum Papa Pio II antehac Aenea Sylvio egisset, inter quas praecipuae erant, ut partim alternativa tolleretur, in favorem suae potestatis ordinariae, ac nativae, partimque sibi jus confirmandi suos Suffraganeos per Aschaffenburgensia infractum, sartum tectumque relinqueretur; quod cum sibi restituendum literis, quarum tenor in Archivo Electorali adhuc asservatur, fortiter urgeret, Breve a Pio II impetravit, quo sibi suisque Successoribus in perpetuum jus consecrandi Suffraganeos competere declaratum fuit.

»De Hermanno Archiepiscopo, qui Seculo XVI ad annum usque 1547 Ecclesiae nostrae praefuit, quid dicam? qui anno

1525, dum Clero Coloniensi sua ab Imperatoribus legitime concessa privilegia per Magistratum civilem contradici et turbari coeperant, suam in illis conservandis et vindicandis collocavit operam? qui in Comitiis Imperii pro tuendis suis et aliorum Archiepiscoporum juribus suam saepius auctoritatem interposuit? qui anno 1536 in Synodo provinciali a se convocata celeberrimos edidit Canones pro componendis Religionis dissidiis? qui novam suae Ecclesiae reformationem in erigendis scholis, eliminandis abusibus et reducenda Ecclesiae disciplina ad pristinam puritatem meditabatur, quamvis successu fatoque infelici, quod tacere, dolere est.

»Adolphus, Comes a Schauenburg, eidem a plurimis jam annis in Regiminis Coadjutorium datus, anno 1548 successerat, qui propositam sibi ac reliquis Statibus Ecclesiasticis eodem anno a Carolo V Reformationis formulam mox ad Ecclesiam suam redux indicta eum in finem Synodo provinciali publicari jussit, quae a Sacra Caesarea Majestate confirmata gravissimo Decreto fontem Jurisprudentiae nostrae s. publicae in hodiernum usque diem constituit, quanquam, quod dolenter refero, cum ipsius obitu pariter abiisse in oblivionem visa fuerit.

»Anno 1550 Civitatem Tridentinam, comite Groppero, petiit, atque brevissimo illo, quo Concilio Tridentino interfuit, tempore expositis Concilio gravissimis illis abusibus, qui ex appellationibus ad Curiam Romanam in Ecclesiam Christi redundarent, a Patribus impetratum fuit Decretum, quo hae appellationes, quantum fata illorum temporum permisere, multum coercebantur.

»Quantum idem Archiepiscopus Episcoporum exemptionibus restiterit, suaeque Ecclesiae Metropoliticae hac in re juribus conservandis invigilaverit, oppositis veris Juris Sacri in antiquissimis Conciliis determinatis principiis inde colligere licet, quod subtrahendae Auctoritati suae Metropoliticae Ultrajectinae Ecclesiae sese fortiter opposuerit Aulae Romanae, quin tamen ob praedominantem hujus potestatem id impedire potuerit, sed antiquissimam Metropoleos nostrae filiam

Ultrajectinam a matre sua abstractam usque hodie, dolente forsan ipsa filia, intuemur.

»Silens praetermitto fatum Friderici IV Archiepiscopi Coloniensis, qui ad Decreta Concilii Tridentini recipienda et publicanda, atque ut in illa juraret, auctoritate Pii V commoveri non potuit; sed potius anno 1567 referente Ladergio, Annalium Raynaldi Continuatore, Episcopatum suum dimittere maluit. — Amplissimus mihi hic pateret ulterius differendi campus, si in causas hujus facti et fati inquirire vacaret.

»Ferdinandus Archiepiscopus inter reliqua, quae pro tuendis suis juribus gessit, anno 1645 die tertia Martii Legem Antecessorum suorum Wallrami et Wilhelmi superius relatam contra leges, gratias ac dispensationes Aulae Romanae hisce innovavit verbis: Ne liceat mandata gratiae, vel qualescunque literas Apostolicas in Archidioecesi et Civitate Coloniensi publicare, vel exequi, nisi praevia Revisione ac cum praescitu et Consensu Archiepiscopali.

»Ad tempora Maximiliani Henrici Archiepiscopi nostri nunc transitum facio; hic contra Capitulationem sibi praescriptam suam Jurisdictionem Episcopalem sibi datam a Spiritu Sancto ordinariam tuebatur, eaque nequaquam obligatus credebatur, sed potius articuli in ea contenti nullius roboris ac momenti declarati sunt, ceu documentum a Lunigio adlatum abunde testatur, atque P. Gallade ex Societate Jesu recte factum esse multis argumentis ostendit.

»Atque idem Archipraesul noster in Synodo sua Dioecesana anno 1662 habita varias ordinationes jus nostrum Ecclesiasticum spectantes edidit; siquidem coercitae sunt in illis exemptiones Religiosorum a potestate Episcopali ordinaria, atque signanter in hac Synodo nostra recepta fuit Bulla Papae Innocentii X in favorem Joannis Pallafoxii Episcopi Angelopolitani (exemplo in Germania unico) contra Regulares exemptos, sibi obedientiam detrectantes, emanata, qua omnia praedicti Episcopi acta et ordinata rata habentur.

»Porro in eadem Synodo determinatum aperte cernimus jus innovandi fundationes Ecclesiasticas et Auctoritate Archiepiscopi meliores in usus convertendas.

»Denique, quod eadem Dioecesana Synodus in revocandis deinceps omnibus causis ad Judices Commissarios in partibus secundum apertam concordatorum Principum Literam et Decretum Concilii Tridentini praecipuam collocaverit operam, ejusdem Synodi Historia testis est; siquidem in Sessione secunda Judices delegatos, quibus causae Ecclesiasticae in ultima semper instantia sint committendae, nominaverit.

»Quid sub Josepho Clemente hoc Seculo ineunte circa Bullam: Unigenitus etc. actum fuerit, silentio praeterire haud possum, qui, suae potestatis Archiepiscopalis haud memor, Bullam in Conventu Minoritico Coloniensi a Facultate Theologica, ceu dogmaticam et fidei regulam adsumptam pro suis Ecclesiis publicaverat, sed pro Ditionibus Austriacis Juri suo Dioecesano Coloniensi subjectis in gravissimam Josephi I Imp. inciderat offensam, atque illius ad suggestionem Facultatis praedictae facta publicatio Bullae: Unigenitus, ceu reguiae fidei in Ditionibus Austriacis absque effectu mansit; quae ex facto hoc corollaria fluunt, aliis deducenda relinquo.

»Plurima adhuc circa statum Jurisprudentiae nostrae Sacrae publicae Coloniensis ex Historia nostri inter alia illustrioris Seculi recensenda mihi superessent; sed quia haec nostrae aetati propinquiora sunt, et magis nota, illa praetermitto, atque ad Promotionis actum ut progrediar, me tempus vocat.«

„Die Inauguralfrage des Herrn Promotors war: Quis sit verus sensus et effectus Pacis Osnabrugensis art. V § 26 in verbis: Conferant etiam Archiepiscopi Beneficia mensium extraordinariorum? Diese Frage beantwortete der Herr Promotor für die Erzbischöfe der deutschen Kirche. Er bewies aus dem westphälischen Friedensschlusse, daß dieselbe die in päbstlichen Monaten erledigten Pfründen aus ordentlicher Macht und kraft dieses Reichs-Fundamentalgesetzes zu vergeben befugt seyen, mithin keines päbstlichen Indults bedörfen. Die Inauguralfragen

der Herren Doctoren waren: I. An Imperator ex suo protectionis jure ac officio recte urgeat executionem Can. 5 XXV q. 2. II. An Novella XI jus faciat pro Germania? Jene der Herren Licentiaten: I. Quæ fuerint Ictorum Patriæ ab antiquis temporibus in Jurisprudentiam et sacram, et profanam merita? II. Quis olim fuerit in his partibus Legislationis status, cum in ecclesiasticis, tum politicis, et quantum nostra ætate mutatus ab illo?

„Se. Kurfürstl. Durchlaucht wohnten der feierlichen Handlung bis zum Ende bei und bezeugten darüber ihr höchstes Wohlgefallen. Mittags ward, wie vorige Tage, bei Hof gespeiset. Vor der Mittagstafel hatten die fremden Deputirten gnädigste Audienz, weil nach derselben Se. Kurf. Durchl. mit dem hohen Adel auf Coblenz reisten, um bei dem am folgenden Tage zu haltenden Einzuge Sr. Kurfürstl. Durchl. von Trier in das neuerbaute Schloß zugegen zu seyn. Tags darauf machte die Universität in corpore ihre Aufwartung bei Sr. Exc Reichsfreiherrn von Waldenfels, Staatsminister Sr. Kurf. Durchl., und bei Sr. Exc. dem Herrn Curator, dankte ihnen für die thätige Verwendung zur Aufnahme unserer hohen Schule und empfahl sich fernerm gnädigen Wohlwollen.

„So war nun die feierliche Einweihung der neuen Universität vollendet, welche ein ewig bleibendes Denkmal der Weisheit Maximilian Franzens, ihres durchleuchtigsten Errichters, seyn wird. Die späteste Nachwelt wird die süßen Früchte der Aufklärung, welche sie nach den Absichten ihres Stifters über das ganze Erzstift zu verbreiten sucht, dankbar genießen und den unsterblichen Namen unseres großen Fürsten aus dem Hause Oestreich ewig segnen. Das Siegel der Universität führt das Landeswappen mit der Umschrift:

SIGILLUM UNIVERSITATIS BONNENSIS ERECTÆ 1786.

Die große silberne Denkmünze, welche Se. Kurf. Durchl. bei der Feierlichkeit prägen und austheilen ließen, stellt auf einer Seite das Brustbild Sr. Kurf. Durchl. vor, mit der Umschrift:

MAX. FRANCISCUS S. R. I. PR. & ELECT. COL. WESTPH. & ANG. D. ARCHIDUX AUST.

Auf der andern Seite steht die Inschrift:

ACADEMIA
BONNENSIS
A
MAXIMILIANO FRIDERICO
CONDITA
A
MAXIMILIANO FRANCISCO
IN
UNIVERSITATEM ERECTA
XII. CAL. DECEMBR.
MDCCLXXXVI.

Die Ode, womit Apollinar, der Stadtpoet, die Stiftung der Universität Bonn feierte, hat jene Denkschrift nicht aufgenommen, eine Ungerechtigkeit, der ich nicht verfallen will, in Betracht zumal der dem Gedicht beigefügten Noten, welche über viele, der neuen Universität angehörende Männer, wenn auch nicht besonders anziehende, doch authentische Nachrichten geben.

Ode

bei der ehemaligen Eröffnung und Einweihung der kurfürstlich Cölnischen Universität zu Bonn den 20. November 1786.

⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑
⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑
⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑
– ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑

Welch' Fest belebt hoch alles mit Heiterkeit?
Und reizet, vaterländische Muse, dich
Zum Lied? und ruft beim frühen Morgen,
Bonn! deine Bürger zu Fei'r und Aufzug?

Errichtet steh'n schon prächtig vor Augen da
Triumph und Bogen. Deiner Verherrlichung,
O Vaterstadt! entbothne Zeugen
Schickt seine Weisen das Ausland, treten

Des Vaterlandes Väter und Edele
Weit her zusammen, wallet gedrängt das Volk 10
Izt unabsehbar, im Gemische
Fremder und Einsaß, in deinen Gassen.

Auf welche Stufe rückst du den Göttern zu?
Im Helm erscheinet männlich dein Genius:
Nicht wie der Erden Herrinn Roma;
Mutter der Künste dir gleich, Athens!

Sie nahm den Helm beim Kampf mit der Unvernunft,
Gelehrte Lügen weltlich- und geistlicher
Gestalt zu jagen und zu prangen
In dem Triumph der befreiten Wahrheit. 20

Als das Geschick schwer über Lojols Coloß
Sich niedersenkte, wankte der Bau zugleich
In Unterrichtung und Erziehung,
Gutes und schlecht (wie denn immer alles,

So weit nur Menschen-Anstalt der Mond bescheint,
Geflickt besteh'n wird). Und so vermocht's die Noth
Auch nun, daß überall die Staaten
Selbst sich um Lehr' und Erziehung umsah'n,

Ein Punkt uns allen theuer und zart, wie uns
Gesammt in Eins noch Band und Gesellschaft faßt, 30
Und wahrlich eine Sorge, würdig,
Daß sie des Vaterlands Väter sorgen.

Sie war's, die Vater Maxen, den Königsegg
Zu großem Endzweck fürstlich beschäftigte,
Die Ihn bewog, aus Näh' und Ferne
Männer von Ruhm und entschied'ner Einsicht

Herbei zu rufen, denen, durch Fleiß geübt,
Talent Gewalt gab, Licht in die Welt zu streu'n,
Und Jünglinge die steilen Pfade
Fester gebildet hinauf zu führen. 40

Das Werk zu krönen, gab ihm die Parze nicht.
Allein dein Glück stand hoch in des Schicksals Buch
Auf allen Seiten eingeschrieben;
Und der Unsterblichen Einen schenkte

Dir das Verhängniß, Maxen, Theresens Sohn.
Ihn, den Gesalbten, zeichnen, o Vaterland!
Dir seine Thaten. Kluge Vorsicht
Tritt vor ihm her, seine Bahn eröffnend!

Ob seinem Haupt schwebt glänzend in Aetherlicht
Die Weisheit: Leitend wandelt Gerechtigkeit 50
Ihm fest zur Seite: Seinem Fußtritt
Folget die Gnad', in der Hand die Schale

Der Huld, die stets reich selbst sich ergießt und füllt:
Und weit durch's Land zieh'n Fleiß und Erkenntniß hin,
Die Stirne froh bekränzt mit Früchten,
Bleibende Wohlfahrt umher verbreitend.

Und izt, o Bonn! sieh! stralet, beschieden längst,
Und lang verzogen, deiner Verklärung Tag!
Zu dir, Stadt Marens und Minervens!
Steigen umglänzt vom Olymp mit Glorie, 60

Vereintes Forschen, dürstende Wißbegier
Und freies Denken. Sie nur gewähren dir
Die Wahrheit: und enthüllte Wahrheit
Leuchtet, und lehrt in der hohen Schule.

Theresens Sohn schafft reichlich die Wohlthat dir.
Von seines Thrones Höhe vernimmt's der Hof,
Vernimmt's der Staat, vernimmt's der Fremde,
Staunend im Kreis um ihn her der Rede,

Wie hier zum Volk der sorgsame Vater spricht.
Drei Tage seh'n im daurenden Prunke dich, 70
Seh'n deine grenzenlose Feier.
Die dich zum Tempel der Musen einweih't.

Die Fei'rlichkeiten alle vermagst du nicht
Zu singen, kleine Muse! vermagst es nicht,
Die hohen Reden auszuzeichnen,
Würdig des Festes geführt von Männern,

Als Denker lang schon, selbst auch dem Neid, bekannt.
Doch meld', o Lied! (hebt gleich mit gemess'ner Kraft
Nicht himmelan sich deine Schwinge)
Melde den Mann, der zuerst bestimmt war, 80

Des heil'gen Hain's Bewahrer und Haupt zu sein:
Du warst es, Edler Spiegel zum Desenberg, a)
Du Sproß aus altem deutschen Blute,
Zierde der Edlen des Vaterlands!

Daß uns're Jugend heller gezogen wächst,
Verdankt die Nachwelt deinen Bemühungen.
Auch dir sei Theil an meinem Liede,
Der du zuerst, in Verdiensten glänzend,

Den Rector-Stab trugst, würdiger Oberthür! b)
Den Wirzburgs Auen zeugten und bildeten, 90
Genährt in Gottes tiefer Weisheit!
Und du, mein Freund! in der Kraft des Wortes

Mein Christus-Bruder! fromm in dem Kleid genannt
Thaddäus! (nenne lieber Joannes dich!) c)
Deß' Antlitz gleich dem stillen Monde
Heiter und sanft, von der Engelseele,

Die innen wohnt, glänzt! Wäre mir Liedes-Kraft
Verlieh'n, der Nachwelt sagt' ich, wie rein du mit
Joannes Geist nahrhaften Kern gibst,
Schale nicht achtest und Bibel lehrest: 100

Auch säng' ich dich, du ehrlicher Schallmeier! d)
Deß' Gottsgelahrheit Tugend, nicht Last vermehrt,
Nicht spintisirt und Sünden drechselt,
Izt für den Höllenpfuhl, izt fürs Fegfeu'r:

Auch dich besäng' ich, gründlicher Hedderich! e)
Wie du mit Lichtblick, an der Geschichte Hand,
Was nach Natur ächt Kirchenrecht ist,
Sönderst von Lug und umhängten Lumpen:

Und deinen Werth pries laut mein Gesang zuerst,
O meiner Freunde Vörderster, Daniels, f) 110
Und mein College! gleich vortrefflich,
Sey's, da du räthst oder Zwiste scheidest,

Sey's, daß du Bürger-Pflichten den Jüngling lehrst?
Wer thut's dir nach? du Starker! du Arbeiter!
Dank deinem äh'rnen Fleiß! du schaffst uns
Männer, geübt, der Geschäfte kündig.

Auch dich zu nennen, fühlt sich die Muse stolz,
Du edelmüth'ger Gallier, Rougemont! g)
Des Vaterlandes werth! Mit Palmen
Führte der Ruhm schon gekrönt dich uns zu: 120

Wie dem Geliebten zeigt die Natur sich dir
Gewandlos, läßt das Wunder der Wunder dich,
Den Körperbau, die kleine Welt, seh'n,
Und du verkündigst nur Herrlichkeiten

Die du entzückt sah'st. Aber vergiß mir auch
Den deutschen Mann nicht, Muse, der sorglich mir
Aus Leibes-Noth oft half; der denkend
Arzt ist und Lehrer, den biedren Kauhlen. h)

Auch der mit Kants Geist tief auf Urwahrheit forscht,
Und im verkannten ersten Begriff den Quell 130
Des Irrthums findet, van der Schüren, i)
Nimmt, o Gesang! dich mit Recht in Anspruch.

Und Anspruch nehmen alle die Trefflichen,
Wovon du schweigest, Muse! des Werks zu schwach.
Ihr Männer, o verzeiht's der Schwachen!
Jeglicher ganz eines Liedes würdig! k)

Doch du, der hohen Schulen Germaniens
Izt jüngste Schwester! muthig erhebe dich,
Daß einst du neben Vindobona
Oder Georgia stolz herab blickst. 140

„Se. Excellenz Hr. Franz Wilhelm Freiherr von Spiegel a)
zum Desenberg und Canstein rc., Domcapitular zu Hildesheim

und Münster, Sr. kurfürstl. Durchl. zu Cöln Extraconferenzial-Regierungsrath, Hofkammerpräsident, Oberbaucommissar und Curator der hiesigen Universität, wurde geboren im J. 1753 den 30. Jänner auf dem Schlosse Canstein im Herzogthum Westphalen. Im J. 1764 ward er vom Kurfürsten Max Friedrich unter die kurfürstl. Edelknaben aufgenommen und erhielt hier in der damaligen Jesuitenschule den ersten Unterricht in den Sprachen, schönen Wissenschaften und der Philosophie, bereiste nachher die Universitäten zu Löwen und Göttingen, besuchte mehre der vornehmsten deutschen Fürstenhöfe, machte sich mit deren Verfassung bekannt, beobachtete viele gute Anstalten und Einrichtungen und kehrte ausgeziert mit gebildetem Geiste und reich an erworbenen Kenntnissen zurück. Im J. 1773 ward er kurfürstl. Cölnischer Kämmerer und bald nachher adlicher Hof- und Regierungsrath, zugleich weiter im J. 1776 adlicher Rath des kurfürstl. Raths-Dicasteriums zu Arnsberg im Herzogthum Westphalen. Im J. 1779, nach Absterben seines Herrn Vaters Exc., Theodor Hermann, bisherigen Landdrostes in Westphalen (unter welcher Titulatur ein zeitlicher Präsident des erwähnten westphälischen Raths-Dicasteriums bezeichnet wird), ernannte Kurfürst Max Friedrich ihn zum Landdrost, zugleich zum adlichen Geheimrath, und im J. 1781 zum kurfürstl. Commissarius delegatus über die Schul- und Erziehungsanstalten und das Medizinalwesen in Westphalen. Hier bewies er sich als thätiger Beförderer vieler nützlichen Polizei- und Landesverbesserungen. Als endlich seine dermalen glorreichst regierende kurfürstl. Durchl. im J. 1786 das neue Revisions- und Oberappellations-Dicasterium in Bonn zu Stand brachten und am 20. Juni zum erstenmal eröffnen ließen, wobei der bisherige Hofkammerpräsident, Hr. Reichsgraf von Wolf-Metternich zum Präsidenten angeordnet wurde, so folgte er diesem in der erledigten Hofkammerpräsidentenwürde, ward zugleich als Extraconferenzial-Regierungsrath und nachher bei der errichteten Universität zum ersten Curator ernannt. Auch die allgemein getroffenen Verbesserungen in der Lehrart wie im Schul- und Erziehungswesen überhaupt sind Zeugen seiner hohen Verdienste um das gemeine Wesen und dauernde Bürgen seines Ruhmes.

Er beschenkte das gelehrte Publikum unter andern mit einigen vortrefflichen Reden, die er theils bei der Eröffnung der Universität, theils bei Einführung neuer Rectoren hielt. In der ersten handelte er von den abwechselnden Schicksalen unserer vaterländischen Schulanstalten und von der Nothwendigkeit der Stiftung hiesiger Universität. Sie ist abgedruckt in der Entstehungs- und Einweihungsgeschichte S. 37 u. f. In der zweiten sprach er von den Vortheilen der Aufklärung, in der dritten von der Verfassung Germaniens, beide gedruckt bei J. F. Abshoven dahier.

„Hr. Bonifaz Anton Oberthür, b) der Gottesgelehrtheit Doctor, kurfürstl. Rath, öffentlicher Lehrer der Katechetik, Pädagogik, Litterärgeschichte und der Einleitung in die Theologie, Director der untern Schulclassen, ein Bruder des berühmten Professors Franz Oberthür, ebenfalls Doctors der Gottesgelehrtheit auf der Universität zu Wirzburg. Er ward den 27. Sept. 1749 in Wirzburg geboren. In den Schulen seiner Vaterstadt erhielt er den Unterricht in den Wissenschaften. Im J. 1769 bereitete er sich im dasigen bischöflichen Seminarium zur Seelsorge, die er von 1772 bis 1781 auf dem Lande fortsetzte. In diesem Jahre wurde ihm die Bildung einiger jungen Cavaliere anvertraut. Im J. 1784 erhielt er zu Wirzburg die theologische Doctorwürde und den Ruf nach Bonn als Director des Gymnasiums. Bei der Einweihung der hohen Schule zu Bonn 1786 ward er Mitglied der theologischen Facultät und der erste Rector Magnificus. Im J. 1787 ward er kurcölnischer wirklicher geistlicher Rath. Ihm ist zugleich das Directorium der Landschulen und die jährlich zu haltende Unterrichtung und Uebung der Dorfschulmeister in der hiesigen allgemeinen Normalschule aufgetragen. Auch dieses fleißigen Mannes Sorge verdankt der verbesserte Unterricht Vieles, und die vielen guten Schulmeister, die sich unter seiner Anleitung bildeten, erhöhen seine Verdienste. Bei Eröffnung der Universität hielt er eine Rede über die Schicksale der Wissenschaften in Deutschland, welche in der Einweihungsgeschichte S. 45 u. f. abgedruckt worden. Zum Unterricht der Landschulen im Cölnischen schrieb er ein Handbuch und für die hiesigen

Schulen besorgte er eine neue Auflage des Eutropius und Cornelius Nepos mit Anmerkungen und einer Vorrede.

„Hr. Doctor Thaddäus von Sanct Adam (ein Name, den o) ihm sein Orden gab), wurde den 3. Febr. 1757 zu Fahr im Frankenlande geboren. Sein wahrer Tauf- und Geschlechtsname ist Johannes Anton Dereser. Im Jahre 1776 erhielt er als Primus defendens auf der Universität zu Würzburg die philosophische Doctorwürde und trat in demselbigen Jahre in den Orden der barfüßigen Karmeliten. Der Theologie, dem orientalischen Sprachstudium und dem exegetischen Fache widmete er sich zu Heidelberg unter der Anleitung des durch eine hebräische Grammatik bekannten Dr. Alexius und seines Nachfolgers, Dr. Johannes a Cruce. Daselbst defendirte er über die gesammte Theologie und wurde schon im J. 1781 als Lehrer der Philosophie und Theologie in seinem Ordensconvent angestellt, welches Amt er bis zu Ende des J. 1783 vertrat. Seinen Ordensobern gereicht es zur Ehre, daß sie ein Talent wie dieses nicht verkannten und den würdigen jungen Mann schon frühe an die angemessene Stelle setzten, wo er Nutzen schaffen konnte. Als im J. 1783 Kurfürst Max Friedrich zu besserer Beförderung der Studien die heilsame Einrichtung traf, daß alle Ordensconvente in seinen Landen entweder ein taugliches Subject zur hiesigen Akademie zu stellen, oder bei Mangel desselben ein Gewisses zum jährlichen Beitrag, wie billig, zu entrichten gehalten seien, woraus zum wirklichen allgemeinen bürgerlichen Nutzen andere Lehrer angestellt werden könnten, so war es in der That das vortrefflichste Geschenk, welches der ehrwürdige Karmelitenorden der damaligen Akademie und dem gesammten gemeinen Wesen mit diesem helldenkenden Mann machte. Er ward also seit dem November 1783 als ordentlicher öffentlicher Lehrer der orientalischen Sprachen und der Bibelhermeneutik hier angestellt. Durch folgende Abhandlungen erhielt er den verdienten Beifall des gelehrten sachkundigen Publicums: 1) Necessitas linguarum orientalium. Coloniae 1783. 2) Notiones generales hermeneuticae sacrae veteris testamenti. Colon. 1784. 3) Scripturſätze, oder über den Untergang von Sodoma und die Verwandlung von

Loths Gattin in eine Salzsäule. Cöln 1784. 4) De victu Joannis Baptistae in deserto commorantis. Ffurti 1785. 5) Notiones generales hermeneuticae sacrae novi testamenti. Colon. 1786. 6) Die Sendungsgeschichte des Propheten Jonas. Bonn 1786. (Eine Abhandlung, womit er zur öffentlichen theologischen Uebung die Einweihung der Universität beehrte.) 7) Das Lehrgedicht Moses an die Israeliten, übersetzt und erklärt. Bonn 1788. (Die Uebersetzung ist in reimlosen Jamben, und so enthüllt sich hier zugleich in diesem Probestück des Verfassers feines Talent zur deutschen Dichtkunst.) 8) Der achtundsechzigste Psalm aus dem Hebräischen übersetzt und erklärt. Bonn 1788. (Die Uebersetzung ist in deutschen Hexametern, noch etwas rauh.) 9) Die Versuchungsgeschichte Jesu erklärt und von Widersprüchen gerettet. Bonn 1789. (Diese Schrift ist nachher ins Holländische übersetzt, bei Schalekamp in Amsterdam herausgekommen.) 10) Commentatio biblica in effatum Christi: Tu es Petrus &c. Col. 1789. 11) Predigt über die Gottheit Christi. Bonn 1790. Nebstdem ist er Verfasser einiger anonymen Schriften 2c. 2c. Den unvermutheten Verlust dieses unschätzbaren Mannes wird jeder Rechtschaffene tief empfinden. Apollinar erkannte und liebte in ihm den edlen, sanften Mann, den Seltenen von ungeheucheltem ächten Christenthume, den liebevollen, biedern Christusjünger. Noch diesen November wird der erste Tom eines größern, theils von ihm verfaßten Werkes erscheinen, das so lange für die deutsche Kirche Bedürfniß war und welches für die Religion und für wahre Menschenbesserung den ausgedehntesten Nutzen stiften kann.

„Hr. Justinian Schallmeyer, der Gottesgelehrtheit Doctor, d) der christlichen Moral öffentlicher Lehrer an der hiesigen hohen Schule, ward im J. 1757 den 31. Mai zu Eupen im Herzogthum Limburg geboren, bekam bei der Taufe den Namen Aegidius Jacob. Den Unterricht in den untern Classen genoß er bei den Minoriten zu Montjoie, ward im November 1774 selbst Minorit, trat zu Cöln in den Orden, welcher ihn mit dem geänderten Vornamen Justinianus belegte. Nach geendigtem Probejahr ward er in das Ordenskloster nach Linnich im Herzogthum Jülich geschickt, fing daselbst an, die mathematischen und philo-

sophischen Wissenschaften zu studiren und legte schon hier die unzweideutigsten Proben seines scharfsinnigen Verstandes ab. Im J. 1776 kam er nach Bonn, diese Wissenschaft auf der damaligen Marischen Akademie (welchen Titel die hiesige Schule schon seit dem Jahr 1775 führte, obgleich die erste feierliche akademische Stiftung erst im Jahr 1777 erfolgte) weiter fortzusetzen. Sein Lieblingsstudium ward hier besonders die practische Philosophie. Er widmete sich zugleich der Gottesgelehrtheit und vertheidigte öffentlich aus derselben verschiedene gewählte Sätze mit größtem Beifall. Er beflißsich nachher der Rechtswissenschaft, vorzüglich des geistlichen Rechts, unter der Anführung seines würdigen Lehrers, des geistlichen Raths Hedderich, dessen freundschaftlicher Verwendung und Vorsorge er auch (nach offenem eigenen Geständniß) die glückliche Richtung seiner Fähigkeiten besonders verdankte, ein Geständniß, das seinem Charakter Ehre machte. Nach öffentlich vertheidigten Sätzen aus den geistlichen Rechten schrieb er im J. 1781 eine Abhandlung: De libertate conscientiae in materia Religionis nimium non extendenda, mit beigefügten weitern theologischen Sätzen, die er unter dem Vorsitze des Hrn. Professors Marcellin Hoitmar ebenfalls öffentlich vertheidigte. Eine andere Abhandlung erschien im folgenden Jahr von ihm unter dem Titel: Specimen academicum de conjungenda cum studio theologico jurisprudentia, mit andern Sätzen aus den Civilrechten. Ein Mann, welcher seine gründliche Kenntniß in allen jenen Wissenschaften, die mit der christlichen Moral in einiger Beziehung stehen, durch so mannichfaltige und ruhmvolle öffentliche Proben an den Tag gelegt hatte, verdiente es vor allen, daß, als im J. 1782 der Lehrstuhl der Moraltheologie dahier erledigt wurde, der damalige Akademierath Sr. kurf. Gn. ihn, Hrn. Schallmeyer als Lehrer anempfahl, zu welchem Lehramt er auch mit dem ersprießlichsten Erfolg angestellt wurde. Ferner sind von ihm bekannt eine Abhandlung vom J. 1783: Succincta fontium Theologiae christianae-moralis notio, dann vom J. 1785: De jejuniorum origine atque relaxatione.

„Hr. Philipp Hedderich, erzbischöflich Cölnischer wirklicher geistlicher Rath, der Gottesgelehrtheit und beider Rechte Doctor,

des geistlichen Rechts öffentlicher Lehrer und ordentlicher Bücher-Censor. Auch dieses Mannes große Verdienste um die hellere Gelehrsamkeit und Verbreitung richtigerer Grundsätze sind allgemein bekannt und von jedem Unbefangenen, dem es um nichts anderes als Wahrheit zu thun ist, hochgeschätzt. Er wurde den 7. Nov. 1744 zu Bodenheim bei Mainz geboren und erhielt in der Taufe den Namen Franz Anton. Er studirte zu Mainz bei den ehemaligen Jesuiten die ersten Schulwissenschaften, hörte sodann die Logik und zugleich die Anfangsgründe der Rechte privat bei Peter von Söhngen, nachherigen Reichshofraths-Secretair. Er hatte kaum das 15. Jahr seines Alters zurückgelegt, als er zu Cöln am 9. Nov. 1759 in den Minoritenorden trat, wo ihm der Name Philipp zu Theil wurde. Nach der Profession studirte er daselbst die Philosophie, welche er nach vollendetem zweijährigen Curse öffentlich vertheidigte. Er wohnte demnächst vier Jahre lang den theologischen Vorlesungen auf der dasigen Universität bei, während welcher Zeit er dreimal im theologischen Hörsaal mit öffentlichen Uebungen seine Fähigkeiten bewies, zwei lateinische Universitätsreden hielt und endlich nach geendigtem theologischen Curs über die gesamte Theologie in Gegenwart der gelehrtesten Doctoren und Professoren der dasigen Universität und vieler anderer vornehmen Zuhörer disputirte. Während den theologischen Studien widmete er sich ferner der Rechtswissenschaft und hörte vorzüglich über die geistlichen Rechte den erzbischöflichen Geheimrath Domherrn von Hillesheim. Solchergestalt hatte er schon im 20. Jahr seines Alters den weiten Umfang aller jener Wissenschaften durchwandert und ward nun selbst zum Lehrer angestellt. Fünf Jahre lang lehrte er in Cöln Philosophie und gab dabei Privatvorlesungen über die Theologie und das Kirchenrecht; unter seinem Vorsitz ward auch zweimal daselbst über die gesamte Philosophie öffentlich disputirt. Im Nov. 1771 kam er nach Trier, wo er sich drei Jahre hindurch einzig den juridischen Studien widmete und die Freundschaft der gelehrtesten Männer, vorzüglich des berühmten Weihbischofs von Hontheim, des Geheimraths Neller, Professors des Kirchenrechts, des Hofraths Frank, Professors des Staatsrechts, nunmehrigen

Reichsreferendars, und des Geheimraths Hellbronn, Professors der Pandecten, genoß. Er las zugleich im Minoritenconvent zu Trier das Kirchenrecht über Böhmer princip. jur. can. vor, und seinen Vorlesungen wohnten auch andere auswärtige sowohl geistliche als weltliche Candidaten bei. Er stellte daselbst dreimal aus allen Theilen der Rechtswissenschaft öffentlich Disputirsätze auf und schrieb bei dieser Gelegenheit drei Abhandlungen: 1) Silloge juris ecclesiastici antiqui, medii, et novissimi secundum epochas suas. 2) Ad concordata Germaniae. 3) De jure consecrandi suffraganeos Germaniae Metropolitis vindicato ex concordatis principum. Im J. 1774 erhielt er nach aufgehobenem Jesuitenorden seinen Ruf nach Bonn als öffentlicher Lehrer des Kirchenrechts und kündigte seine Vorlesungen durch ein Programm an: De historia et arte critica ceu praecipuis in studio juris sacri adminiculis. Er schrieb hier unter andern mehren zum Disputiren aufgestellten Rechtssätzen folgende Abhandlungen: 1) De potestate principis circa ultimas voluntates ad causas pias, earumque privilegia. 2) De non vulneranda regula cancellariae de viginti. 3) De jure devoluto, si capitulum ecclesiae cathedralis Germaniae mediatum non eligat intra trimestre. 4) De synodis Coloniensibus. 5) De eo, si pares arbitri fuerint assumti cum clausula: ut in casu dissensus tertium eligant, quid juris? 6) De potestate Domini territorialis A. C. cum subditis catholicis in impedimentis matrimonii nulliter dispensante. 7) De recursu ad judicium imperiale aulicum in ecclesiasticis ex legibus Germaniae speciatim obtinente. 8) De mensibus papalibus in ecclesia Coloniensi, praecipue in ducatibus Juliae et Montium. 9) De parochiis in Germania, praecipue in ducatibus Juliae et Montium alternativae mensium haud subjectis. 10) De clerico regulari beneficiorum secularium sine venia Episcopi absolute incapaci. 11) De sponsalibus clandestinis penitus proscribendis. 12) De testamenti factione clerici Coloniensis illiusque forma. 13) De vero ac genuino statu hodierno prim. prec. Caes. 14) De vero ac genuino statu hodierno asyli. 15) De diplomatum usu in jurisprudentia Germanica prae-

cipue ecclesiastica. 16) De regula cancellariae de non tollendo jus quaesitum in Germania. 17) De appellationibus praecipue a sententiis interlocutoriis. 18) De jure patronatus laico ad collegium ecclesiasticum transeunte, reservationum regulis haud obnoxio. 19) De indulto trium Archiepiscoporum Germaniae circa alternativam mensium. 20) De centum gravaminibus an. 1522 in comitiis Germaniae Nuntio apostolico a Natione Germanica oblatis. 21) De juribus S. Sedis Colon. in ecclesia cathedrali Osnabrugensi sub episcopo A. C. 22) De origine, progressu ac suspensione Turni praecipue per preces archiepiscopales in ecclesia Coloniensi. 23) De eo quod circa aedificia ecclesiarum in Germania, praecipue territorio Colon. justum est. 24) De juribus ecclesiae Germanicae in Conventu Emsano explicatis. 25) Von dem päpstlichen Gesandschaftsrecht. 26) Ad Can. 9. Dist. X. apud Gratianum commentatio. 27) De authoritate declarationum Cardinalium Concilii Tridentini interpretum. 28) Notae ad Cap. X. De testam. 29) Animadversiones ad Cap. X. et XVII. De sponsal. et matrim. 30) Subsidia miscellanea jurisprudentiam ecclesiasticam praecipue Coloniensem illustrantia. 31) De praecipuis inter societatem sacram et civilem differentiis. Unter seinem Vorsitz sind ferner vertheidigt worden folgende zwei Abhandlungen: 1) De fide pactionis rupta per factam alteri consensus matrimonialis fidem condemnando ad poenam stipulatam aut quanti interest haud vindicanda. 2) De decimis novalibus in Germania praecipue ecclesia et territorio Colon. Im J. 1778 ward er Doctor der Gottesgelehrtheit. Im nämlichen Jahr gab er seine Elementa juris canon. quatuor in partes divisa ad statum ecclesiarum Germaniae praecipue ecclesiae Colon. adcommodata bei J. F. Abshoven in Bonn heraus, von welchen dermalen 1791 die zwote verbesserte Ausgabe erschienen ist. Im J. 1779 ernannte ihn Kurfürst Max Friedrich zu seinem wirklichen geistlichen Rath und 1782 zum erzbischöflichen ordentlichen Büchercensor. Bei der wiederholten feierlichen Inauguration der Bonner Akademie am 11. Nov. 1783 (da Kurfürst Max Friedrich seiner Akademie zum allgemeinen Besten

reichlichere Unterhaltungsquellen geöffnet und bei derselben in allen Fächern die berühmtesten und gelehrtesten Männer zu Lehrern aufgestellt hatte) hielt er die Dankrede, welche Se. kurf. Gn. mit höchsteigener und des ganzen Hofstaats Gegenwart beehrten. Seine Rede und die ganze Feierlichkeit ward zum Druck befördert unter dem Titel: Dies XI. Novemb. MDCCLXXXIII. Academica solennis &c. Die Doctorwürde in beiden Rechten erhielt er im J. 1786 bei der feierlichen Inauguration der von Sr. jetzt regierenden kurf. Durchl. gnädigst bestätigten und eröffneten Universität, welchemnach er zugleich selbst die erste Doctorpromotion in der Juristenfacultät als Promotor vornahm und mit einer merkwürdigen, in der Entstehungs- und Einweihungsgeschichte S. 66 u. f. abgedruckten Rede: De praecipuis Archiepiscoporum Coloniensium meritis circa jurisprudentiam ecclesiasticam Germaniae publicam einleitete. In selbigem Jahr ward er Dechant der theologischen Facultät und ertheilte in derselben am 17. Sept. 1787 (als am Tage des feierlichen halbjährigen Jubiläums der Universität zu Göttingen) die Doctorwürde dem ehemaligen würdigen Lehrer auf hiesiger Maxischen Akademie, Sigismund Sinningen, bei welcher Gelegenheit er über die Vortheile, welche Deutschland der preiswürdigen Georgia Augusta verdankt, eine Rede hielt, und in einer fernern die Orthodoxie und die Werke des berühmten Theologen Georg Cassanders vertheidigte. Er folgte dem Dr. Oberthür, nach einhelliger im Sept. 1787 vorgegangener Wahl, für das J. 1788 in der Rectorwürde, und ward folgends für das J. 1789 nochmals darin bestätigt. Nach seinem zweijährigen Rectorat ward er Dechant der Juristenfacultät für das J. 1790. Er besuchte öfters die Universität in Mainz und stand vorzüglich in Freundschaft mit Schloer, ehemaligem Professor des Kirchenrechts. Eine gleiche Freundschaft unterhielt sich auch zwischen ihm und dem dasigen Professor des geistlichen Rechts, dem geistlichen Rath Frank. Im J. 1786 wohnte er als Deputirter nebst dem Hof- und Regierungsrath Dr. Daniels dem Jubiläum der Universität zu Heidelberg bei, und beide nützten diese Gelegenheit, um sich mit den Einrichtungen dieser Universität genau bekannt zu machen.

Im J. 1790 machte er eine gelehrte Reise und besuchte die Universitäten Giessen, Marburg und Göttingen, wo er sich mit dem ältesten und würdigsten Canonisten, geheimen Justizrath G. L. Böhmer, während seines dasigen Aufenthalts täglich zu unterhalten das Vergnügen hatte. Er versah unter Max Friedrich nebst seiner Professur die geistliche geheime Referendariatstelle, trug nach erloschenem Jesuitenorden zu Aufrechthaltung der Studien und deren besserer Einrichtung das Vorzüglichste bei und tritt nunmehr das achtzehnte Jahr seines ruhmvollen Lehramts bei der kurfürstlichen Universität zu Bonn an.

„Hr. Heinrich Gottfried Wilhelm Daniels, beider Rechte Doctor, kurf. Cölnischer wirklicher Hof- und Regierungsrath, Hoheits-Respicient, öffentlicher Lehrer der Rechte an der hiesigen hohen Schule und Beisitzer der juristischen Facultät, wurde zu Cöln den 25. Dec. 1754 geboren. Sehr frühe widmete er sich ebendaselbst den Studien, ward im J. 1769 Licentiat und 1770 Doctor der Philosophie und beschäftigte sich seitdem eine Zeitlang mit den mathematischen Wissenschaften, vorzüglich aber mit der Rechtsgelehrsamkeit, worin er seit 1775 schon selbst Privatunterricht ertheilte. Im J. 1776 wurde er bei der hiesigen Landesregierung als Advocat aufgenommen und 1780 von Sr. kurf. Gn. Max Friedrich als Hofgerichtsrath angestellt. Im Oct. 1783 erhielt er den Ruf nach Bonn als ordentlicher und öffentlicher Lehrer der Rechte, wo ihm der Lehrstuhl der bürgerlichen Rechtsgelehrsamkeit, der juristischen Praxis und des Privat-Fürstenrechts angewiesen wurde. Von Sr. itzt regierenden kurf. Durchl. Maximilian Franz wurde er im J. 1786 zum wirklichen Hof- und Regierungsrath und 1789 zum Hoheits-Respicienten ernannt. Im J. 1786 ward er mit dem geistlichen Rath Dr. Hedderich von der hiesigen Universität als Deputirter zum hundertjährigen Jubelfest der Universität Heidelberg abgeordnet. Diesem Vortrefflichen gebürt mit Recht und im vollen Verstand der Ehrenname Jure Consultus. In seinen bereits erschienenen Schriften präget sich der scharfsinnige Kritiker und Vindex legum. Sie sind Beweise, wie glücklich es seiner Scharfsicht gelang, die Grundsätze unserer Wissenschaft fest nach dem ächten Sinn der

Gesetze zu prüfen und diese gegen oft eingeschlichene willkürliche Meinungen der Rechtsgelehrten nach ihrer nativen Reinheit zu rechtfertigen. Sein edelmüthiges Bestreben der bürgerlichen Gesellschaft geschäftsfähige Männer zu ziehen, sah sich mit dem fruchtbarsten Erfolg belohnt, und die vielen gründlichen Jünglinge, die aus seiner Schule gebildet hervorgingen, zeugen von dem Segen seines vortrefflichen Unterrichts. Unter seine Schriften (die sich annebens noch durch ausgesuchte Latinität und angemessenen Geschmack im Vortrag, ein uns Leuten sonst seltenes Verdienst, empfehlen) gehören: 1) Pignoris praetorii, quod in electoratu Coloniensi obtinet, idea. Colon. 1783. 2) De adheredatione et insinuatione contractuum judiciali dissertatio. Bonnae 1784. 3) Ueber die Rechte der Austrägal-Instanz, wenn ein Fürstbischof mit seinem Domcapitel belangt wird. Bonn 1786. (Mit dieser Abhandlung feierte er die öffentliche juridische Uebung bei Einweihung der Universität.) 4) De exceptione doli mali quondam personali, ejusque usu hodierno, pars prior. Bonnae 1787. 5) Sammlung gerichtlicher Acten und anderer Aufsätze für seine Zuhörer bei den Vorlesungen über die juristische Schreibart und Praxis, 1ter Theil. Bonn 1790. 8vo. (Der zweite Theil ist unter der Presse: ein treffliches, jedem angehenden Geschäftsmann zu empfehlendes Werk.) 6) De Senatus-consulto Liboniano, ejusque usu hodierno, cum universim in Germania, tum praecipue apud Leodienses. Bonnae 1791. 7) Abhandlung von Testamenten nach kurcölnischen Landrechten: 1. Begriff derselben zur Erklärung des 1ten Titels 8ten und 9ten Paragraphs. Bonn 1791. (Des Verfassers gemeinnützliches Vorhaben ist, aus unsern Landrechten diejenigen Stellen, welche bisher zu manchem Zweifel und kostspieligen Processen Anlaß gegeben, vor und nach auf ähnliche Weise abzuhandeln, zu erläutern und mit ergangenen Rechtsentscheidungen zu befestigen. Wir haben also endlich Hoffnung, unsere besondere Provinzialrechte gehörig und von Meisterhänden bearbeitet zu sehen.)

„Hr. Joseph Claudius Rougemont, Doctor der Arzneiwissenschaft und öffentlicher Lehrer der Zergliederungs- und Wundarzneikunde, ebenfalls eine nicht geringe Zierde der hiesigen hohen g)

Schule, wurde auf St. Domingo (eine der französischen Inseln in Nordamerica) den 10. Dec. 1756 geboren, studirte seit 1764 zu Dijon in Burgundien, widmete sich daselbst, nachdem er die untern Classen zurückgelegt hatte, den philosophischen Wissenschaften und von 1772 bis 1774 der Arzneikunde unter Anführung der dasigen Lehrer Maret, Hoin, La Roux und Durande. Im J. 1774 reisete er auf Paris, setzte dort das Studium der Naturlehre, der Scheidekunst, Arznei- und Wundarzneikunde fort und hörte Dessault, Beyrilhe, Baudeloque, Desbois, de Rochefort, Maquer, Roux, Bucquet, Brisson und andere berühmte Männer. Im J. 1777 wurde er zu Paris in die dasige berühmte praktische Schule (école pratique) aufgenommen, ein Glück, welches unter sehr vielen Concurrenten nur 26 der fähigsten und geschicktesten Schüler auf vorhergegangene Prüfung zu Theil wurde. Gleichwie nun aus diesen 26 herunächst bei Endigung des Lehrcurses auf nochmalige Prüfung (welche nach dasiger Sitte öffentlich von einigen durch das Loos gezogenen Doctoren geschah) die vier Vortrefflichsten, jeder mit einer goldnen Denkmünze belohnt worden, so war es 1778 Joseph Claudius Rougemont, welcher unter diesen vieren der erste hervorgerufen und mit dem Hauptpreis gekrönt wurde. Er übte hierauf noch einige Jahre in Paris seine Studien und die Practik, stand bis 1781 als Demonstrateur der Anatomie und Chirurgie bei der Schule des Professors Dessault und wurde in der nämlichen Eigenschaft im J. 1781 an dem Militairspital zu Brest angestellt. Im J. 1783 erhielt er von dort aus den Ruf als erster Leibwundarzt Sr. kurf. Gn. zu Cöln, Max Friedrich, und wurde hier in Bonn als öffentlicher Lehrer der Anatomie und Chirurgie angeordnet. Einen Beweis seines ganz besondern Talents legte er unter andern auch dadurch ab, daß er die schwerere deutsche Sprache, deren er noch ganz unkundig war, sich in kurzer Zeit mit erstaunlicher Leichtigkeit eigen zu machen wußte, solche bald fertig sprach und darin seitdem schon Werke mit classischer Zierlichkeit schrieb. Seine Schriften sind: 1) Etwas über die Kleidertracht, insofern sie der Gesundheit schädlich seyn kann, nebst einigen anatomischen und chirurgischen Beobachtungen. Bonn 1786. (Eine Abhand-

lung, womit er die feierliche Eröffnung der hiesigen Universität beehrte.) 2) Traité des hernies, traduit de l'allemand de Mr. Richter, avec des notes et additions par Mr. Rougemont. à Bonn 1787. 4to. 3) Bibliothèque de Chirurgie du Nord, Tome I. première partie, à Bonn 1788. Seconde partie, à Bonn 1789. 8vo. 4) Etwas über die schädliche Wirkung der gewaltsamen Anstrengung der Kräfte. Bonn 1789. 5) Rede über die Zergliederungskunst bei der Eröffnung des neuen anatomischen Gebäudes. Bonn 1789. Im J. 1790 erhielt er bei der königlichen Societät der Aerzte in Paris durch eine noch ungedruckte Abhandlung über die aufgestellte Preisfrage: Ob es Erbkrankheiten gebe? und wie ihnen zuvorzukommen sei? den ersten Preis, eine goldne Denkmünze von 600 Livres und wurde von der Societät zu ihrem Correspondenten ernannt. Von ihm ist wirklich unter der Presse: Versuch einer Beantwortung der Frage über die Zugmittel in der Heilkunde rc., welcher die oben gemeldete Societät im J. 1791 nebst zweien andern ebenfalls eine goldne Denkmünze zuerkannte. Ferner: Ueber die Hundswuth. Gekrönte Preisschrift. Die Lehre von den chirurgischen Operationen, 1ter Theil. — Sein reiner, offener Charakter, seine absichtslose, menschenfreundliche Hülfsbegierde bezeichnen in ihm den Weisen, wie seine oft in den schwersten Fällen mit dem glücklichsten Erfolg vollzogenen chirurgischen Unternehmungen seine Stelle unter den erfahrensten und vornehmsten Wundärzten unserer Zeit befestigen.

„Hr. Franz Wilhelm Kauhlen, der Arzneigelehrtheit Doctor, kurf. Cölnischer Hofrath, Besatzungsmedicus der Residenzstadt Bonn, Decan der medicinischen Facultät, öffentlicher Lehrer der Pathologie, Praxis und der Medicinalpolizei, geboren 1750 den 27. Jäuner zu Hemmerden in der Grafschaft Dick, erhielt den ersten Unterricht in der deutschen und lateinischen Sprache zu Elsen, von dannen er auf Neuß zu den Jesuiten in die Schule kam und schon in seiner frühesten Jugend vor seinen Mitschülern sich so auszeichnete, daß er jährlich in allen Aufgaben die ersten Prämien davontrug. Im J. 1768 zog er nach Cöln und studirte in dem dortigen Laurenzianer Gymnasium die Philosophie, ver-

suchte im J. 1770 das Studium der Gottes- und Rechtsgelehrtheit, fand aber keinen Geschmack daran und fing an, sich in Cöln auf die Arzneigelehrsamkeit unter Anleitung der Professoren Menn, Delboe, Passara und Dahm zu verlegen. Nach den gefaßten ersten Grundsätzen begab er sich im J. 1771 auf die hohe Schule zu Duisburg, hörte dort über die Naturlehre und Naturgeschichte den Professor Melchior, setzte zugleich das Studium der Arzneiwissenschaft unter Scherer, Blicour und dem berühmten Leiderfrost fort und erhielt am 4. März 1774 daselbst die Doctorwürde. Dann reisete er im nämlichen Jahr nach Straßburg, wo er ferner den Vorlesungen von Spielmann, Lobstein, Röderer, Ehrmann und anderer beiwohnte und sich besonders auf Chemie, Anatomie, Chirurgie, Geburtshülfe. und die Praxis verlegte. Mit reichlich ausgebildeten Kenntnissen kam er das folgende Jahr in sein Vaterland zurück und wurde hier in Bonn als practischer Arzt angeordnet. Im J. 1777 ernannte Kurfürst Max Friedrich ihn zum kurfürstl. Hofrath, zugleich zum öffentlichen Lehrer der Chirurgie und Medicin auf der Marischen Akademie und im J. 1782 zum Oberarzt der hiesigen Kriegsbesatzung. Er war der erste, der hier in Bonn menschliche Leichen öffentlich zergliederte und die hiesigen bisherigen Wundärzte mit dem innern Körperbau genauer bekannt machte. Mehre der berühmtesten Aerzte, wie Hofmann, Baldinger und andere, beehrten ihn seit Jahren schon mit ihrer Freundschaft und Correspondenz, und es war Belohnung seiner Verdienste, als am 20. Nov. 1789 die Universität ihn für das J. 1790 zur Rectorwürde erhob. Unter seinen verschiedenen akademischen Abhandlungen ist seine Inaugural-Dissertation: Examen fontis mineralis soterii Rosdorfiensis prope Bonnam. Düsburgi 1774, besonders merkwürdig, weil dadurch der Roisdorfer Gesundbrunnen unweit Bonn bekannt wurde. Mit gründlichem Fleiß in angestellten Versuchen untersuchte er darin die Bestandtheile und Heilkräfte dieses Mineralwassers, handelte auch einiges von dem scheinbaren Alterthum dieses Gesundbrunnens ab, dessen erste Entdeckung und Ausgrabung sicher ein Werk der alten Römer ist, obwohl selbiger in Annehmlichkeit der Lage und Gegend von dem jünger in Ruhm gekom-

neuen, gleich heilbaren Godesberger Draitschbrunnen ungleich übertroffen wird. Mit ungemeinem Beifall wurden ferner von den Kennern aufgenommen seine Abhandlung über die Ruhr. Bonn 1787, und eine fernere: De febri puerperali. Bonnae 1790, in welchen beiden ganz neue, am Krankenbette geprüfte Theorien vorgetragen werden. Noch findet sich von ihm in Baldingers neuem Magazin für Aerzte und dessen medicinischem Journal ein mit diesem berühmten Gelehrten geführter Briefwechsel, worin er die hiesige Universität, wie auch sich selbst, gegen die Angriffe eines anonymen Schreibers rechtfertigt. Die Einweihung unserer hohen Schule feierte er mit einer besondern öffentlichen medicinischen Uebung und einem Programm: Von den Hindernissen, die der Vervollkommnung der Arzneigelehrtheit im Wege stehen. Bonn 1786.

„Hr. Elias van der Schüren, Minoritenordens, der Weltweisheit Doctor, öffentlicher Lehrer der Vernunft- und Grundlehre, geboren in der Reichsstadt Aachen den 13. März 1750, erhielt in der Taufe den Vornamen Peter Joseph, den er hernach im Orden mit Elias vertauschen mußte. Mit nicht geringem Ruhm vollbrachte er seine ersten Studienjahre in seiner Vaterstadt bei den damaligen Jesuiten, trat aber früh schon im 16. Jahr seines Alters in den Orden, wo er sich besonders auf die philosophischen Wissenschaften verlegte. Er machte jedoch auch gleich glückliche Fortschritte in andern Lehrfächern, studirte sechs Jahre zu Trier Theologie und Kirchenrecht unter Hedderich. Unter einem solchen Meister war es für einen Schüler von solch wißbegierigen, offenen Geistesgaben kein Wunder, daß er zwischen allen übrigen weit emporragte, und ein Beweis seiner vorzüglichen Fähigkeiten war es, daß sein Lehrer ihn würdig fand, drei Jahre nacheinander Lehrsätze aus den geistlichen Rechten öffentlich vertheidigen zu lassen. Nach diesem wurde er als Ordenslefer der Philosophie und Mathematik nach Münster in Westphalen geschickt. Von da erhielt er im J. 1777 den Ruf nach Bonn und wurde dahier zum öffentlichen Lehrer der Logik, Metaphysik und practischen Philosophie angestellt. Auch um ihre Achtung für dieses Mannes Werth zu bezeugen, erklärte ihn die

Universität am 20. Nov. 1790 für das folgende Jahr zum Rector Magnificus. Unter mehren seiner Schriften zeichnen sich vorzüglich aus: 1) Psychologischer Versuch über das Vorhersehungsvermögen. Bonn 1785. 2) Abhandlung über die Todesstrafen. Bonn 1789. 3) Eine fernere über die Erbfolge. 4) Ueber die Verbindung des Naturrechts mit der positiven Rechtsgelehrsamkeit ꝛc. ꝛc.

„Die kurfürstliche Universität bestand zur Zeit ihrer Errichtung neben dem Curator aus folgenden Mitgliedern: 1) Dr. Andreas Spitz, Capitular der Abtei zu Deutz, Professor der Kirchen- und theologischen Geschichte. 2) Dr. Thaddäus von St. Adam, Barfüßerordens, Prof. der h. Schrift. 3) Dr. Marcellinus Hoitmar, Minoritenordens, Prof. der Dogmatik. 4) Dr. Anselmus Becker, Capitular der Abtei zu St. Pantaleon in Cöln, Prof. der Polemik. 5) Dr. Justinianus Schallmeyer, Minoritenordens, Prof. der Moral-Theologie. 6) Dr. Sebastian Scheben, Capitular zu St. Martin in Cöln, Prof. der Pastoral-Theologie. 7) Dr. Bonifaz Oberthür, kurfürstl. geistlicher Rath, Prof. der Katechetik und Pädagogik ꝛc. 8) Dr. Hubert Breuer, Prof. des Naturrechts und der Institutionen. 9) Dr. Gottfried Daniels, kurf. Hof- und Regierungsrath, Prof. der Pandecten. 10) Dr. Gottfried Moll, Prof. des Lehn- und Criminalrechts. 11) Dr. Franz Cramer, Capitular der Abtei Brauweiler, Prof. der deutschen Geschichte und Diplomatik. 12) Dr. Vitalian Lomberg, der Archid.-Stiftskirche zu Bonn Canonicus, Prof. des Staatsrechts. 13) Dr. Philipp Hedderich, Minoritenordens, kurf. geistl. Rath, Prof. des geistlichen Rechts ꝛc. 14) Dr. Franz Wilhelm Kauhlen, kurf. Hofrath, Prof. der Pathologie. 15) Dr. Peter Wilh. von Gynetti, kurf. Geheimrath, Prof. der Physiologie und Botanik. 16) Dr. Claudius Rougemont, Prof. der Anatomie ꝛc. 17) Dr. Martin von Ney, kurf. Leibchirurgus, Prof. der Geburtshülfe. 18) Dr. Elias van der Schüren, Minoritenordens, Prof. der Logik. 19) Dr. Romuald Jochmaring, Minoritenordens, Prof. der Physik. 20) Dr. Hermann Sandfort, kurcölnischer Artillerie-Hauptmann, Prof. der Mathematik. 21) Dr. Acharius Abel, Franziscanerordens, Prof. der Psychologie.

22) Dr. Quirin Zeyen, Vicar in Bachem, Prof. der Redekunst. 23) Dr. Vitus Jäger, Prof. der Poetik. 24) Dr. Peter Jos. Hauser, Vicar an der hiesigen Stiftskirche, Prof. der Geschichte und Weltbeschreibung. 25) Dr. Joh. Pet. Honnerbach, Vicar zu Rödder, Prof. der lateinischen und deutschen Schreibart. 26) Dr. Joseph Schmitz, Canonicus des Stifts St. Georg in Cöln, Prof. der lateinischen und deutschen Sprache. 27) Dr. Joh. Jac. Feußer, Prof. der griechischen Sprache. 28) Franz von Triboulet, Prof. der französischen Sprache. 29) John Kidgel, Prof. der englischen Sprache. 30) Reiner Joseph Esser, kurf. Hofkammerrath und Bibliothekar, der Universität Syndicus. 31) Joseph von Koels, kurfürstl. Geheimrath, der Universität Oeconomierath."

Das erste Lustrum, so die neue Universität durchlebte, besingt Apollinar in der beigehenden Ode, 10. Nov. 1791:

— v — v v — ‖ — v v — v v
— v — v v — ‖ — v v — v v
— v — v v — v
— v — v v — v v

Frohlockt, Musen! Mit Ruhm endigt das Lustrum sich,
Das euch neu unter uns pflanzen und ärndten sah!
Frohlockt! preiset den Tag, der
Froh zum Feste zurücke kömmt!

Süß ist euer Genuß, süßer die Gabe dem,
Der mit eurem Geschenk wuchert und Nutzen schafft,
Dem noch süßer die Wollust,
Der's dich lehrt, wie du Nutzen schaffst.

Frohlockt, Jünglinge, denn, die ihr zu lernen kam't,
Und des Fleißes belohnt schiebet mit Wissenschaft! 10
Frohlockt! die ihr dem Staate
Männer zogt aus den Jünglingen!

Hämisch krochen hervor scheußliche Ungeheu'r,
Dummheit, Schmähsucht und Neid, fielen dich rasend an,
Edle Schul'! in dem Keime
Deinen Ruhm zu vernichtigen.

Frohlock'! o, du bestandst unter der Wahrheit Schild!
Blitzend strahlt er, und scheu floh'n sie, wie Nachtgespenst.
Frohlock' hoch! Im Triumphe
Wirst du, trotz dem Geschrei, besteh'n. 20

Was ist Wahrheit? — ist Gott! — Wer ist wie Gott? Umsonst
Sträubst du, Mensch, dich: sie bleibt ewig die nämliche.
Nichts hilft stellen und wenden:
Decken kannst du sie, morden nicht!

Frohlockt! früh oder spät hebt sie vom Druck sich auf:
Vor dem Strahl, den sie wirft, dauren Gewölke nicht.
Frohlockt! Wolken vergehen!
Rein harrt unser des Lichts Genuß!

Dem Verstande gedeiht Wachsthum durch Wissenschaft;
Sitten-Bildung verleih'n schönere Künste nur; 80
Beide lohnen, befördert,
Mit dem herrlichsten Kranz des Ruhms.

Frohlockt, Musen! mit euch wandelt Apollo Max
Um die Schläfe den Kranz großer Beförderer!
Frohlockt! Weisheit und Künste
Schützt er, Menschen beglückt zu seh'n!

Fern war für Apollinar der Gedanken, daß so kurz die Existenz der ihm theuern wissenschaftlichen Anstalt sein sollte. Eine ihrer Zierden darf ich nicht mit Stillschweigen übergehen. „Unter den Gelehrten, welche Kurfürst Maximilian bei Erneuerung der Bonner Hochschule daselbst anstellte, befand sich auch der von der Universität Trier dahin berufene Professor des deutschen Staatsrechts und der Reichsgeschichte, Johann Ludwig Werner, der besonders deshalb hier zu erwähnen, weil er der nicht unbeträchtlichen Zahl der Trierer Landeskinder angehörte, die am Schlusse des vorigen Jahrhunderts im östreichischen Kaiserstaat zu Ehren und Würden gelangt sind. Bald mit des Kurfürsten Vertrauen und Gunst beehrt, ward der strebsame junge Mann von demselben zur Verfassung einiger publicistischen Arbeiten verwendet, die in damaliger Zeit Aufsehen erregten. Dahin gehören die Schriften, die Hofrath Werner zur Bekämpfung der von dem römischen Hofe den Nuntien zu Cöln und zu München verliehenen Gerichtsbarkeit, welche die rheinischen Erzbischöfe als einen Eingriff in ihre Episcopalrechte betrachteten, verfaßte. Ferner eine Schrift zur Vertheidigung der von dem Reichskammergericht den kreisausschreibenden Fürsten des westphälischen Kreises aufgetragenen Execution der Lütticher Aufrührer, welche von Preussen, wiewohl vergeblich, zu hintertreiben versucht ward. Insbesondere die letzte, die bestehende Reichsverfassung mit Talent vertretende

Arbeit lenkte die Aufmerksamkeit des kaiserlichen Hofes auf den Verfasser, welcher sonach, unterstützt außerdem durch persönliche Empfehlung seines Kurfürsten, von Kaiser Leopold II im Jahr 1790 in den kaiserlichen Reichshofrath berufen und später auch in den Reichsfreiherrenstand erhoben wurde. Nach Auflösung des Reichs und seiner Behörden ward Freiherr von Werner zum Präsidenten des adlichen Landrechts in Steiermark und zum wirklichen geheimen Rath, im J. 1822 aber zum Appellationspräsidenten und obersten Landeskämmerer im Markgrafthum Mähren ernannt. Er beschloß seine Laufbahn im J. 1829 als Präsident der obersten Gesetzgebungscommission des Kaiserstaats, ein allgemein geachtetes Andenken — (Kaiser Franz, Kenner und Schützer des Faches, pflegte ihn „das Muster eines Justizpräsidenten" zu nennen) — hinterlassend. Noch in Bonn hatte er sich mit einer Tochter aus der seit langen Jahren in kurcölnischen und deutschmeisterlichen Diensten stehenden Familie von Breuning (das tragische Schicksal eines Angehörigen derselben ist Abth. I Bd. 4 S. 115—118 erzählt) vermählt, und leben seine Nachkommen in Oestreich.

Eine arge Unzier ist der Universität geworden der berüchtigte Eulogius Schneider, geboren zu Wipfeld im Hochstift Würzburg, 20. Oct. 1756. Den Kinderjahren kaum entwachsen, trat er in den Franziscanerorden, wo er sehr bald einen glänzenden Ruf als Kanzelredner und Dichter sich erwarb, was, beiläufig gesagt, in jener glücklichen Zeit wenig Anstrengung erforderte, nur eine befreundete coterie, und eine solche fand sich alsbald für des großen Blumauer Nebenbuhler. Schneider wurde von Erzherzog Max Franz für seine Hochschule gewonnen. Was er dort, außer dem Griechischen, lehren sollte, weiß ich nicht, mocht er selbst nicht wissen, aber er fuhr fort, Verse zu machen, und steigender Beifall, nicht nur von Seiten des Pöbels, für welchen eigentlich seine Muse beschäftigt, sondern auch von Seiten der höhern Stände, lohnte seinen Anstrengungen. Selbst der Kurfürst wurde des Hofpoeten eifriger Verehrer, was nicht zu verwundern, nachdem Blumauer in Brühl die gnädigste Aufnahme gefunden hatte. Für meine Person habe ich das Unglück, Schneiders Verse höchst ledern zu finden.

Er hat sie der Erbprinzessin Louise von Neuwied dedicirt, 18. Febr. 1790. Dem guten Eulogius schwindelte ob dem ihm zugewendeten Beifall, ob der von Max Franz ihm bezeigten Huld, er wurde, wie es dergleichen Glückspilzen eigen, im höchsten Grad anspruchsvoll, anmaßend. Gegen den Kurfürsten vergaß er sich so weit, daß dieser zu dem Ausruf genöthigt: „Schafft mir den Pfaffen fort!“ — „Ihr seid ja selbst nur ein Pfaff,“ entgegnete Schneider. Von den Mitteln, die angewendet, für den Augenblick ihn fortzuschaffen, kann ich keine Rechenschaft geben.

Ohne sich weiter um die Folgen seiner Ungezogenheit zu bekümmern, verließ Schneider den Hof, wo er das unverdiente Glück gemacht hatte, um für kurze Augenblicke in Stuttgart als Hofprediger aufzutreten, denn er hatte Eile, sein Paradies, das Land der Freiheit und Gleichheit zu erreichen. Seine Freunde, seine Correspondenten in Straßburg hatten ihm ein Amt von Bedeutung, die Mairie Hagenau, aufbewahrt. Kaum dort eingeführt, 1792, bewährte er sich als vollendeter Meister in allen Thorheiten, in allen Quälereien, wovon das arme Frankreich heimgesucht. Der glänzendste Ruf lohnte solcher Wirksamkeit: dem Patrioten sonder Gleichen einen seinen Tugenden angemessenen Wirkungskreis zu verschaffen, wurde er im Beginn von 1793 zum Accusateur public für das Departement Niederrhein ernannt. In dem Bestreben, dort die gegen die drückendste Tyrannei gerichtete Opposition zu unterdrücken, konnte Schneider in vollem Recht seinem Amtsbruder in Paris, dem schrecklichen Fouquier-Tinville, sich vergleichen. Wenig befriedigt mit den zu Straßburg geopferten Hecatomben, durchstrich er rastlos die seiner Willkür verfallene Landschaft, um auf Aristocraten Jagd zu machen. Ihn umgab ein bewaffnetes Gefolge von Geschwornen, Gendarmen, Schergen, Henkern; wo er hinkam, wurde sofort das ihn begleitende Geschütz, die Guillotine aufgeschlagen, um ohne Verschub das Urtheil der durch ihn inspirirten Geschwornen vollstrecken zu können. In Blutgier und Narrheit mit Henz, Lebon, Carrier wetteifernd, hat er unsägliches Elend über die Provinz verbreitet, friedliche Bauern ohne Zahl genöthigt, zu emigriren.

Von dem Sturz dieser einen Schreckensherrschaft hat mein verewigter Freund Charles Nodier eine Relation geliefert, die ich zwar nur aus einer Lectüre, die beinahe 40 Jahre alt, wiedergeben kann. Zu Straßburg im Club war Nodier Vater mit dem Accusateur public zu Bekanntschaft gekommen. Der Ehrfurcht voll für den wissenschaftlichen Ruf, der diesen noch immer begleitete, wünschte Nodier ihm den Sohn anzuvertrauen. Griechisch absonderlich sollte unter dessen Leitung der Jüngling treiben. Mit einiger Schwierigkeit erhielten die beiden Bittsteller Zutritt. Sie fanden den Proconsul in einem Haufen Papiere, wahrscheinlich Proscriptionslisten, wühlend, zwei geladene Pistolen lagen vor ihm auf dem Tisch. Nicht übermäßig freundlich ergab sich der Empfang, doch wurde mit einem Kopfnicken das Gesuch bewilligt. In etwas verblüfft zogen Vater und Sohn sich zurück; von Griechisch war weiter keine Rede. Einmal noch hat der Sohn den erbetenen Lehrer zu sehen bekommen, denn schon näherte sich des Eulogius Herrschaft dem Ende.

Es war gegen Ausgang des J. 1793, daß zu Paris ernstliche Besorgnisse um die Sicherheit von Straßburg sich geltend machten. Man wollte von Umtrieben wissen, deren Zweck, die wichtige Grenzstadt den Oestreichern zu überliefern. Daß etwas daran gewesen sein sollte, bezweifle ich höchlich, denn aller Orten ist bis auf den heutigen Tag die Trägheit, die Apathie der sogenannten Aristocraten unübertrefflich. Saint-Just, die Hauptpotenz in dem schrecklichen Heilausschuß, kam selbst nach dem Elsaß, um den verderblichen Absichten der Feinde der Freiheit entgegen zu wirken. Verdächtige ohne Zahl wurden eingezogen, alle Wachen, auch die Hinrichtungen verdoppelt. Mit Glockenschlag 3 Uhr Nachmittags, dieses war vorzüglich empfohlen (in des Jahrs kürzesten Tagen), sollten alle Thore von Straßburg geschlossen, unter keinem Vorwand vor dem hellen Sonnenschein des folgenden Tags geöffnet werden. Wohlgemuth, nachdem er also sein Haus bestellt, setzte Saint-Just sich zur Tafel, von deren Freuden der strenge Republikaner keineswegs ein Verächter, gleichwie er in der Eleganz seiner Garderobe dem feinsten Marquis vergleichbar. Der Tag begann sich zu neigen, und

es wurde von der Straße her ein starkes Getrappel von Pferden und Wagen vernehmbar. Von Zorn erglühend, erhob Saint-Just sich von seinem Sitz, um die Veranlassung zu solch offenbarer Uebertretung seiner Polizeiordnung zu ermitteln. Ein langer Zug von Frachtfuhren erfüllte die Straße, und waren diese noch nicht vorüber, als im schnellsten Lauf eine weibliche Gestalt dem Hause zueilte, auf dessen Balcon Saint-Just sich befand. Sie sank auf die Knie, unter einem Strom von Thränen Schutz und Hülfe zu begehren. Ein umständliches Verhör hat hierauf von oben herab Saint-Just mit ihr angestellt, und es ergab sich, daß sie in Brumat zu Haus, daß an demselben Tag Eulogius bei ihrem Vater speisete, Wohlgefallen an der jungen Person fand und sie zur Ehe begehrte. Darin ihm zu willfahren, zeigte sich der Vater keineswegs geneigt; seine Bedenklichkeiten zu besiegen, drohte der Gast mit der Guillotine. Die wurde auf dessen Wink vor den Fenstern des Speisezimmers errichtet, und jetzt an die Tochter sich wendend, erklärte ihr Eulogius, daß des Vaters Leben von ihrem Entschluß abhänge. Den Vater zu retten, ergab die Tochter sich in die eiserne Nothwendigkeit. Als des Vaterlandes Altar wurde die Guillotine benutzt, und vor diesem Altar soll der Henker in des Bräutigams Gefolge die Civilehe eingesegnet haben, denn der Maire von Brumat hatte sich auf die Nachricht von der Annäherung des Accusateur public unsichtbar gemacht.

In dem Ausdruck der höchsten Entrüstung sprach Saint-Just: Ist das möglich? kann dergleichen wahr sein? Daß es buchstäblich also sich verhalte, betheuerten von freien Stücken Gendarmen und Henkersknechte, die um die Bittende einen Kreis geschlossen hatten. Darum also, fuhr Saint-Just fort, darum hat der Elende die für die Sicherheit dieser Stadt getroffnen Anordnungen mißachtet, denn auf den Befehl des Accusateur public war die Consigne am Thor gebrochen, zugleich den Fuhren Einlaß verstattet worden. Zur Guillotine mit ihm, donnerte der Proconsul, dem für seine Sendung unbeschränkte Vollmacht ertheilt worden. Im Augenblick erfaßten den armen Sünder die Gendarmen, die eben noch seine Leibwache gebildet hatten. Zur Guillotine wurde Eulogius geschleppt, entkleidet, wie es für solche Fälle hergebracht; das Beil

in Bewegung zu setzen, schickte der Scharfrichter sich an, da gelangte zur Richtstätte die Weisung, mit der Execution einzuhalten. Ob auf Befehl, oder wegen ihrer Bequemlichkeit die Gendarmen den Verbrecher der Guillotine anschnallten und den Unbekleideten beinahe zwei Stunden lang der strengen Winterkälte preisgaben, ist nicht ausgemacht. Endlich wurde geboten, den Verbrecher auf einen Karren zu werfen, der ihn nach Paris bringe. Eulogius hatte sich nämlich mittlerweile durch seine Verdienste um die Freiheit hinreichend empfohlen, um unter die Väter des Vaterlands aufgenommen zu werden. Ein Conventionnel mußte, bevor er zum Tode zu schicken, dem Convent vorgestellt werden. Ohne Zögern wurde die Formalität erfüllt, und Eulogius Schneider büßte auf dem Blutgerüst, 1. April 1794, was er an so vielen Gerechten gesündigt hatte. Seine Gedichte sind zu Frankfurt 1790 bei Andreä in Commission erschienen. Beigefügt ist ihnen das Bild des Dichters, eines frechen vorlauten Bauerjungen. Er gab außerdem: Der Guckkasten, ein Gedicht. Lingen, Jülicher. Erste Grundsätze der schönen Künste und der schönen Schreibart. Leipzig, Fleischer. Gedanken über die Chrysostomischen Erklärungsreden über das neue Testament. Stutgart, Klett. De philosophiae in sacro tribunali usu. Stutgart, Klett. Predigten für gebildete Menschen und denkende Christen. Breßlau, Korn. Die Bildung des guten Volkslehrers, zwei Predigten. Mit seinen letzten Schicksalen beschäftigt sich das Werkchen: Schneiders Schicksale in Frankreich. Nürnberg, Raspe. Ferner: Lebensgeschichte und letzte Stunden kurz vor seiner Hinrichtung, von ihm selbst geschrieben. Leipzig, Sommer.

Der Staatskalender von 1791 gibt die folgende Uebersicht des Personalbestandes der Universität Bonn: Chancelier: Son Altesse Sérénissime Electorale &c. — Curateur: S. E. Mons. François Guillaume Baron de Spiegel à Desenberg et Canstein, Chan. Capit. des Eglises Cathédrales d'Hildesheim et Munster, Conseiller de la Conférence d'Etat et Président de la Chambre des Finances. — Recteur: Mons. Elie van der Schüren, de l'Ordre des Mineurs, Docteur et Professeur en Philosophie. —

Syndic: Mons. Reiner Joseph Esser, Conseiller de la Chambre honoraire et Bibliothécaire; Mons. Pierre Trommenschläger, Copiste; Bernard Schmidt et N. N., Bedeaux. — Etat économique: Mess. les Curateur, Recteur, voyez ci-dessus; Matthieu Kaufmann, Conseiller de la Chambre. — Secrétaire et Receveur: Mons. Reiner Joseph Esser, voyez ci-dessus.

»Doyens des Facultés: Mess. Anselme Becker, Capitul. de la très-célèbre Abbaye de S. Pantaléon à Cologne de l'ordre de S. Benoît, Docteur en Théologie, Doyen de la Faculté théologique; Godefroi Daniels, Cons. Aulique et Référendaire de S. A. E. S. et Doct. en Droits, Doyen de la Faculté juridique; François Kauhlen, Cons. Aulique honor., Doct. en Médecine, Doyen de la Faculté médicinale; Euloge Schneider, Doct. en Philosophie, Doyen de la Faculté philosophique.

»Professeurs. Pour la Théologie: Mess. André Spitz, Capitulaire de la très-célèbre Abbaye de Deuz de l'ordre de S. Benoît, Doct. en Théologie, pour l'Histoire Ecclésiastique; Anselme Becker, voyez ci-dessus, pour la Dogmatique et Polémique; Thadée à S. Adamo, Carme déchaussé, Doct. en Théologie, pour l'Ecriture Sainte et les langues Orientales; Justinien Schallmeyer, de l'ordre des Mineurs, Doct. en Théologie, pour la Morale et Patrologie; Sébastien Scheben, Capitulaire de la très-célèbre Abbaye de S. Martin à Cologne de l'ordre de S. Benoît, Doct. en Théologie, pour la Théologie Pastorale; Boniface Oberthür, Cons. Ecclésiastique et Doct. en Théologie, pour la Catéchétique et Pédagogique, l'histoire Littéraire et les Institutions de la Théologie.

»Pour la Jurisprudence: Mess. Hubert Brewer, Doct. en Droits, pour le Droit le la Nature, l'histoire du Droit romain et les Institutions; Godefroi Daniels, Conseiller Aulique et Référendaire de S. A. S. E., Doyen de la Faculté juridique et Doct. en Droits, pour les Pandectes et la Pratique, le Droit de Change et particulier des Princes; Godefroi Moll, Assesseur à l'Officialat de Bonn et Doct. en Droits, pour le Droit Criminel et Féodal; N. N. pour l'histoire de l'Empire et le Droit d'Etat et des Gens; Philippe Hedderich, pour le

Droit Canonique; François Cramer, Capitulaire de la très-célèbre Abbaye de Brauweiler de l'ordre de S. Benoît, Doct. en Droits, pour l'histoire de l'Empire et la Diplomatique.

»Pour la Médecine: Mess. Pierre Guillaume de Gynetti, Cons. Intime de S. A. S. E., Doct. en Médecine, pour la Physiologie, Sémiotique et Botanique; Francois Guillaume Kauhlen, Conseiller Aulique honoraire. Doyen de la Faculté Médicinale et Doct. en Médecine, pour la Pathologie, les Recettes, la Pratique et la Police médicinale; Joseph Claude Rougemont, Doct. en Médecine, pour l'Anatomie, les Opérations Chirurgicales et les maladies Oculaires; François Gerard Wegeler, Doct. en Médecine, pour l'Accouchement.

»Pour la Philosophie: Mess. Elie van der Schüren, de l'ordre des Mineurs, Recteur de l'Université et Docteur en Philosophie, pour la Logique et Métaphysique; Romuald Jochmaring, de l'ordre des Mineurs, Doct. en Philosophie, pour la Physique et Métaphysique; Achaire Apel, Doct. en Philosophie, pour la Psychologie, les Mathématiques élémentaires et la Philosophie pratique; Hermann Joseph Sandfort, Doct. en Philosophie et Lieutenant d'Artillerie, pour les Mathématiques pratiques; Ferdinand Auguste Scheidler, Conseiller de la Chambre et Doct. en Philosophie, pour les Sciences Camérales et la Statistique; Euloge Schneider, Doyen de la Faculté philosophique et Doct. en Philosophie, pour la Poésie et la langue Grecque; N. Arnds, pour la Minéralogie.

»Pour la Philologie: Mess. Joseph Schmitz, Docteur en Philosophie, pour la Rhétorique; Pierre Joseph Hauser, Doct. en Philosophie et Vicaire de l'Archidiaconale Eglise à Bonn, pour la Géographie et Géometrie; Henri Hanf, Doct. en Philosophie, pour les Mathématiques élémentaires; N. Werner, pour la langue latine et allemande; François de Triboulet, pour la langue française; Jean Kidgel, pour la langue anglaise. — NB. Pour le Manège, la Danse et les autres Langues étrangères sont les Maîtres ordinaires de la Pagerie Electorale. Mons. Jean Frédéric Abshoven, Libraire et Imprimeur de l'Université; Antoine Joseph Lambrecht, Relieur.«

In den Ruinen des Kurfürstenthums wurde auch die Universität begraben. An ihre Stelle trat die Ecole centrale des Rhein- und Moseldepartements, die sich doch niemals über den Rang einer Stadtschule zu erheben vermochte. Als Lycée de Bonn wird sie in dem Almanach de l'Université Imperiale pour l'année 1812 bezeichnet, mit dem Zusatz: »Il occupe une partie de l'ancien palais de l'électeur de Cologne.

Administration.

Proviseur: M. Godard.

Censeur: M. Gall.

Aumonier: M. Hann.

Econome: M. Spitz.

Professeurs.

Philosophie: M. Gall.

Rhétorique: M. Werner.

Humanités: Deuxième année, M. Lachaussée. — Première année, M. Kanné.

Grammaire: deuxième année, M. Larsonneur.

— première année, M. Pranghe.

Sciences physiques: M. .....

Mathématiques spéciales: M. Liessem. — Elémentaires: M. Klein.

Maîtres d'étude: MM. Sandol, Schmitz, Grondal, Rolans.

Maître de dessein: M. Weinreiss.

Maître d'écriture: M. .....

Capitaine instructeur: M. Laplace.«

Bevor ich dem Innern der Stadt weiter eindringe, werden noch einige Punkte in der Nähe des Rheins zu besprechen sein, vorall das vormalige Kloster Engelthal, unweit der Casernen, welche die Nordseite der Stadt umschlossen. Auf der Stelle stand in der Urzeit, der Sage nach, ein Tempel des Mars, dessen, wegen seiner edeln Form und Schönheit, in der allgemeinen über die gottesdienstlichen Monumente der Heiden gekommenen Ungunst verschont wurde. Im J. 295 wurde der verfallene Bau, laut einer daselbst vorgefundenen Steinschrift, in welcher die Kaiser Diocletian und Maximian genannt, durch Aurelius Sixtus her-

gestellt. Als jedoch im J. 900 das Kloster Engelthal an seine Stelle kam, fanden sich von demselben nur noch einige Ueberreste vor, aber im J. 1345, wo Kirche und Kloster in Folge eines Brandes neu aufgeführt wurden, kamen bei der Erdarbeit auch „große steinerne Sargen mit Heydnischen Todtengebeinen zum Vorschein, wovon zwey im Klosterhofe lange stehen blieben.“ Also die alte Kloster-Chronik. Des Marstempels gedenkt sie in folgender Weise: „Diese unser Kirch und Closter ist vor alten Zeiten Ein Heydnischer affgötzen Tempel gewesen, welcher mehrer und vornehmer ist gehalten worden als andere Heydnische Tempeln darumb daß der Affgodt Mars darin verehret als ein oberster abgodt in dessen Ehr der Tempel erbauet worden, darnocher aber als die Heydenschaff den Christlichen Glauben angenohmen ist dieser Tempel gantz verwüst und abgerißen zu Häuser und Garden verendert so fromme und andechtige Christen Eigendumlich gebraugt haben.“

Als Geckela, die fromme und reiche Matrone, auf derselben Stelle das Kloster Engelthal begründete im J. 1002, war der Marstempel bis auf einige Reste verschwunden. Geckela scheint auch in Ansehung ihrer Stiftung nicht allerdings gewöhnlichen Hindernissen begegnet zu sein; sie sah sich genöthigt, nach Rom zu pilgern, um die Genehmigung des Papstes Johannes XIX zu erbitten. Dem Kloster, zur Ehre der allerheiligsten Mutter Gottes und aller heiligen Engel, unter dem besondern Schutz des Erzengels Michael gestiftet, hat sie ihr ganzes Vermögen zugewendet. In Gefolge eines großen Brandes mußten Kirche und Kloster neu aufgeführt werden, und hat man über der Erdarbeit zwei große Särge aus Hausteinen, mit heidnischen Gebeinen gefüllet, ausgegraben; zwei derselben standen lange im Klosterhof, wie die Chronik des Klosters berichtet. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts wurde auch in Engelthal die Windsheimer Reform eingeführt; es war damals des Hauses Glanzepoche: 8 Gräfinnen und 30 adliche Jungfrauen hatten sich dort zusammengefunden. Mehrmals, bald im Ganzen, bald theilweise wurde das Kloster durch Brand verwüstet. Nach seiner Einäscherung im J. 1587 wurde der Neubau der Stadt nähergerückt, da die alte Kirche

am Rhein, der Windmühle im Klostergarten nahe, zu sehr den Geschützen auf dem rechten Rheinufer ausgesetzt gewesen. Auch in den spätern Kriegen des 17. und 18. Jahrhunderts hat die Klostergemeinde, oder der martialische Tempel, wie die Klosterchronik sich ausdrückt, viel zu leiden gehabt; einmal durch einen anhaltenden Kugelregen sichtlichem Verderben ausgesetzt, retteten sich die Jungfrauen unter Anführung der Vorsteherin, welche durch die Monstranz in ihren Händen geschützt, in den Klostergarten, und ist im Freien keine von ihnen beschädigt worden. Bei mehren andern Gelegenheiten hat der Convent in dem sichern Cöln Schutz gefunden. Im J. 1794 wurde er genöthigt, die während eines Zeitraums von beinahe acht Jahrhunderten geheiligten Räume zu verlassen, um den Bau hinter der Münsterkirche, dessen Stelle nachmals das Waisenhaus einnahm, zu beziehen. Das verlassene Kloster wurde als Mehlmagazin eingerichtet, die Kirche in eine Bäckerei verwandelt. Noch in demselben Jahr brannten Kirche und Kloster ab. Es scheint damit ein bedrängter Rechner sich aus der Noth geholfen zu haben, wenigstens wurde der Brand allgemein als das Werk des Frevels angesehen.

Beethoven.

„Das Haus, worin Beethoven geboren wurde," äußert Hr. Geheimrath Wegeler, „ist der höchsten Wahrscheinlichkeit nach das Grau'sche in der Bonngasse, das vierte rechter Hand vom Judengäßchen, bezeichnet mit Nr. 515, dem jetzigen Posthause gegenüber. Eltern, die keine Verwandte in der Nähe haben, bitten, wenn ihnen ein Kind geboren wird, die Nachbarn zu Gevattern. Die Taufzeugin des Ludwig Maria war Anna Lohe genannt Courtin, eine Nachbarin rechts, und jene unseres Ludwig Frau Gertrudis Müllers genannt Baums, die nächste Nachbarin links, Nr. 516. Dann erklärte Frau Mertens, geborne Lengersdorf, deren elterliches Haus dem Geburtshause von Beethoven schräge gegenüber liegt, sie erinnere sich wohl, daß Beethoven in besagtem Hause geboren sei."

Der Großvater, Ludwig van Beethoven, der Vater, Johann van Beethoven, werden beide in dem Hofkalender von 1759 genannt, jener als Vocalist (Baßsänger) bei der Hofcapelle, dieser als Accessist unter den Vocalisten. Im J. 1763 und noch 1774 erscheint Ludwig van Beethoven, der mit Maria Josepha Poll verheurathet, als Capellmeister, sein Sohn Johann als Vocalist (Tenorist), auch noch im J. 1790. Der Großvater starb den 24. Dec. 1773. Johanns Hausfrau, Maria Magdalena Kewerich, Tochter von Heinrich Kewerich, kurtrierischem Leibkoch, und von Maria Westorf, getauft im Thal-Ehrenbreitstein 20. Dec. 1746, Wittwe seit 28. Nov. 1767 von Johann Leyen (nicht Laym), dem Kammerdiener des Kurfürsten Johann Philipp von Trier, wurde ihm den 12. Nov. 1767 angetraut, und kamen aus sothaner Ehe vier Söhne, Ludwig Maria, geb. 2. April 1769, gest. 8. April 1769, Ludwig, geb. 17. Dec. 1770, Kaspar Anton Karl, geb. 8. April 1774, gest. im letzten Vierteljahr von 1815, und Nicolaus Johannes, der Apotheker, geb. 2. Oct. 1776, im J. 1838 noch bei Leben und ein reicher Mann dazu. Die Mutter starb 17. Jul. 1787, der Vater Johann van Beethoven 18. Dec. 1792. Besagter Vater ertheilte dem Sohn den ersten musikalischen Unterricht, in der damals in der musikalischen Welt noch sehr beliebten rohen Weise. Dem Trunk ergeben, nahm sich Beethoven in den Lehrstunden als ein wahrer Tyrann. Unter dessen Härte hatte der kleine Ludwig viel zu leiden, bis sein guter Stern ihm den ungleich mehr befähigten Lehrer Pfeiffer zuführte. Daß er dem sehr viel verdanke, hat er noch im reifern Alter nicht selten bekannt.

An dem Großvater, zugleich Beethovens Pathe, hing der kleine Louis mit der größten Innigkeit, und so zeitig er denselben auch verlor, blieb bei ihm der frühere Eindruck doch sehr lebendig. Mit seinen Jugendfreunden sprach er gern vom Großvater, und seine fromme und sanfte Mutter, die er weit mehr als den strengen Vater liebte, mußte ihm viel vom Großvater erzählen. Dieser Großvater war ein kleiner, kräftiger Mann, mit äußerst lebhaften Augen und als Künstler vorzüglich geachtet. Auch der Enkel, gedrungenen Körperbaues, mittlerer Statur,

stark knochig, voll Rüstigkeit, wird als ein Bild der Kraft geschildert. Beethovens Erziehung war weder auffallend vernachlässigt, noch besonders sorgfältig gewesen. Lesen, Schreiben, Rechnen und etwas Latein lernte er in der öffentlichen Schule. Ein Gymnasium hat er nie besucht, vom Lateinischen verstand er nur einige Redensarten, das Französische sprach er mühsam.

Im J. 1785 ward Beethoven als Organist in der kurfürstlichen Capelle angestellt, wo er nun, mit Neefe abwechsend, den nicht eben schweren Dienst versah. Das Instrument war klein, mit der Größe der Hofcapelle im Verhältniß und für das Publicum nicht einmal sichtbar. Große Fertigkeit für dessen Behandlung war demnach nicht erforderlich, konnte wegen des beschränkten Baues kaum zur Anwendung gebracht werden. Neefe, der Protestant, war überdies gesund und durch anderweitige Geschäfte nicht abgehalten, seinen Dienst zu versehen. Offenbar ist Beethovens Anstellung nur als eine mit Zartheit verschleierte Unterstützung zu betrachten. Die verdankte er dem Grafen Ferdinand Gabriel von Waldstein, der nicht nur Kenner der Musik, sondern auch praktischer Musiker; Deutschordensritter, Comthur zu Birnsberg, war er des jungen Kurfürsten Liebling und beständiger Gesellschafter. Von ihm erhielt Beethovens Talent die ersten Aufmunterungen, die Anweisung vielleicht, ein Thema aus dem Stegreif zu variiren und auszuführen. Von dem Grafen erhielt er, mit seltener Schonung seiner Reizbarkeit, manche Geldunterstützung, die gewöhnlich als eine von dem Kurfürsten ausgehende kleine Gratification betrachtet wurde. Die Ernennung Beethovens zu der Organistenstelle, dessen Sendung nach Wien im J. 1792 für Rechnung des Kurfürsten, war des Grafen Werk. Seine Dankbarkeit dafür hat Beethoven bezeigt, indem er dem Wohlthäter die große gewichtige Sonate in C dur, oeuvre 53, dedicirte. Von dem damals noch ganz unbekannten Beethoven schreibt Fischenich, 26. Januar 1793: „Ich lege Ihnen eine Composition der Feuerfarbe bei, und wünsche Ihr Urtheil darüber zu vernehmen. Sie ist von einem hiesigen jungen Mann, dessen musikalische Talente allgemein angerühmt werden, um den nun der Kurfürst nach Wien zu Haydn geschickt hat. Er wird auch

Schillers Freude und zwar jede Strophe bearbeiten. Ich erwarte etwas Vollkommenes, denn so viel ich ihn kenne, ist er ganz für das Große und Erhabene. Haydn hat schon berichtet, er würde ihm große Opern aufgeben, und bald aufhören müssen zu componiren. Sonst gibt er sich nicht mit solchen Kleinigkeiten, wie die Beilage ist, ab." Frau Schiller, an welche der Brief gerichtet ist, antwortet: „Die Composition der Feuerfarbe ist sehr gut; ich verspreche mir viel von dem Künstler und freue mich, daß er die Freude componirt."

In seiner amtlichen Stellung gab Beethoven zufällig dem Orchester den ersten Beweis seines Talents. In der katholischen Kirche werden in den drei letzten Tagen der Charwoche die Lamentationen des Jeremias gesungen, kurze Sätze von 4 bis 6 Zeilen, die nach einem gewissen Rhytmus als Chorale vorzutragen sind. Der Gesang besteht nämlich aus vier auf einander folgenden Tönen, z. B. c, d, c, f, wobei immer auf der Terz mehre Worte, ja ganze Sätze abgesungen werden, bis dann einige Noten am Schluß in den Grundton zurückführen. Der Sänger wird, da in diesen drei Tagen die Orgel interdicirt ist, nur von einem Klavierspieler frei begleitet. Als solcher eines Tags auftretend, fragte Beethoven den sehr tonfesten Sänger Heller, ob er erlaube, daß er ihn hinauswerfe, und benutzte die vorschnell gegebene Berechtigung dergestalt, daß der Sänger, ungeachtet Beethoven mit dem kleinen Finger den anzuhaltenden Ton fortdauernd oben anschlug, vollständig aus dem Ton kam und den Schlußfall nicht mehr zu finden wußte. Unendlich überrascht wurde durch Beethovens Spiel der Capellmeister Luchesi. In der ersten Aufwallung verklagte Heller den Muthwilligen bei dem Kurfürsten, und dieser, jung, geistreich, mitunter selbst muthwillig, begnügte sich für die Zukunft eine einfachere Begleitung anzuempfehlen.

Zu dem Posten eines Kammermusicus in derselben Zeit erhoben, spielte Beethoven vor dem Kurfürsten und einer kleinen Gesellschaft mit Ries, dem Vater, und Bernhard Romberg ein neues Trio von Pleyell vom Blatt weg; im zweiten Theil des Adagio blieben die Künstler, wenn auch nicht zusammen, doch auch nicht stecken,

spielten immer muthig fort und kamen gleichzeitig und glücklich zum End. In der Klavierstimme waren, wie man nachher fand, zwei Takte ausgelassen. Beethovens erste Compositionen sind die in der Speyerschen Blumenlese abgedruckten Sonaten, dann das Lied: Wenn jemand eine Reise thut, hierauf die Musik zu einem im Carneval von dem hohen Adel aufgeführten Ritterballet. Ein Minnelied, ein deutsches Lied, ein Trinklied galten lange, da Beethoven sich nicht genannt hatte, als eine Arbeit des Grafen Waldstein, da dieser auch in Verbindung mit dem Balletmeister Habich aus Aachen das Ballet organisirt hatte. Dann kamen die Variationen über Vieni amore, Thema von Righini. Auf einer Reise des Orchesters, Rhein und Main aufwärts, wurde Beethoven zu Aschaffenburg durch Ries, Simrock und die beiden Romberg dem Canonicus Sterkel vorgestellt. Sterkel mußte sich zum Klavier setzen. Er spielte sehr leicht, höchst gefällig, wie der ganze Mann, und etwas damenartig, wie Ries der Vater sich ausdrückte. Nun sollte auch Beethoven spielen, wozu er doch kaum zu bringen, bis Sterkel gegen ihn äußerte, er zweifle, daß der Componist selbst obige Variationen fertig spielen könne. Unter Sterkels Musikalien waren sie nicht zu finden, Beethoven trug sie aber aus dem Gedächtniß vor und noch mehre nicht minder schwierige Compositionen, zur größten Ueberraschung des Auditoriums, in Sterkels gefälliger Manier.

Der im Antritt jener Reise zum Großkönig erwählte bekannte Komiker und Sänger Lux hatte die verschiedenen Aemter seines Hofstaates den Begleitern vertheilt. Beethoven und Bernhard Romberg wurden zu Küchenjungen ernannt, erhielten auch als solche besiegelte Patente. Vom Spätjahr 1794 an lebte Beethoven in Wien, wo er an dem Fürsten Karl Lichnowsky einen großmüthigen Gönner, vielmehr einen warmen Freund gefunden hat. In dessen Haus brachte er eine Reihe von Jahren zu. Der Fürst schwärmte für Musik; er spielte Klavier und suchte dadurch, daß er Beethovens Stücke studirte und bald mehr, bald weniger glücklich ausführte, diesem, den man häufig auf die Schwierigkeiten seiner Compositionen aufmerksam machte, zu beweisen, daß er nicht nöthig habe, in seiner Schreibart etwas zu ändern. Jeden Freitag

Morgen wurde Musik bei ihm gemacht. Vier besoldete Künstler, dann ein Dilettant waren dabei gewöhnlich thätig. Hier pflegte man Beethovens neue Compositionen, so weit sie dazu geeignet, zuerst aufzuführen. Auch fanden sich gewöhnlich mehre große Musiker und Liebhaber dort ein. Hier spielte Beethoven dem Veteran Haydn die diesem dedicirten drei Sonaten vor. Hier trug 1795 Graf Appony dem bereits hochberühmt gewordenen Beethoven auf, gegen ein bestimmtes Honorar ein Quartett zu componiren, ohne dasselbe ein halbes Jahr vor der Herausgabe für sich allein haben zu wollen, zugleich der Dedication verzichtend. „Auf meine oft wiederholte Erinnerung an diesen Auftrag," also Wegeler, „machte Beethoven sich zweimal ans Werk, allein beim ersten Versuch entstand ein großes Violin-Trio (Op. 3), aber dem zweiten ein Violin-Quintett (Op. 4)." Nach dem Concert blieben die Musiker gewöhnlich zur Tafel. Hier fanden sich überdies Künstler und Gelehrte ohne Unterschied des Standes ein. Die Fürstin Christiane war die hochgebildete Tochter des Grafen Joseph von Thun zu Klösterle, der an sich sehr mildthätig und achtungswerth, in Gefolge seines Verkehrs mit Lavater zur Schwärmerei geneigt und namentlich wähnte, durch die Kraft seiner Rechten Krankheiten heilen zu können. Auf Beethoven zurückzukommen, kannte dieser, unter höchst beschränkten Umständen erzogen und immer gleichsam unter Vormundschaft seiner Freunde oder seines Bruders Nicolaus gestellt, in keiner Weise den Werth des Geldes, war dabei nichts weniger als öconomisch. In dem fürstlichen Hause wurde um 4 Uhr getafelt. „Nun soll ich," klagte Beethoven, „täglich um halb 4 Uhr zu Haus sein, mich etwas besser anziehen, den Bart versorgen, das halt ich nicht aus!" Diese Grille führte ihn häufig an einen Wirthstisch.

„Von seiner ersten Jugend an (also Wegeler) hatte Beethoven eine außerordentliche Abneigung gegen jede Ertheilung von Unterricht. Frau von Breuning wollte ihn zuweilen zwingen, in das ihrem Hause gegenüberstehende des Oesterreichischen Gesandten, Grafen von Westphal (jetzt Fürstenbergisch) zu gehen, um seine Lectionen fortzusetzen. Dann ging er, ut iniquae mentis asellus, da er sich beobachtet wußte, fort, kehrte aber oft am

Hause selbst noch um, lief zurück und versprach dann: er wolle am folgenden Tage zwei Stunden Unterricht geben, heute aber sei es ihm unmöglich. Seine eigene bedrängte Lage trieb ihn nicht an, wohl aber der Gedanke an seine Familie, vorzüglich an seine liebe Mutter.

„Später, als Beethoven in Wien schon auf einer hohen Stufe stand, hatte sich auch ein ähnlicher, wo nicht noch stärkerer Widerwillen gegen die Aufforderungen zum Spielen in Gesellschaften entwickelt, so daß er jedesmal dadurch allen Frohsinn verlor. Er kam dann mehrmals düster und verstimmt zu mir, klagte, daß man ihn zum Spielen zwinge, wenn auch das Blut unter den Nägeln ihm brenne. Allmälig entspann sich dann zwischen uns ein Gespräch, worin ich ihn freundlich zu unterhalten und völlig zu beruhigen suchte. War dieser Zweck erreicht, so ließ ich die Unterredung fallen, setzte mich an den Schreibtisch und Beethoven mußte, wollte er weiter mit mir sprechen, sich dann auf den Stuhl vor dem Klavier setzen. Bald griff er nun, oft noch abgewendet, mit unbestimmter Hand ein Paar Accorde, aus denen sich dann nach und nach die schönsten Melodien entwickelten. O warum verstand ich nicht mehr davon! Notenpapier, das ich einigemal, um etwas Manuscript von ihm zu besitzen, anscheinend ohne Absicht auf das Pult gelegt hatte, ward von ihm beschrieben, aber dann auch am Ende zusammengefaltet und eingesteckt! Mir blieb nur die Erlaubniß, mich selbst auszulachen. Ueber sein Spiel durfte ich nichts oder nur Weniges, gleichsam im Vorbeigehen, sagen. Er ging nun gänzlich umgestimmt weg und kam dann immer gern zurück. Der Widerwillen blieb indessen und ward oft die Quelle der größten Zerwürfnisse Beethovens mit dem Ersten seiner Freunde und Gönner."

In einem Schreiben an Geheimrath Wegeler, 29. Jun. 1800, erzählt Beethoven: „Seit vorigem Jahr hat mir Lichnowsky, der, so unglaublich es Dir auch ist, wenn ich Dir es sage, immer mein wärmster Freund war und geblieben ist (kleine Mißhelligkeiten gab es ja auch unter uns, und haben eben diese unsere Freundschaft nicht befestigt?) eine sichere Summe von 600 fl. ausgeworfen, die ich, so lange ich keine für mich passende An-

stellung finde, ziehen kann; meine Compositionen tragen mir viel ein, und ich kann sagen, daß ich mehr Bestellungen habe, als fast möglich ist, daß ich befriedigen kann. Auch habe ich auf jede Sache 6, 7 Verleger und noch mehr, wenn ich mirs angelegen sein lassen will; man accordirt nicht mehr mit mir, ich fordere, und man zahlt. Du siehst, daß es eine hübsche Sache ist, z. B. ich sehe einen Freund in Noth, und mein Beutel erlaubet eben nicht, ihm gleich zu helfen, so darf ich mich nur hinsetzen, und in kurzer Zeit ist ihm geholfen. Auch bin ich öconomischer als sonst; sollte ich immer hier bleiben, so bringe ichs auch sicher dahin, daß ich jährlich immer einen Tag zur Akademie erhalte, deren ich einige gegeben. Nur hat der neidische Dämon, meine schlimme Gesundheit, mir einen schlechten Stein ins Brett geworfen, nämlich: mein Gehör ist seit drei Jahren immer schwächer geworden, und zu diesem Gebrechen soll mein Unterleib, der schon damals, wie Du weißt, elend war, hier aber sich verschlimmert hat, indem ich beständig mit einem Durchfall behaftet war und mit einer dadurch außerordentlichen Schwäche, die erste Veranlassung gegeben haben. . . . . Meine Ohren, die sausen und brausen Tag und Nacht fort. Ich kann sagen, ich bringe mein Leben elend zu; seit zwei Jahren fast meide ich alle Gesellschaften, weils mir nicht möglich ist, den Leuten zu sagen: ich bin taub. Hätte ich irgend ein anderes Fach, so gings noch eher: aber in meinem Fache ist das ein schrecklicher Zustand; dabei meine Feinde, deren Zahl nicht geringe ist, was würden diese hierzu sagen? Um Dir einen Begriff von dieser wunderbaren Taubheit zu geben, so sage ich Dir, daß ich mich im Theater ganz dicht am Orchester anlehnen muß, um den Schauspieler zu verstehen. Die hohen Töne von Instrumenten, Singstimmen, wenn ich etwas weit weg bin, höre ich nicht; im Sprechen ist es zu verwundern, daß es Leute gibt, die es niemals merkten; da ich meistens Zerstreuungen hatte, so hält man es dafür. Manchmal auch hör ich den Redenden, der leise spricht, kaum, ja die Töne wohl, aber die Worte nicht, und doch sobald Jemand schreit, ist es mir unausstehlich."

In dem Schreiben vom 16. Nov. 1801 äußert Beethoven ebenfalls gegen Wegeler: „Etwas angenehmer lebe ich jetzt wieder, indem ich mich mehr unter Menschen gemacht. Du kannst es kaum glauben, wie öde, wie traurig ich mein Leben seit zwei Jahren zugebracht; wie ein Gespenst ist mir mein schwaches Gehör überall erschienen, und ich floh die Menschen, mußte Misanthrop scheinen und bins doch so wenig. Diese Veränderung hat ein liebes zauberisches Mädchen hervorgebracht, das mich liebt und das ich liebe; es sind seit zwei Jahren wieder einige selige Augenblicke, und es ist das erstemal, daß ich fühle, daß Heurathen glücklich machen könnte; leider ist sie nicht von meinem Stande, und jetzt — könnt ich nun freilich nicht heurathen — ich muß mich nur noch wacker herumtummeln. Wäre mein Gehör nicht, ich wäre nun schon lange die halbe Welt durchgereiset, und das muß ich. Für mich gibt es kein größeres Vergnügen, als meine Kunst zu treiben und zu zeigen." Bereits zu Bonn war Beethoven nie ohne eine Liebschaft und meistens von ihr in hohem Grad ergriffen. Seine und seines Freundes Stephan von Breuning erste Liebe war Fräulein Jeannette von Honrath aus Cöln, Neumarkt Nr. 19, die oft einige Wochen zu Bonn in der Familie von Breuning zubrachte. Eine schöne muntere Blondine von gefälliger Bildung und freundlichem Wesen, verband sie lebhafte Neigung für Musik mit einer angenehmen Stimme. Aber Beethoven fand einen begünstigten Nebenbuhler in dem kaiserlichen Werbhauptmann zu Cöln, Karl Greth, der die Honrath heurathete, und Feldmarschall-Lieutenant, seit 1817 Inhaber des 23. lombardischen Infanterieregiments und Commandant zu Temeswar, den 15. Oct. 1827 starb. Der verschmähten Liebe folgte jene mit Fräulein von W., die schön und artig. „Diese Liebschaften fielen jedoch in das Uebergangsalter und hinterließen eben so wenig tiefe Eindrücke, als sie deren bei den Schönen erweckt hatten. In Wien war Beethoven immer in Liebesverhältnissen, regelmäßig höhern Ranges, und hatte er mitunter Eroberungen gemacht, die manchem Adonis wo nicht unmöglich, doch sehr schwer geworden wären. Ob man aber auch ohne die Liebe in ihren innersten Tiefen zu kennen, Adelaide und Fidelio und so manches

Andere componiren könne, lasse ich die Kenner und die Dilettanten beurtheilen."

Am 2. Mai 1810 bittet Beethoven um die Beschaffung seines Taufscheins, daß er also damals mit Heurathsgedanken sich beschäftigt haben wird; sie blieben unausgeführt. Am 7. Oct. 1826 bediente er sich einer fremden Hand: „Du schreibst, daß ich irgendwo als natürlicher Sohn des verstorbenen Königs von Preußen angeführt bin; man hat mir davon vor langer Zeit ebenfalls gesprochen. Ich habe mir aber zum Grundsatz gemacht, nie weder etwas über mich zu schreiben, noch irgend etwas zu beantworten, was über mich geschrieben worden. Ich überlasse Dir daher gerne, die Rechtschaffenheit meiner Eltern, und meiner Mutter insbesondere, der Welt bekannt zu machen. Von meinen Diplomen schreibe ich nur kürzlich, daß ich Ehrenmitglied der K. Gesellschaft der Wissenschaften in Schweden, ebenso in Amsterdam und auch Ehrenbürger von Wien bin. Vor Kurzem hat ein gewisser Dr. Spieker meine letzte große Symphonie mit Chören nach Berlin mitgenommen; sie ist dem König gewidmet, und ich mußte die Dedication eigenhändig schreiben. Ich habe schon früher bei der Gesandtschaft um die Erlaubniß, das Werk dem König zueignen zu dürfen, angesucht, welche mir auch von ihr gegeben wurde. Auf Dr. Spiekers Veranlassung mußte ich selbst das corrigirte Manuscript mit meinen eigenhändigen Verbesserungen demselben für den König übergeben, da es in die Kön. Bibliothek kommen soll. Man hat mich da etwas von dem rothen Adler-Orden 2ter Classe hören lassen: wie es ausgehen wird, weiß ich nicht; denn nie habe ich derlei Ehrenbezeugungen gesucht, doch wäre sie mir in diesem Zeitalter wegen manches Andern nicht unlieb. — Von Ehrenbezeugungen, die Dir, ich weiß es, Freude machen, melde ich Dir noch, daß mir von dem verstorbenen König von Frankreich eine Medaille zugesandt wurde, mit der Inschrift: Donné par le Roi à Monsieur Beethoven, welche von einem sehr verbindlichen Schreiben des premier gentilhomme du Roi, duc de Châtres begleitet wurde." Noch heißt es in diesem Brief: „Ich erinnere mich aller Liebe, die Du mir stets bewiesen hast; z. B. wie Du mein Zimmer weißen

ließest und mich so angenehm überraschtest.“ Beethoven wohnte damals zu Bonn in der Wenzelgasse, Haus Peretti. Sein letzter Brief an Wegeler vom 17. Febr. 1827 ist ebenfalls von fremder Hand geschrieben. Darin heißt es: „Mit der Genesung, wenn ich es so nennen darf, geht es noch sehr langsam. Es läßt sich vermuthen, daß noch eine vierte Operation zu erwarten sey, obwohl die Aerzte nichts davon sagen. Ich gedulde mich und denke: alles Ueble führt manchmal etwas Gutes herbei.“

Auch zwei Briefe an Fräulein Eleonore von Breuning hat Wegeler mitgetheilt. Dem vom 2. Nov. 1793 waren beigefügt die Variationen aus Mozarts Figaro: Se vuol balare. Sie sind dem Fräulein dedicirt. „Die Variationen werden etwas schwer zum Spielen sein, besonders die Triller im Coda. Das darf Sie aber nicht abschrecken. Es ist so veranstaltet, daß Sie nichts als den Triller zu machen brauchen, die übrigen Noten lassen Sie aus, weil sie in der Violinstimme auch vorkommen. Nie würde ich so etwas gesetzt haben; aber ich hatte schon öfter bemerkt, daß hier und da einer in Wien war, welcher meistens, wenn ich des Abends fantasirt hatte, des andern Tages viele von meinen Eigenheiten aufschrieb und sich damit brüstete. Weil ich nun voraus sah, daß bald solche Sachen erscheinen würden, so nahm ich mir vor, ihnen zuvorzukommen. Eine andere Ursache war auch dabei, die hiesigen Klaviermeister in Verlegenheit zu sehen, nämlich: Manche davon sind meine Todfeinde, und so wollte ich mich auf diese Art an ihnen rächen, weil ich voraus wußte, daß man ihnen die Variationen hier und da vorlegen würde, wo die Herren sich dann übel dabei produciren würden. Sollten sie die B. Koch sehen, so bitte ich Sie ihr zu sagen, daß es nicht schön sei von ihr, mir gar nicht einmal zu schreiben. Ich habe doch zweimal geschrieben; an Malchus schrieb ich dreimal und — keine Antwort. Sagen Sie ihr, da sie nicht schreiben wollte, daß Sie wenigstens Malchus dazu antreiben solle. Zum Schlusse meines Briefs wage ich noch eine Bitte; sie ist, daß ich wieder gerne so glücklich sein möchte, eine von Hasenhaaren gestrickte Weste von Ihrer Hand, meine liebe Freundin, zu besitzen. Verzeihen Sie die unbescheidene Bitte Ihrem Freunde.

Sie entsteht aus großer Vorliebe für Alles, was von Ihren Händen ist, und heimlich kann ich Ihnen wohl sagen, eine kleine Eitelkeit liegt dabei mit zum Grunde, nämlich: um sagen zu können, daß ich etwas von einem der besten, verehrungswürdigsten Mädchen in Bonn besitze. Ich habe zwar noch die erste, womit Sie so gütig waren, mich in Bonn zu beschenken, aber sie ist durch die Mode so unmodisch geworden, daß ich sie nur als etwas von Ihnen mir sehr Theueres im Kleiderschrank aufbewahren kann."

Der B. Koch hat in gebürender Anerkennung der Antiquarius gedacht. Ergreifender sind freilich die Worte, worin Wegeler von ihr spricht: „Barbara Koch aus Bonn, nachherige Gräfin Belderbusch, eine vertraute Freundin der Eleonore von Breuning, eine Dame, welche von allen Personen weiblichen Geschlechts, die ich in einem ziemlich bewegten Leben, bis zum hohen Alter hinaus, kennen lernte, dem Ideal eines vollkommenen Frauenzimmers am nächsten stand. Und dieser Ausspruch wird von Allen bestätiget, die das Glück hatten, ihr nahe zu stehen. Nicht nur jüngere Künstler, wie Beethoven, die beiden Romberg, Reicha, die Zwillingsbrüder Kügelgen u. s. w., umgaben sie, sondern geistreiche Männer von jedem Stand und Alter, wie D. Crevelt, der Hausgenosse, der früh verstorbene Professor Velten, der nachherige Staatsrath Fischenich, der Professor, nachherige Domcapitular Thaddäus Dereser, der nachherige Bischof Wrede, die Privat-Secretaire des Kurfürsten, Heckel und Floret, der Privat-Secretair des Oesterreichischen Gesandten, Malchus, in späterer Zeit Graf von Marienrode, der nachherige Holländische Staatsrath von Keverberg, der Hofrath von Bourscheid, Christoph von Breuning und viele Andere." — Ueberhaupt war es eine schöne, vielfach regsame Zeit in Bonn, so lange der, selbst geniale, Kurfürst Max Franz, Maria Theresias jüngster Sohn und Liebling, friedlich daselbst regierte.

Ein Schreiben Stephans von Breuning, im Auszug von Geheimrath Wegeler mitgetheilt, bezieht sich auf Beethovens Oper Fidelio. „Die Musik ist eine der schönsten und vollkommensten, die man hören kann; das Sujet ist interessant; aber

bei dem Allen hat Nichts wohl Beethoven so viel Verdruß gemacht als dieses Werk, dessen Werth man in der Zukunft erst vollkommen schätzen wird. Zuerst wurde sie sieben Tage nach dem Einmarsch der französischen Truppen, also im allerungünstigsten Zeitpunkt, gegeben. Natürlich waren die Theater leer, und Beethoven, der zugleich einige Unvollkommenheiten in der Behandlung des Textes bemerkte, zog die Oper nach dreimaliger Aufführung zurück. Nach der Rückkehr der Ordnung nahmen er und ich sie wieder vor. Ich arbeitete ihm das ganze Buch um, wodurch die Handlung lebhafter und schneller wurde; er verkürzte viele Stücke, und sie ward hierauf dreimal mit dem größten Beifall aufgeführt. Nun standen aber seine Feinde bei dem Theater auf, und da er mehrere, besonders bei der zweiten Vorstellung, beleidigte, so haben diese es dahin gebracht, daß sie seitdem nicht weiter mehr gegeben worden ist. Schon vorher hatte man ihm viele Schwierigkeiten in den Weg gelegt, und der einzige Umstand mag Euch zum Beweise der übrigen dienen, daß er bei der zweiten Aufführung nicht einmal erhalten konnte, daß die Ankündigung der Oper unter dem veränderten Titel: Fidelio, wie sie auch in dem französischen Original heißt und unter dem sie nach den gemachten Aenderungen gedruckt worden ist, geschah. Gegen Wort und Versprechen fand sich bei den ersten Vorstellungen der erste Titel: Leonore, auf dem Anschlagezettel. Die Cabale ist für Beethoven um so unangenehmer, da er durch die Nichtaufführung der Oper, auf deren Ertrag er nach Procenten mit seiner Bezahlung angewiesen war, in seinen öconomischen Verhältnissen ziemlich zurück geworfen ist und sich um so langsamer wieder erholen wird, da er einen großen Theil seiner Lust und Liebe zur Arbeit durch die erlittene Behandlung verloren hat."

Der Correspondenz schließen sich an die von Ries, nebst dem Erzherzog Rudolf der einzige von Beethoven anerkannte Schüler, über seine Beziehungen zu dem Lehrer gegebenen Nachrichten. „Ein Empfehlungsbrief führte mich bei Beethoven ein. Als ich diesen bei meiner Ankunft in Wien 1800 Beethoven überreichte, war er mit der Vollendung seines Oratoriums,

Christus am Oelberg, sehr beschäftigt. Er las den Brief und sagte: Ich kann Ihrem Vater jetzt nicht antworten, aber schreiben Sie ihm, ich hätte nicht vergessen, wie meine Mutter starb; damit wird er schon zufrieden sein. Später erfuhr ich, daß mein Vater ihn, da die Familie sehr bedürftig war, bei dieser Gelegenheit auf jede Art thätig unterstützt hatte.

„Im J. 1802 componirte Beethoven seine Sinfonia eroica. Bei seinen Compositionen dachte er sich häufig einen bestimmten Gegenstand, obschon er über musikalische Malereien gern lachte und zürnte. Haydns Schöpfung und Jahrszeiten mußten manchmal herhalten, wenngleich er dessen höheres Verdienst nicht ungern anerkannte. Die Sinfonia sollte den Triumph Bonapartes des ersten Consuls verherrlichen; für den schwärmte Beethoven, bis ich ihn mit der Nachricht von dem Kaiserthum überraschte. Er gerieth in Wuth. „„Ist der auch nichts anders wie ein gewöhnlicher Mensch! Nun wird er auch alle Menschenrechte mit Füßen treten, nur seinem Ehrgeiz fröhnen; er wird sich nun höher wie alle Andern stellen, ein Tyrann werden!"" Hastig die Sinfonia erfassend, riß er das Titelblatt durch und warf es auf die Erde. Eines Abends spielte Beethoven sein Klavier-Quintett mit Blasinstrumenten. Im letzten Allegro ist einigemal ein Halt, ehe das Thema wieder anfangt; bei einem derselben begann Beethoven zu phantasiren, nahm das Rondo als Thema und entzückte die Zuhörer, keineswegs aber die Mitspieler, die alle ungehalten, absonderlich der berühmte Oboist Ram aus München, der ernstlich zürnte. In der That spielten sie eine lächerliche Figur, da sie jeden Augenblick erwarteten, daß wieder angefangen werde, die Instrumente an den Mund brachten, um sogleich wieder abzusetzen. Endlich war Beethoven befriedigt und fiel dem Rondo wieder ein.

„Der berühmte Klavierspieler Steibelt aus Paris traf sich mit Beethoven in einer Soirée bei Graf Fries, wo Beethoven sein neues Trio in B dur für Klavier, Clarinette und Violoncello, Opus 11, zum erstenmal vortrug. Steibelt hörte es an mit einer gewissen Herablassung, machte Beethoven einige Complimente, glaubte sich aber seines Siegs gewiß. Beethoven war

nicht mehr zum Spielen zu bringen. Acht Tage später war wieder Concert bei Fries. Steibelt spielte abermals ein Quintett mit vielem Erfolg, hatte überdies eine brillante Phantasie einstudirt und sich das nämliche Thema gewählt, worüber die Variationen in Beethovens Trio geschrieben sind. Darauf kam an diesen die Reihe. Er ging auf seine gewöhnliche, ich möchte sagen ungezogene Art zum Instrument, wie halb hingestoßen, und phantasirte dergestalten, daß Steibelt den Saal verließ, ehe Beethoven aufhörte, und nie mehr mit ihm zusammenkommen wollte, ja es zur Bedingung machte, daß Beethoven nicht eingeladen werde, wenn man anders ihn zu haben begehre. In einer großen Akademie, im Theater an der Wien von Beethoven gegeben, wurde seine Phantasie für Klavier mit Orchester und Chor zum erstenmal vorgetragen. Der Clarinettist machte durch Versehen eine Reprise von acht Tacten. Beethoven sprang wüthend auf, schimpfte in der gröbsten Weise über sein Orchesterpersonal, und zwar so laut, daß sein ganzes Auditorium es vernehmen mußte. Endlich schrie er: von Anfang! Das Thema begann wieder, Alle fielen richtig ein, mit Glanz wurde geendigt. Als aber das Concert vorüber, bemeisterte sich der Künstler ungemessener Zorn ob der ihnen gegebenen Ehrentitel, sie schwuren nie mehr zu spielen, wenn Beethoven das Orchester dirigire. Das dauerte bis dieser etwas Neues componirte, wo dann die Neugierde den Zorn überwältigte. Eine ähnliche Scene soll noch einmal vorgekommen sein, wo aber das Orchester ihn sein Unrecht fühlen ließ und alles Ernstes darauf bestand, daß er nicht dirigire. Er mußte bei der Probe im Nebenzimmer bleiben, und es verging lange Zeit, bevor die Sühne erfolgte.

Drei Componisten, Mozart, Händel und S. Bach waren es, die Beethoven vorzüglich ehrte. Haydn kam selten weg ohne einige Seitenhiebe, was wohl die Folge eines schiefen Urtheils, womit dieser an einer Composition Beethovens sich versündigte, sein möchte. Dagegen war es Haydns Wunsch gewesen, daß Beethoven in seinen ersten Werken als ein Schüler von Haydn auftrete. Beethoven weigerte sich dessen, weil er zwar einigen Unterricht bei Haydn genommen, von ihm aber nie etwas gelernt

habe. Auch beklagte er, daß Mozart ihm nie gespielt habe, wenn er auch von diesem einigen Unterricht empfing. Im Contrapunct bekannte er sich als Albrechtsbergers, hinsichtlich der dramatischen Musik als Salieris Schüler. Alle drei hielten viel auf ihn, waren aber auch einer Meinung um sein Lernen. Einer wie der andere äußerte, er sei immer eigensinnig gewesen, daher um manches ihn eine harte Erfahrung belehren mußte, was er früher nie als Gegenstand eines Unterrichts annehmen wollte.

Die drei Solosonaten, op. 31, hatte Beethoven an Nägeli in Zürich versagt, während sein Bruder Karl Kaspar, der sich leider! stets um seine Geschäfte bekümmerte, diese Sonaten nach Leipzig verkaufen wollte. Darüber kamen die beiden öfter zu Wortwechsel, endlich auf einem Spaziergang zu Schlägen. Am andern Tage gab Beethoven die Sonaten an Ries, um sie auf der Stelle nach Zürich zu schicken, samt einem Brief an seinen Bruder, der einem zweiten an Stephan von Breuning eingeschlossen. „Eine schönere Moral hätte wohl keiner mit gütigerm Herzen predigen können, als Beethoven seinem Bruder über sein gestriges Betragen. Erst zeigte er es ihm unter der wahren verachtungswerthen Gestalt, dann verzieh er ihm Alles, sagte ihm aber auch eine üble Zukunft vorher, wenn er sein Leben und Betragen nicht völlig ändere. Auch der Brief, den er an Breuning geschrieben hatte, war ausgezeichnet schön."

Die Märsche von Beethovens Composition mußte Ries in einem kleinen Abendconcert bei dem Grafen Browne vortragen. Auch die Märsche sollte ich daselbst mit ihm spielen. „Während Letzteres geschah, sprach der junge Graf P.... in der Thür zum Nebenzimmer so laut und frei mit einer schönen Dame, daß Beethoven, da mehrere Versuche, Stille herbeizuführen, erfolglos blieben, plötzlich mitten im Spiel mir die Hand vom Klavier wegzog, aufsprang und ganz laut sagte: für solche Schweine spiele ich nicht. Alle Versuche, ihn wieder ans Klavier zu bringen, waren vergeblich; sogar wollte er nicht erlauben, daß ich die Sonate spielte. So hörte die Musik zur allgemeinen Mißstimmung auf. Wenn Beethoven mir Lection gab, war er, ich möchte sagen gegen seine Natur, auffallend geduldig. Ich

mußte dieses, sowie sein nur selten unterbrochenes freundschaftliches Benehmen gegen mich, größtentheils seiner Anhänglichkeit und Liebe für meinen Vater zuschreiben. Er war äußerst gutmüthig, aber eben so leicht gereizt und mißtrauisch, wovon die Quelle in seiner Harthörigkeit, mehr aber noch in dem Betragen seiner Brüder lag. Seine erprobtesten Freunde konnten leicht durch jeden Unbekannten bei ihm verleumdet werden, denn er glaubte nur zu schnell und unbedingt. Er machte alsdann dem Beargwohnten keine Vorwürfe, begehrte keine Erklärung, sondern zeigte auf der Stelle in seinem Betragen gegen ihn den größten Trotz und die höchste Verachtung. Da er in allem außerordentlich heftig war, so suchte er auch beim vermeinten Feind die empfindlichste Seite auf, um ihm seinen Zorn zu beweisen. Daher wußte man häufig nicht, woran man mit ihm war, bis sich die Sache, und zwar meistens zufällig, aufklärte. Dann suchte er aber auch sein Unrecht wieder gut zu machen. Besonders bemühten sich seine Brüder, alle näheren Freunde von ihm fern zu halten, und was diese auch immer Schlechtes gegen ihn trieben, wovon man ihn vollständig überzeugte, so kostete es ihnen nur ein paar Thränen, und gleich vergaß er Alles. Er pflegte dann zu sagen: „„es ist doch immer mein Bruder,““ und der Freund bekam Vorwürfe für seine Gutmüthigkeit und Offenheit.“

Der Zweck der Brüder wurde in der Art erreicht, daß sich viele Freunde von ihm zurückzogen, besonders als es seiner Harthörigkeit wegen schwieriger wurde, sich mit ihm zu unterhalten. Die beginnende Harthörigkeit war für ihn eine so empfindliche Sache, daß man sehr behutsam sein mußte, ihn durch lautes Sprechen diesen Mangel nicht fühlen zu lassen. Hatte er etwas nicht verstanden, so schob er es gewöhnlich auf eine Zerstreutheit, die ihm allerdings in höherm Grad eigen war. Bei einem Spaziergang „machte ich ihn auf einen Hirten aufmerksam, der auf einer Flöte, aus Fliederholz geschnitten, im Walde recht artig blies. Beethoven konnte eine halbe Stunde hindurch gar nichts hören und wurde, obschon ich ihm wiederholt versicherte, auch ich höre nichts mehr, außerordentlich still

und finster.“ Wenn er ja mitunter einmal lustig erschien, so war er es meistens bis zur Ausgelassenheit, doch geschah dieses nur selten.

Das große Andante in F dur, $^3/_8$ Tact, hat für Ries eine traurige Bedeutung gewonnen. „Als Beethoven es unserm Freunde Krumpholz und mir zum erstenmal vorspielte, gefiel es uns aufs höchste, und wir quälten ihn so lange, bis er es wiederholte. Beim Rückweg, am Hause des Fürsten Lichnowsky, ging ich hinein, um ihm von der neuen herrlichen Composition Beethovens zu erzählen, und wurde nun gezwungen, das Stück, so gut ich mich dessen erinnern konnte, vorzuspielen. Da mir immer mehr einfiel, so nöthigte mich der Fürst, es zu wiederholen. So geschah es, daß auch dieser einen Theil desselben lernte. Um Beethoven eine Ueberraschung zu machen, ging der Fürst des andern Tages zu ihm und sagte, auch er habe etwas componirt, welches gar nicht schlecht sei. Der bestimmten Erklärung Beethovens, er wolle es nicht hören, ungeachtet, setzte sich der Fürst hin und spielte zu des Componisten Erstaunen einen guten Theil des Andante. Beethoven wurde hierüber sehr aufgebracht, und diese Veranlassung war schuld, daß ich ihn nie mehr spielen hörte; denn er wollte nie mehr in meiner Gegenwart spielen und begehrte mehrmals, daß ich bei seinem Spiel das Zimmer verlassen sollte.“ Eines Tages wurde in einer kleinen Gesellschaft vorgeschlagen, nach Beethovens Haus zu fahren, um seine dazumal noch nicht aufgeführte Oper Leonore zu hören. Dort angekommen, verlangte Beethoven, Ries solle weggehen, und da die dringendsten Bitten aller Anwesenden fruchtlos blieben, „that ich es mit Thränen in den Augen. Die ganze Gesellschaft bemerkte es. Fürst Lichnowsky, mir nachgehend, verlangte, ich möchte im Vorzimmer warten, weil er selbst die Veranlassung dazu gegegeben habe und nun die Sache ausgeglichen haben wollte. Mein gekränktes Ehrgefühl ließ dies jedoch nicht zu. Ich hörte nachher, Lichnowsky wäre gegen Beethoven wegen seines Betragens sehr heftig geworden, da doch nur Liebe zu seinen Werken schuld an dem ganzen Vorfall und folglich auch an seinem Zorn sei. Diese Vorstellungen führten jedoch nur dahin, daß er nun auch der Gesellschaft nicht mehr spielte.

„Eine künstlerisch sehr auffallende Sache trug sich zu mit einer seiner letzten Solo-Sonaten (in B dur mit der großen Fuge, Opus 106), die gestochen 41 Seiten lang ist. Beethoven hatte mir diese nach London zum Verkauf geschickt. Als der Stich beendigt und ich lediglich auf einen Brief wartete, der den Tag der Herausgabe bestimme, erhielt ich zwar diesen, allein mit der auffallenden Weisung: Setzen Sie zu Anfang des Adagio noch diese zwei Noten als ersten Tact dazu. Ich gestehe, daß sich mir unwillkürlich die Idee aufdrang: sollte es wirklich bei meinem lieben alten Lehrer etwas spuken? ein Gerücht, welches mehrmals verbreitet war. Zwei Noten zu einem so großen durch und durch gearbeiteten Werk nachzuschicken!! Allein wie stieg mein Erstaunen bei der Wirkung dieser zwei Noten! Nie können ähnlich effectvolle gewichtige Noten einem schon vollendeten Stück zugesetzt werden, selbst dann nicht, wenn man es beim Anfang der Composition schon beabsichtigte."

Die Partitur der Schlacht von Vittoria hatte Beethoven dem K. Georg IV von England durch die östreichische Gesandtschaft geschickt und jenem das Werk gewidmet; da er jedoch sehr lange nichts davon hörte, außer daß sie in den Oratorien und in dem Theater von Drury-Lane jeden Abend mit seltenem Beifall aufgeführt werde, schickte er an Ries einen Brief, der persönlich dem König zu übergeben, was zumal bei diesem König unmöglich, indem nur die höchsten Personen, und auch diese mit Auswahl vorgelassen wurden, der Brief auch schon durch seinen Anblick schreckte, da Beethoven ihn selbst, und seiner Ansicht nach schön geschrieben hatte. Der östreichische Gesandtschaftssecretair, um seine Vermittlung angerufen, erklärte es für eine Unmöglichkeit, den Brief durch den Gesandten dem Monarchen überreichen zu lassen. Das wurde endlich durch einen Pagen, der für Beethoven schwärmte, bewirkt. Es ist aber nie ein Geschenk, oder auch nur ein dankendes Wort an den armen Beethoven gelangt; selbst die Copialkosten wurden nicht vergütet. Beethovens briefliche Aeußerung: „Unser liebenswürdiger Freund B. soll nur sehen, ob er nicht wenigstens ein Schlachtmesser oder eine Schildkröte dafür erhalten kann, versteht sich daß das gestochene Par-

titur-Exemplar der Schlacht ebenfalls an den König gegeben werde." In dem Schreiben vom 16. Jul. 1825 heißt es: „Dem König von England geben Sie nichts."

Beethoven reisete sehr wenig. Gegen Ende des Jahrhunderts war er einmal in Preßburg und Pesth, einmal zu Berlin. Obschon er in seinem Betragen keinen Unterschied zwischen den höchsten und hohen Personen und jenen niedern Standes machte, war er doch für die Artigkeiten der Vornehmen nicht unempfindlich. Zu Berlin, unter K. Friedrich Wilhelm II speisete er einigemal bei Hof, wo er auch die zwei Sonaten mit obligatem Violoncello, Opus 5, für Duport, den ersten Violoncellisten des Königs, und für sich componirte und spielte. Beim Abschied erhielt er eine goldene Dose mit Louisd'or gefüllt. Er erzählte mit Selbstgefühl, daß es keine gewöhnliche Dose gewesen, sondern der Art, wie sie wohl den Gesandten gegeben werden. Während des Prinzen Louis Ferdinand Aufenthalt in Wien gab die alte Gräfin B. eine kleine musikalische Abendunterhaltung, zu der natürlich auch Beethoven eingeladen wurde. Beim Nachtessen war an des Prinzen Tafel nur für den hohen Adel gedeckt, für Beethoven nicht. Er fuhr auf, sagte einige Derbheiten, nahm seinen Hut und ging. Einige Tage später gab Prinz Louis ein Mittagessen, wozu ein Theil dieser Gesellschaft, auch die alte Gräfin geladen war. Als man sich zu Tisch setzte, wurde die Gräfin auf die eine, Beethoven auf die andere Seite des Prinzen gewiesen, eine Auszeichnung, deren er stets mit Vergnügen gedachte.

Beethoven brauchte viel Geld, hatte er doch einmal vier Wohnungen zugleich gemiethet. Die jüngste, bei Baron Pasquillati, hat er mehrmals verlassen, kam aber immer wieder dahin zurück. Seine Eigenheiten schonend, sagte Pasquillati: „Das Logis wird nicht vermiethet, Beethoven kommt schon wieder." Am 22. Nov. 1803 schreibt Beethoven: „Ich habe 600 fl. an meinem Gehalt jährlich eingebüßt; zu Zeiten der Bancozettel war es gar nichts; dann kamen die Einlösungsscheine, und hierbei verlor ich diese 600 fl. Mit mehreren Jahren Verdruß und gänzlichem Verlust des Gehalts — nun sind wir

auf dem Punct, daß Einlösungsscheine schlechter, als jemals die Bancozettel waren; ich bezahle 1000 fl. Hauszins; machen Sie sich einen Begriff von dem Elend, welches das Papiergeld hervorbringt. Mein armer unglücklicher Bruder (Karl) ist eben gestorben; er hatte ein schlechtes Weib; ich kann sagen, er hatte einige Jahre die Lungensucht, und um ihm das Leben leichter zu machen, kann ich wohl das, was ich gegeben, auf 10,000 fl. Wiener W. anschlagen."

Den 28. Febr. 1816 schreibt Beethoven: „Salomons Tod schmerzt mich sehr, da er ein edler Mensch war, dessen ich mich von meiner Kindheit erinnere. Sie sind Testaments-Executor geworden, und ich zu gleicher Zeit Vormund des Kindes meines armen verstorbenen Bruders. Schwerlich werden Sie so viel Verdruß als ich bei diesem Tod gehabt haben; doch habe ich den süßen Trost, ein armes unschuldiges Kind aus den Händen einer unwürdigen Mutter gerettet zu haben." Ferner, 8. März 1816: „Mein Gehalt betragt 3400 fl. in Papier, 1100 fl. Hauszins bezahle ich, mein Bedienter mit seiner Frau 900 fl., rechnen Sie, was also noch bleibt. Dabei habe ich meinen kleinen Neffen ganz zu versorgen, bis jetzt ist er im Institut, dies kostet bis 1100 fl. und ist dabei doch schlecht, so daß ich eine ordentliche Haushaltung einrichten muß, um ihn zu mir zu nehmen. Wie viel man verdienen muß, um hier nur leben zu können! und doch niemals nie ein End, denn — denn — denn, Sie wissen es schon."

Beethoven sah Frauenzimmer sehr gern, besonders schöne jugendliche Gesichter, „und gewöhnlich wenn wir an einem etwas reizenden Mädchen vorbeigingen, drehte er sich um, sah es mit seinem Glas nochmals scharf an und lachte oder grinzte, wenn er sich von mir unbemerkt fand. Er war sehr häufig verliebt, aber meistens nur auf kurze Dauer. Da ich ihn einmal mit der Eroberung einer schönen Dame neckte, gestand er, die habe ihn am stärksten und längsten gefesselt — nämlich sieben volle Monate. In Wien hat er noch Unterricht auf der Violine bei Krumpholz genommen, und im Anfang als ich da war, haben wir noch manchmal seine Sonaten mit Violine zusammen gespielt.

Das war aber wirklich eine schreckliche Musik, denn in seinem begeisterten Eifer hörte er nicht, wenn er eine Passage falsch in die Applicatur einsetzte." Beethoven war in seinem Benehmen sehr linkisch und unbeholfen; seinen ungeschickten Bewegungen fehlte alle Anmuth. Er nahm selten etwas in die Hand, das nicht fiel oder zerbrach. So warf er mehrmals das Tintenfaß in das neben dem Schreibpult stehende Klavier. Kein Möbel war bei ihm sicher, am wenigsten ein kostbares; Alles wurde umgeworfen, beschmutzt und zerstört. Wie er es so weit brachte, sich selbst rasiren zu können, bleibt schwer zu begreifen, wenn man auch die häufigen Schnitte auf seinen Wangen dabei nicht in Betracht zog. Bis an die Augen ging sein erschrecklich starker Bart. Nach dem Takt tanzen konnte er nie lernen. Bei der kurzen Beschießung von Wien durch die Franzosen im J. 1809 war Beethoven sehr ängstlich; er brachte die meiste Zeit in einem Keller bei seinem Bruder Kaspar zu, wo er noch den Kopf mit Kissen bedeckte, um ja nicht die Kanonen zu hören.

Am 25. Mai 1819 klagt Beethoven: „Ich war derweilen mit solchen Sorgen behaftet wie noch mein Leben nicht, und zwar durch zu übertriebene Wohlthaten gegen andere Menschen." Kurz vorher heißt es: „Die unrichtige Copiatur rührt wohl mit daher, weil ich keinen eigenen Copisten mehr halten kann; die Umstände haben das alles so herbeigeführt, und Gott bessers, bis der — — in einen bessern Zustand kommt! Das dauert noch ein volles Jahr. Es ist gar schrecklich, wie diese Sache zugegangen, und was aus meinem Gehalt geworden ist, und noch kein Mensch kann sagen, was es werden wird, bis das besprochene Jahr herum ist." Für Hoch und Nieder rücksichtvoll, hat Geheimrath Wegeler den Namen verschwiegen, auf welchen die Schuld von Beethovens Klage, 19. April 1819, zurückfällt. Ich kann daher nur vermuthen, daß hier Fürst Franz Joseph Maximilian Ferdinand von Lobkowitz, erster Linie, gemeint. Beethoven sollte als Capellmeister in des Königs von Westfalen Dienst treten, 600 Dukaten Gehalt nebst freier Equipage haben; der Contract war fertig, nur noch durch Beethoven zu unterzeichnen: da einigte sich Erzherzog Rudolf mit den Fürsten Lobkowitz und

Kinsky, dem begabten Künstler einen lebenslänglichen Gehalt aus-zuwerfen, unter der einzigen Bedingung, daß er in den kaiserlichen Staaten bleibe. Einige Jahre hindurch wurde der Gehalt beschafft, dann starb am 15. Dec. 1816 Fürst Lobkowitz, eine schwere Schuldenlast und noch größere Verwirrung hinterlassend. Es wurde eine Curatel angeordnet, und die Gläubiger mußten sich gedulden, bis Alles regulirt. Ein letzter Klagebrief Beethovens, vom 25. April 1823, hebt mit den Worten an: „Meine beständig traurige Lage fordert aber, daß ich augenblicklich das schreibe, welches mir so viel Geld bringt, daß ich es für den Augenblick habe. Welche traurige Entdeckung erhalten Sie hier! Nun bin ich auch von vielen erlittenen Verdrüßlichkeiten jetzt nicht wohl, ja sogar wehe Augen." Beethoven starb zu Wien, 26. März 1827. „Ohne daß ich einem todten oder lebenden Componisten zu nahe treten will, muß ich doch bei der Behauptung bleiben: einen Reichthum und eine Mannichfaltigkeit an Ideen und eine Originalität, wie solche in Beethovens Werken angetroffen werden, hat keiner sonst besessen. Sein Phantasiren war freilich das Außerordentlichste, was man hören konnte, besonders wenn er gut gelaunt oder gereizt war. Alle Künstler, die ich je phantasiren hörte, erreichten bei weitem nicht die Höhe, auf welcher Beethoven in diesem Zweige der Ausübung stand. Der Reichthum der Ideen, die Launen, denen er sich hingab, die Verschiedenheit der Behandlung, die Schwierigkeiten, die sich darboten oder von ihm herbeigeführt wurden, waren unerschöpflich." Also Ries.

Geheimrath Wegeler hat im Verein mit Ferdinand Ries Biographische Notizen über Ludwig van Beethoven, Coblenz, Bädeker 1838, S. 164, mitgetheilt. Beigegeben ist des sechzehnjährigen Beethoven Schattenriß, an dem man bei aller Superiorität seines Talents einen gewissen air niais nicht verkennen wird. Da ich einzig mit Beethoven, dem Menschen, mich beschäftigen wollte, mußten jene Notizen mir unschätzbar sein. Es hat aber Wegeler nicht nur eines theuern Freundes Gedächtniß in der würdigsten Weise gefeiert, sondern auch, wahrlich ohne es zu wollen, sich selbst ein ehrendes Monument gesetzt, seine unvergängliche Anhänglichkeit in der einfachsten, darum aber desto

ergreifendern Weise ausgedrückt. Sieben Jahre später schrieb Wegeler: Nachtrag zu den biographischen Notizen über Ludwig van Beethoven. Bei Gelegenheit der Errichtung seines Denkmals in seiner Vaterstadt Bonn. Mit einem von Beethoven componirten, zum erstenmale bekannt gemachten Liede. Coblenz, in Commission bei Bädeker, 1845. S. 30. Minder reichhaltig, bietet dieser Nachtrag doch einige Nachrichten von Belang, wenn es z. B. heißt: „Beethoven scheint erst in den letzten Jahren in beschränkten Umständen gelebt zu haben, wenn er gleich weit früher darüber klagte. Daß dieses nicht immer der Fall war, beweisen folgende Zeilen, welche er einem Briefe Lenz von Breunings im J. 1797 an mich zusetzte: Grüß Dich Gott, Lieber! Ich bin Dir einen Brief schuldig, den sollst Du nächstens haben, wie auch meine neueste Musikalien. Mir gehts gut, und ich kann sagen, immer besser." Um so trauriger aber drückt Stephan von Breuning am 13. Nov. 1804 sich aus: „Der Freund, der mir von den Jugendjahren hier blieb, trägt noch oft und viel dazu bei, daß ich gezwungen werde, die abwesenden zu vernachlässigen. Sie glauben nicht, lieber Wegeler, welchen unbeschreiblichen und ich möchte sagen schrecklichen Eindruck die Abnahme des Gehörs auf ihn gemacht hat. Denken Sie sich das Gefühl, unglücklich zu sein, bei seinem heftigen Charakter; hierbei Verschlossenheit, Mißtrauen, oft gegen seine besten Freunde, in vielen Dingen Unentschlossenheit! Größtentheils, nur mit einigen Ausnahmen, wo sich sein ursprüngliches Gefühl ganz frei äußert, ist Umgang mit ihm eine wirkliche Anstrengung, wo man sich nie sich selbst überlassen kann. Seit dem Mai bis zu Anfang dieses Monats haben wir in dem nämlichen Hause gewohnt, und gleich in den ersten Tagen nahm ich ihn in mein Zimmer. Kaum bei mir, verfiel er in eine heftige, am Rande der Gefahr vorübergehende Krankheit, die zuletzt in ein anhaltendes Wechselfieber überging. Besorgniß und Pflege haben mich da ziemlich mitgenommen. Jetzt ist er wieder ganz wohl. Er wohnt auf der Bastey, ich in einem vom Fürsten Esterhazy neuerbauten Hause vor der Alster-Caserne (hinter welchem die Beethovengasse ent-

stand), und da ich meine eigene Haushaltung führe, so ißt er täglich bei mir."

In dem zweiten Abschnitt dieses Nachtrags bespricht der Verfasser, am Schlusse seines 80. Jahres, die Discussion, welche um Beethovens Geburtshaus sich erhoben hatte. „Durch die nähere, von Herrn Lehrer Dr. Hennes würdig herbeigeführte Untersuchung: welches Haus als die Geburtsstätte des großen Meisters bezeichnet werden müsse, hat sich zuletzt herausgestellt, daß es das von mir früher angegebene Grau'sche, jetzt dem Herrn Dr. Schildt gehörige, in der Bonngasse gelegene Haus Nr. 515 ist. Die ausführlichen Verhandlungen darüber finden sich in der Cölnischen Zeitung, besonders in der Beilage zu Nr. 240 derselben vom 30. Aug. 1838. In dieser setzt der in Bonn rühmlichst bekannte Lehrer Kneisel die Gründe für und wider die Behauptung, das Grau'sche Haus sei Beethovens Geburtsstätte, mit überzeugender Klarheit auseinander und beweist die Richtigkeit derselben. Später bewohnten die Eltern das Haus des Bäckers Fischer in der Rheingasse, Nr. 934, welches oft irrig für sein Geburtshaus gehalten wurde. Folgen die Acten dieses literarischen Processes, und zwar I der erste Artikel des Hrn. Hennes, Cölnische Zeitung vom 15. Jul. 1838: „In Bonn weiß man, daß Beethovens Eltern in der Rheingasse, in der Wenzelgasse, auf der Brücke und in der Bonngasse gewohnt haben. Die Eltern starben; Beethoven kam von Bonn weg, nach Wien. Die schöne Zeit der Regierung des Kurfürsten Max Franz ging für Bonn zu Ende. Die Stürme des Krieges kamen. Ueber der Noth der Gegenwart vergaß man die Herrlichkeit der kurfürstlichen Capelle. Beethovensche Musik hörte man nur selten. Wenn nicht der alte Herr Simrock mit Beethoven in stetem Verkehr geblieben wäre, man hätte wohl selbst seinen Namen nur selten in Bonn gehört. Nur Wenige bewahrten in liebendem Herzen die Erinnerung an den edlen Meister. Als aber der Kranz des Ruhmes immer glänzender um seinen Namen stralte, am meisten als bei der Nachricht von seinem Tode der Gedanke an den großen Werth des Mannes und das Gefühl des unersetzlichen Verlustes in immer weitern Kreisen sich verbreitete: da

fing man an, sich der Erinnerung hinzugeben an die Zeit; die er in Bonn verlebt; man fühlte, der Ruhm Beethovens und Bonns sei verknüpft sowie der Shakespeares und Stratfords; man war stolz darauf, Näheres über Beethovens Jugendzeit zu wissen; mit einer Art von Rivalität erzählte man davon. Da war es denn auch, daß auf mehr als Einer Seite Prätendenten auftraten, die seine Geburtsstätte in ihre Nähe verlegen, die mit ihm Nachbarskinder sein wollten. Jene vier Straßen, wo Beethovens Eltern gewohnt, stritten um Beethoven wie die sieben griechischen Städte um den Homer.

„Was soll uns nun den Streit entscheiden? Wegeler hat sich für die Bonngasse erklärt; indeß wie groß auch das Gewicht seiner Autorität ist, es wird uns gestattet sein, seine Meinung zu prüfen. Was Beethoven, wie jeder unverheirathete Mann, so sehr ungern hatte, nämlich die Erkundigung nach seinem Taufschein, dazu müssen wir nun doch hier schreiten. Er findet sich in Wegelers Broschüre S. 4, und wir erfahren, daß er in der Pfarre St. Remigii am 17. Dec. 1770 getauft worden, daß sein Großvater und die Frau Gertrud Baums seine Taufpathen gewesen. Wir sind schon zufrieden mit dieser Nachricht, denn wenigstens eine negative Ausbeute, wenn ich so sagen darf, gibt uns dieser Taufschein. Wenn es urkundlich erwiesen ist, daß er in St. Remigius getauft worden, so steht ebenfalls fest, daß er nicht außerhalb des Pfarrbezirks dieser Kirche geboren ist. Jenes Haus in der Bonngasse lag aber in der Pfarre zu St. Peter in Dietkirchen und kann also nicht das Geburtshaus Beethovens sein. Ohnehin wird man das, was zur Unterstützung jener Meinung angeführt wird, nicht als Beweis gelten lassen. Es heißt nämlich (a. a. O. S. 6), jene Frau Gertrud Baums, Beethovens Pathin, habe in der Bonngasse gewohnt, und die Nachbarn seien es ja, die man zu Gevatter zu bitten pflege. Keineswegs; zu Gevatter bittet man seine Verwandten und, wenn man deren keine hat oder sie nicht nehmen will, seine Freunde, die aber nicht immer gerade unsere Nachbarn sind.

„Die Prätensionen des Hauses in der Bonngasse hätten wir also zurückgewiesen. Sie sind auch noch nicht alt und haben in

Bonn noch nicht Wurzel gefaßt; so viel ich weiß, datiren sie erst aus der Zeit, wo das Beethoven-Comité in Bonn die Geister in unruhige Bewegung gesetzt hat. Früher war eine andere Meinung vorherrschend, und eben in die frühere Zeit, wo die Rivalitäten uns noch nicht entgegentreten und unsere Untersuchung stören, müssen wir zurückgehen und ihr Zeugniß vernehmen. Es gab auch damals überall, wo Beethovens Eltern gewohnt, Leute, die den berühmten Mann ihrer Straße vindiciren wollten. Aber im Allgemeinen ward immer das Haus in der Rheingasse Nr. 934 als Beethovens Geburtshaus bezeichnet. Wo man in der frühern Zeit nur irgend unter den Merkwürdigkeiten Bonns Beethovens Geburtsstätte angegeben findet, ist es regelmäßig das eben genannte Haus. Ich will mich hier auf die Gasthofs-Empfehlungs-Karten und die beigedruckten Notizen über die Merkwürdigkeiten der Stadt beziehen, weil sie gewöhnlich am meisten verbreitet werden und als der Ausdruck dessen gelten können, was in der Stadt allgemein angenommen wird. Eine Abbildung des Gasthofs zum goldenen Stern habe ich vor mir liegen. Auf der Rückseite sind die Sehenswürdigkeiten in und bei Bonn angegeben, darunter Nr. 11: „„Des berühmten Compositeurs Louis van Beethoven Geburtshaus, Rheingasse Nr. 934."" Dieselbe Angabe findet sich auch auf den Karten anderer Gasthöfe. Warum soll nun die früherhin herrschende Meinung plötzlich verdrängt werden? Wir haben gesehen, auf wie schwachen Stützen die Behauptung ruht, welche dies versucht hat.

„In diesem Hause in der Rheingasse wohnte schon Beethovens Großvater. Er war mit dem Besitzer desselben, Joh. G. Fischer, befreundet und blieb in dieser Wohnung dreißig Jahre lang, bis an seinen Tod (1773). Mit seinen Freunden von der kurfürstlichen Capelle verherrlichte er im J. 1761 die Hochzeit des Sohnes seines Hausherrn, die acht Tage lang dauerte, denn mit Einem Tage hatten die fröhlichen Bonner nicht genug, weil da erst der ernste Eindruck der feierlichen Handlung schwinde und nun der Jubel erst recht anfangen könne. Doch in das Herz des alten Beethoven kam kein Jubel. Er hat später mehrmals davon gesprochen, wie er so das junge glückliche Pärchen vor sich

gesehen und dann an sein eigenes Loos gedacht habe, sei ihm sehr weh ums Herz gewesen. Seine Ehe war nicht glücklich: seine Frau war dem Trunk ergeben; damit nicht Alles zu Grunde gehe, mußte er sie nach Cöln in Pension thun, in ein Kloster, wenn ich nicht irre. Die unglückliche Leidenschaft ging von der Mutter auf den Sohn, Johann van Beethoven, über. Was ihm der Vater hinterließ, hielt bei ihm nicht lange: jene feine Leinwand, die sich, wie man mir sagt, durch einen Ring ziehen ließ, wanderte, ein Stück nach dem andern, aus dem Hause; selbst das schöne große Portrait, worauf der Vater, mit der Trobbelmütze auf dem Haupt und einem Notenblatt in der Hand, stattlich abgebildet war, kam zum Trödler. Er blieb nach des Vaters Tode auch nicht lange in jenem Hause, und häufig sehen wir ihn die Wohnung wechseln. Doch kam sein Sohn Ludwig noch in diesem Hause zur Welt, drei Jahre vor dem Tode des Großvaters. Die 76jährige Juffer Cäcilia Fischer erinnert sich noch sehr gut, den kleinen Louis in der Wiege gesehen zu haben; sie weiß noch Manches von ihm zu erzählen; sie sieht ihn noch, wie er als kleines Bübchen auf einem Bänkchen vor dem Klavier stand, woran die unerbittliche Strenge seines Vaters ihn schon so früh festbannte. Ihre Erzählungen haben durchaus nichts Absichtliches; das jetzige Gerede über Beethovens Geburtshaus ist ihr eher lästig; sie würde es gern auf sich beruhen lassen und für ihr altes Familienhaus, das sie mit ihrem jüngern Bruder noch immer bewohnt, auf die Ehre verzichten. Soll ich noch andere Zeugen aufrufen? Der Patriarch von Bonn, Herr Oberbürgermeister Windeck möge es mir verzeihen, daß ich an ihn appellire und es hier anführe, daß auch er in diesem Hause den kleinen Louis van Beethoven hat vor dem Klavier stehen und Thränen vergießen sehen.

„Nicht lange sollte das Kind in diesem Hause bleiben. Ach, damals wollte man ihn mit den Seinigen nicht im Hause haben, heute feiert man die Stätte, wo seine Wiege gestanden! Der Besitzer des Hauses, Bäckermeister Theodor Fischer, klagte, da er Nachts backen und bei Tag schlafen müsse, sei er durch das ewige Musiciren in seinem Schlafe gestört. Vielleicht steckte noch etwas

Anderes dahinter: Johann van Beethoven wird die Miethe nicht regelmäßig abgetragen haben. Doch ganz und gar konnten der Bäckermeister und der Hof-Tenorist, die neben einander aufgewachsen waren, sich nicht trennen. Zweimal zog Johann van Beethoven wieder in seines Vaters Wohnung, und zweimal zog er wieder aus."

II. Des Herrn Wegeler Replik, in welcher des Gegners Irrthum, die Pfarrei betreffend, geschickt benutzt, um in zwei Vorpostengefechten ihn zu schlagen. „Im Feuilleton zu Nr. 196 der Cölnischen Zeitung wird meine in den Biographischen Notizen über Beethoven, S. 6, vorkommende Aeußerung: Beethovens Geburtshaus sei höchst wahrscheinlich das Grau'sche in der Bonngasse, durch einige, auf den ersten Blick als höchst wichtig erscheinende Argumente zu widerlegen gesucht. Das erste derselben würde allerdings meine Meinung gänzlich umwerfen, hätte es mit dem wichtigsten der Vordersätze seine Richtigkeit. Der Verfasser geht nämlich von dem unbestrittenen Grundsatz aus: Der Taufact wird in der Pfarrkirche vorgenommen, zu welcher der Täufling gehört. Da nun aber, schließt man ferner, der Taufact Beethovens von der Pfarrei St. Remigius ausgestellt ist, die Bonngasse aber, worin das Grau'sche Haus liegt, zur Pfarrei Dietkirchen gehört, so kann Beethoven darin nicht geboren sein.

„In diesem Syllogismus ist der Minor unrichtig, da die Bonngasse nicht zu der Pfarrei Dietkirchen gehörte, sondern ungetheilt zu jener von St. Remy. Meine eigene Ueberzeugung, da ich von 1796 bis 1802 im Grau'schen Nebenhause bei Wittwe Baum wohnte, soll hier wenig in Anschlag gebracht werden, wohl aber die Kirchenbücher und ähnliche Acten. Die Unrichtigkeit dieser zu allgemeinem Befremden gewagten Behauptung ist zu notorisch, als daß ich nöthig fände, sie weitläufig zu widerlegen. Sämtliche Bewohner der Bonngasse, die sich irgend eines Zeitraums zwischen 1765 bis 1806 erinnern, werden unumwunden gestehen, daß St. Remy ihre Pfarrei war. Selbst mein gar lieber Freund Hr. Simrock, am äußersten Ecke der Bonngasse, wenn er gleich gegen das Grau'sche Haus sich lithographisch

erklärte, wird offen sagen: In diesem Argumente finde ich keinen Trost. Nur seit der neuen Organisation der Pfarreien, 1806, gehört die Bonngasse zu Dietkirchen, ein Umstand, wodurch der Verfasser wahrscheinlich in Irrthum gerathen ist.

„Durch dieses Argument kann demnach meine als höchst wahrscheinlich geäußerte Behauptung nicht umgeworfen werden, sie würde aber gänzlich entkräftet zu Boden liegen, wenn dem Fischerschen Hause das Recht als Beethovens Geburtshaus vindicirt werden könnte. Es wird dieses durch folgende Schlüsse versucht: „„Beethovens Großvater wohnte in demselben 30 Jahre lang bis an seinen Tod."" Für diese Thatsache und einige folgende werden die Erzählungen der jetzt 76jährigen Tochter des Fischerschen Hauses angeführt. Dagegen erzählte der eben jetzt bei mir verweilende Vater Ries dem Herrn Notar Kamp und mir: „„Beethoven, der Capellmeister, wohnte in der Bonngasse in dem an das jetzige Posthaus anstoßenden Hause Nr. 386 und starb daselbst. Da meine Eltern mit mir gerade nebenan Nr. 387 wohnten, so darf ich auf volle Glaubwürdigkeit Anspruch machen."" Erwägt man nun, 1) daß Hr. Ries, der schon im zehnten Jahr ins Orchester kam, mit seinem Capellmeister in naher Geschäftsverbindung stand, 2) daß er beim Tode des Capellmeisters, 1773, schon 17—18 (die J. Fischer nur 10—11) Jahre alt war, dann 3) daß die Geisteskräfte meines sehr werthen Freundes Ries, wie alle nähern und entferntern Bekannten gern bezeugen werden, gegenwärtig noch in schöner Reife stehen, so verliert die Aussage der Fischerschen Tochter in diesem Punkte ihre Richtigkeit. Ja, diese Entdeckung des Wohnhauses des Großvaters mag überdies ein Gewicht mehr für das Grau'sche Haus als Geburtshaus unseres Ludwig werden; da beide Häuser etwas schief gegenüber und keine 80 Schritte von einander entfernt liegen, so lebten die drei Generationen gar nahe zusammen.

„Aber auch mein vortrefflicher Freund und Schulcamerad, der Oberbürgermeister Windeck, wird als ein Zeuge gegen meine Aeußerung angerufen. Gegen diesen würde ich, falls seine Aeußerung der meinigen entgegen wäre, die ganze Autorität meines höhern Alters, welches drei volle Tage beträgt, geltend machen;

aber Windeck sagt nur: „„er habe in diesem (Fischerschen) Hause den kleinen Louis vor dem Klavier stehen und Thränen vergießen sehen.““ Ohne als Zeuge gegen mich selbst aufzutreten, erkläre ich hiermit offen: das sah auch ich. Wie? Das Fischersche Haus hing nämlich, hängt vielleicht noch rückwärts durch einen Gang mit einem Hause zusammen, welches in der Giergasse liegt und damals von einem höhern Rheinzollbeamten, Hrn. Bachem, Großvater des Hrn. Landgerichtsraths Bachem dahier, als Eigenthum fortdauernd bewohnt wurde. Der jüngste Sohn desselben, Benedict, war unser Schulcamerad, und bei unsern Besuchen konnte von hier aus der kleine Louis, sein Thun und Leiden gesehen werden. Des Herrn Oberbürgermeisters Aussage beweist demnach nur, daß die Eltern schon im Fischerschen Hause wohnten, als Louis noch ein kleiner Knabe war. In wie weit die Aufführung des Fischerschen Hauses als Geburtshaus Beethovens in den Merkwürdigkeiten Bonns unter den angeführten Umständen noch gelten kann, überlasse ich gern weiterer Beurtheilung.

„Und somit sind demnach die Prätensionen des Hauses in der Bonngasse noch nicht zurückgewiesen. Und so wird man mich wahrscheinlich auch vom Vorwurf freisprechen, ich hätte mein höchst wahrscheinlich mit zu großem Leichtsinn ausgesprochen. Ebenso wenig kann ich von einer andern Aeußerung: der Tag der Taufe sei der Tag der Geburt selbst oder doch der Tag hernach (S. 7), absehen. Bonn war zur Zeit der Geburt unseres Beethoven eine rein katholische Stadt, der Landesherr ein geistlicher Fürst. Die Eltern eilten, und eilen noch, daß ihrem Kinde die Taufe ertheilt werde, da sie für das Leben eines so zarten Wesens in der höchsten Besorgniß stehen. Wird doch selbst bei Kindern gekrönter Häupter gleich die Nothtaufe (ondoyement) vorgenommen, wenn die feierliche Taufe verschoben werden muß. Begnügen wir uns zu wissen, daß Beethoven den 17. Dec. 1770 da war, und freuen wir uns, daß dieses Dasein uns so herrliche Früchte brachte.

„Nachschrift. Eben, 27. Jul., erhalte ich noch einen durch Herrn Kamp in Bonn gefertigten Notariatsact, welcher die schriftlichen Erklärungen des Herrn Pfarrers in Dietkirchen, Breuer,

8 *

des Herrn Oberbürgermeisters Windeck und sechs ehrenwerther Bewohner der Bonngasse, alle im Alter von 58 bis 75 Jahren, enthält, die dahin lautet, „„daß vor der in französischer Zeit Statt gehabten Organisation der Stadt-Bonner-Pfarreien die sogenannte Bonngasse zur Pfarrei des h. Remigius gehört hat."" Aber der nämliche Act bringt auch ein noch weit wichtigeres Stück, nämlich eine Liste der Pfarrgenossen von St. Remy, welche zum Bau eines Hauses für ihren Pfarrer beitragen sollen. Hier finden sich in der Bonngasse die Namen „„Capellenmeister Betthoff"" (I. Liste), dann „„Herr van Beethoven"" (Ludwigs Vater? II. Liste), dann „„Capellen-Mr. van Beethoven und Hofmus-Riß"" (III. Liste). Dagegen sucht man in der Rheingasse vergebens nach dem Namen Beethoven, obschon der Name Meister Fischer zweimal und Bäckermeister Fischer einmal, neben den Namen Schreinermeister Karte, Wittwe Karte, Nachgänger Merkenich und mehrer Nachbarn vorkommt. (Diese drei Listen wurden, einer andern Notiz zufolge, in den drei Jahren 1769—1770, Ludwigs Geburtsjahr, und 1771 aufgestellt.) Und so möchten nun die Prätensionen des Fischerschen Hauses abgewiesen und meine als höchst wahrscheinlich gegebene Meinung wohl Wahrheit geworden sein."

III. Des Herrn Dr. Hennes Duplik. „Im Feuilleton Nr. 210 steht eine Replik gegen meinen Artikel in Nr. 196. Der Herr Verfasser sagt darin: „„Man wird mich vom Vorwurf freisprechen, ich hätte mein höchst wahrscheinlich mit zu großem Leichtsinn ausgesprochen."" Diese Worte veranlassen mich, eine Erklärung vorauszuschicken. Ich bin so weit davon entfernt, irgend etwas der Art zu sagen oder zu denken; ich bin so sehr von der großen Gewissenhaftigkeit des Herrn Verfassers beim Niederschreiben seiner Biographischen Notizen überzeugt, daß ich, bloß im Vertrauen auf seine Autorität, der Erste sein würde, Alles und Jedes zu unterschreiben, wovon er erklärt, daß er es bestimmt weiß. Wie könnte wer nur irgend für Beethoven sich interessirt, anders als mit dem lebhaftesten Dank seine Mittheilungen aufnehmen! Mit einer rührenden Sorgfalt und Treue trägt er die Acten zusammen, um die Nachrichten,

die seinen geliebten Freund betreffen, zu constatiren. Eben die vorliegende Replik gibt wieder einen neuen Beweis davon. Mir kann es am wenigsten in den Sinn kommen, auch nur entfernt gegen die Person des Herrn Verfassers polemisiren zu wollen. Ich habe ihn zwar mit Augen nie gesehen und bin ihm gänzlich unbekannt: aber mir ist er nicht ein unbekannter Mann; ich bin aufgewachsen mit einer Art von Pietät gegen ihn; er gehört zu den Notabilitäten meiner Vaterstadt; wie oft habe ich in meiner Kindheit seinen Namen nennen hören, und nie hat man ihn anders als mit einem Gefühl der Verehrung ausgesprochen; um von Anderm zu schweigen, man wußte so viel davon zu sagen, wie gütig, hülfreich und menschenfreundlich er gewesen, Züge, die einen noch schönern Ruhm bilden, als die hohen Stufen von Ehren und Würden, auf die ihn, den letzten Rector Magnificus der alten Bonner Universität, sein Verdienst erhoben hat. Aber es kann der Pietät gegen einen Mann keinen Eintrag thun, wenn man über ein historisches Factum eine andere Meinung hat. Der Herr Verfasser hat ja das, was er über Beethovens Geburtshaus vorgebracht, nicht als Gewißheit, nicht als eine Behauptung ausgesprochen, sondern nur als eine Vermuthung, als eine Hypothese. Ein lebhafter Geist stellt leicht Hypothesen auf und versteht es, ihnen Eingang zu verschaffen, und wem irgend Hypothesen angefochten werden, der kann sich mit Göthe und so vielen der berühmtesten Männer trösten, denen es nicht besser ergangen ist.

„Zwei Thatsachen sind es, die jene Replik zu constatiren sucht: 1) die Bonngasse lag im Jahr 1770 im Pfarrsprengel von St. Remigius, und 2) Beethovens Großvater, der Capellmeister, wohnte damals in der Bonngasse. Was Nr. 1 betrifft, so hätte man mir kurzweg antworten können, daß ich meine Angabe zu beweisen habe. Statt dessen versucht man den Gegenbeweis. Sehen wir doch einmal, ob dieser geführt worden ist. Hätte der Herr Verfasser gesagt: ich weiß gewiß, daß die ganze Bonngasse zu St. Remigius gehört hat, so würde mir dies vollkommen genügt haben. Aber er will sein eigenes Zeugniß hier nicht geltend machen, indem er berücksichtigt, daß er damals erst

fünf Jahre alt war und in einer andern Straße und Pfarre wohnte. Dafür rückt mir nun der Herr Notar Kamp mit einem Notarial-Act entgegen. Diesem gegenüber habe ich Folgendes zu bemerken: Wenn die Kirchen-Acten von 1770 vorlagen, so war ganz einfach die betreffende Notiz auszuziehen und durch die städtische Behörde oder etwa durch einen in den Bonner Kirchen-Acten notorisch bewanderten Mann, wie z. B. Herrn Kreis-Secretair Eiler, zu beglaubigen. Es scheint aber, daß jene Acten nicht zur Hand waren; deshalb schlug man einen andern Weg ein: die ältesten Bewohner der Bonngasse mußten als Zeugen auftreten, und ihr Zeugniß ließ man durch den Herrn Oberbürgermeister legalisiren. Nun entsteht aber die Frage, ob jene Herren hierüber gültiges Zeugniß ablegen können. Ich gebe den Zeugen zu bedenken, daß hier vom Jahr 1770 die Rede ist; ich erinnere namentlich diejenigen von ihnen, welche erst 58 Jahre alt sind, daran, daß sie über Verhältnisse, die 10 Jahre vor ihrer Geburt bestanden, nicht wohl Zeugniß ablegen konnten; ich muß die Zeugen insgesamt darauf aufmerksam machen, daß es überhaupt sehr mißlich ist, über die alten Bonner Pfarren so bestimmte Aussagen abzugeben und sie durch ihre Unterschrift unter einem Notarial-Act zu bekräftigen. Die Zeugen sind von der Annahme ausgegangen, daß ihre Nachbarn zur selben Pfarre gehörten wie sie selber; dies ist vielleicht richtig, vielleicht auch nicht. Jene alten Pfarrsprengel waren nicht so arrondirt wie die jetzigen; der eine griff immer in den andern ein. So gehörten z. B. zu St. Gangolph zwei Häuser im Mauspatt, drei auf dem Münsterplatz, zwei in der Maargasse, sieben in der Stiftsgasse u. s. w. Leider kenne ich die Grenzen zwischen den Sprengeln von Dietkirchen und Remigius nicht so genau wie die zwischen St. Martin, St. Gangolph und St. Remigius, und ich muß gestehen, daß ich meinen Beweis eben so wenig liefern kann, als Herr Notar Kamp den Gegenbeweis. Noch mehr, ich habe mich an einen Herrn gewandt, vor dessen Autorität ich mich neige, wenn von der Geschichte von Bonn, namentlich den kirchlichen Alterthümern und den Pfarrverhältnissen die Rede ist; ich habe seine Meinung über jenen Punct eingeholt, und sie ist

gegen mich ausgefallen. Ich muß also concediren, daß im Jahr 1770 die Bonngasse zu St. Remigius gehörte. Demnach ist es möglich, daß Beethoven in der Bonngasse geboren ist.

„Gehen wir nun zu Nr. 2 über. Der Herr Verfasser berichtet, der alte Herr Ries habe Einen Punct der Aussage der Juffer Fischer für irrig erklärt: Beethoven der Großvater habe die letzten Jahre seines Lebens, also auch zur Zeit der Geburt seines berühmten Enkels, nicht in Fischers Haus, sondern in dem an den Gudenauer-Hof (die jetzige Posthalterei) anstoßenden Hause, Bonngasse Nr. 386, gewohnt. Ich trage keinen Augenblick Bedenken, diese Erklärung des Herrn Ries als gültig anzunehmen, und halte es nicht für nöthig, die vom Herrn Notar Kamp eingesandten Listen zu prüfen, da sie nur die an sich schon vollkommen glaubwürdige Aussage des Herrn Ries bestätigen und nichts Weiteres besagen. Ich gebe dem Zeugniß des Herrn Ries den Vorzug vor dem der Juffer Fischer, weil er sieben Jahre älter ist. Nur muß der Herr Verfasser, indem er von den „„noch in schöner Reife stehenden Geisteskräften““ des Herrn Ries spricht, damit nicht andeuten wollen, als ob dies bei der Juffer Fischer nicht der Fall sei; er kann sich jeden Tag davon überzeugen, daß ihr Geist noch frisch und lebendig ist wie der eines jungen Mädchens. Auch muß ich bemerken, daß ihre übrigen Zeugnisse nicht dadurch an Gewicht verlieren, daß sie sich in diesem Puncte geirrt hat. Meine Leser mögen sich einen Augenblick in die Erinnerungen ihrer Kindheit versenken. Wenn wir an unsere frühesten Jahre zurückdenken, so irren wir leicht in Zeitbestimmungen; es kann oft ein Nachbar oder Hausgenosse ein paar Jahre früher aus unserer Nähe weggekommen sein, als wir jetzt denken. Aber wir erträumen die Personen unserer Umgebung so wenig, als sich ihr Andenken gänzlich verwischt; die Menschen bleiben in unserer Erinnerung lebendig, welche wir längere Zeit um uns gesehen, die uns oft mit dem Blick der Liebe angeschaut haben. Ebenso ist es mit pikanten Familiengeschichten; sie verschwinden nicht aus unserm Gedächtniß, so wenig als wir sie aus der Luft greifen. Der Herr Verfasser bestreitet auch nicht die übrigen Zeugnisse der Juffer Fischer, da er erklärt, in die-

sem Puncte (er hat diese Worte unterstrichen) verliere die Aussage der Juffer Fischer ihre Richtigkeit. Wenn sie uns daher sagt, sie habe als kleines Kind Beethoven dem Großvater, der in ihrem Hause gewohnt, oft auf den Knieen gesessen, so dürfen wir als gewiß annehmen, daß der alte Beethoven, ehe er nach der Bonngasse gezogen, bei ihren Eltern gewohnt habe.

„Ich habe in den beiden Puncten, die in der Replik hervorgehoben sind, concediren müssen; ich habe in diesen beiden Vorposten-Gefechten den Kürzern gezogen. Noch mehr, ich will, worüber durchaus kein Zeugniß vorliegt, auch noch zugeben, daß selbst Johann van Beethoven nach seiner Verheirathung Anfangs noch beim Vater gewohnt hat, und daß das erste Kind, Ludwig Maria (geb. am 2. April 1769 und sechs Tage später gestorben), in der Bonngasse zur Welt gekommen ist. Ich würde dann annehmen, daß eben der Tod dieses Kindes die Eltern unseres Louis veranlaßt hat, eine neue Wohnung zu suchen und nach der Rheingasse zu ziehen. Man sagt mir, daß es der größte aller Schmerzen sei, wenn eine Frau ihr erstes und einziges Kind verliert, daß, ach! so Vieles in dem Zimmer, welches sie bewohnt, daß der Anblick der Stelle, wo sie zuerst den Schrei seines Daseins vernommen, sie immer von Neuem daran erinnere, ihr immer von Neuem das scharfe Eisen ins Herz treibe, und daß man gern die Frauen dadurch von diesem Schmerz zu heilen suche, daß man sie von Allem trennt, was die bittere Erinnerung auffrischt.

„Fassen wir nun noch einmal den Hauptpunct ins Auge; resümiren wir, was in der ganzen Angelegenheit von beiden Seiten vorgebracht worden ist! Der Herr Verfasser sagt, Beethoven müsse in der Bonngasse geboren sein, denn sein Großvater und seine Pathin hätten da gewohnt. Dann entscheidet er sich für das Haus Nr. 515. Warum gerade dieses Haus? Weil die Frau Mertens es für Beethovens Geburtshaus ausgibt. Nun höre ich aber, daß diese Frau Mertens nur etwa zwei oder drei Jahre älter ist als Beethoven; ihr Zeugniß ist also nicht von großem Belang. Auch liegt ihr elterliches Haus nicht so ganz nahe bei dem angeblichen Geburtshaus, sondern jenseits der

Spitalsgasse. Ich will nun doch angeben, wie die Frau Mertens zu ihrer Aussage gekommen sein wird. Erstens hat in jenem Hause eine andere musikalische Celebrität, nämlich der Violinspieler Salomon, gewohnt, und dies könnte vielleicht zu einer Verwechselung Anlaß gegeben haben. Zweitens hat der Hof-Lakei Grau eine Zeitlang in dem Hause neben der Posthalterei, dem Wohnhause von Beethovens Großvater, und hernach auch eine Zeitlang in dem Hause Nr. 515 gewohnt. Beide Häuser hießen in der Nachbarschaft abwechselnd Grau's Haus. Nun erinnerte sich vielleicht die Frau Mertens, in ihrer Kindheit gehört zu haben, daß die Familie Beethoven in Grau's Haus gewohnt habe, verwechselte aber die beiden so bezeichneten Häuser. Der Herr Verfasser wird mich fragen, wie ich zu diesen Angaben komme. Ich will ihm einen Zeugen vorführen, dessen Aussage für ihn volle Gültigkeit haben wird. Er wird sich noch sehr wohl des Sohnes jener Pathin des früh verstorbenen Ludwig Maria Beethoven erinnern, seines alten Schulcameraden, der mit ihm im nämlichen Jahr (1765) geboren ist und von seiner Geburt bis zu seinem Abgang von Bonn (1784) gerade neben dem angeblichen Geburtshause gewohnt hat. Dieser erklärt (und er hat vor etwa vierzehn Tagen auch eine schriftliche Erklärung darüber abgegeben, die jetzt wahrscheinlich dem Herrn Verfasser zugekommen sein wird), daß weder Beethoven, noch sein Vater, noch sein Großvater (bis zum Jahr 1784, und wahrscheinlich auch nicht in spätern Jahren) jemals in dem angeblichen Geburtshause gewohnt habe. Diese Aussage wird, wenn für irgend Einen, für den Herrn Verfasser entscheidend sein, und er wird kein Bedenken tragen, zu erklären, daß von dem Hause in der Bonngasse Nr. 515 ferner nicht mehr die Rede sein kann.

„Was nun das Haus in der Rheingasse Nr. 934 betrifft, so steht zuerst fest, daß Beethoven schon als kleiner Knabe in diesem Hause gewohnt hat; der Herr Verfasser selbst hat dies bezeugt. Dann erklärt die Juffer Fischer, ihn noch in der Wiege gesehen zu haben; der Herr Verfasser hat dies nicht bestritten. Ich habe sie gefragt, ob sie nicht bestimmt sagen könne, ob Beethoven in ihrem Hause geboren sei. Sie sagt, einen Eid könne

sie darauf nicht ablegen; aber als ganz kleines Kind habe sie ihn gesehen. Drittens habe ich angeführt, daß man früherhin in Bonn dies Haus immer als Beethovens Geburtshaus angesehen habe. Ich habe mich deshalb auf die Merkwürdigkeiten Bonns bezogen: sie beweisen freilich nicht, daß Fischers Haus das Geburtshaus Beethovens sei; aber sie beweisen, daß man es in der Stadt allgemein dafür angesehen hat. Ich hätte in dieser Hinsicht noch manches Andere anführen können: der Herr Verfasser erwähnt selbst, daß Herr Joseph Simrock sich für das Haus lithographisch erklärt hat; der Bruder desselben, der Besitzer des Trierischen Hofes, hat sich ebenfalls auf den Karten seines Gasthofs dafür erklärt; noch kürzlich ist es wieder von Neuem abgezeichnet und lithographirt worden, und diese Abbildung findet sich in dem eben erschienenen Führer zu den Sehenswürdigkeiten von Bonn. Bonn, bei Dunst, 1838. Ich bin der Meinung, daß die Traditionen unserer Landsleute in Bonn immerhin ein Gewicht in die Wagschale legen, um so mehr, da ich nicht weiß, was nur irgend gegen das Haus in der Rheingasse eingewandt werden könnte."

IV. Des Herrn C. M. Kneisel Ausspruch. „Von jeher ward die Geburtsstätte eines großen Mannes als ein Nationalheiligthum betrachtet und in Ehren gehalten. Was Wunder demnach, wenn auch Bonn nicht gleichgültig gegen die Wiege seines berühmten Landsmannes, des Tondichters Ludwig van Beethoven, geblieben, und dem Hause, worin derselbe geboren, die Aufmerksamkeit und Verehrung der Mit- und Nachwelt zuzuwenden strebt? Allerdings dürfte es nach einem Zeitraum von fast 68 Jahren schwierig sein, das Geburtshaus eines Mannes zu ermitteln, dessen nicht besonders ausgezeichneter Vater bekanntlich so häufig seine Wohnung gewechselt, und der selbst, ein noch wenig bekannter Jüngling, seine Vaterstadt nicht lange vor der kurfürstlichen Emigration verließ und sich erst in späterer Zeit durch seine unübertrefflichen Meisterwerke verewigte.

„Eine ältere, wiewohl nicht geprüfte, Tradition hatte das Fischersche Haus in der Rheingasse als Beethovens Geburtsstätte angenommen, aus dem einfachen Grunde, weil alle Schulcame-

raden und Freunde des Verstorbenen einstimmig versicherten, ihn dort, als Knaben von 7 bis 10 Jahren, gesehen, besucht und Clavier spielen gehört zu haben, worauf man denn natürlich auch auf die dortige Geburt desselben zurückschloß, was um so weniger Widerspruch fand, weil man bis dahin keine genauere Untersuchung über diesen Punct angestellt, sondern sich mit dem Zeugnisse seiner Jugendgespielen begnügte, um so mehr, da von den Zeitgenossen des Vaters selbst, deren Urtheil allein hier vollgültig entscheiden könnte, wahrscheinlich nicht mancher mehr am Leben sein dürfte. Daher kam es denn auch, daß diese unverbürgte Annahme, in Ermangelung anderweitiger Beweisgründe, allmälig als unstreitbare Thatsache betrachtet, und das Fischer'sche Haus auf den Titelblättern von Beethovens Werken (selbst bei dessen Freunde Simrock), Gasthausanzeigen und Topographien von Bonn ohne Weiteres für Beethovens Geburtshaus ausgegeben ward.

„Dagegen behauptete eine andere, jedoch minder beachtete Tradition, Beethoven sei in der Bonngasse, und zwar in dem vormaligen Grau'schen oder eigentlich Mangin'schen Hause Nr. 515, geboren; denn so hieß der Besitzer und Hauptbewohner desselben zu Beethovens Geburtszeit, wie dies aus dem Zeugnisse der noch lebenden Nachbarn des damaligen Hofcouriers Mangin, aus den officiellen Kaufacten des jetzigen Eigenthümers Herrn Dr. Schild und aus drei authentischen Beitragslisten jener Zeit, die sich in dem städtischen Archiv vorfinden, zur Genüge erhellt. Erst später ging dasselbe an Herrn Grau über, nach welchem es in der Folge gewöhnlich benannt ward. Diese Tradition aber konnte sich, bloß aus Unkunde der für sie sprechenden Argumente, nicht geltend machen, bis der verdienstvolle Jugendfreund des berühmten Verstorbenen, Herr Geheimrath rc. Dr. Wegeler in Coblenz, dieselbe in seinen „„Biographischen Skizzen über Ludwig van Beethoven““ als die „„höchst wahrscheinlich““ allein echte aufstellte und durch so gewichtige Gründe bekräftigte, daß der Unbefangene sich wohl nicht leicht anders, als für die letztere, wenigstens für den Umstand, daß Beethoven nicht in der Rheingasse, sondern in der Bonngasse geboren sei, erklären mußte.

„Gegen dieselbe trat nun Herr Gymnasial-Lehrer Hennes in dem Feuilleton dieser Zeitung auf und suchte durch scheinbar schlagende Beweisgründe deren Gültigkeit zu entkräften und das Vorrecht der frühern Meinung zu verfechten. Doch die auf officielle Documente und authentische Zeugnisse gestützte Widerlegung des Herrn Wegeler dürfte schon an sich selbst hinreichend sein, jeden etwa noch obwaltenden Zweifel zu verscheuchen und die Wahrheit in ihr vollstes Licht zu setzen. Dessen ungeachtet mögen zur Vervollständigung und verstärkenden Bewährung derselben hier noch einige gehaltreiche Actenstücke und Beweisgründe aufgeführt werden, die der jetzige Besitzer des fraglichen Hauses, Hr. Dr. Schild, aus reinem Interesse für die Sache und zur völligen Aufklärung des Streitpunctes, ohne Rücksicht auf Mühe und Kosten, sich zu verschaffen gewußt und zu Jedermanns Einsicht auf dem Rathhause zu Bonn niedergelegt hat.

„1) Ein eigenhändiges Zeugniß des Herrn Joh. Konrad Poll dahier (nach dem Taufbuch geboren 1755 den 3. October), eines damaligen nahen Nachbars von Beethoven, welches wörtlich also lautet: „„Ich Endesunterzeichneter bezeuge hiermit, der Wahrheit gemäß, daß ich aus meinen Knabenjahren, zwischen 13 und 16 Jahren, mich noch recht gut erinnere, daß damals, in der Bonngasse wohnend, der Capellmeister van Beethoven neben dem Gudenauer-Hof und dessen Sohn, der damalige Tenorist, schief gegenüber in dem Hause, was man später das Grau'sche Haus nannte, gewohnt hat.““ Diese Zeitangabe stimmt genau mit dem Geburtsjahr Beethovens zusammen.

„2) Ein Brief des Herrn Hofraths, Professors ꝛc. Dr. Wurzer zu Marburg, gleichfalls eines Jugendfreundes von Beethoven, mit folgender Erklärung: „„Ich habe die Beethovensche Familie wohl gekannt: den Großvater, den Vater und den berühmten Enkel. Der Großvater wohnte, wie ich glaube, in dem ersten Hause, nördlich vom Gudenauer-Hofe. Ich ging, als kleiner Knabe, in der Nachbarschaft in die Schule und habe den alten Mann oft gesehen, der gewöhnlich — nach der Sitte der damaligen alten Herren — einen rothen Mantel trug. Ich erinnere mich auch, diesen Mann begraben gesehen zu

haben. Von dem Vater des berühmten Beethoven kann ich die Wohnung nicht mit Bestimmtheit angeben, da er, so viel ich weiß, dieselbe nicht selten gewechselt hat. Ich glaube aber, daß er einige Zeit zwischen Baum und Courtin (beide Häuser habe ich wohl gekannt) gewohnt hat. Uebrigens hat auch zwischen den ebengenannten Häusern (ungefähr um dieselbe Zeit) noch eine Familie gewohnt, die sich durch musikalische Talente auszeichnete, nämlich die Familie Salomon. Es wäre möglich, daß dies verwechselt werden konnte. — In welchem Hause der geniale Louis van Beethoven geboren worden ist, bin ich nicht im Stande zu sagen.""

„Der hochverehrte Herr Briefsteller wird mir hoffentlich nicht zürnen, wenn ich hier die seinem Schreiben beigefügte, bis jetzt noch unbekannte Anekdote von Ludwig van Beethoven veröffentliche, welche von den zahlreichen Verehrern des großen Künstlers, besonders von seinen hiesigen Landsleuten gewiß mit freudiger Theilnahme und herzlichem Dank gegen den berühmten Herrn Mittheiler, deßen eigene Worte ich anbei anführe, aufgenommen werden wird: „„Da ich nun gerade von diesem ausgezeichneten und liebenswürdigen Mann, den ich sehr wohl gekannt habe, spreche, so will ich mir erlauben, Ihnen eine Anekdote mitzutheilen, die zu meinen angenehmen Reminiscenzen gehört. Im Sommer des Jahres 1790 oder 1791 war ich eines Tages in Geschäften am Godesberger Brunnen. Nach Tisch kommt Beethoven mit einigen jungen Männern auch dahin. Ich erzählte ihm, daß die Kirche zu Marienforst (Kloster hinter Godesberg im Busche) reparirt und aufgeputzt worden, und dies sei auch der Fall mit der dasigen Orgel, die entweder ganz neu oder doch sehr vervollkommnet worden sei. Die Gesellschaft bat ihn, ihr die Freude zu machen und auf derselben zu spielen. Seine große Gutmüthigkeit gewährte bald unsere Bitte. Die Kirche war geschlossen; aber der Prior war sehr gefällig und ließ uns dieselbe öffnen. Beethoven fing nun an, Themata, die ihm die Gesellschaft aufgab, zu variiren, so daß wir wahrhaft davon ergriffen wurden; aber was weit mehr war und den neuen Orpheus verkündigte: gemeine Arbeitsleute, die unten in der Kirche das durch

das Bauen Beschmutzte rein machten, wurden lebhaft davon afficirt, legten vor und nach ihre Werkzeuge hin und hörten mit Staunen und sichtbarem Wohlgefallen zu. Sit ei terra levis!""

„Aus diesem Briefe geht hervor, daß der Großvater in dem Hause Nr. 386 gewohnt und wahrscheinlich auch gestorben und daß dessen Sohn wenigstens eine Zeitlang in dem Hause Nr. 515 gewohnt hat. Letzteres betheuert gleichfalls eine mehr als neunzigjährige Frau Walraff in hiesigem Stadtspital, welche in Gegenwart von Zeugen nachfolgende Erklärung abgegeben: „„sie habe (jedoch ohne bestimmte Zeitangabe) als Magd des damaligen Metzgermeisters Strang an sechs Jahre lang täglich das bestellte Fleisch zu dem Musicus Beethoven, nämlich in das jetzige Schildsche Haus getragen, erinnere sich aber des Capellmeisters nicht mehr."" Ueber die Zeit, wann die Künstlerfamilie Salomon in dem fraglichen Hause gewohnt, spricht sich vorstehender Brief nicht bestimmt aus; daß dies aber erst nach 1771 gewesen sein kann, erhellt aus den bereits angeführten officiellen städtischen Listen jener Jahre, nach welchen Salomon damals auf der Josephsstraße wohnte, und aus dem bekräftigenden Zeugnisse des Herrn Ries.

„3) Die seit mehr als drei Jahren oft und vor Zeugen, namentlich in Gegenwart des Herrn Stadtbeigeordneten Haaß, abgegebene, stets gleichförmige Erklärung der Frau Krumscheit in hiesigem Stadtspital (geboren nach dem Taufbuch 1757, den 21. April), deren Vater Nußbaum in den vorbemerkten Listen gleichfalls als ein ziemlich naher Nachbar Beethovens aufgeführt erscheint: „„Ihre Mutter sei Arbeitsfrau bei dem Musicus Beethoven gewesen, der damals in dem jetzigen Schildschen Hause auf dem zweiten Stock gewohnt; sie selbst habe als Mädchen von 13 bis 15 Jahren, und zwar bis zu ihrer ersten Communion, ihrer Mutter dort nicht selten geholfen und dabei häufig Beethovens noch ganz kleines Kind, von dem sie aber nicht wisse, ob es ein Knabe oder Mädchen gewesen, auf ihren Armen getragen; erst später sei Beethoven nach der Rheingasse verzogen, wohin ihm auch ihre ältere Schwester als Arbeitsfrau gefolgt.""
Das angegebene Alter des Mädchens, das durch den Umstand

der im 15. Jahr gehaltenen ersten Communion, als einer wichtigen, nicht leicht vergeßbaren Lebensepoche, die genaueste Bestimmtheit erhält, trifft ganz genau mit ihrer eigenen und Beethovens Geburtszeit zusammen; das von ihr getragene Kind kann daher nur unser Ludwig, nicht aber dessen ältester, gleichnamiger, oder dessen jüngerer Bruder Kaspar Anton Karl sein, indem ersterer schon sechs Tage nach seiner Geburt verstorben und letzterer erst 1774 den 8. April geboren ward, und das Mädchen mithin damals schon wenigstens 17 Jahre alt gewesen wäre, was mit ihrer bestimmten Angabe durchaus unvereinbar ist.

„4) Die ausdrückliche, schriftlich abgegebene Erklärung des Herrn Cunibert Joseph Baum (geboren 1771), des Sohnes der Pathin unseres Beethoven, „„daß Louis und er als kleine Knaben in seinem elterlichen Hause, Bonngasse Nr. 516, zusammen gespielt, und daß, nach Aussage seiner sel. Mutter, Anna Gertrudis Baum, geb. Müller (gestorben 1804), selbige als Pathin, mit dem Großvater Beethoven als Pathe, bei dem jungen Louis zur Taufe gestanden, der sogenannte Taufschmaus in ihrem (elterlichen) Hause veranstaltet, und die Familie Beethoven im Nebenhause Nr. 515, dem alten Hansens, nachherigen Grau's Haus, gewohnt haben sollen.““ Dies Zeugniß bedarf wohl keines Commentars; der Ausdruck sollen beurkundet bloß die strenge Gewissenhaftigkeit des Ausstellers, schwächt aber keineswegs die bestimmte Aussage der Mutter, welche sich, bei Mittheilung dieser ihr wohl bekannten Thatsachen, dieses Zusatzes nicht bedient haben kann.

„Nach diesen Zeugnissen, verbunden mit jenen bereits von Herrn Geheimrath Wegeler vorgebrachten, kann wohl kein Zweifel mehr darüber obwalten, daß Louis van Beethoven nicht in der Rheingasse — wo er allerdings in spätern Jahren als ein schon erwachsener Knabe gewohnt, — sondern in der Bonngasse und — gewiß mehr als „„höchst wahrscheinlich““ — in dem jetzigen Schildschen Hause geboren ist.

„Schließlich dürften noch ein paar Puncte in dem Aufsatz des Herrn Hennes eine Berichtigung verdienen. Zuerst die Äußerung: „„Wenn nicht der alte Herr Simrock mit Beethoven

in stetem Verkehr geblieben wäre, man hätte wohl selbst seinen Namen nur selten in Bonn gehört““, was beinahe wie ein anklagender Vorwurf gegen dessen Vaterstadt klingt und daher nicht wenige Bonner unangenehm befremden mußte. Freilich war Beethoven, der übrigens, wie bekannt, nicht gern Briefe wechselte, Anfangs wie so mancher Andere, den die spätere Auswanderung des Hofes von hier entführte, außer bei seinen nächsten Freunden, in Bonn fast ganz unbekannt geworden. Doch als mit seinen Meisterwerken auch sein Ruhm zu uns herüberdrang, nahm da nicht jeder Musikfreund, jeder Gebildete seiner Vaterstadt den wärmsten Antheil an dem ausgezeichneten Landsmann? Wurden seine Schöpfungen nicht gleich nach ihrem Erscheinen in dem Familien- und Freundeskreise der Herren Ries, Wegeler und Simrock und bald nachher auch in den Bonner Gesellschafts-Concerten und Privat-Vereinen mit Beifall ausgeführt und dabei stets mit freudigem Stolz des heimathlichen Verfassers gedacht? Hat die Bonner Lesegesellschaft nicht vor beinahe 30 Jahren schon Beethoven selbst um Mittheilung seines Portraits ersucht? Erhielt sie nicht gleich nachher durch Vermittlung seines Freundes, des Herrn Eichhoff, sein in Kupfer gestochenes Bildniß mit der — freilich nicht in Erfüllung gegangenen — Zusicherung, er wolle der Gesellschaft in Kurzem sein in Oel gemaltes Portrait mittheilen? und räumte sie nicht diesem ihr doppelt werthen Kupferstich sogleich einen Ehrenplatz neben den Bildnissen ausgezeichneter Männer aus der kurfürstlichen Zeit bis auf den heutigen Tag ein? Fürwahr, wenn das Beethoven vergessen heißt, dann möchte man wohl fragen: was denn Bonn mehr zur Anerkennung seiner Verdienste damals hätte thun sollen und können? Zweitens die Aeußerung: „„Die Prätensionen des Hauses in der Bonngasse sind auch noch nicht alt und haben in Bonn noch nicht Wurzel gefaßt; so viel ich weiß, datiren sie erst aus der Zeit her, wo das Beethoven-Comité in Bonn die Geister in unruhige Bewegung gesetzt hat.““ Was auch immer Herr Hennes unter dem Ausdruck „„in unruhige Bewegung setzen““ verstanden wissen will, so kann demselben doch versichert werden, daß das Bonner Beethoven-Comité, dessen

Mitglied und Secretair Schreiber dieses ist, die besagte Streitfrage über die Ausmittelung von Beethovens Geburtshaus weder veranlaßt, noch bis jetzt in nähere Untersuchung gezogen, wie sich dies aus den Sitzungsprotokollen desselben klar herausstellt. Uebrigens wird Hr. Hennes mir diese freimüthige Berichtigung zur Ehrenrettung unserer gemeinsamen Vaterstadt und des mitbetheiligten Comité, zu welcher ich mich aus eigenem Antrieb und auf die Aufforderung mehrer Bonner verpflichtet fühlte, nicht übel deuten.

„Eben beim Schlusse dieses Aufsatzes erscheint Herrn Gymnasial-Lehrers Hennes Entgegnung in dieser Zeitung, worin er in zwei Hauptpuncten von seiner frühern Annahme abgeht. Erstens gibt er zu, daß die Bonngasse damals in die St. Remigius-Pfarre gehört und es daher möglich sei, daß Beethoven dort geboren, obgleich er den aufgestellten Zeugenbeweis nicht für erschöpfend erklärt und an die Kirchen-Acten appellirt. Was besagen aber die verlangten Pfarrbücher? 1) Daß alle gleichzeitigen Geburten in der ganzen Bonngasse, namentlich die mehrfachen der nächsten Nachbarn, Baum, Courtin und Portz, sowie auch des damaligen Besitzers des fraglichen Hauses selbst, Joh. Georg Mangin — und zwar 1769 und 1771, also ein Jahr vor und ein Jahr nach Beethovens Geburt — gleichfalls in dem Taufbuch von St. Remigius eingezeichnet sind, wobei also kein Ueberspringen der Häuser aus einer Pfarre in die andere Statt finden kann; 2) daß es damals, sowie auch jetzt noch, häufig Sitte war, in Ermangelung näherer Verwandten seine besten Freunde oder nächsten Nachbarinnen, die sich nicht selten in Einer Person vereinigen, als Taufpathen zu wählen, denn bloß bei den eben angeführten vier Nachbarfamilien findet dies fast bei der Hälfte der Kinder Statt, was Herr Hennes in seinem ersten Aufsatz gleichfalls in Abrede zu stellen versucht hat. Um wie viel mehr konnte dies bei Beethovens Vater der Fall sein! Seine Frau war bekanntlich aus Thal-Ehrenbreitstein und von ihren Angehörigen getrennt, er selbst ganz verwandtenlos und dabei in ziemlich beschränkten Umständen, was war demnach natürlicher, als daß er seine nächste Nachbarin, die angesehene und vermö-

gende Frau Baum, in deren Hause ja sogar der Taufschmaus gefeiert wurde, zur Pathin seines Söhnchens nahm?

„Auf die von Herrn Wegeler angeführten drei Listen der Pfarrgenossen von St. Remigius legt Herr Hennes kein sonderliches Gewicht, obgleich dieselben als gleichzeitige officielle Documente jener Zeit (von 1769 bis 1771) von der entscheidendsten Wichtigkeit sind zur genauen Kenntniß der Wohnung des Capellmeisters Beethoven, seiner Nachbarn, des Violinspielers Salomon und des damaligen Einwohners des Fischerschen Hauses, als welcher nämlich der Chirurg Tepping, nicht aber Beethoven aufgeführt ist.

„Zweitens gibt Herr Hennes zu, „„Beethoven der Großvater habe zuletzt, also auch zur Zeit der Geburt seines berühmten Enkels, nicht in Fischers Haus, sondern in dem Hause neben dem Gudenauer-Hof, Bonngasse Nr. 386 gewohnt, sei also auch daselbst gestorben, und die Juffer Fischer habe sich in diesem Puncte geirrt."" Stimmt man auch gern dem Herrn Hennes bei, „„daß wir uns bei der Rückerinnerung an unsere frühesten Jahre leicht in Zeitbestimmungen irren, aber die Personen — doch wohl ebenso gewiß auch die wirklichen Thatsachen — unserer Umgebung ebenso wenig erträumen, als sich deren Andenken gänzlich verwischt"", so handelt es sich hier nicht von einer bloßen Zeitbestimmung über das Todesjahr, sondern von einem reellen Factum, dem Todesfall des Capellmeisters Beethoven, der nach der frühern Angabe der Juffer Fischer in ihrem Hause Statt gefunden haben sollte, jedoch nach den Zeugenaussagen in der Bonngasse Statt gefunden hat. Dieser Irrthum in einem Hauptpunct ist demnach ein wesentlicher und von weit größerm Gewicht, als Herr Hennes demselben einräumt, denn ein Todesfall in einem Gewerbhause und ein feierliches Begräbniß, wie dies doch sicher dem Hof-Capellmeister zu Theil ward, hätten sich, sollte man glauben, dem Gedächtniß eines 10- bis 11jährigen Mädchens doch fester einprägen müssen, als eine drei Jahre früher Statt gehabte schlichte Kindtaufsfeier, wenigstens ebenso fest als die Erinnerung, den jungen Beethoven gewiegt zu haben. Nach Anerkennung dieses Irrthums,

der übrigens gerade kein günstiges Vorurtheil zu erregen fähig ist, möchte denn auch die dreißigjährige Wohnung des Capellmeisters in dem Fischerschen Hause, sowie dessen und der ganzen Hofcapelle Mitwirkung zur Verherrlichung der achttägigen Hochzeit des Bäckermeisters Fischer 1761, von welcher überdies bis jetzt kein anderer Zeuge etwas weiß, ihren Hauptanhaltpunct verlieren.

„Diesem nach beschränkt sich Herrn Hennes Beweisführung für das Fischersche Haus lediglich auf folgende vier Puncte: 1) Auf die frühere Tradition. Eine Tradition kann aber nur insofern Werth haben, als sie der geschichtlichen Wahrheit und glaubwürdigen Gegenbeweisen nicht widerspricht, was aber hier nicht der Fall ist. Daher wird sie wohl, da ihre Entstehung ermittelt, vor einer solchen Wolke von Zeugnissen verstummen müssen. 2) Auf die Gasthauskarten, Lithographien und Beschreibungen Bonns. Allein diese stützen sich ja selbst einzig und allein auf die einmal vorhandene Tradition, und können daher nicht umgekehrt derselben zur Stütze dienen: sie bestätigen bloß deren Vorhandensein, nicht aber deren Echtheit; sie stehen und fallen mit derselben, um so mehr, da sie keine eigene Beweisgründe liefern, oder man müßte etwa nachfolgenden Schluß in dem Führer zu Sehenswürdigkeiten von Bonn, bei J. M. Dunst, 1838: „„Das (Fischersche) Haus in seiner ganzen Bauart hat schon an und für sich etwas ganz Eigenthümliches an sich, und jeder Fremde wird beim ersten Anblick dasselbe für Beethovens Geburtshaus halten,““ für einen Beweis gelten lassen. Auch sind dieselben so gar alt noch nicht, sondern gehören meist der jüngsten Zeit an, indem die ältern Reisebeschreiber, als Schreiber, Klein u. s. w., von Beethovens Geburtshaus durchaus keine Erwähnung thun. 3) Vorzüglich und beinahe ausschließlich auf das Zeugniß der Juffer Fischer, und zwar hauptsächlich im Gegensatz mit jenem der Frau Mertens, geb. Lengersdorf, welches dadurch entkräftet werden soll. Vergleicht man nun beide mit einander, und wendet die Gründe, welche Herr Hennes für die größere Glaubwürdigkeit der erstern aufstellt, auch auf die letztere, welcher dieselben mit gleichmäßigem Recht zukommen,

und umgekehrt an, so dreht sich zugleich das ganze Verhältniß um, und der Gegenbeweis wird durch die bloße Vertauschung der beiden Namen geliefert. Im schlimmsten Fall würden sich demnach beide Zeugnisse gegenseitig aufheben; doch muß man hiebei in Anschlag bringen, daß Frau Mertens bei der ganzen Sache durchaus nicht betheiligt, Jungfer Fischer aber, als Mitbesitzerin des fraglichen Hauses, gleichsam als Zeugin in ihrer eigenen Sache und daher wenigstens nicht ganz unbetheiligt erscheint, ferner daß erstere noch stets ihre ganze frühere Aussage wahr behält und mit einem Eide zu bekräftigen erbötig ist — wie dies ihr Ehegatte in der Cölnischen Zeitung vom 12. Aug. 1838 öffentlich erklärt, — letztere dagegen, nach dem eignen Zugeständniß des Herrn Hennes, bereits in einem wesentlichen Puncte von ihrer ersten Angabe abgegangen und das Uebrige nicht gerade mit einem Eid erhärten möchte. Ohne dem noch frischen und lebendigen Geiste, der Wahrheitsliebe und der individuellen Ueberzeugung der Jungfer Fischer auch nur im etwa zu nahe zu treten, wird es doch wohl erlaubt sein, zu fragen, ob eine sonst gewiß ehrsame und achtenswerthe Person, die sich, wenngleich unabsichtlich, in einem erheblichen Factum geirrt, nicht gleichmäßig durch eine bloße Zeitvertauschung auch in der Hauptsache irren und in dem jungen Beethoven, den sie als Mädchen gewiegt, nicht unsern Ludwig mit einem von dessen beiden 1774 und 1776 nachgebornen Brüdern verwechseln könne? — sie wäre alsdann 12 oder 14 Jahre alt gewesen — endlich ob deren isolirtes Zeugniß alle widersprechenden, trotz deren Uebereinstimmung, an Glaubwürdigkeit zu überwiegen fähig sei? Ich glaube nicht, daß ein Unbefangener die letzte Frage wird bejahen wollen. 4) Das Zeugniß des ehrwürdigen Sohnes der Pathin von Johann van Beethovens erstem Kinde, nach welchem derselbe erklärt haben soll: „„daß weder Beethoven, noch sein Vater, noch sein Großvater (bis zum Jahr 1784, und wahrscheinlich auch nicht in spätern Jahren) jemals in dem angeblichen Geburtshause gewohnt habe,““ wonach, wie Herr Hennes behauptet, „„von dem Hause in der Bonngasse Nr. 515 ferner nicht mehr die Rede sein kann.““ Nun liegt aber von eben diesem gewiß unverdäch-

tigen Zeugen, auf den Herr Hennes, und zwar mit Recht, ein besonderes Gewicht legt, hieselbst eine handschriftliche Erklärung vor, wahrscheinlich dieselbe, worauf sich Herr Hennes selbst bezieht, welche aber bloß Folgendes bewahrheitet: „„er könne nicht bestimmt und gewiß das Haus in der Bonngasse, worin der junge Ludwig van Beethoven geboren, angeben; nur das sei ihm gewiß, daß der Großvater des Ludwig, dessen er sich ganz genau erinnere, gerade seinem Geburtshause gegenüber (also in dem Hause neben dem Gudenauer-Hofe Nr. 386) gewohnt habe; daß aber dessen (Ludwigs) Vater damals in seiner Nachbarschaft gewohnt haben müsse, ginge unzweifelhaft daraus hervor, weil seine Mutter dessen erstes Kind zur Taufe gehalten, indem seine Familie mit Beethoven nicht verwandt war."" Hienach wird also die vorstehende Schlußfolge des Herrn Hennes als grundlos in sich selbst zerfallen, dagegen mit vollem Recht auf das Fischersche Haus angewendet werden können, indem, außer der unhaltbaren frühern Tradition und der alleinigen Aussage der Juffer Fischer, alle übrigen ziemlich zahlreichen Documente und Zeugnisse sich rücksichtlich Beethovens Geburtsstätte einstimmig für die Bonngasse und großentheils für das jetzige Schildsche, damals Manginsche Haus Nr. 515, keines aber gegen dasselbe oder nur muthmaßlich für irgend ein anderes in der Bonngasse erklären. Höchstens könnte hier das Wohnhaus des Großvaters Nr. 386 in Betracht kommen; wenn man nämlich unterstellen wollte, Johann van Beethoven habe damals bei seinem Vater gewohnt; allein Herr Ries, der als Mitglied des Hoforchesters mit seinem Capellmeister und nächsten Nachbar in häufigem Geschäftsverkehr stand, versichert auf das Bestimmteste, „„der Tenorist habe nie daselbst bei seinem Vater gewohnt."" Hiernach wären denn alle neuern Einwürfe hoffentlich zur Genüge beseitigt, und so lange demnach, was aber sehr zu bezweifeln, keine gewichtigere Documente und Zeugnisse als die bisherigen gegen das Haus Nr. 515 ermittelt werden, wird wohl nothwendig die Behauptung des Herrn Geheimenraths x. Dr. Wegeler als völlig in Wahrheit begründet und unangefochten fortbestehen."

Der Markt.

Von dem Hause Nr. 934 der Rheinstraße, welches Hr. Professor Hennes für jenes hält, wo Beethoven geboren, führt die Kallengasse, an der Kalle vorbei, nach dem sogenannten Viereckplatz, dem Stolz der Bonner, bevor die Coblenzer und Cölner Straße bebauet worden. Heutzutage wird man wohl zugeben, daß dort von keinem Platz, nur von einer kurzen breiten Straße Rede sein kann, daß auch die Häuser, von welchen er umgeben, obschon von den ansehnlichsten Familien des vormaligen Hofs erbaut, nicht viel Merkwürdiges bieten, wie das auch der Fall mit dem anstoßenden neuen Theater. Von dannen gelangt man zum Belderberg, dann längs Hof zu dem Markt, der nicht sowohl der Größe und Regelmäßigkeit wegen, Vorzüge, die beide ihm abgehen, sondern vielmehr des malerischen Reizes wegen, den derselbe durch die Mannichfaltigkeit und Abwechslung seiner Bestandtheile und Umgebungen, und deren Verbindung mit zwei Hauptstraßen hat, der in vorliegender Aussicht aus der Ferne ersichtlichen Stockengasse und der rückwärts liegenden Sternengasse. Er bildet hiernach ein über 600 Fuß langes und gegen 200 Fuß weites Dreieck und ist noch mit vielen einander höchst ähnlichen Giebelfronten älterer bürgerlicher Wohngebäude ausgestattet; die nach der Spitze des Dreiecks selbst, dem Brüdergassen-Dertchen hinziehenden Seiten aber zeigen sich schon großentheils in neuere bauliche Formen umgewandelt. Allem Ansehen nach hat dieser Mittelpunkt der Stadt unter den verschiedenen Belagerungen am wenigsten zu leiden gehabt, wie denn schon in den ältesten Zeichnungen der Markt durch Unregelmäßigkeit auffällt.

Aus dem südöstlichen Winkel der giebelförmigen Grundfigur des Platzes tritt das schöne Stadthaus groß hervor, unstreitig nach dem Hauptbau des Schlosses und neben St. Michelsthor das grandioseste Gebäude der Stadt. In früherer Zeit trug die Stelle das sehr feste und geräumige alte Rathhaus, welches mitunter den Kurfürsten zum Absteigquartier diente, aber durch Alter und feindliche Kanonenkugeln derart herabgekommen war, daß im Jahr 1737 ein Neubau sich als unvermeidlich ergab. Dazu legte Kurfürst

Clemens August unter großen Feierlichkeiten am 24. April 1737 den ersten Stein, ohne doch des Werks Vollendung, im J. 1782, zu erleben. Die Inschrift der Ehrensäule über dem Röhrbrunnen in des Marktes Mitte scheint der Vollendung dieses Rathhauses anzugehören. Darin wird dem Kurfürsten gesagt: Maximiliano Friderico — Principi optimo — Patri patriae — Quod jura Electoratus — Strenue propugnavit — Quod annonae infelici — Tempestate feliciter prospexit — Quod exstructo ptochotrolo — Urbem otio purgavit — Quod academiam perpetuam — Fundavit dotavitque. S. P. Q. Bonnensis — Grati animi causa — M. P. Ao 1777. Stets ist der Marktplatz von wegen der anstoßenden vorzüglichen Gasthöfe, außer dem täglichen Victualienverkehr mit der ländlichen Nachbarschaft am Morgen, und am Abend dem Verkehr der lustwandelnden Nachbarschaft dienend, an Sonn- und Feiertagen aber als Paradeplatz für die Garnison, höchst belebt. Der hohe Unterbau des Rathhauses, welchem eine große Freitreppe vorliegt, ist der Militair- und Polizeiwache bestimmt, das Saalgeschoß der Sitz des Oberbürgermeisters und des Stadtraths, und auf dem obern Geschoß ward die Lesegesellschaft gestiftet, von welcher Mitglied zu sein Kurfürst Maximilian Franz geruhte. Der ältere größere Eckbau auf derselben Stelle, wovon noch die interessanten Bildsteine vom Balcon an der Hinterseite des Neubaues aufbewahrt sind, bestand aus zwei Flügeln.

Häufig habe ich von dem Fenster aus mich an dem Menschengewühl auf dem Platz ergötzt, viele Originale, die zwar längst hinüber sein werden in das Land der Vergessenheit, gemustert. Vorzüglich fesselte meine Aufmerksamkeit ein bejahrter Mann, der letzte, wie man mir versicherte, jener Familie Kaukol, der mehre Generationen hindurch wegen ihrer Meisterschaft in der Schreibkunst so berühmten Künstler. Er kam aus seiner Wohnung, einzig in der Absicht, die auf dem Markt beschäftigte Haushälterin aufzusuchen. Sobald er sie erblickte, erhob er sich in die Lüfte, und mit einer Gewandtheit, die ich nie sattsam zu bewundern wußte, flog er über die unzähligen Körbe vel quasi an der Geliebten Herz. Eine halbe Stunde vielleicht waren sie von einander getrennt gewesen, aber grenzenlos, unbeschreiblich ergab

sich die Freude des Wiedersehens. Nicht minder merkwürdig war mir der Metzger, des weltberühmten, damals aber noch nicht so glänzenden Sterns unmittelbarer Nachbar. Sonntag Morgens, mit dem Glockenschlag 8 Uhr, trat er vor seine Hausthür, angethan mit einer Pikesche von grau und weiß geflammtem Sommerzeug, darunter eine scharlachrothe Weste, hochgelbe Buxen von Nanking, blaue Strümpfe mit rothen Zwickeln, an den Füßen ungeheure silberne Schnallen. Auf dem Haupt trug er einen Uhlanenhelm, eine Czapka. Also aufgeputzt stand der Mann volle vier Stunden unbeweglich auf seines Hauses Schwelle, »la tête haute, le casque en l'air, toujours seul, daignant à peine regarder la terre, absorbé dans ses pensées, semblable à l'homme que Buffon a dépeint dans son histoire de l'homme, sans doute d'après lui-même, tenant une canne dans sa main droite, et appuyant avec majesté l'autre main sur sa hanche gauche.« Unaussprechlich glücklich schien der Mann sich zu fühlen in dem Bewußtsein seiner Größe und Herrlichkeit, in seiner Verachtung aller übrigen Menschenkinder. Mit dem Glockenschlag 12 Uhr war er verschwunden; am Nachmittag, an Werktagen habe ich ihn niemals gesehen.

Aehnliche Dinge könnt ich noch viele erzählen, denn das Völkchen von Bonn war nicht minder auffallend durch Originalität als durch Güte, ich will aber lieber von eigentlichen Marktinteressen handeln, weil der ganze Vormittag ihnen ausschließlich gewidmet. Stets war der Markt sehr wohl bestellt, man sah ihm deutlich an, daß er nicht gleichwie Coblenz unter einer höchst verderblichen Concurrenz zu leiden habe. Fürwahr, Ems ist für alle culinarischen Freuden der Coblenzer eine Mördergrube geworden, nichts Gutes, ja nur Mittelmäßiges bekommen sie zu Gesicht, das nicht sofort für die Müssiggänger und Leckermäuler in Ems, als welche reichlicher bezahlen, auf Seite gestellt würde. So allgemein wird der daraus für Coblenz erwachsende Schaden empfunden, daß vor einigen Jahren beinahe ein von mir ausgehender Vorschlag zur Anwendung gekommen wäre. Wie vor längerer Zeit die von Bremen im Begriff waren auszuziehen, um die gesamte Bevölkerung des ihnen benachbarten Uferrandes im

die von ihr angezündeten Flammen, welche dem unfruchtbaren Boden einige Productionsfähigkeit verschaffen sollen, zu begraben. Man hielt nämlich, hält zum Theil noch die aus dem brennenden Moorgrund sich entwickelnden Dünste für die erste Veranlassung zu dem unseligen Höhrauch, der so häufig die schönsten Hoffnungen des Frühlings vernichtet.

Als die Glanztage des Bonner Markts sind besonders anzuführen der Sonntag im August, da die große nach Kevelaer gehende Procession durchzieht, oder genauer Halt macht, alle sonstige Circulation in der Stadt aufhören muß. Das war namentlich der Fall im J. 1822, als welches mir unvergeßlich von wegen des vorzüglichsten Weins, der je, leider nur in geringer Quantität, gewachsen ist, und wegen einer Mäuseplage, wie sie einzig 1808 vorgekommen war. In jenem zweiten Jahr wurde ich durch den Andrang der Procession genöthigt, im Stern Zuflucht zu suchen. Kaum hatte ich meinen Tischplatz eingenommen, und herein stürzte ein junger Officier, roth erglühend von Zorn. Die Gesellschaft in corpore anredend, sprach er: „welch dummes abergläubisches Volk, haben diese Vagabunden doch ein silbernes Mäuschen bei sich; das soll zu Kevelaer geopfert und damit das Mäuseungeziefer vertrieben werden. — Herr Lieutenant," entgegnete ein ehrlicher Cölner, der mir gegenüber saß, „wären wir so abergläubisch, wie Sie meinen, wir hätten längst e goldig Prüffge no Kevelaer geoppert." Der zweitagige Katharinenmarkt pflegt ebenfalls Käufer und Verkäufer in dichten Scharen herbeizuziehen.

Die Gottestracht, eine dem Erzstift Cöln eigenthümliche kirchliche Feier, wurde zu Bonn den dritten, zu Cöln den zweiten Freitag nach Ostern, zu Neuß den Freitag vor Pfingsten, in einer Pracht, die beinahe jene des Fronleichnams übertraf, abgehalten. Von der Gottestracht zu Bonn heißt es in dem Hof-Calender für 1759, Freitag 4. Mai: „Außer Hof wird in hiesigem Erzstift heut gehalten das Fest der Lanzen und Nägelen Christi. Auch ist heut die Bonnische Gottestracht und feierliche Procession rings um die Stadt. Zu welchem End dann die ganze Hofstatt sich in der Frühe in denen gewöhnlichen Anti-

Chambres einzufinden hat. Ihro Churfürstl. Durchl. geruhen diesemnechst in Begleitung Dero Herrn Ministren, Cammerern, Geheimden-, Geistl.-, Hof-Räthen, Truchsessen, Cammer- und übrigen Räthen, Edel-Knaben und gesambter Hofstatt in Dero prächtigen Leibwagen unter Bedeckung beiderseits rangirten Leib-Gardes nach der Münster-Kirchen sich zu erheben und von dorten aus der Procession beizuwohnen. Währender welcher die Churfürstl. Cämmerer in der Stadt, und ausserhalb selbiger die respective Räth und Truchsessen den Himmel zu tragen haben. Die Garnison und Bürgerschaft paradiren anheut, und geben bei denen gewöhnlichen Benedictionen die Salve."

Daß diese Feier noch unter der Herrschaft der Philosophie fortbestand, sehe ich aus dem Almanach de la Cour de S. A. S. E. de Cologne pour l'année 1791, vendredi 13. mai: »Théophorie à Bonn. Avant 7 heures du matin toute la Cour s'assemble aux Antichambres ordinaires, d'où S. A. S. E. se rend en grand cortége et sous l'escorte de ses gardes du Corps à l'Eglise de Munster, pour y assister à la grande Messe, et accompagner delà la grande Procession annuelle à l'entour de la ville, au dedans de laquelle Messieurs les Chambellans portent le Dais, et au dehors les gentilshommes de la Bouche et les Conseillers des différentes Cours des Conseils tant actuels qu'honoraires. La Garnison est sous les armes, et fait les décharges usitées aux Stations ordinaires.« Zu Neuß wurde die Gottestracht eingeführt in der Dankbarkeit für die glückliche Befreiung nach den Schrecknissen der burgundischen Belagerung, Bd. 4 S. 113—186. Unter französischer Herrschaft wurde aller Orten die Theophorie beseitigt.

Der Remigiusplatz.

Zwei kurze Parallelgäßchen, Bischofsgäßchen und Brück, führen zu dem beschränkten Remigius- oder Remiplatz, nach dem Namen der Kirche, so bis zu Anfang dieses Jahrhunderts die Hauptpfarrkirche der Stadt gewesen ist. Besagte Kirche war

dem h. Remigius geweihet, der vielleicht auf derselben Stelle, so glauben Einige, dem Frankenkönig Chlodwig das Sacrament der Taufe spendete. Worauf aber diese Behauptung sich gründet, weiß ich nicht. In folgenden Worten bespricht Gregor von Tours des Königs Chlodwig Bekehrung. »Clovis eut de la reine Clotilde un premier fils. La reine, voulant qu'il reçût le baptême, adressait sans cesse de pieux conseils au roi, disant: »»Les dieux que vous adorez ne sont rien, puisqu'ils ne peuvent se secourir eux-mêmes ni secourir les autres; car ils sont de pierre, de bois ou de quelque métal. Les noms que vous leur avez donnés sont des noms d'hommes et non de dieux, comme Saturne qui, dit-on, pour ne pas être chassé du trone par son fils, s'échappa par la fuite; comme Jupiter lui-même, honteusement souillé de tous les vices, qui a déshonoré tant de maris, outragé les femmes de sa propre famille, et qui n'a pu s'abstenir de concubinage avec sa propre soeur, puisqu'elle disait: *Je suis la soeur et la femme de Jupiter*. Qu'ont jamais pu Mars et Mercure? Ils possédent plutôt la science de la magie qu'une puissance divine. Le Dieu qu'on doit adorer est celui qui, par sa parole, a tiré du néant le ciel et la terre, la mer et toutes les choses qui y sont contenues; qui a fait briller le soleil, et a orné le ciel d'étoiles; qui a rempli les eaux de poissons, la terre d'animaux, et les airs d'oiseaux; à l'ordre duquel la terre se couvre de plantes, les arbres de fruits et les vignes de raisins; dont la main a produit le genre humain; qui a donné enfin à l'homme son ouvrage avec toutes les créatures pour lui obéir et le servir.««

»Ces paroles de la reine ne portaient nullement l'esprit du roi à la foi sainte, mais il disait: »»C'est par l'ordre de nos dieux que toutes choses sont créées et produites; il est clair que votre Dieu ne peut rien; bien plus, il est prouvé qu'il n'est pas de la race des dieux.«« Cependant la reine fidèle présenta son fils au baptême: elle fit décorer l'église de voiles et de tapisseries, pour que cette pompe attirât vers la foi catholique le roi que ses discours n'avaient pu

toucher. L'enfant ayant été baptisé et appelé Ingomer, mourut dans la semaine même de son baptême. Le roi, aigri de cette perte, faisait à la reine de vifs reproches, lui disant: »»Si l'enfant avait été consacré au nom de mes dieux, il vivrait encore; mais, comme il a été baptisé au nom de votre Dieu, il n'a pu vivre.«« La reine lui répondit: »»Je rends grâces au puissant Créateur de toutes choses, qui ne m'a pas jugée indigne de voir associé à son royaume l'enfant né de mon sein. Cette perte n'a pas affecté mon ame de douleur, parce que je sais que les enfans que Dieu retire du monde, quand ils sont encore dans les aubes, sont nourris de sa vue.«« Elle engendra ensuite un second fils, qui reçut au baptême le nom de Chlodomir. Cet enfant étant tombé malade, le roi disait: »»Il ne peut lui arriver autre chose que ce qui est arrivé à son frère, c'est-à-dire qu'il meure aussitôt après avoir été baptisé au nom de votre Christ.«« Mais le Seigneur accorda la santé de l'enfant aux prières de sa mère.

»La reine ne cessait de supplier le roi de reconnaître le vrai Dieu et d'abandonner les idoles; mais rien ne put l'y décider, jusqu'à ce qu'une guerre s'étant engagée avec les Allemands, il fut forcé, par la nécessité, de confesser ce qu'il avait jusque-là voulu nier. Il arriva que les deux armées se battant avec un grand acharnement, celle de Clovis commençait à être taillée en pièces; ce que voyant, Clovis éleva les mains vers le ciel, et le coeur touché et fondant en larmes, il dit: »»Jésus-Christ, que Clotilde affirme être Fils du Dieu vivant, qui, dit-on, donnes du secours à ceux qui sont en danger, et accordes la victoire à ceux qui espèrent en toi, j'invoque avec dévotion la gloire de ton secours; si tu m'accordes la victoire sur mes ennemis, et que je fasse l'épreuve de cette puissance dont le peuple, consacré à ton nom, dit avoir reçu tant de preuves, je croirai en toi, et me ferai baptiser en ton nom; car j'ai invoqué mes dieux, et, comme je l'éprouve, ils se sont éloignés de mon secours; ce qui me fait croire qu'ils ne possédent aucun pouvoir, puisqu'ils ne secourent pas ceux qui les servent. Je t'invoque donc, je

désire croire en toi; seulement que j'échappe à mes ennemis.«« Comme il disait ces paroles, les Allemands, tournant le dos, commencèrent à se mettre en déroute; et voyant que leur roi était mort, ils se rendirent à Clovis, en lui disant: »»Nous te supplions de ne pas faire périr notre peuple, car nous sommes à toi.«« Clovis, ayant arrêté le carnage et soumis le peuple, rentra en paix dans son royaume, et raconta à la reine comment il avait obtenu la victoire en invoquant le nom du Christ.

»Alors la reine manda en secret saint Remi, évêque de Rheims, le priant de faire pénétrer dans le coeur du roi la parole du salut. Le pontife, ayant fait venir Clovis, commença à l'engager secrètement à croire au vrai Dieu, créateur du ciel et de la terre, et à abandonner ses idoles qui n'étaient d'aucun secours, ni pour elles-mêmes, ni pour les autres. Clovis lui dit: »»Très-saint père, je t'écouterai volontiers; mais il reste une chose, c'est que le peuple qui m'obéit ne veut pas abandonner ses dieux; j'irai à eux et je leur parlerai d'après tes paroles.«« Lorsqu'il eût assemblé ses sujets, avant qu'il eût parlé, et par l'intervention de la puissance de Dieu, tout le peuple s'écria unanimement: »»Pieux roi, nous rejetons les dieux mortels, et nous sommes prêts à obéir au Dieu immortel que prêche saint Remi.«« On apporta cette nouvelle à l'évêque qui, transporté d'une grande joie, ordonna de préparer les fonts sacrés. On couvre de tapisseries peintes les portiques intérieurs de l'église, on les orne de voiles blancs; on dispose les fonts baptismaux; on répand des parfums, les cierges brillent de clarté, tout le temple est embaumé d'une odeur divine, et Dieu fit descendre sur les assistans une si grande grâce qu'ils se croyaient transportés au milieu des parfums du Paradis. Le roi pria le pontife de le baptiser le premier. Le nouveau Constantin s'avance vers le baptistère, pour s'y faire guérir de la vieille lèpre qui le souillait, et laver dans une eau nouvelle les taches hideuses de sa vie passée. Comme il s'avançait vers le baptême, le saint de Dieu lui dit de sa bouche éloquente: »»Sicambre,

abaisse humblement ton cou: adore ce que tu as brûlé, brûle ce que tu as adoré.«« Saint Remi était un évêque d'une grande science, et livré surtout à l'étude de la rhétorique; il était si célèbre par sa sainteté qu'on égalait ses vertus à celles de saint Silvestre. Nous avons un livre de sa vie où il est dit qu'il ressuscita un mort.

»Le roi, ayant donc reconnu la toute-puissance de Dieu dans la Trinité, fut baptisé au nom du Père, du Fils et du Saint-Esprit, et oint du saint chrême avec le signe de la croix; plus de trois mille hommes de son armée furent baptisés. On baptisa aussi sa soeur Alboflède, qui, quelque temps après, alla joindre le Seigneur. Comme le roi était affligé de cette perte, saint Remi lui envoya, pour le consoler, une lettre qui commençait ainsi: »»Je suis affligé autant qu'il faut de la cause de votre tristesse, la mort de votre soeur Alboflède, d'heureuse mémoire; mais nous pouvons nous consoler, car elle est sortie de ce monde plus digne d'envie que de pleurs.«« L'autre soeur de Clovis, nommée Lantéchilde, qui était tombée dans l'hérésie des Ariens, se convertit; et ayant confessé que le Fils et le Saint-Esprit étaient égaux au Père, elle fut rebaptisée.«

Jedenfalls ist die Kirche des h. Remigius bis zum J. 1331, da der Decanatus Buranus von ihr getrennt wurde, das Haupt aller Kirchen der Umgebung von Bonn geblieben, wie denn auch das Capitel alljährlich in der benachbarten St. Martins Kirche zusammenzutreten pflegte. In der Zeiten Lauf hat der alte Bau vielfältig vom Feuer gelitten und mußte daher 1653 auf städtische Kosten ausgebessert werden; doch blieb der mächtige Thurm, auf welchem die Stadtwache hausete, gebrechlich, bis er am 10. Mai 1800 durch einen Blitzstral entzündet, gänzlich abbrannte. Sofort wurde der Gottesdienst in die vormalige Minoritenkirche, die Thurmwache nach der Jesuitenkirche übertragen und das ganze Gebäude dem Abbruch bestimmt. Auf diese Weise entstand der St. Remiplatz, eine der Merkwürdigkeiten von Bonn. „Vorzüglich merkwürdig ist der St. Remigius- oder jetzige Römerplatz, der sich durch den in der Mitte dieses Platzes auf einem aus

Basaltsäulen wohl zusammengesetzten Felsen erhebt. Auf diesem erhabenen und ehrwürdigen Monument des grauen Alterthums, welches Mehrere für die wahre und ächte Ara Ubiorum halten, liest man auf der Vorderseite die Inschrift:

DEAE
VICTORIAE
SACRUM.

Auf der rechten Seite desselben befindet sich ein Jüngling, welcher in der einen Hand ein Gefäß mit einer Handhabe und in der andern eine kleine Schüssel tragt, und auf der Linken ein mit einer Axt und einem Messer bewaffneter Mann. Gleich darüber sieht man eine Urne und noch ein anderes Gefäß mit einem Henkel. Auf der hintern Seite sind oben drey Delphine und unten ein gemästeter Ochs in erhabener Arbeit angebracht. Das Ganze dieses Opfer- und Siegesaltars, seine Figuren, seine Bedeckung, die schönen Buchstaben, die mit jenen aus dieser Zeit ganz analog sind, verrathen dessen römischen Ursprung. In den früheren Zeiten, ehe er hier auf diesem Platze aufgestellt wurde, befand er sich in dem Schloßgarten zu Blankenheim, wo er unten andern Denkmälern, an welchen die Reichsgrafen von Blankenheim mehrere hundert Jahre gesammelt hatten, aufgestellt war. Der Herr Canonicus Pick, an welchen er in den neuern Zeiten gekommen ist, machte damit seiner Vaterstadt ein Geschenk."

Diese Ara bespricht auch Minola: „Da, wo sonst die Hauptpfarrkirche zum h. Remigius stand, findet man jetzt einen schönen mit Bäumen besetzten Platz, welcher der Römerplatz heißt. Dieser Name datirt sich vom J. 1809. Damals nämlich schenkte der Canonicus Pick der Stadt ein schönes Römermonument, eine Ara, die man mitten auf diesem Platz errichtete. Der Stein ist 30 Centner schwer und führt die Aufschrift: Deae Victoriae sacrum. Vorhin war er in Cöln bei Stephan Broelmann; von diesem kam er in die Antikensammlung des Grafen Hermann von Blankenheim und von da hierhin. Broelmann und der P. Aldenbrück in seiner Religio Ubiorum haben ihn beschrieben. Bei seiner Errichtung in Bonn kam davon eine neue Zeichnung heraus und eine umständliche Beschreibung unter

der Aufschrift: Description d'un autel de la Victoire, monument antique erigé etc.; in dieser wird er für die berühmte Ara Ubiorum ausgegeben: allein die Inschrift beweist dieses nicht; es gab der Aræ von dieser Art mehrere; unter den Attributen befinden sich Fische, die vielmehr für einen zur See oder auf einem Fluß erhaltenen Sieg sprechen. Auch der Ort, wo man ihn zuerst fand, ist unbekannt; kurz, wir bleiben hier in der Ungewißheit, wann, von wem er errichtet ward, und wem er gelten sollte."

Die letzten Pfarrer an St. Remigien folgen also: Eckens 1690, Bauch 1716, Hoynek 1740, Kemmerling 1753, Jsbach 1766, Metternich 1782, Klöckner, installirt den 15. Jan. 1788. Am 26. Febr. 1804 erfolgte die Installation des für die Cantonalpfarre an der Münsterkirche ernannten Pfarrers G. Löltgen. Am 14. März 1804 wurde die Suppression von St. Remigienkirche ausgesprochen. Des Oberpfarrers Löltgen Nachfolger Iven wurde den 30. Jul. 1815 installirt. Am 26. Jan. 1832 verzog er, zum Domherrn ernannt, nach Cöln. Schon am folgenden Tage wurde sein Nachfolger Klein installirt. Deß Nachfolger, Gerhard van Wahnen, installirt den 24. Mai 1835, feierte am 10. Jun. 1860 sein pfarrliches Jubiläum. Von dem heutigen Remigiusplatz ist, am Höfchen vorbei, zum Schloß nur ein kurzer Weg.

Das Schloß.

Als dessen Erbauer wird gemeiniglich Engelbert II von Valkenburg bezeichnet, dem anhaltende Zwistigkeiten mit den Bürgern von Cöln den dasigen Aufenthalt verleiden mußten. Von diesen Zwistigkeiten, von dem Geschlecht der Valkenburg, von Erzbischof Engelbert ist Abth. IV Bd. 1 S. 152—326 gehandelt. Kurfürst Salentin von Isenburg wurde der Erbauer eines neuen, vom Stockenthor zum Alten Zoll reichenden Schlosses, welches aber nach einer Existenz von 20 Jahren in der Belagerung von 1587 unbewohnbar wurde, was den Kurfürsten Ferdi-

nand veranlaßte, von 1634 das neue Schloß zu erbauen. Auch dieses erlag der Gewalt der beiden letzten Belagerungen, worauf Kurfürst Joseph Clemens, seinem Erzstift kaum wieder eingeführt, im J. 1718 den Grund zu einem neuen, theilweise noch bestehenden Bau legte, dessen Fortsetzung jedoch seinem Nachfolger überlassen mußte. Von dem, was hiermit zu Stande kam, schreibt Lang: „Das Residenzschloß, das nur zur Hälfte dasteht, indem es nach dem Plane und nach der Absicht des Kurfürsten Clemens August bis zum Ufer des Rheins sich hat erstrecken sollen, ist prächtig und weitläufig aufgeführt; es richtet seine Hauptfaçade in die schöne amphitheatralische Gegend, welche links der Rhein mit dem Siebengebirge und rechts Poppelsdorf mit dem sanft dahinter sich erhebenden Gebirge bis zum Godesberg begrenzen. Ein heiterer Terras, vielmehr ein regelmäßiger Garten, den zween Bassins mit springenden Wässern und auf beyden Seiten in verschiedene Krümmungen sich dahin schlängelnde Alleen zieren, erhöht den Anblick des ohnehin anmuthigen Schlosses noch mehr. Der westliche Flügel, den man auch Buen-retiro, oder die Katze, von einem vorhin da gestandenen Festungswerke so nennet, enthielt zwar sehr reiche, aber im alten Geschmacke meublirte Zimmer, und war nur für hohe Gäste bestimmt. Hier stand das prächtige und so zu sagen mit Gold fast überladene Bett, das Könige und Fürsten zum Gebrauche ausschlugen, weil die reiche Verschwendung nur zu auffallend daran angebracht war. Mir gefiel vorzüglich der in diesem Flügel befindliche lange Deutschordensmeistersaal, der sich mehr als das Prachtbett mit seinen schönen in Lebensgröße gemalten Bildnissen der Deutschordensmeister in einer Reihenfolge ausnahm, die Größe und Ehrfurcht einflößten. Gegenwärtig ist in dem Innern dieses Flügels Alles ruinirt, indem daselbst eine Runkelrübenzuckerfabrik angelegt war, die aber jetzt auch wieder eingegangen ist. Den östlichen Flügel, den man auch die Maus nennt, bewohnte der letzte Kurfürst, der nicht so wie seine Vorfahrer Pracht liebte. Darauf folgt der lange Akademiesaal. Das Naturaliencabinet, im nämlichen Palast, das unter dem Kurfürsten Max Friedrich erst angelegt wurde und der guten Ordnung und der verschiedenen beträchtlichen Seltenheiten

wegen, die es sowohl aus dem Naturreich als der Kunst aufwies, allen Beyfall verdiente, sowie die mit allen Gemächlichkeiten für die Lesenden, nach dem Leitfaden des großen Bibliographen Denis bestens eingerichtete kostbare Bibliothek hatten das nämliche Schicksal wie die der Mainzer und Coblenzer. Mit der Bibliothek verband sich noch das Physikaliencabinet, dessen Vorrath aber zu eingeschränkt und außer einer guten Elektrisirmaschine, zween parabolischer Spiegel und einem im Durchschnitt 4 Fuß 8 Zoll haltenden Brennspiegel, den der geschickte Le Febure im Jahr 1772 verfertigte, nichts Merkwürdiges enthielt. Gerade unter dem großen Akademiesaal ist das Theater, das einem jeden Fremden, weil es so zu sagen unterirdisch wie eine Gruft angebracht ist und einen schlechten Eingang hat, auffallen muß. Logen, Decorationen und überhaupt alles, was in einem Schauspielhause glänzen soll, war für den Hof eines solchen Fürsten, als Max Franz war, zu unbedeutend, zu buntscheckig, zu kleinlich." Der Bau, wie Clemens August ihn hinterlassen, wurde großentheils durch das Brandunglück vom J. 1777 vernichtet, und bedurfte es gewaltiger Anstrengungen, um den Schaden nur einigermaßen zu ersetzen.

Der südliche Theil der Stadt Bonn wird in ihrer Länge von 1800 Fuß fast gänzlich von dem vormaligen Residenzschlosse der Kurfürsten eingenommen. Es wurde im Anfang und gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts von den Kurfürsten Joseph Clemens und Clemens August zum Theil auf den Ruinen eines vormaligen Schlosses, zum Theil auf entbehrlich gewordenen Fortificationen erbaut, und nach dem großen Brandunglück von 1777 durch die beiden letzten Kurfürsten, doch nicht vollständig, wieder hergestellt. Die Facaden des langgestreckten Baues stehen einerseits der Stadt, andererseits der von Godesberg sich herabziehenden wunderschönen, durch die Aussicht auf den Rhein, auf das Vorgebirg, auf die Sieben Berge belebten Ebne zugewendet. Bei der Gelegenheit will ich doch erinnern, daß einzig in Cöln die Sieben Berge zu schauen, auf allen andern Punkten der Regel mehr oder weniger zu zählen sind. Der Bau stellt sich dar als ein, bis auf zwei Privathäuser an seinem westlichen

Ende, isolirtes, abgeschlossenes, zusammenhängendes Ganze, das von Westen nach Osten gerichtet. Er zerfällt jedoch in zwei Haupttheile von etwas verschiedener Richtung, von welchen der eine, das eigentliche von Joseph Clemens herrührende Schloßgebäude, einen geräumigen Hof einschließt, einen großen Garten vor sich hat, der andere aber, der ersten Abtheilung durch eine lange schmale Gallerie verbunden und dem Rhein zugerichtet, nur die schmale Gartenanlage am Alten Zoll vor sich hat: es ist dieser das Michaels- oder Coblenzerthor-Gebäude, von Kurfürst Clemens August herrührend. Die Architectur empfiehlt sich, bis auf wenige Ausnahmen, durch Einfachheit und Größe, und will man an dem eigentlichen Schloßbau die italienische, an dem Michelsbau die französische Schule, der auch die Baumeister entlehnt, erkennen.

Für die großen Gemächer stehen die beiderseitigen Frontmauern oft über 50 Fuß weit von einander, ohne Zwischenwände, sind drei, zwei und jetzt zum Theil nur ein Stockwerk hoch, mit vielen und großen Fenstern versehen. Die Bedachung erscheint, dem vormaligen Landesbrauch entgegen, äußerst niedrig und dem Geschmack der Neuzeit angemessen, was durch zwei- oder gar dreifach in sich gebrochene Dächer bewirkt wurde. Als Material dienten mehrentheils Backsteine; ziemlich sparsam ist der Haustein vom Drachenfels zu den wenigen freistehenden Säulen, zu Sockeln und den untersten Gurtengesimsen verwendet. Fast alle äußern Thür- und Fenstergewände sind in Backstein gemauert und selbst deren Vorsprünge und Verdachungen mit dem vortrefflichen Trierischen Kalk, wie das ganze Gebäude, und mit Gips ausgezogen, und lassen in Dauerhaftigkeit nichts zu wünschen. Marmor ist nur zu einigen Fußböden und Stiegen angewendet, und der Trachitporphyr vom Siebengebirg muß fast überall ihn ersetzen. Von ausgezeichneter Größe und Stärke ist das zur Ueberspannung der weiten Etagen und Haltung der hohen, von so vielen Fenstern durchbrochenen Frontmauern eingelegte Tannenholz, auf dessen Balken die weißen Fußböden von dicken, aus der Mitte der schönsten Stämme geschnittenen Bohlen von ungewöhnlicher Länge, Breite und Dicke belegt waren, welche

in späterer Zeit fast alle weggenommen und durch schmale Bedielung ersetzt wurden. Auch die Vergoldung, womit vordem in den Prachtzimmern alle Thüren und Täfeleien überzogen, und das herrliche Tafelglas der Fensterscheiben ist bei der Restauration, gleichwie alle Reste vormaliger Fürstenpracht gänzlich verschwunden. In ihrem jetzigen Zustand enthalten die Gebäulichkeiten, die Wohnung auf dem Alten Zoll eingerechnet, aber ohne die isolirt am Ende des großen Gartens gelegene Anatomie, dreihundert verschiedene Locale, Säle, Zimmer, Gemächer, Behälter, Gänge, Höfe und Plätze, worunter einige sehr große Abtheilungen. Zweistöckig ist etwa die Hälfte, etwas über ein Achtel dreistöckig, während drei Achtel auf einen Stock beschränkt. Die fortlaufende Fensterzahl, dann ähnliche Oeffnungen nach außen, mag man zu dreihundert berechnen, und können solcher Oeffnungen, die Thüren eingerechnet, ungefähr eintausend sein.

Das der Stadt zu gelegene Schloßgebäude im engern Sinn, welches über die Hälfte der 300 Locale begreift, ist nur zum Theil drei-, meist einstöckig. Diese ältere Hofhaltung, worin das französische Lycée untergebracht gewesen, nahm die Stelle ein des ältern kleinern Gebäudes, welches zwischen zwei großen und hohen Bollwerken, der Katz und der Maus, denen zur Verstärkung der Defension ein weites und langes Werk, der Umfang des jetzigen Hofgartens, vorgelegt, gewesen. Dieser Raum insgesamt wurde in den Neubau aufgenommen, und derselbe zu einem Oblong von zwei Quadraten oder zu 440 Fuß in der Länge, 220 in der Breite ausgedehnt. Dazu kam, daß an den Ecken der dem Garten zugewendeten Fronte mit ihren Thurmenden, jedesmal ein zweistöckiger Vorbau 110 Fuß weit vorsprang bei 120 Fuß Breite, wovon der eine die Katz, der andere die Maus genannt wurde. Wenn der nächst der Stadt gelegene Theil des Schloßgebäudes hauptsächlich den Regierungsbehörden diente, und der weite innere Raum die Hofhaltung des Fürsten aufnahm, so waren die beiden letztgenannten Bauten besonders zur Wohnung des Landesherrn und zum längern Aufenthalt hoher Gäste bestimmt und auf das vollständigste mit der dazu gehörigen Einrichtung versehen.

Eine Baulänge von dreißig Fenstern, der im Mittel die drei Einfahrten beigegeben, und welche ein Stockwerk hoch bedacht worden, ist der Rest einer vormaligen viel höhern, ja an einem Ende mit einem Thurm, darauf ein Glockenspiel, ausgezeichneten Fronte, von welchem Allem nur das mit Gewölben bedeckte Untergeschoß dem Brand von 1777 Widerstand leistete, stehen bleiben konnte. Vor dem Brand befand sich hier das Archiv und oben die Hofrathsstube, nebst den übrigen Sitzungs- und Arbeits-Localen. Es war bei dem Schloßbrand, 15. Jan. 1777, um 3 Uhr Morgens, als das Glockenspiel, nachdem seine letzte Stunde ausgespielt, hinabstürzte in das Flammenmeer. Heute dient dieser Theil des Schloßgebäudes, links dem Portal, theils zur Wohnung des Oberpedellen und des Castellans, theils zum Fechtboden, nachdem die Universitätsbuchdruckerei daselbst nur kurze Zeit bestanden hat. Rechts dem Portal wohnen die andern Pedellen, und das Uebrige sollte vielleicht zu einem russischen Dampfbad und einem Staubbad, auch zur Wohnung des Oeconomen der klinischen Anstalten und zum Gelaß des Polyklinikums benutzt werden; hier tagte weiland die kurfürstliche Hofkammer.

Das große dreifache Portal führt in eine geräumige Halle mit Säulen, an deren Seitenwänden die an den deutschen Universitäten eine so gewichtige Rolle spielenden schwarzen Bretter aufgehängt sind. Aus der Halle tritt man in einen großen, 136 Fuß langen, 90 Fuß breiten Hof, wo die Glocke das Ende und den Wechsel der Lehrstunden anzeigt; sonst fuhren hier die Hofequipagen in dem Palast auf, und links wieder ab in die Stadt bei der Schloßwache, dem jetzigen Fechtboden vorüber. Längs der rechten Seite des Hofs stand bis zum J. 1777 die durch zwei Stockwerke reichende, in der Pracht ihrer von Kurfürst Max Friedrich (1765) herrührenden Ausstattung merkwürdige Schloßkirche. Zu dieser herrlichen Capelle legte Joseph Clemens im J. 1698 den ersten Grundstein, brachte sie auch so weit, daß sie am 1. Jul. 1700 mit aller ersinnlichen Pracht eingeweihet werden konnte. Eine Denkmünze, zu Ehren dieser Feierlichkeit geprägt, zeigt auf dem Avers des Kurfürsten Brustbild mit Namen

und Titel, auf dem Revers den Abriß der Kirche, darüber, in dem obern Halbcirkel, die Worte Davids: „O Herr! ich habe die Zier deines Hauses geliebt," und im untern die Worte Salomonis bei Hinweisung auf den Tempel zu Jerusalem: „Bewahre, o Herr! dieses Haus, so ich gebauet und deinem heiligen Namen geweihet habe," 18. Juli 1700. Den Tag der Einweihung hatte er also eingerichtet, daß es derselbe, an welchem er im J. 1689 als Erzbischof und Kurfürst von Cöln gewählt worden, und in dem 7. Monat des christlichen Jahrs, welchen Monat er stets als den merkwürdigsten seines Lebens betrachtete. Zum Erzbischof und Kurfürst. von Cöln erwählt den 8. (18.) Jul. 1687, erschienen ihm zwei andere Tage desselben Monats als nicht minder entscheidend für sein Leben, wie das angedeutet durch das an der Decke der zur Evangelienseite gelegenen Betgallerie angebrachte Gemälde und die ihm beigegebenen Inschriften. Oberhalb der untern Thür lieset man: Ob triplex Beneficium infra 18. et 20. Julii coelitus impetratum, und stehen den in drei Rondelen abgebildeten Geschichten zur Seite die Worte: Coloniae 18. Julii 1689, Sittardi 20. Julii 1695, Bonnae 20. Julii 1697. Zu Sittard war der Kurfürst gleichsam durch ein Wunder den Nachstellungen Ludwigs XIV, der Gefangenschaft mit allen ihren Folgen entgangen, um sich wenige Jahre später in ähnlichen Schlingen zu verwickeln. Im J. 1765 machte Max Friedrich den Anfang mit der Verschönerung dieser an sich so schönen Capelle, daß demnach der von Joseph Clemens herrührende Entwurf vollständig durchgeführt. Zwölf Jahre später, 15. Jan. 1777, ergab sich das schreckliche Brandunglück, welches neben so vielem Andern die Hofkirche mit ihrem kostbaren Inhalt verzehrte: vorzüglich wurde beklagt der Verlust eines vollständigen Ornats von den kunstreichsten Gobelins, Geschenke früherer Könige von Frankreich; regelmäßig wurden damit die Wände bekleidet vom Christabend bis zum Beschluß der Octave von Mariä-Lichtmeß. Nach dem Brand wurde diese Capelle wieder aufgebaut; sie mißt in der Länge 75, in der Breite 56 Fuß, hat auf vier Säulen und zwei Pfeilern erhöhte schöne Empore und eine Orgel, gute architektonische Verhältnisse und Formen. Der Kirchthurm befindet

sich noch über der chirurgischen Klinik. Für jetzt ist sie als Universitätskirche dem evangelischen Gottesdienst gewidmet.

Sie soll zu Ehren der h. Jungfrau geweihet sein, was allenfalls in Folge des Neubaues geschehen sein könnte; mit der alten Kirche mocht es anders sich verhalten. Die hatte dicht neben sich, auf erhöhtem Standpunkt, die Lauretanische Capelle: eine Muttergotteskirche, die von einer Muttergottescapelle begleitet, ist aber kaum denkbar. Einen unbeschreiblichen Effect machte diese Capelle, wann sie an den Festen der Lauretanischen Hofbruderschaft von Wachskerzen zu Tausenden erleuchtet, während ihre Basis, die Hofkirche von schwarzer Nacht bedeckt, oder auch umgekehrt. Den Flammen ist auch verfallen die Cabinetscapelle zu St. Peter, das Oratorium des h. Philippus Nerius, als eines Vorbitters gegen die Erdbeben, das den Andachten der Charwoche geweihte Heilige Grab. Aufrecht stehen blieb jedoch St. Florians Capelle, wo sich, wie bei dem Brande von 1689, die Flamme wendete, der Verehrung für den h. Florian, 4. Mai, der vor Brandunglück bewahrt, ein wesentlicher Zusatz. Den Grundstein zum Neubau dieser Capelle hat Joseph Clemens den 24. Aug. 1717 gelegt. Auch die schöne lebensgroße Statue der Himmelskönigin Maria im Mittel der dem Garten zugekehrten Fronte, von Blei und übergoldet, blieb, obgleich die zu den Fenstern herausschlagenden Flammen Alles mit Feuer überkleibeten, in ihrer Nische unversehrt und bis auf den heutigen Tag erhalten.

Der große Hauptbau des Schlosses, das corps de logis, wendet seine mit Lesinen Korinthischer Ordnung auf den Fensterpfeilern und großen architektonisch verzierten Fenstern geschmückte vorzügliche Façade gegen den Schloßhof und die Stadt hin und erinnert hier in seinem Aeußern an die Bauten Palladios, dagegen in seiner dem Garten zugekehrten Fronte von 35 abwechselnd rund- und giebellinigt bedachten Fenstern an Raphaels Bauten und den Palast Farnese zu Rom. An 60 Fuß tief, dreistöckigt, enthält dieser Bau zahlreiche Gemächer, von denen die zu ebener Erde jetzt zum Aufenthalt der Docenten, zu Auditorien und dem physikalischen Cabinet verwendet sind. Der am westlichen Ende unterhalb dem großen Thurmsaal befindliche vor-

malige Grotten- oder Gartensaal, worin zur kurfürstlichen Zeit Frühstücke und Concerte gegeben wurden, ist im Ganzen niedrig und wegen seiner Tiefe düster; es war Rede davon, hier das Museum rheinischer Alterthümer zu verwahren. In dem mittlern Geschoß dieses Baues pflegte der Kurfürst die großen Hoffeste, Bälle, Maskeraden zu veranstalten. Max Franz hielt, also bezeugt Lang, sehr viel auf jene Belustigungen, die populär waren, woran jeder Unterthan Theil nehmen konnte. Da gab es große Tractamente, Bälle und Divertissements mit Birutschaden und ländlichen Festins, Dejeunés, Goutés, Soupers in den umliegenden schönen Gegenden, als auf dem Siebengebirg, dem Nonnenwerth, den Comthureien Muffendorf, Ramersdorf, in Plittersdorf, der Baumschule u. s. w. Die Bälle wurden nur von der Noblesse und den Edelbürgern besucht; der gemeine Mann und dessen Kinder tanzen nur auf Kirmessen, aber dann auch mit Raserei, jedoch zum Bewundern elegant. — Es war in dieser langen und stattlichen Reihe von Gemächern, wo der letzte Kurfürst von Cöln seinen Bruder den vorletzten Kaiser Leopold II, so in diesem Gebäude abgestiegen war, mit einem großen Ball und einer Maskerade vergnügte. Jetzt dienen dieselben Räume als große Auditorien, Zimmer des akademischen Senats, Aula, und ein großer zu den klinischen Anstalten gehörender Krankensaal. Das oberste Geschoß ist der Universitätscasse und dem Rendanten zur Wohnung angewiesen. Dieser Hauptbau war mit seinen beiden Thürmen 1777 bis auf die Gewölbe gänzlich ausgebrannt, wurde aber in Dach und Fach samt passender Einrichtung ziemlich wieder hergestellt; nur die Gallerien und die hohen hölzernen Pyramiden auf den Thürmen blieben beseitigt.

Einen nicht minder bedeutenden Theil der vormaligen Schloßlocalitäten nehmen die medicinischen und chirurgischen Kliniken in der westlichen Abtheilung derselben ein. Sie haben ihren besondern Eingang, der von der Wohnung des Deconoms derselben zu dem Polyklinikum, worin Leidende aus den geringern Volksclassen ein vorläufiges Examen bestehen, vorüber gerade zu einem besondern großen Gebäude, dem ehemaligen Ballhaus

führt. Darin befindet sich unten die Küche samt sonstigen Oeconomiegelassen, oben der chirurgische Operationssaal, welchem das Patientenzimmer und das reich ausgestattete Cabinet von chirurgischen Instrumenten und Bandagen sich anschließen. Von da kommt man einerseits zu dem angeführten großen Krankensaal in dem ehemaligen Thurmsaal des Hauptbaues, und von da in die zu vier Krankenzimmern eingetheilte ehemalige Deutschordensgallerie, welchen sich an zwölf größere oder kleinere Krankenzimmer anreihen, alle mit der schönsten Aussicht in die umliegende Landschaft, und im Innern ihres geschlossenen Beringes von einer kleinen anmuthigen Gartenanlage begleitet.

Es war dieser Flügelbau während der französischen Herrschaft ganz in seiner vormaligen Eintheilung geblieben, nur daß für eine kurze Zeit des Hrn. d'Antoing verunglückte Runkelrüben-Zuckerfabrik darin bestand. Früher war er ein den häuslichen Bedürfnissen des Kurfürsten durchaus angenehmes Ganzes, aus diesem Grunde Buen-Retiro genannt. Nach der Stadt hin hatte er die Capelle des h. Florian. Des Kurfürsten anstoßende Zimmer, die Westseite entlang, genossen der herrlichsten Aussicht auf Poppelsdorf und den Kreuzberg; südlich, dem Garten zu, befand sich das Arbeitscabinet samt den Ansprachzimmern. Die östliche Seite war größtentheils eingenommen durch die Deutschordens-Gallerie von 100 Fuß Länge bei einigen 30 Fuß Breite, wo die lange Reihe der Meister deutschen Ordens im Bilde, in ganzer Figur und Lebensgröße angebracht. Der untere Theil der Kaz enthielt insbesondere Gemächer für die Kanzlei zu den persönlichen und Regierungsgeschäften des Fürsten. Dieser Bau konnte im Ganzen, wegen der darin begriffenen Erdmasse, für minder gesund und längerm Aufenthalt minder dienlich gelten, daher später die fürstliche Wohnung nach dem entgegengesetzten Flügel, der Maus, verlegt wurde, dem auf dem gänzlich rasirten kleinern Bollwerk angebrachten Gebäude, so die Gastkammern des Palastes begriff. Die Kaz, in dem großen Brande gerettet, mit ihren zwar sehr reichen, aber im alten Geschmack aufgeputzten Zimmern, erhielt nun diese Bestimmung, und das prächtige, mit Gold überladene Bett, eine Reminiscenz aus München, wurde

hier aufgestellt. Von dem Münchener Urbild schreibt von Rotenfels: „Es ist von rothem Sammet mit zwei Hände breiter Goldstickerei, übrigens so reich, daß schwerlich seinesgleichen an einem andern Hof zu finden sein wird. Es soll über 400,000 Gulden gekostet haben, und die Arbeit, welche sieben Jahre erforderte, allein mit 78,000 Gulden bezahlt worden sein. Nicht minder sind auch die Tapeten und Alkoven und die 14 Vorhänge an den Fenstern und Thüren von rothem Goldstoff und haben 28,000 Gulden gekostet. Uebrigens sollen auf dieses Zimmer allein 700,000 Gulden verwendet worden sein.“ Die marmorne Freitreppe, dem Bau in Bonn zur Seite, ist abgeschafft, die Maus zur Wohnung des Regierungscommissairs an der Universität eingerichtet worden.

Der große, 440 Fuß lange, 120 Fuß breite Raum zwischen Katz und Maus, der durch Mauer und Staketen von dem Hofgarten abgesondert gewesen, diente, während das Lycée in dem Schlosse bestand, zum Spiel- und Exercierplatz, in der Befreiungsperiode zum Turnplatz; früher wurde daselbst die Orangerie aufgestellt, die Sammlung, welcher die von K. Franz I von Frankreich dem Kurfürsten von Cöln verehrten Pomeranzenbäume von außerordentlicher Stärke eine seltene Zier. Präfect Doazan ließ die schönsten Stämme nach Coblenz schaffen und in der Pépinière départementale, dem ehemaligen Hofgarten, aufbewahren. Als dieser zur Fortification gezogen wurde, kam die Orangerie nach Engers, wo vielleicht noch einige jener Veteranen übrig sind. Der Turnplatz in Bonn ist gegenwärtig der Promenade einverleibt, die mit ihren schattigen Alleen und schönen Baumgruppen von der Coblenzer Straße bis beinahe zum Neuthor reicht. Am Ende des Gartens auf der mittlern Perpendikularlinie der Fronte des Schloßgebäudes, diesem entgegen, steht die Anatomie, auf der Stelle, wo Kurfürst Max Friedrich 1771 das Rondel anlegte, worin die Hauptwasserkunst des Hofgartens sprang und wo zur französischen Zeit der Altar der Freiheitsgöttin errichtet war und die cisrhenanische Volksversammlung ihre Schnurren vortrug.

Von der Stadt aus führt ein besonderer Eingang in den östlichen Thurmbau des Schloßgebäudes, dessen vormaliger kleiner

Thurmsaal oder der Speisesaal eine Zeitlang als Aula diente. Mit der jetzigen Aula, zu der man auf der Haupttreppe des Flügels, die Maus genannt, aufsteigt, steht durch einen Vorsaal das große Local der Universitätsbibliothek in Verbindung. Dasselbe begreift ursprünglich die obere Etage der sogenannten langen Gallerie, welche das Hauptschloßgebäude mit dem Michaelsthor-Gebäude verbindet, ist 360 Fuß lang und 35 Fuß breit, hat gegen die Stadt hin 26 und gegen den Garten, wo es zur Hälfte von der Maus verdeckt wird, 14 Fenster in der Fronte, begreift auch die untere Etage, von da an, wo sie längs dem Garten sich hinzieht. Es zählte dies zweistöckigte Gebäude, vor der Vergrößerung, im Ganzen 80 Fenster, Thüren und Thoröffnungen und läuft fort über der Stelle des ehemaligen Marschallbaues und Stockenthors, wobei eine Durchfahrt aus der Stadt nach dem Schloßbassin behufs der Feuerlöschung bestehen blieb, und diente nach dem Brand in Verbindung mit den in der Maus übriggebliebenen Localen zur Hofhaltung des Kurfürsten, während dieser das Haus am Rhein bewohnte. Verbunden war diese Gallerie mit der gegenüber liegenden zur Schloßcapelle erhobenen Franziscanerkirche, wie das lange noch durch die Reste eines über die Straße gewölbten Bogens angezeigt. Der eigentliche Büchersaal, über 250 Fuß lang und an 30 Fuß im Lichten breit, hat zu beiden Seiten 36 Fenster. Die Verzierung dieser von Clemens August um das J. 1730 angelegten Gallerie wurde durch Max Friedrich im J. 1766 vollführt; hier wurde noch in den letzten Zeiten Vespasians Hermenbüste von weißem Marmor, die zu Ende des 17. Jahrhunderts nächst der Landstraße außerhalb des Hofgartens entdeckt wurde, aufbewahrt. Die untern Räume dieses langen Baues waren früher zur Hälfte als Oeconomie-Local für die fürstliche Wohnung auf der Maus verwendet, zur andern Hälfte theils zu einer kleinen Wohnung und zu dem großen Magazin für die Decorationen der nächst daran angebrachten Bühne. Im J. 1820 wurde dieser Raum, 130 Fuß lang, 28 breit, zu einem Museum vaterländischer Alterthümer eingerichtet, das jedoch zeitig dem akademischen Kunstmuseum zu weichen hatte.

Das zweite Hauptgebäude des Schlosses, das Michaelsthor mit seinen beiden Flügeln, wozu die eben beschriebene lange Gallerie als ein Anhang zu rechnen, wurde seit dem J. 1730 von Kurfürst Clemens August aufgeführt. Der dreistöckigte Hauptbau in der Mitte hat zu jeder Seite einen großen zweistöckigten Flügelbau und mißt, ohne die lange Gallerie einerseits und die weitern Anhänge nach dem Rhein hin anderseits, an 400 Fuß in die Länge bei 50 Fuß Breite. Der Mittelbau dieser vom Schloßeck bis zum Rhein 780 Fuß haltenden Linie setzt über die Coblenzer Landstraße und wendet dieser seine mit Säulen und Bogenstellungen, auch vielen Statuen und plastischen Auszierungen geschmückte Hauptfronte einerseits zu, während die innere Fronte der alten, die Stadt in ihrer ganzen Länge parallel mit dem Rhein durchziehenden Straße, der zur Seite das vormalige Marstallsgebäude zunächst steht, zugekehrt. In diesem mitten durch das Schloßgebäude gehenden Stadtthor wird unterhalb von dem zu Land herabgeführten Vieh die Schlachtsteuer erhoben, darüber befinden sich herrlich gelegene Zimmer, theils dem akademischen Unterricht in der Vocalmusik dienend, theils den nebenan wohnenden Convictoristen eingeräumt. In diesen Localitäten hielt unter Clemens August der St. Michaelsorden seine Capitularversammlungen, daher dessen Attribute auf den äußern Verzierungen des Gebäudes erscheinen; in späterer Zeit wurde hier theilweise die Sammlung von natürlichen Seltenheiten und Kunstsachen aufgestellt, namentlich die Sammlung von ältern Münzen, ungemein reich durch die über den Erdarbeiten für die Festungswerke aufgefundenen Stücke; leider sind sie nach München gewandert und bilden noch einen werthvollen Theil der dortigen Sammlungen. Das dritte, oberste Stockwerk dient jetzt als Carcer und zur Wohnung des Bibliothekdieners, worüber auf einer Höhe von 60 Fuß die geräumige Plateforme und der Altan mit der herrlichen Aussicht über die Stadt und ihre Umgebung.

In dem Flügelbau zur Rechten, welcher mit den Mauern 160 Fuß lang, 55 Fuß breit ist, und von der Stadt- wie von der Gartenseite durch zwölf Fenster in einer Reihe beleuchtet

wird, befindet sich unten seit längern Jahren die Universitäts-Reitbahn. Dieses Local war vordem viel tiefer und in kurfürstlicher Zeit und bis zum Aufkommen der jetzigen Universität der Theatersaal, welcher im Jahr 1789 in seinem Innern gänzlich erneuert, nach einem bequemern und schönern Plan angelegt worden, und worin selbst Mozarts Meisterstück Don Juan ausgezeichnete Aufnahme und herrliche Ausführung fand. Des Baues oberes Geschoß, weiland der Akademiesaal, war in der kurfürstlichen Zeit den größten Versammlungen vorbehalten und für die herrlichen Concerte, wo Virtuosen des ersten Ranges aufzutreten pflegten. Dieses schöne große, mit der langen Gallerie und den Gemächern des Michaelthors in unmittelbarer Verbindung stehende Local ist zur Erweiterung der Bibliothek verwendet worden.

Dem großen stattlichen Flügelbau im Aeußern bis auf das Dachgeschoß mit Fenstern vollkommen gleich, ist der andere rheinwärts gelegene linke Flügel des Michael-Thorbaus zum Convictorium für die studirenden Theologen katholischer Religion eingerichtet worden. Daselbst hat es im untern Geschoß die Capelle und das Refectorium nebst den Oeconomiegelassen, im Hauptgeschoß die Studirzimmer nebst Wohnung der Professoren und Repetenten, im Dachgeschoß die Schlafstellen der Studenten. Vordem diente das untere Geschoß zur Reitbahn für das hier garnisonirende Cavaleriereegiment, und in noch früherer Zeit nahm dasselbe zur Winterzeit die Orangerie auf. Auf dem obern Geschoß aber war vordem in passenden Localen die mit allen Gemächlichkeiten für die Leser versehene, nach der Anleitung von Denys wohlgeordnete, kostbare kurfürstliche Bibliothek, einschließlich der Naturaliensammlung und des physikalischen Cabinets, aufgestellt. Die Bibliothek war der ersten Anlage nach ein Erbstück von dem Kurfürsten Maximilian Heinrich, der durch Testament vom J. 1688 die Kunstschätze, die Münzsammlung seinem Hause, die Bücher dem kurfürstlichen Hofrath in Bonn hinterließ. Ueber der Invasion von 1794 wurde die Bibliothek nach Hamburg geflüchtet und schließlich daselbst verkauft.

Endlich folgen immer mehr rheinwärts an dem Michaels-Thorgebäude, längs der schönen Gartenanlage des Alten Zolls

und an dem Ende des ehemaligen Orangeriehauses die Reste eines 130 Fuß langen, 36 Fuß breiten Baus, des ehemaligen Warmhauses, dessen Raum theils zu dem Convictorium, theils als Hofraum zu der anstoßenden ehemaligen Wohnung des Hofgärtners gezogen worden ist, und schließt damit auf dem schönsten Erdenplätzchen der lange Zug der seit 1818 dem Gebrauch der Universität gewidmeten vormaligen Schloßgebäude.

Stifter der Universität wurde K. Friedrich Wilhelm III, und heißt es in der Cabinetsodre vom 18. October 1818: „Dem Bestreben Meiner Vorfahren in der Regierung, durch sorgsame Pflege der Wissenschaft und durch heilsame Anordnungen für das Schul- und Erziehungswesen eine gründliche Volksbildung zu fördern, habe auch Ich seit dem Antritte Meiner Regierung Mich angeschlossen. Die vollständige Ausführung Meiner desfallsigen landesväterlichen Absichten wurde durch die schweren Schickungen unterbrochen, welche die Vorsehung über Mich und Mein Land verhängte. Jetzt aber, nachdem unterm Beistande des Höchsten Friede und rechtliche Ordnung in Europa hergestellt ist, habe Ich jene, für die Grundlage aller wahren Kraft des Staats und für die gesammte Wohlfahrt Meiner Unterthanen höchst wichtige Angelegenheit wieder aufgenommen und ernstlich beschlossen, das ganze öffentliche Unterrichts- und Bildungswesen in Meinen Landen zu einem möglichst vollkommenen, der Hoheit des Gegenstandes entsprechenden Ziele zu bringen. In Verfolgung dieses Zweckes habe Ich die Mir von Ihnen vorgelegten, von dem Staatsminister von Altenstein aufgestellten Hauptgrundzüge eines desfallsigen, das Ganze umfassenden Planes genehmigt und demnach auf die höhern Bildungsanstalten und zwar ganz vorzüglich in den wieder gewonnenen und neu erworbenen westlichen Provinzen des Staats Meine Aufmerksamkeit gerichtet und nach reiflicher Erwägung aller zu nehmenden Rücksichten beschlossen, jetzt eine neue Universität, und zwar in Bonn, als dem angemessensten Orte, zu begründen. Zu dem Ende, und um ein bleibendes Denkmal Meiner gegenwärtigen Anwesenheit in den Rheinlanden zu hinterlassen, habe Ich unter dem heutigen Tage die beiliegende Stiftungsurkunde der Universität Bonn eigenhän-

dig vollzogen und dieser neuen Lehranstalt, indem Ich zugleich auch die ältern Universitäten in Meinem Reiche landesväterlich bedachte, eine solche Ausstattung gegeben, daß sie im Stande seyn wird, die Stelle, welche sie in Meinem Staate und im ganzen nordwestlichen Deutschlande einnehmen soll, mit Würde und Erfolg zu behaupten. Es ist Mein ernstlicher Wille, daß die Universität in Bonn ungesäumt eröffnet werde, und Ich erwarte von ihr mit Zuversicht, daß sie in dem von Mir in ihrer Stiftungsurkunde bezeichneten Geiste wirke, wahre Frömmigkeit, gründliche Wissenschaft und gute Sitte bei der studirenden Jugend fördere und dadurch auch die Anhänglichkeit Meiner westlichen Provinzen an den Preußischen Staat je länger je mehr befestige. Ueber die Ausstattung und Vervollkommnung, welche Ich den übrigen wissenschaftlichen und Kunst-Anstalten in Meinem Reiche zu geben Willens bin, so wie über den Grundplan, nach welchem das gesammte öffentliche untere und höhere Unterrichts- und Bildungswesen in Meinen Landen zu einem in sich selbst übereinstimmenden, auf ein großes Ziel gerichteten Ganzen gestaltet werden soll, werde Ich das erforderliche Speciellere, nach von dem Staatsminister von Altenstein eingereichtem und von Mir gebilligtem Plane, erlassen und denselben ermächtigen, das Nöthige zu seiner Zeit zur öffentlichen allgemeinen Kenntniß zu bringen, damit Mein treues Volk wisse und erfahre, wie Ich eine gleichmäßige, allseitige, ernste und tüchtige Bildung aller Meiner Unterthanen mit landesväterlicher Liebe bezwecke und solche als das sicherste Mittel betrachte, einem der wahren Wohlfahrt der Völker so höchst nachtheiligen, unruhigen und unfruchtbaren Getriebe zuvorzukommen und das Wohl und Gedeihen des Preußischen Staats hauptsächlich auf die sorgfältig geleitete Entwickelung aller seiner geistigen Kräfte auch fernerhin zu gründen, gesonnen bin. Aachen, den 18. Oct. 1818. Gez. Friedrich Wilhelm. An den Staatskanzler Herrn Fürsten von Hardenberg." In der diesem allerhöchsten Befehle beigefügten Stiftungs-Urkunde heißt es § 2: „Wir räumen der Universität das Schloß in Bonn nebst Zubehör, auch das nah gelegene Schloß Poppelsdorf nebst Zubehör, insofern solches wirklich nöthig ist, ein, und wollen, daß ihr erst-

gedachtes Grundstück als beständiges Eigenthum sogleich, letzteres aber eintretenden Falls, überwiesen und für ihre Zwecke so, wie jedes dazu am nutzbarsten ist, auf Unsere Kosten eingerichtet werde."

Im Wintersemester 1818—1819 wurden die Collegien von dem ersten Rector, dem geheimen Regierungsrath Hüllmann, für 45 Studirende eröffnet. In kurzen Jahren war die Zahl bis zu 1000 Nummern angewachsen; gewöhnlich sind der Studenten 800—900.

Eine Uebersicht der kurfürstlichen Einkünfte vermag ich nicht zu geben. Thorheit ist es, sie zur einer Million Gulden, jene des Hochstiftes Münster noch höher anzuschlagen. Ein Beträchtliches mögen allerdings die Rheinzölle zu Andernach, Linz, Bonn, Uerdingen, abgeworfen haben. Als authentisch kann ich die folgende Uebersicht der Einnahme und Ausgabe der Landschaftscasse für das Schreckensjahr 1794 mittheilen.

„Zufolge status cassae des Landständ. General-Einnehmers de ultima Martii 1794 betrugen die im Erzstifte Cöln pro anno 1793 in 1794 ausgeschriebene 26 Simpelen,

	Thlr.	Alb.	Hllr.
pr. 1 Thlr. à 78 Alb.	214190	46	$\frac{2}{3}$
An Restanten vom vorherigen Jahre waren eingegangen	26150	45	$2\frac{2}{3}$
An Cautionsgeldern von Husaren und an Erlös von versteigerten Fourage-Magazinen	11732	71	9
An neuerdings aufgenommenen Capitalien gegen landständ. Obligationen zu 3 pCt.	167905	10	
Die Ausgaben betrugen zur obengemeldten Epoche: an Kurfürstl. Subsidien, Thlr. 59000. — Hierzu die Verpflegung des Ober-Appellations-Gerichts 6000 Thlr.	65000		
An Contingents- Reluitionsgeldern, welche noch aus vorigem Jahre an die Königl. Kays. Commissarien zu zahlen waren	92782	42	
Zum Behuf des im Felde stehenden . . Contingents	52780		
Wegen der 30 Römer-Monate	22082		
Der 2te Landtag Jahrs 1793 hatte gekostet	28109	36	

	Thlr.	Alb.	Hllr.
An alten Pensionen (Zinsen von alten Landesschulden)	20484	5	10
An neuen dito à $3\frac{1}{2}$ pCt.	30764	59	10
An dito wegen der zuletzt à 3 pCt. aufgenommenen Capitalien	3837	30	
An salaria ordinaria	1933	26	
An Rheinbau-Kosten	18015	28	
Für Husaren-Verpflegung	7689	3	10
Für Stadthaus-Ausgaben	2517	38	4
Extraordinaria	14583	13	$11\frac{1}{4}$
Für Conventions-Diäten	2015		
Wegen im vorigen Jahre mehr ausgegeben	97	55	$9\frac{5}{8}$
Die Restanten dieses Jahres ultima Martii betrugen	27069	10	$10\frac{9}{16}$

In den vorgemeldten Zahlungen wurde der Conventions-Thaler zufolge Edicts vom 22. Jun. 1761 genommen zu 1 Thlr. 26 Alb. 8 Heller. Der franz. Kronen- oder Laubthaler nach dem Edict vom 2 May 1763 zu 1 Thlr. 65 Alb. In dem angesetzten Betrage der 26 Simpel participirt das Rheinische Erzstift mit $\frac{5}{8}$, das Vest Recklinghausen und das Herzogthum Westphalen mit $\frac{3}{8}$. Die Kurfürstl. Subsidien wurden gegeben für Unterhaltung des Militairs, Wetzlarische Kammerzieler, Minister, Gesandtschaften und Regenten, Kurfürstl. Leibgarde und Extraordinaria. Im gemeldten Jahr hatten die Subsidien hinsichtlich des Militairs nur Bezug auf den in der Residenz gebliebenen Stab, die Invaliden-Commandos zu Andernach, Uerdingen, Arnsberg, Garten-Wächter zu Bonn und Brühl, Militair-Pensionen und Gnadengehälter ꝛc."

Von dem Schloß vollends zu scheiden, stelle ich hier zusammen, was der um seine Vaterstadt hochverdiente M. Jean Philippe Neri Marie Vogel, Conseiller de la Chambre des Finances, Fourrier de la Chambre de S. A. S. E. Directeur du Cabinet de l'histoire naturelle, Bourggrave de la Résidence à Bonn, in seinen Almanachs de la Cour de S. A. S. E. de Cologne hin und wieder über die Hofhaltung der sechs letzten Kurfürsten aufgezeichnet hat. Kurfürst Ernest starb zu Arnsberg, 17. Febr.

1612. Prinz Ferdinand von Bayern, „der schon bei Lebzeiten seines Oheimen Ernesti in das 17te Jahr die Regierung in hiesigem Erzstifte führen geholfen und also die Gemüther seiner getreuen Landstände an sich zu ziehen gelernet hatte, trat alsogleich hierauf die Regierung selbst als Churfürst an. Er hatte nach dem Tode Petri Gropperi, des 27sten hiesigen Propsten, die ihm angebotene propsteiliche Würde in hiesiger Stiftskirche nicht auszuschlagen geruhet und selbiger mit besonderm Eifer und Gutthätigkeit vorgestanden; als er aber zur Chur gelanget, resignirte er sothane Propstei auf Joannem Cholinum, seinen geistlichen Rath und Theologum, so auch in dem hohen Thum zu Cöln Capitular ware. Gleich beim Anfang seiner Regierung, im Monat Mai, wohnte er der nach Frankfurt ausgeschriebenen Wahl des Kaisers Matthiä und dessen Krönung bei, und da dieser im Jahr 1619 auch verstorben, half er zu Ende August Ferdinanden hinwiederum zum Römischen König wählen und krönen. Ob nun zwarn die Regierung Ferdinandi in die allerkritischste Zeiten, ja gar in den dreißigjährigen Krieg eingefallen, so wußte er jedoch durch seine Klugheit sein Erzstift aus der gelegten gefährlichen Schlinge zu ziehen, obwohlen selbem von Zeit zu Zeit, besonders durch Märsche und Contremärsche bald dieser, bald jener Armee stark zu Leibe gesetzt wurde.

„Ferdinand ließ sich nichts mehr angelegen seyn, als bei dem ihm untergebenen Clero die verderbten Sitten durch allerhand ertheilte Reformationen zu verbessern und die katholische Gemeinde durch mehrere vorsorgliche Anordnungen, Stiftungen und sonstige heilsamste Einrichtungen immer mehr und mehr fortzupflanzen, zu dem Ende er dann, aller auswärtigen Stiftungen und Einführungen fremder geistlichen Ordensgenossen zu geschweigen, im J. 1618 die Geistliche des Ordens vom h. Franziscus von Assisis, insgemein Capuziner genannt, auch in hiesige Stadt eingeführt und selben zu Anfang das an dem vormalen sogenannten Bierpförtchen (so genannt, weilen die Schiffer bei großem Wasser sich derselben immer bedienet, um in der angelegenen Biergassen das Bier rc. zu holen), nun Geyer- oder Gierpförtchen genannte und der h. Gertrudis geweihte Capellchen mit dem

anliegenden damals sogenannten Convent oder Wohnung eingeräumet, bis denenselben nach Verlauf etlicher Jahre ein anderer Platz zur neuen Kirche sowohl als etwa weitläuftigern Wohnung zugedacht worden. Dieser verehrungswürdige Orden hatte durch ganz Welschland und in denen benachbarten Ländern wegen seines Apostolischen Eifers und der ihm ursprünglich eingepflanzten Demuth die Gemüther derer recht Katholisch-Gesinnten dergestalten eingenommen, daß man aller Orten wettweise denselben eingepflanzet wissen wollte.

„Johann Schweikard von Cronberg, Churfürst zu Mainz, hatte bereits im J. 1610 von Papst Paul V einige Männer von diesem Orden für sein Erzstift ausbegehrt, die allda den Samen der wahren Religion wieder ausbreiten und den Weingarten des Herrn, so durch allerhand eingeschlichene Ketzereien verwüstet worden, wieder in recht blühenden Stand mit Beihülfe anderer Seeleneiferer bringen möchten; es hatte auch auf Befehl gemeldten Papstes der damalige General des Capuziner-Ordens den wegen seiner Gelehrtheit berühmten P. Franziscum Hibernum, so vormals zu Löwen die Gottesgelehrtheit docirt hatte, zu diesem Ende aus denen Niederlanden nach Mainz abberufen, der aber bei seiner Durchreise zu Cöln durch den dasigen päpstlichen Nuntium Antonium Albergati überredet worden, in besagter Stadt die erste Pflanzschule besagten Capuziner-Ordens anzulegen, aus welcher dann im J. 1618 die ehrwürdigen Väter Marcus Iprensis, des Cölnischen Klosters Guardian, und Ferdinandus, von Bonn gebürtig und ein besonders berühmter Prediger, vom Churfürsten Ferdinando in hiesige Stadt eingenommen und verschiedene Jahre verpfleget worden. Im J. 1622 zogen diese Geistliche in die Behausung des Churf. Hofraths Bequerer in der Wenstergasse, sonst Winstergasse, von der am Ende der Stadt gelegenen Finsterpforte genannt, allwo gedachter Bequerer selbigen schier die ganze Wohnung zu ihrer Beherbergung und Aufenthalt eingeräumet. Das darauf folgende Jahr kaufte Churfürst Ferdinand unterm 2. Febr. von obgemeldtem Bequerer und seinen Miterben das ihnen zuständigē Wachtendorfer Erbe bei der Wassermühle gelegen und bauete allda zwei Flügel zum Kloster, die Kirche und das

sogenannte Pesthaus im Garten, den er auch mit Mauern umgeben lassen. Die Kirche ward erst im J. 1626 fertig und in Beiseyn Churfürsten Ferdinandi und seiner zahlreichen Hofstatt von dem Cölnischen Weihbischof Otto Gereon im Oct. feierlichst eingeweihet und besagte Geistliche andern Tages mit besonderer Pracht in das neu erbaute Kloster eingeführt.

„Die von den Holländern auf dem Graupenwerth oberhalb Bonn bei Rheindorf erbaute Schanze Pfaffenmütz wurde den Erzstiftischen Landen zumal lästig, nachdem die in 3000 Mann bestehende Besatzung unter dem Brandenburgischen Capitain von Hatzfeld sich unterstunde, denen vorbeifahrenden Schiffleuten allerhand ungewöhnliche Licenten und Convoy-Gelder aufzulegen und von ihnen solche mit Gewalt zu erpressen, welches aber auf eingekommene Vorstellung des Churfürsten Ferdinand sowohl als anderer benachbarten Fürsten von den Generalstaaten vermittels einer unterm 16. Oct. 1620 ausgestellten Erklärung öffentlich mißbilliget und unter namhafter Ahndung dem Commendanten untersaget und verboten worden. Als nun demnächst im J. 1622 die Generalstaaten, ohnerachtet des zwischen der katholischen Liga und der protestantischen Union von denen hierzu bevollmächtigten Marquis Spinola, Marggrafen Johann Ernest von Brandenburg und Johann Friedrich Herzogen zu Würtemberg eingegangenen beiderseitigen Waffenstillstandes, sich zu allerhand Kriegsrüstungen fertig machten, übertrug gedachter Spinola dem Grafen Gonzalo de Córdova das Commando über sämtliche spanische Völker in der obern Pfalz und suchte sich für seine Person von dem Unterrhein Meister zu machen; dem Grafen Heinrich von Berg (so die Bestung und Stadt Jülich kurz vorher eingenommen) übertrug er vorgemeldte Schanze Pfaffenmütz den Holländern abzujagen. Dieser Graf Heinrich ließ also jenseit Rheins eine andere Schanz zur linken Seite des Siegflusses aufwerfen, so er die Schnausen-Katz benamsete, auf welcher zwei Stück groben Geschützes gepflanzet worden, dann noch eine zur rechten Seite des Siegflusses, so er die Guck-in-die-Mütz nannte, die er auch mit vier Stück groben Geschützes versahe. Von diesen beiden Schanzen ließ er auf die holländische sogenannte Pfaffenmütz mit vollem Ernst losbrennen,

inzwischen von dieser Seite durch die Spanisch-Cölnische und Bayrische Truppen derselben zugleich stark zugesetzet wurde; die Belagerte wehrten sich zwar mit außerordentlichem Muth, aber der Commendant, Capitain von Hatzfeld, dessen Quartier völlig durchlöchert worden, und der also seine Lagerstatt auch in den Kasematten aufzuschlagen sich genöthiget gefunden, konnte sich auf die Dauer nicht länger halten, besonders da kein Succurs für ihn zu hoffen, denen Belägerern aber eine frische Verstärkung von 600 Mann zu Roß und 400 zu Fuß nebst annoch 4 Stück groben Geschützes zugekommen. Er ging also zu Anfang des J. 1623 mit Heinrich Graf von Berg eine Capitulation ein, vermöge welcher ihm gestattet wurde, unterm 23. Jänner seine über zwei Drittel eingeschmolzene Besatzung aus gedachter Vestung hinaus- und zu Schiff den Rhein herunter zu führen. Gedachte Vestung wurde hierauf gleich von Spanisch- und Neuburgischen Truppen besetzet, wieder in wehrhaften Stand gebracht und von der Zeit an die Isabellen-Schanze genannt, welchen Namen man selbiger der Erzherzogin Isabella, Gouvernantin der spanischen Niederlande, zu Ehren zugelegt; sonst wird auch diese Schanz von Andern die St. Stephans-Schanz genannt, dieweiche aber bei dem im J. 1624 gegen Weihnachten erfolgten starken Eisgang und großen Eisgang und großen Gewässer guten Theils eingerissen und weggetrieben worden.

„In Betracht der sich ergebenden Schwedengefahr hatte hierauf Churfürst Ferdinand einen Landtag auf Cöln beschrieben und denen allda versammelten Landständen die dem Erzstift drohende Noth auf das Kräftigste vorgestellet und von selbigen die Anweisung auf eine Summe von 200,000 Rthlr. herausgebracht, welche zu Verstärkung derer Erzstiftischen Truppen und sonstiger wehrhaften Bedürfnisse auf das geschwindeste verwendet werden sollte. Die hierauf verstärkte als auch neu angeworbene Regimenter wurden demnächst in hiesige Gegend versammelt, um allenfalls wenigstens die hiesige Residenzstadt vor allem feindlichen Einfall zu schützen. Der Graf Pappenheim, so die Armee der katholischen Liga commandirte, schickte auch 6 Regimenter, das Cölnische Erzstift zu bedecken. Die Stadt Cöln selbst, welche

an König Gustav einige Deputirte zu Erhaltung einer Neutralität abgesendet, wegen verschiedener harten Punkte aber Betreffs der evangelischen Bürgerschaft, so man ihr vorschreiben wollte, wohl vorsahe, daß sie sich nicht viel Gutes versprechen dörfte, unterließ auch nicht, sich in wehrhaften Stand zu setzen, und trug das Aeußerste bei, um den von Churfürst Ferdinand in der Freiheit Deuz angelegten Vestungsbau in möglichster Eil vollführen zu helfen. Von der spanischen Armee waren auch verschiedene Völker in das Erzstift zum Succurs eingerücket, und glaubte man also, daß man vor allem schwedischen Ueberfall nunmehro gesichert wäre, um so mehr, da König Gustav von seiner Armee in Bayern sich entfernet und mit einem Theil seiner auserlesenen Truppen sich nach Sachsen begeben, um denen Progressen des mit dem Kaiser wieder versöhnten und mit dem Ober-Commando über sämtliche Kaiserl. und Ligistische Armee aufs Neue stolzirenden General Wallenstein Einhalt zu machen.

„Allein man sahe den schwedischen General Baudissin Anfangs Oct. in unsern Gegenden mit einem beträchtlichen Corps schwedischer und englischer Völker durch den Westerwald sich annähern, und nachdem er Linz, Apollinarisberg, Remagen, Oberwinter, die Insel Rolandswerth mit dem Kloster, Andernach und die umliegende Ortschaften, jedoch nicht ohne Widerstand derer Cölnischen Truppen, bemeistert und ausgeplündert, sich aber wegen einberichteter guten Verfassung hiesiger Residenzstadt an dieselbe sich zu wagen nicht getrauete, ging er zwarn hiesiger Gegend vorüber, unterließ aber inzwischen nicht, unsere Nachbarschaft jenseits Rheins auf das Schärfeste herzunehmen; beide freiadliche Frauen-Stifter Vilich und Rheindorf mußten weidlich herhalten, welche man, samt denen anliegenden Ortschaften bis zur Stadt Siegburg zu einschließlich, in Rauch und Flammen von hiesigen Stadtmauern aufgehen sahe. Baudissin begab sich demnächst weiter in die Gegend der Stadt Cöln, in Hoffnung, sich derselben Meister zu machen; zu dem Ende überrumpelte er die oben gedachte neu angelegte Vestungswerker zu Deuz, allwo ungefähr 1000 Mann in Besatzung lagen; diese retirirten sich in dasige Pfarrkirche und thaten von dort aus des Baudissin

Volk nicht wenig Widerstand. Er retirirte sich also nach einigen Tagen gegen Mülheim hinab, und gelung es der Besatzung von Deuz bei diesem Abzuge einige Engländer und Schotten, so sich verspätet und dem Plündern nachgangen, zu überraschen, niederzumachen und einige gefangen zu nehmen; von diesen letztern ware einer so verwegen, daß er in voller Verzweiflung zu dem in dortiger Pfarrkirche aufbewahrten Pulvermagazin mit Glimpf und Vortheil Feuer gebracht und die Kirch mit allen in derselben und umher anwesenden Volke in die Luft gesprenget, dadurch dann über 300 Personen jämmerlich umkommen und verdorben worden.

„Bei solchen Umständen suchte Churfürst Ferdinand sich auf alle mögliche Art in wehrhaften Stand zu setzen und bei der Gouvernantin in Brüssel, Infantin Isabella, einige Truppen zu negotiiren, deren ein Theil unterm spanischen Obristen Grafen von Isenburg am obern Rhein eine Diversion zu machen befehliget worden, da inzwischen der Obriste von Westphalen im Monat Jänner des Jahrs 1633 mit 6 Compagnien Reuterei und einigen hundert Fußvolks dazu gestoßen; gedachter von Westphalen ließ annoch einige neue Werke um den Friedhof anlegen und solche mit eisernen Stücken und aller Nothdurft aus der Stadt Cöln versehen, die metallene Stücke aber alle in die Stadt Cöln einführen. Diese Veranstaltung wollte aber denen Generalstaaten nicht gefallen, und suchten diese die Stadt Cöln durch einen Verwarnungsbrief dahin zu überreden, vorgemeldte Compagnie nicht allein, sondern auch ihre übrige Truppen, in 600 Mann bestehend, von der Churcölnischen Armee abzuberufen. Die Bürgerschaft in der Stadt Cöln drunge hierauf mit Gewalt, daß der Rath es dorthin bringen möchte, daß die Bestung Deuz demoliret und geschleifet werden möchte, und wie nun der Rath hierauf geantwortet, daß solche Bestung nicht von ihm, sondern vom Churfürsten und dem Erzstift Cöln abhing, so erdreistete sich ein Theil gemeldter Bürgerschaft unterm 26. Mai 1633 im dasigen hohen Thum vor dem Capitel-Hause zusammenzurotten, auch den Thum-Dechanten Franz Fürst von Lothringen und verschiedene andere Capitularen mit Gewalt

aus ihren Häusern und zu dem Capitel-Hause zu ziehen, um selbige zu Demolirung gedachter Vestung Deuz zu zwingen. Es wurde aber durch die eilends zusammengebrachte Stadt-Cölnische Soldaten diese Rotte gesprenget, einige Rädelsführer ertappet und unterm 8. Jun. vom Magistrat auf allen Gaffeln ein scharfer Befehl angeschlagen, von dergleichen unerlaubten Thätlichkeiten abzustehen.

„Die Stadt und Vestung Siegburg jenseits Rheins, im Bergischen gelegen, ware schon seit drei Jahren von den Schwedischen besetzet, und wiewohlen auf Anstehen des dasigen Abten von der Chur-Cölnischen und alliirten Armee verschiedenemalen ein Versuch auf diesen Ort gemachet worden, so ware es doch immer mit Verlust und fruchtlos abgeloffen; Herzog Wolfgang Wilhelm von Neuburg nahm sich daher vor, diese Stadt sowohl als auch die benachbarte Oerter Blankenberg, Windeck ꝛc. denen Schweden abzutreiben, rückte also gegen den 12. Oct. mit etlichen tausend Mann und drei Stücken vor gedachtes Siegburg. Der dasige Commendant, Abraham Lopson, wollte zwarn bei Anrückung der Neuburgischen Armee die Stadt gegen Erlegung 10,000 Rthlr. für seine Garnison und die Abfolgung derer dieses Jahr für die dasige Abtei eingegangenen Früchte und Wein einräumen; allein Wolfgang Wilhelm ließ der Stadt also stark zusetzen, daß Lopson seiner Forderung guten Theiles vergaß, und ward am 20. Oct. zwischen dem Jülich-Bergischen Statthalter Johann Barthold Freiherrn von Wonsheim und dem schwedischen Commendanten, Obristen von Lopson, unter beiderseits beliebten Bedingnissen, letztern der freie Abzug accordiret, der auch den 27. Oct. unter erforderlicher Escorte nach Wesel vor sich gangen.

„Zu Ende Dec. 1636 ware in hiesiger Stadt ein nicht geringer Auflauf, da der dahier angekommene spanische Obriste Marquis de Grana alle Beamte derer benachbarten Jülichischen, Bergischen und Clevischen Länder hierhin citiren lassen, um zu Unterhaltung der Kaiserl. Armee und derer alliirten spanischen Völker eine ansehnliche Summe Geldes beizutragen; er soll von dem Herzogthum Berg monatlich 95,000 Rthlr., der Kaiserliche General-Feldmarschall Graf Piccolomini von Jülich nicht weniger

gefodert und erpresset haben. Ob nun schon de Grana wegen seiner despotischen Haushaltung von Kaiserl. Maj. einen recht geschärften Befehl bekommen, mit dem Zusatz, die im Bergischen eigenmächtig genommene Winterquartiere alsogleich zu räumen, so störte er sich hieran wenig; die Streifereien auf dem platten Lande wurden inzwischen von Tag zu Tag stärker und die Landstraßen durchaus unsicher, wie dann dem westphälischen General von Bönninghausen selbsten widerfahren, daß, da er von Cöln hiehin nach Bonn zu dem Marquis de Grana in Begleitung von 40 Reutern kommen wollte, von einer holländischen Partei zu Roß und Fuß ohnweit Godorf beinahe aufgehoben worden wäre, wann er sich nicht eilends mit Hinterlassung des Wagens, Pferde und Bagage nach Wesseling geflüchtet hätte, allwo ihn ein Bauer dermaßen heimlich verstecket, daß ohnerachtet alles Durchsuchens er unerfindlich gewesen.

„Das Jahr 1642 ist für das Erzstift Cöln desto merkwürdiger, da, nachdem am 17. Jänner auf der Hülster Heide der französische General Johann Baptist de Budes Graf von Guebriant mit den unter sich habenden Sachsen-Weimarischen Truppen den Kaiserlichen General von Lamboy und den Bayrischen General Franz von Mercy totaliter aufs Haupt geschlagen und beide Generäls hiebei gefangen genommen hatte, die Hessische Truppen aus Westphalen mit besagten Weimarischen sich vereinigten und sich aller Oerter im Nieder-Erzstift bemeisterten, und zwar mit solcher Geschwindigkeit und Glück, daß man auch für unsre hiesige Gegend nicht wenig in Aengsten zu gerathen anfinge; der Kaiserl. General Graf von Hatzfeld eilte sich deswegen Bonn nicht allein mit weitern Vestungswerkern zu versehen, sondern alle Völker zusammenzuziehen, und weilen er mit einigen Bayerischen Regimentern unterm General Wahl verstärket worden, auch der General Behlen mit 2000 Mann Infanterie und 1500 Reutern aus Westphalen zugestoßen, daß also die Churcölnische Armee nach der von Churfürst Ferdinando selbsten vorgenommenen Musterung auf 20,000 Mann sich belief, so getraute sich der Feind nicht, so doch an der Zahl weit überlegen, weiter für diesmal heraufzubringen, besonders da der vorhin bei der Schlacht zu Rhein-

selben von dem Herzog von Sachsen-Weimar gefangen genommene General Johann von Werth gegen den schwedischen General Gustav Horn ausgewechselt, in hiesigen Gegenden eingelanget und das Ober-Commando über sämtliche Churcölnische und Bayrische Truppen übernommen und dem Feind bis Grevenbroich ganz beherzt entgegengangen. Der Feind verließ hierauf flugs das genannte Grevenbroich und zog sich weiter hinunter in das vom Prinzen von Oranien verlassene Lager bei Borberg oder Bürich, so mit vielen Außenwerkern versehen wäre. Johann von Werth ließ in der Geschwinde Grevenbroich befestigen und setzte allda den Obristen Sparr zum Commendanten, der dann auch gleich hierauf den mit einer reichen Beute aus der Gegend von Jülich zurückkommenden Obrist-Lieutenant Latomum mit seiner Besatzung überfallen und bis Erkelenz verfolget; er Latomus büßte hiebei mit vielen Officieren und etlichen hundert Gemeinen das Leben ein, und wurden überdas 227 Gefangene und 200 Pferde Beute gemacht. Mehrbemeldter General von Werth aber setzte dem sich zurückziehenden Feind auf dem Fuße mit 2000 Pferden nach, und da er das Arriere-Corps eben unterhalb Uerdingen im Fouragiren antrafe, machte er über 900 Mann nieder und erbeutete 2000 Pferde; da er aber andern Tags besagtes Corps nochmalen angriffe, wurde er von selbigem übel empfangen und hatte Noth, sich mit Verlust von beinahe 100 Mann durchzuschlagen und zurückzuziehen. Der General Hatzfeld hatte auch inzwischen Odenkirchen, Mylendonk, Hülchrath und andere umliegende Oerter dem Feind abgejaget, der Obriste Kirmreiter aber unweit Kaiserswerth 400 feindliche Soldaten niedergemacht und benebst dem Obristen du Badel 40 Gemeine gefangen genommen und 50 Pferde sowohl als den sechsspännigen Wagen des Obristen erbeutet.

„Aller derer vor und nach sich ergebenden vortheilhaften Vorfälle ohnerachtet ward unser Churfürst Ferdinand wegen seines geliebten Erzstifts nicht wenig unruhig; er stellte solches seinem Bruder dem Churfürsten Maximilian in Bayern vor und brachte es dorthin, daß man zu Mainz einen Churtag halten sollte, um mit dasigem Churfürsten Anselmo Casimiro unter ihnen dreien

(weilen der Churfürst von Trier Philipp Christoph nach Wien gefänglich gebracht worden) eine Unterredung anzustellen, um zu sehen, wie man die gemeinsame Gefahr, so den ganzen Rheinstrom bedrohete, aufs Beste abwenden möchte. Die erste Unterredung geschahe also allda den 8. April, und dauerte die Versammlung bis schier zu Ende Mai; da aber alldorten verschiedene neue Fragen entstanden, deren Erörterung von ihnen drei katholischen Churfürsten nicht, sondern vielmehr von dem Kaiser und dem gesamten Reich abhinge, so wurde beliebet, daß auf den folgenden Sept. ein anderer Churtag oder vielmehr ein Reichstag nach Frankfurt zusammen berufen wurde, der aber doch bis in den Jänner des folgenden Jahrs 1643 durch allerhand Vorfälle hinausverschoben worden. Den Paderbornischen Dechanten von Reck aber schickte man inzwischen nach Rom, um den Papst zu ersuchen, die Mediation eines particulairen Friedens wenigstens mit Frankreich auf sich zu nehmen.

„Inzwischen ware also das untere Erzstift von den Französischen, Weimarischen und Hessischen Völker beinahe geräumet, mit Ausnahme der Städte Neuß, Kempen und Linn, die sie überaus stark befestiget und annoch besetzt hielten, zu deren Bezwingung Johann von Werth den General Saladezzi mit 6 Regimentern Bayrischer Völker zurückgelassen, während die übrige Armee denen Feinden nach Frankenland und Sachsen nachfolgte. Ferdinand, der das Beste seines geliebtesten Erzstiftes wollte, doch seine Kräfte allgemach abnehmend fühlend, brachte es gegen den Sept. dieses 1642. Jahrs bei dem Cölnischen Thum-Capitel dahin, daß es seinen Vetter Maximilian Heinrich, Herzogs Alberti in Bayern Sohn, zu seinem Coadjutoren einhellig erwählte, der auch gleich hierauf von Papst Urban VIII den 13. Dec. confirmiret und den 21. Jänner folgenden 1643. Jahrs als künftiger Churfolger denen versammelten Landständen dahier vorgestellet ward. Die hiebevor gemeldete zu Neuß und in dasiger Gegend zurückgebliebene Hessische wagten von Zeit zu Zeit verschiedene Ausfälle auf das platte Land und erzwungen aller Orten starke Contributionen. Den 16. Mai 1643 unterstund sich gar ein starkes Corps bis auf das Schloß Brühl vorzudringen, Vorhabens, den allda sich eben auf-

haltenden Churfürsten Ferdinand mit seinem Coadjutoren in der Nacht aufzuheben; allein die in 300 Mann bestehende Churf. Besatzung wehrte sich so desperat, daß die Hessen nicht nur unverrichteter Sachen sich zurückzuziehen gemüßiget wurden, sondern auch zur Bedeckung ihrer eiligen Retirade alle umliegende Dorfschaften in Feuer anzustecken.

„Im J. 1645, da der Kaiserl. General von Geleen die Besatzung aller Orten in hiesigem Erzstifte ziemlich entblößet, wagten sich einige Parteien, ad 1300 Mann stark, bis in hiesige Gegend; man sahe den 27. Jul. die mehrste Dorfschaften ringsumher in heller Flamme stehen. Das Städtlein Meckenheim aber wurde petardirt, ausgeplündert und eine allda einquartierte halbe Compagnie nebst 54 Pferden aufgehoben. Solches Plündern, Rauben und Sengen dauerte noch bis in das J. 1647, und jagten sich der Hessische General Rabenhaupt und der Churcölnische Generalmajor Sparr um die Wette und mit abwechselndem Glück nach, und ward letzterer von dem General Melander von Zeit zu Zeit verstärket. Das Elend wurde aller Orten von Tag zu Tag größer, und fürchtete man gar, daß wegen aus dem Paderbornischen zu dem Rhein anrückender schwedischer Haupt-Armada das Kriegs-Theatrum sich gar in das Erzstift und hiesige Gegend ziehen würde; im Monat Mai 1646 wurden dahero hier zu Bonn verschiedene neue Schanzen angelegt, auch jenseits Rheins ein großes Werk ausgestochen, worin auf allen Nothfall eine ganze Armada logiren konnte. Der General-Feldzeugmeister von Behlen führte einige Regimenter aus Westphalen hierhin, und der General Melander zoge aus allen Garnisonen hin und wieder so viel Volk, als nur zu bekommen ware.

„Im J. 1647 schöpfte man zwar Hoffnung, daß in Kraft des zu Ende März zu Ulm zwischen Frankreich, Schweden und Hessen, dann dem Churfürsten Maximilian in Bayern mit Einschließung Churfürsten Ferdinandi zu Cöln und seines Coadjutoren Maximiliani Henrici errichteten Waffenstillstandes man endlich in hiesigem Erzstifte der Hessischen Gäste ohn werden sollte, zu dem Ende dann auch alle Kaiserl. Hülfsvölker aus hiesigen

Churlanden beurlaubet worden. Es wollte aber diese einseitige Convention derer Churfürsten von Cöln und Bayern dem Kaiserl. Hofe gar nicht gefallen, und da der hiesige Churfürst Ferdinand demnächst ersehen, wie wenig von Seiten Hessen die bei mehrbesagtem Armisticio beliebte Bedingnisse gehalten wurden, um so mehr, da, ohne der von dem Raabenhaupt fortgesetzten Feindseligkeiten in hiesigen Landen zu gedenken, der Hessische commandirende General-en-Chef Königsmark sich verschiedener Orten in denen ihme Ferdinand zugehörigen Hochstiftern Paderborn und Münster bemächtiget, so stiege ihm auf einmal die Gall und kündigte also d. d. Bonn 5. Aug. besagten Waffenstillstand denen Schweden und Hessen auf. Es wollen einige Scribenten dafür halten, es wäre Ferdinand von dem Päpstlichen Nuntio auf dem Friedenscongreß zu Münster, Fabius Chigi, und seinem eigenen Vetter und Obrist-Hofmeister Franz Wilhelm von Wartenberg auf das Stärkste hierzu angetrieben worden: dem mag nun seyn, wie es wolle, so zoge Ferdinand den Kaiserl. General von Lamboy wieder in hiesige Gegend, der sich dann mit denen aus Westphalen anrückenden Truppen, ad 7000 Mann stark, zwischen Bonn und Cöln lagerte und von da zu Zeiten auf die Hessen losginge; hierauf war der Hessische General Geißo Anfangs Augusti bis auf Brühl und hiesige Bonner Gegend vorgedrungen, und nachdem er aus dem obern Erzstift sehr starke Contributionen eingetrieben, zoge er sich über Hülchrath nach Neuß, ginge von dorten im Monat Sept. auf Paderborn in aller Eil los.

„Ferdinand genoß nicht lang die so eifrig und theuer gesuchte Früchte des Friedens und starb zu Arnsberg den 13. Sept. 1650 im 73. Jahre seines Alters. Wir wollen daher allen jenen Lobsprüchen vorübergehen, so derzeit Scribenten diesem theuren Fürsten bei Lebzeiten zugelegt und auf seine Grabstatt im hohen Thum zu Cöln um die Wette angeheftet. Gelenius und Strunck zählen dieselben nach der Länge her; Streversdorf in seiner gebundenen lateinischen Beschreibung des Erzstifts Cöln faßt alle in diese wenigen Verse ein:

Germanus totus, sincerus totus et idem
Caesareus totus, totus pro Numine, multas

Hinc ille ex proprio Legiones aere coegit
Pro Patria, atque Deo, summo pro Caesare, avita
Proque fide: sacras aedes construxit in altum,
Templaque marmoreis apte solidata columnis,
Et summa fuit huic Patriae defensio curae
Juxta Lemma: Salus Populi Lex est suprema.

D. i. Ferdinand war ganz deutsch und aufrichtig gesinnt, für Gott, den alten Glauben, für den Kaiser, das Reich und das Vaterland geneigt hat er auf seine Kösten viele tausend Mann geworben und unterhalten, viele Kirchen hat er aufgebauet und viele herrlich ausgezieret, sein Wahlspruch ware nicht unrecht: das Heil meines Volkes soll mein höchstes Gesetz seyn.

„Was die Stiftung und Erbauung der Kirchen angehet, wollen wir dahier in Kürze jene aufzählen, welche Ferdinand während seiner Regierung in hiesiger Stadt und Gegend ein- und aufgeführt. Im J. 1624 den 14. März führte auf gnädigste Einwilligung des Churfürsten der ehrwürdige P. Winandus Sparr einige Geistliche des St. Franzisci-Ordens von der strengern Observanz aus dem im J. 1491 von dem Churfürsten Hermann ab Hassia zu Brühl gestifteten Kloster in hiesige Stadt und überkame das Capellchen zu St. Gertrud genannt zu ihrem Gottesdienst, das daran stoßende Convent aber zu ihrer Wohnung, allwo sie sich auch in die zwanzig Jahr aufgehalten. Gegen das J. 1640 erbauten diese Geistliche ein neues und bequemeres Kloster in der Gegend der alten Salentinischen Residenz und der Stockheimer Pforte; Ferdinand aber erbaute ihnen die große Kirche, welche im J. 1641 fertig, im J. 1644 aber erst zum öffentlichen Gottesdienste consecriret worden. Diese Kirche diente demnächst zur Churf. Hofcapelle bis in das J. 1689, wo dieselbe bei der grausamen Belagerung völlig in die Asche gelegt worden. Vor wenig Jahren stunden annoch einige Ueberbleibsel jenes Schwibbogen, welcher zum Uebergang aus der Residenz in bemeldte Kirche gedienet, und kann der Liebhaber des Alterthums die Spuren des ehemaligen Oratorii an dem Ueberbleibsel eines kleinen Kamins sehen, der an der äußern Mauer des jetzigen Chors rechter Hand noch heutigen Tags bemerkt werden mag."

„Um die in diese Zeit einfallende Einführung derer ehrwürdigen PP. Serviten auf dem hinter dem Dorfe Poppelsdorf gelegenen sogenannten Kreuzberg nicht zu vergessen, müssen wir den Ursprung hiervon und die Bewegursachen des durchl. und gottseligen Stifters, jedoch in möglichster Kürze, hiebei anführen. Schon von undenklichen Jahren her war oberhalb gedachten Berges in dem Gehölz von einigen andächtigen Bönnischen Bürgern und Einwohnern zu Ehren des h. Kreuzes eine kleine Capelle gebauet gewesen, die aber durch Länge der Zeit, durch Abgang der Unterhaltungsmittel und noch mehr durch den leidigen Krieg und erfolgte Verwüstung bei Truchseß Zeiten völlig in Unstand gerathen, also daß im J. 1618 die Halbscheid des Gebäudes schon völlig zu Boden lage und der Ueberrest keine hundert Menschen ohne Gefahr fassen konnte. Churfürst Ferdinand nahm sich um diese Zeit vor, gedachte Capelle auf seine Kosten wiederherstellen zu lassen; die bei Gelegenheit der berühmten evangelischen Union in hiesiger Gegend entstandenen Unruhen aber hatten dieses gottselige Werk noch einige Jahre aufgehalten. Im J. 1627 also, nachdem durch den zwischen der katholischen Liga und evangelischen Union errichteten Waffenstillstand die Ruhe in hiesigem Erzstift in etwa hergestellet worden, gedachte Ferdinand seinen heiligen Vorsatz endlich zu erfüllen und gab Befehl, sothanes altes Bethaus wiederum in Stand zu setzen; doch änderte er hierauf den Gedanken und entschloß sich, eine neue Kirche auf einem etwas gelegenern und nähern Orte aufzurichten. Die Meinungen wegen des Platzes waren getheilet, und da endlich Ferdinand auf einen Tag mit seiner Hofstatt, die annehmliche Lage des obern Berges zu betrachten und den eigentlichen Platz zum Kirchenbau auszusuchen, hinauf geritten ware, siehe da, auf einmal stehet das Pferd Ferdinandi ganz stille und ware von dem Platz nicht wegzubringen; obwohlen man selbem auch alle Gewalt angethan, kehret es immer wieder auf denselben Platz zurück und schlaget mit seiner Hufe eine Grube von etlichen Spannen breit und tief. Ferdinand befahl hierauf, am nämlichen Ort die Fundamente ungesäumt zu graben, die dann in ziemlicher Eile also weit gekommen, daß den 3. Mai selbigen J. 1627

der erste Stein zu dem Kirchenbau in Form eines Kreuzes gelegt werden konnte.

„Nachdem nun der Bau im Aprilmonat des J. 1628 benebens denen zu beiden Seiten zugesetzten Oratorio und Sacristei vollendet, auch bereits die drei Altäre fertig geworden, so ward den 3. Mai die Kirche von dem Cölnischen Weihbischofen Ottone Gereone in Gegenwart Ferdinandi, seiner Hofstatt und einer unzähligen Menge Volkes feierlichst eingeweihet. Die Andacht in diesem neuen Gotteshause finge hierauf an von Tag zu Tag stärker anzuwachsen, also daß der zu Bedienung der Kirche angesetzte Priester allein in die Länge nicht aushalten konnte. Verschiedene Orden bestrebten sich zwarn hierauf, daß ihnen diese Kirche übergeben werden möchte; endlich entschloß sich Ferdinand auf Anstehen seines Hofcaplanen und Capellmeistern Fortunati Zanchi, Serviten-Ordens, und durch Zureden seines damaligen Obristhofmeistern und Herrn Vettern, Franzisci Wilhelmi von Wartenberg, Bischofen zu Osnabrück, selbige dem Orden derer geistlichen Serviten, oder Diener Mariä genannt, zu übergeben, zu dem Ende dann dem damaligen Ordens-Vicario Generali, P. Archangelo Beniverio, von seiner gnädigsten Willensmeinung zugeschrieben und im J. 1636 die ihm währendem seinem Aufenthalt auf dem Reichstag zugeschickten zwei Patres, Amadäum und Cölestinum, mit einem Laienbruder, von dorten mit nach Bonn gebracht und im J. 1637 den 25. März in sothane Kirch und Anbau eingesetzet."

Maximilian Heinrich von Bayern wurde zum Coadjutor erwählt 1642. „Nach seiner Wahl zu Cöln schenkte das Churhaus Bayern dem Erzstift die alte Schuldforderung wegen des bei dem Truchsessischen Kriege gethanen Vorschusses von 1,600,000 Gulden, und wurden unterm 20. April 1643 die Hauptschuldbriefe desfalls cassiret und denen Erzstiftischen Landständen zugestellet. Nachdem nun Maximilian seinen Herrn Oheimen mit besonderer Pracht im hohen Thum zu Cöln in der eigens neu verfertigten Gruft vor dem sogenannten heil. Drei-Königen-Chörchen zur Erden bestätigen lassen, ließ er sich hierauf den 20. Oct. von dem Cölnischen Thum-Capitel und denen Erzstiftischen Landständen

huldigen, den 24. Sept. des darauf folgenden J. 1651 von dem damaligen Päpstlichen Nuntio Fabio Chigi (nachherigen Papsten unter dem Namen Alexandri VII) zum Priester weihen und hielt seine erste h. Meß den 29. Sept. selbigen Jahrs in hiesiger Pfarrkirche St. Remigii; die Bischöfliche Salbung aber nahm er den 8. Oct. Und weilen dergleichen Begebenheiten von Menschen-Gedenken und vielleicht auch niemalen vorher in hiesiger Stadt vorgangen, so wurden beide mit besonderer Pracht vorgenommen, und waren alle mitrirte Aebte des Cölnisch-Rheinischen Erzstiftes hiebei zugegen. Er verreisete hierauf gleich nach Lüttich, allwo er am Allerheiligen-Feste in dasiger hohen Thumkirche das Amt der heil. Messe pontificaliter abgesungen, wobei alle Prälaten mit brennenden Lichtern beigewohnet. Maximilian kam demnächst wieder nach Bonn zurück, und nachdem er kurz zuvor das Erzbischöfliche Pallium von Rom erhalten, so ließ er selbiges sich durch Paulum Stravium, Bischofen von Joppe und des Erzstiftes Cöln Weihbischofen, anlegen und hielt hierauf Anfangs folgenden Jahrs 1652 am Feste derer h. Drei Könige in der hohen Thumkirche zu Cöln das hohe Amt als Erzbischof, bei welchem ihm nicht allein alle anwesende Thum-Prälaten, sondern auch sechs Aebte hiesigen Erzstiftes assistirten. Der Pfalzgraf Philipp Wilhelm von Neuburg und dessen verwittwete Frau Mutter, eine geborne Fürstenberg, wohnten dieser Feierlichkeit nebst allen Erzstiftischen Grafen und Edelleuten persönlich bei, die dadurch noch mehr verherrlicht wurde, da der Landgraf Ernest von Hessen-Darmstadt mit seiner Gemahlin Eleonora ihr öffentliches Bekenntniß zum katholischen Glauben vor dem neuen Erzbischofen auf den Knien ablegten.

„Im J. 1651 hatte Maximilian mit dem aus Frankreich vom Hofe verwiesenen berühmten Cardinalen Mazarin eine enge Bekannt- und Freundschaft zu Lüttich und Cöln sowohl als dem Lustschlosse Brühl angebunden, die aber ihm sowohl als dem werthen Erzstift Cöln demnächst sehr nachtheilig ausgeschlagen. Im J. 1653 verfügte er sich von hier mit einem ansehnlichen Gefolge auf den Reichstag nach Augsburg, allwo er den 21. Mai Ferdinandum, des Kaisers Ferdinand III Sohn, zum Römischen

König wählen half. Wegen dessen auf den 16. Jun. zu Regensburg festgesetzten Krönung aber entstand zwischen ihm Maximilian Henrico und dem Churfürsten von Mainz Johann Philipp von Schönborn ein nicht geringer Streit, wodurch er des zeitlichen Erzbischofen zu Cöln vermöge der goldenen Bulle zustehendes Recht der Kaiserl. Krönung behauptete, welches Recht mehr dann 500 Jahre kein Erzbischof von Cöln und Churfürst üben können, weilen bei solchen Vorfällen die damalige Churfürsten, von Friderico IV von Wied an zu rechnen bis dahin mit den Priesterlich- und Bischöflichen Weihungen nicht versehen gewesen. Unterm 8. Jun. ließ er daher eine feierliche Protestation dem Kaiser einreichen, wogegen Chur-Mainz mit einer Reprotestation hervorrückte. Maximilian Heinrich verließ hierauf plötzlich den Wahlconvent, und es entstand durch diese Begebenheit zwischen beiden Churfürsten Mainz und Cöln ein nicht geringer Federkrieg, der gar zu einem öffentlichen blutigen Krieg hätte ausschlagen können, da man beiderseits das Recht mit Gewalt behaupten wollte, besonders nach Ferdinandi III Tod, so den 2. April 1651 erfolget, wodurch, weiln Ferdinandus IV, obbemeldter Römischer König, bereits unterm 9. Jul. 1654 an den Kinderblattern verstorben, ein Interregnum erfolget. Die Sache wurde inzwischen durch Vermittlung verschiedener Königl. und Churfürstl. Höfe noch vor der Wahl Kaisers Leopoldi beigeleget.

„Durch Vermittlung Ferdinandi Mariä Churfürsten in Bayern und unseres Maximiliani Henrici wurde das Gräfliche Haus von Fürstenberg-Heiligenberg unterm 12. Mai 1664 in den Fürstenstand erhoben, aus welchem Franz Egon Bischof zu Straßburg, Thumpropst zu Cöln, des Maximiliani erster Staatsminister, Hermann Egon aber Obristhofmeister zu München ware. Ersterer ließ gleich hierauf an seinem dahier in der Neugasse gelegenen und an das Haus zur Blume anstoßenden Hotel das Wappen mit dem Fürstenhute alsogleich aufrichten, so man noch heutigen Tages sehen kann. Im J. 1664 führte die Mademoiselle Duplessis mit noch zwei andern Geistlichen aus dem Kloster Nomeny in Lothringen die sogenannte Congregation de Nôtre-Dame in hiesige Stadt ein, und fingen selbe an, mit Beihülfe derer

beiden Novizen Anna Hedwig Buschmann und Teresa Billerbeck und deren Familie, dann durch Vorschub der Marquisin de Grana, auf dem eigens erkauften sogenannten Blankenheimer Erbe ohnweit der Cölnpforte das Kloster und die Kirche zu erbauen und offene Schule zu halten, welchen dann von der Zeit die Stadt Bonn die gute Unterweisung ihrer Jugend zu verdanken hat.

„Bereits im J. 1599 war bei dem Landtag (wobei der damalige Coadjutor Ferdinand Herzog von Bayern von seinem Herrn Oncle dem Churfürsten Ernesto als Principal-Commissarius gestellt gewesen) wegen der vorhabenden Peräquation sowohl als Description der sämtlichen Erzstiftischen Güter und Einkünfte Verschiedenes auf die Bahn gebracht, auch guten Theils von löblichen Landständen angenommen und verwilliget, laut des unterm 15. Sept. bemeldten 1599. Jahres zu Bonn gegebenen Landtagsabschiedes; allein alles ware bald durch diesen, bald durch jenen Einwurf eines oder des andern Standes ins Stocken gerathen oder doch so langsam betrieben worden, bis es endlich nach Verlauf von beinahe 70 Jahren zu einer etwaigen Zeitigung gediehen, die doch immerhin allerhand Schwierigkeiten zwischen dem Landesherren und den Ständen verursachet. Wenn Jemand mit mir Lust haben wollte, um allein den Anschlag des Werths derer damaligen Weingärten im Cataster nachzuschlagen, was für erstaunliche Ungleichheit auf heutige Zeiten würden ihm unter die Augen fallen! ehe er solches buchstäblich vorgefunden, wird ihm allzeit unglaublich vorkommen, daß der Morgen Weingarten zu Hönningen (wo doch das Wachsthum bei den Weinkennern unter die erste Classe anheut gesetzt wird) zu 40 fl., zu Namedy und Fornich zu 50 fl., zu Oedenkoven zu 60 fl., zu Bornheim zu 70 fl., zu Alfter und Andernach zu 75 fl., zu Miesenheim, Ippendorf und Wesseling zu 80 fl., zu Plittersdorf, Cadorf, Dottendorf, Duidersdorf oder Duisdorf, Friesdorf, Godesberg, Hemmerich, Lengsdorf, Lessenich, Mesdorf, Muffendorf, Rüngsdorf und Waldorf zu 90 fl., zu Bonn unterhalb der Stadt, Erpel, Geislar, Kessenich, Linz, Urfel und Unkel zu 100 fl., zu Büschdorf und Endenich zu 120 fl., zu Graven-Rheindorf zu 140 fl., zu Schwarz-Rheindorf zu 150 fl., zu Mühldorf und Villich zu 160 fl., zu

Breidbach zu 160 fl., zu Bonn oberhalb der Stadt zu 200 fl., zu Ahrweiler aber von 150, 120, 100, 70, 60, 50, 40, 25 fl. der Morgen angeschlagen worden. Was ein grausamer Unterschied für heutige Zeiten! Der ganze Bonner Bann war damals geschätzet an Häusern zu 119,027 Rthlr., an Weingärten zu 42,039 Rthlr., an Gärten zu 3845 Rthlr., an Baumgärten zu 2175 Rthlr., an Wiesen und Brachland zu 3426 Rthlr., für 1293 Morgen Artland (jeden Morgen zu 200 Gulden) 172,400 Rthlr., ausschließlich jedoch aller geistlichen, gräflichen und adlichen Güter.

„Was wir sonst hiervon wegen der ehemaligen Schätzung derer Weingärten angezogen, möchte wohl denen abgesagten Feinden unserer rothen Weine Gelegenheit geben, das verschiedene edle Weinwachsthum unserer Landen noch geringschätziger zu machen, allein der nur etwa das Glück gehabt, von unsern gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts gebornen Voreltern belehrt worden zu seyn, wird hierüber sich gar nicht verwundern, indem kenntlich, daß 1) die mehreste Weingärten unseres Erzstiftes damals mit weißen Rebstöcken bepflanzet waren, 2) weil der rothe Wein, außer dem ächten Ahrbleichard und dem oberhalb der Stadt Bonn wachsenden sogenannten Bockbartsbleichard, zu der Zeit gar nicht geachtet und außer diesen alle rothe Weine nur für die Hausbedienten und Passanten gebrauchet worden. Unser heutiges mehr erleuchtetes Jahrhundert aber hat sich die kluge Anweisung des Churpfälzischen Leibmedici Herrn Doctor Brunner zu Nutzen zu machen bestrebet und die Weingärten mit rothen Rebstöcken zu bepflanzen angefangen, und zwarn mit unglaublich glücklichem Erfolge, und wann etwa zu heutigen Zeiten ein merkwürdiger Unterschied der Güte unserer rothen Weine (so doch aus eben einer Art Schnittlinge gezogen werden) vorgefunden wird, so muß solches der verschiedenen Güte des Grundes oder aber auch ungleichen Art des Weinbaues zugeschrieben werden. Jedoch genug hievon, und ist das edle Sprüchwort unserer Voreltern und alten Weisen nicht zu verwerfen: Boni viri et boni vini non est indaganda origo, man soll niemalen um das Herkommen und den Geburtsort eines guten Mannes und guten Weines Nachfrag thun, genug, daß einer wie der andere gut seyen. Will

nun etwa ein Liebhaber der ältern Landsgeschichten mit mir noch weiter zurückgehen, so wird er mit mir in der unter dem Churfürsten Salentino von Isenburg im J. 1575 errichteten Description klärlich vorfinden, daß damals in der Bürgerschaft Bonn in der Erbschaft taxirt worden ein Morgen Lands und Broichs auf 100 fl., ein Morgen Weingarten, Benden oder Wiesen, Baumgärten und Gärten zu 200 fl., ein Morgen gemeiner Weiden zu 50 fl., dann die jährliche Renten- und Zehnten-Pacht: von einem Fuder Wein zu 60 Thlr. zu 900 fl., von einer Ohm zu 150 fl., von einem Viertel Weins zu 7 fl. 12 Alb., von einem Malter Weizen zu 60 fl., von einem Malter Korns zu 50 fl., von einem Malter Gerste zu 40 fl., von einem Malter Hafer zu 25 fl., von einem Gulden 25 fl., von einem Albus 1 fl., von einer Gans 9 fl., von einem Capaun 6 fl., von einem Huhn 3 fl., von einem Pfund Wachs 8 fl. und von einem Pfund Oel 4 fl. angeschlagen worden.

„Wir wollen hier umständlicher jener Diversion gedenken, die Churfürst Maximilian Heinrich mit Bernharden von Galen um schier nämliche Zeit in der Provinz Overyssel gemacht, wie selbige Deventer und verschiedene andere Oerter eingenommen, die gemachte Beute und eroberte Plätz. unter sich getheilet, doch kurz darauf bei der Belagerung von Groningen unter sich uneins wurden, als welche sie mit Verlust von 4500 Mann in der Nacht vom 26.—27. Aug. 1672 aufzuheben und die Provinz zu verlassen sich genöthiget gesehen. Erschreckt durch die Vereinigung der kaiserlichen, spanischen und holländischen Armeen, getraute Maximilian sich nicht länger in hiesiger Residenz sicher zu seyn und retirirte den 12. Oct. 1673 nach Cöln, allwo er in dasiger Abtei zu St. Pantaleon seine Hofstatt aufschlug. Es war die höchste Zeit zur Retirade, denn am 18. Oct., da der Krieg von Spanien gegen Frankreich zu Brüssel öffentlich declarirt worden, kam schon der Prinz von Oranien in das Erzstift und setzte seinen Marsch so behende fort, daß er sich den 4. Nov. mit der kaiserlichen Armee conjungiren konnte; der spanische Obrist Marquis von Assentar wurde also beordert, die Stadt von Seiten des Dorfs Kessenich zu berennen; die Kaiserlichen lagerten sich bei Godesberg und der Prinz von Oranien zu Rheindorf. Der

Baron von Landsberg war Gouverneur zu Bonn, und bestunde die Besatzung in 2200 Mann, mehrentheils französischer Truppen. Am 11. Mai 1674 schloß der Churfürst mit den Holländern Frieden, vermöge dessen ihm die Stadt Rheinberg mit Zubehörung ein für allemal abgetreten wurde, er aber gegen eine Ranzion von 42,000 Rthlr. die Stadt Deventer in der Provinz Overyssel räumen und seine alldorten liegende Truppen wieder zurückziehen sollte.

„Wilhelm Egon von Fürstenberg, der nach dem Nymweger Frieden wieder auf freien Fuß gesetzet worden, nach seines Bruders Franzisci Egonis Tod im J. 1682 ihm in dem Bisthum Straßburg sowohl als übrigen geistlichen Dignitäten succedirt hatte und nun wiederum bei Maximilian Heinrich das Staats- und Hofruder führte, ward inzwischen sowohl bei Dänemark als Brandenburg in Verdacht gezogen, daß er den Churfürsten hinwiederum auf die französische Partei bringen möchte; diese drungen darauf, daß er das Contingent armiren und mit allem Nöthigen versehen möchte. Maximilian Heinrich ließ auch hierauf seine im hiesigen Erzstift sowohl als denen Hochstiftern Lüttich, Hildesheim, Münster (welches letztere ihm nach Bernhardi von Galen Tod auch zugefallen ware) habende Truppen in aller Eile completiren, neue Regimenter aufrichten, Rheinberg aufs Neue befestigen und dieses sowohl als Kaiserswerth mit aller nöthigen Munition versehen, auch gegen den Monat Mai bei Zons ein Lager ausstechen, wo bald darauf sämtliche Truppen einrückten und bis zum Monat Sept. verblieben. Der Herr Feldmarschall Graf von Choiseul commandirte dieses Observations-Corps, und hielt sich der Churfürst inzwischen mehrentheils auf dem Schlosse Zons auf. Choiseul, dem der Churfürst eine neue Leibgarde von 50 Köpfen aufgerichtet hatte, wurde von Höchstdemselben mit einem diamantenen Degen von 3771 Rthlr. dann bei seiner Abreise mit einem Präsent von 1000 Louisd'or beschenket.

„Ich sollte selbst erstaunet gewesen seyn (ehe ich die durch den Wilhelm Egon von Fürstenberg selbst geführte und vom Churfürsten Maximilian d. d. Lüttich den 10. Dec. 1684 recessirte Rechnung zu Gesicht bekommen), wann mir Jemand versichern

wollen, daß die Einrichtung sothaner Armatur und die Unterhaltung von 11 Regimentern Infanterie, 4 Regimentern Cavallerie und 2 Regimentern Dragoner vom Monat April bis Ende Sept. die Summe von 479,258 Rthlr. 12 Albus gekostet hätte. Es hat aber bei diesen Umständen das Ansehen, daß Wilhelm Egon wegen Erinnerung des ihm im J. 1674 zu Cöln zugestoßenen Vorfalls nicht zu viel getrauet und wegen des wider ihn im ganzen Reich geschöpften Verdachts sich gefürchtet habe, einer zweiten Aventure ausgestellt zu werden, weilen er Maximilian dorthin überredet, daß er auf seine des Churfürsten Rechnung und Kösten eine Compagnie Garde von 120 Köpfen für ihn aufgerichtet, wovon die Aufrichtung 6600 Rthlr. und die monatliche Unterhaltung 1481 Rthlr. nach Angeben der Fürstenbergischen Rechnung hinausgeloffen.

„Die Coadjutorwahl Fürstenbergs und der von allen Seiten zudringende Verdruß mag wohl dem Churfürsten Maximilian Heinrich zu stark zu Herzen gegangen sein, da selbiger kurz hierauf erkranket und den 3. Jun. selbigen Jahres dahier zu Bonn im 67. Jahre seines Alters verstorben. Er hatte währender seiner Regierung dem Erzstift viel Gutes beigebracht, auch wirklich über 750,000 Rthlr. aus seinem Schatz zu Einlösung verschiedener Churfürstl. Domainen verwendet, und hätte bei seinem bezeigten guten Willen das Erzstift in völligen vorigen Flor gebracht, wenn er durch mehrgedachten von Fürstenberg nicht immer in der französischen Partei verwickelt gewesen wäre, wodurch er zufälligerweise hiesigen Landen bei verschiedenen Zeiten und besonders nach seinem Tode die schwerste Trübsalen zugezogen. Kurz vor seinem tödtlichen Hintritt hatte er ein solennes Testament aufgerichtet, worin er dem Cölnischen Thum-Capitel die von der Krone Spanien an ihn im J. 1654 jure antechretico für die Summe von 75,000 Philippen verpfändete Herrschaften Kerpen und Lommersum, oder den bei etwa erfolgender Ablage eingehenden Pfandschilling, unter gewissen vorgeschriebenen Bedingungen legiret. Denen Prinzen und Prinzessinen des Churhauses Bayern vermachte er alle seine Pretiosen, die in nicht geringer Anzahl waren, um so mehr, da er bei müßigen Stunden mit Schleifen

und Poliren derer Edelgesteine sich zu amusiren pflegte, und sollten die auf einige Tausend hinaus laufende alte goldene und silberne römische Münzen, so bei Erbauung derer ehemaligen Vestungswerker in hiesiger Stadtgegend von den Soldaten und Arbeitsleuten gefunden und an ihn verkauft worden, unter besagte Prinzen in gleiche Theile getheilt werden. Sein großes Pectoral-Kreuz, in dessen Mitte ein Stück von jener Säule eingefasset, woran Christus unser Erlöser bei der Geißelung gebunden gewesen, und welches mit den kostbarsten Edelgesteinen eingefaßt, sollte bei seinen Successoren auf ewige Tage bleiben und von selbigen notanter bei Kaiserl. Krönungen und sonstigen Erzbischöflichen Verrichtungen gebrauchet werden. Uebriger andächtiger Verordnungen zu geschweigen, so hatte er die Execution dieses letzten Willens dem Churfürsten in Bayern, seinem Herrn Vettern, und dem Cardinalen von Fürstenberg, seinem auserseheuen Coadjutoren, aufgetragen, diesem letzten aber besonders 20,000 Rthlr. legiret. Man rechnete die Erbschaft auf einige Millionen, und Leute, die mehrmalen in der Schatzkammer gewesen, und Kinder der damaligen Schatzverwahrer haben mich belehret, daß die große Kasten allda ganz offen gestanden, in welchen theils das in Stangen geschmolzene Gold, theils die aufrecht gestellte Münzsorten eingehämmert gewesen, deren sich aber Egon Wilhelm von Fürstenberg demnächst meistentheils bemächtiget.

„Währendem seinem Aufenthalte in Bayern, 1693, errichtete Churfürst Joseph Clement den 8. Mai in der Schloßcapelle zu Josephsburg ohnweit München die dermalen in ganz Deutschland ausgebreitete Erzbruderschaft unter Anrufung des Erzengels Michael; zu derselben mehrerer Verherrlichung aber creite er den 29. Sept. selbigen Jahres 1693 einen hochadlichen Ritter-Orden unter dem Namen der Beschützer göttlicher Ehr, und unter dem Schutz des vorgemeldten heil. Erzengels, begnadigte auch an diesem Tage mit dem großen Ordenszeichen neun seiner vornehmsten hochadlichen geist- und weltlichen Hofherren zur Gedächtniß der neun Chör der Engeln und stellte sich als Großmeister dieses neuen Ritter-Ordens dar. Dieser hochadliche Ritter-Orden gerieth demnächst wegen denen langjährigen Kriegsunruhen

und Abwesenheit Josephi Clementis in Unform, bis endlich Höchstderselbe ihn nach vorheriger Errichtung verschiedener Regeln unterm 3. April 1721 in eine ächte Form gebracht. In dem 4. Artikel gedachter Regeln verordnet der Durchl. Herr Ordensstifter in Betreff dieses Großmeisterthums, daß bei dessen Erledigung jederzeit von den sämtlichen geist- und weltlichen Commandeurs ein Herzog aus Bayern darzu canonisch erwählet werden solle, es seye demnächst der regierende Herr selbst, oder ein Cadet geistlich oder weltlich, nach Belieben der Commandeurs. Sollte aber das Haus Bayern (so Gott lang abwenden wolle) absterben, auf diesen Fall soll das Großmeisterthum für beständig auf die zeitlich regierende Herren Erzbischöfe und Churfürsten zu Cöln fallen, dergestalten, daß ohne Wahl ipso facto derjenige Großmeister seyn solle, der von einem würdigen Thum-Capitel dazu canonisch erwählt worden, und dieses zu ewigen Zeiten.

„Im Jahre 1694 den 28. Febr. ward Joseph Clement zum Coadjutor des Hochstiftes Hildesheim, den 20. April aber auch zum Bischofen zu Lüttich von 24 Capitularen erwählt und proclamirt, dahingegen anderten Tages von 21 andern Capitularen der Großdeutschmeister Pfalzgraf Ludwig Anton als erwählter Bischof ausgerufen wurde; der am 4. Mai ohnvermuthete Todesfall dieses letztern hätte zwarn der dieser Wahl wegen entstandenen Strittigkeit ein Ende machen sollen, allein die dem Verstorbenen anhangend gewesene Capitularen wollten unter Vorwand einer neuen Sedisvacanz zu einer dritten Wahl schreiten und hatten sich zu Gunsten des jüngern Pfalzgrafen Franz Ludwigen, des Verstorbenen jüngern Bruders, vereinbaret; doch aber mußten dieselbe zuletzt nachgeben und in Kraft des unterm 18. Sept. zu Rom publicirten Endurtheiles die erstere Wahl Josephi Clementis für ächt erkennen. Diese Wahl jedoch, bei welcher Ludwig XIV seinen Günstling den Cardinaln von Bouillon hinwiederum entgegen Churfürsten Josephum Clementem einzubringen sich alle mögliche Mühe, wiewohl umsonst, gegeben, verdoppelte nunmehro wider denselben den Haß Frankreichs, um so mehr, da er für die Kaiserliche Partei sich ganz und gar in Allem erklärte und bei der Provisional-Erbfolgs-Einrichtung der spanischen

Monarchie die Absichten Ludwigs mit seinem Bruder dem Churfürsten Maximiliano in Bayern zu hintertreiben angefangen.

„Ludwig war dahero in allen Wegen bedacht, wie er sich an Josepho Clemente rächen möchte. Nicht allein das Hochstift Lüttich, sondern auch das Churfürstenthum Cöln mußte von Zeit zu Zeit den französischen Völkern weidlich herhalten; man hatte gar den Rathschluß gefaßt, sich der Person Josephi Clementis bei einer oder anderer Gelegenheit habhaft zu machen; die Zeit war schon hierzu ausersehen, als derselbe im J. 1695 eine Reise nach Brüssel that, um die zweite Gemahlin seines Herrn Bruders Maximiliani Emanuelis, die Königl. polnische Prinzessin Theresiam Cunegundam Sobieski zu complimentiren, allein der Anschlag ward damals durch die Wachsamkeit der Escorte vereitelt. Man wagte also einen zweiten Ansatz, da der Churfürst im Julio die Reise von Lüttich nach Bonn antrate; ein Detachement von 800 Mann französischer Reuterei hatte den 20. Julii das Städtchen Sittard im Herzogthum Jülich von weitem umzingelt, um Josephen Clementen bei dem allda angestellten Rast- und Mittagsmahl aufzuheben, allein derselbe hatte nochmalen das Glück, mit 300 Pferden, wiewohl nicht ohne Mühe, durchzukommen. Er machte sich Frankreich noch mehr verhaßt, da er zu Ende des Jahres 1695 der großen Allianz zwischen dem Kaiser, Spanien, England und Holland im Haag beitrat, auch gar im Jahr 1696 mit 6000 Mann in das Lager derer Conföderirten bei Löwen ging.

„Im Jahr 1697 ward wieder von Seiten Frankreichs ein neuer Versuch gewagt, den Churfürsten in der Nacht vom 20. Jul. in hiesiger Churfürstl. Residenz aus dem Bette zu heben. Der durch manche listige und freche Kriegsstücke weltkündige Parteigänger Lacroix hatte in den zur Eifel anstoßenden Waldungen über 1800 Pferde versammelt, um währender Nacht hiesige Stadt zu überrumpeln; er hatte auch einen des Waldes und der Wege ganz kündigen Mann gedungen, um seiner Reuterei den bequemlichsten Weg zu dieser Stadt anzuweisen; ja der Stadt-Commendant war erkaufet, um in diesem Anschlage nicht hinderlich zu seyn: allein dieser Anschlag wurde durch einen

besondern Zufall hinwiederum vereitelt, da der französische Parteigänger mit seinen Leuten und Führer durch einen entstandenen dicken Nebel dergestalt verblendet und auf Irrwege geführet worden, daß sie erst bei anbrechendem Tage die Stadt in die Augen bekommen, und wegen erhaltener Kundschaft, daß ihr Vorhaben verrathen worden, mit Spott und Schande abziehen und den Rückweg haben nehmen müssen.

„Wunderbar ist es, daß Joseph Clement in gedachter Nacht währendem Schlafe ein besonderes Gesicht und Anmahnung vorgekommen seyn soll, auf welches hin er mit dem den Wochendienst habenden Oberofficier der Hatschier-Leibgarden, Grafen Chabot, und einem Kammerdiener in der Stille alle Posten und Stadtthore visitirt und das sogenannte Sternenthor blind gesperret vorgefunden, worauf die Wachten sowohl als der Stadt-Commendant selbst gefänglich eingezogen wurden und dieser Verräther den verdienten Lohn seiner Untreue empfangen. Der Churfürst getraute sich hierauf gar nicht aus der Stadt zu gehen, bis endlich durch den unterm 30. Oct. gedachten Jahrs 1697 zu Ryswyk geschlossenen Frieden die allgemeine Ruhe in Deutschland eingeführt und die Churfürstl. Länder von dem Kriegs-Ungemach wieder befreiet wurden.

„Da nun für Joseph Clement etwas ruhigere Zeiten eintraten, legte er im J. 1698 den ersten Grundstein zu der heutigen herrlichen Hofcapelle, die er auch gegen das J. 1700 in so weit zu Stande brachte, daß dieselbige unterm 18. Jul. mit aller ersinnlichen Pracht eingeweihet wurde. Er ließ auch eine Denkmünze wegen dieser Feierlichkeit prägen, worauf einerseits sein Brustbild mit seinem Namen und Titeln, andererseits der Abriß gedachter Hofcapelle zu sehen ware; in dem obern halben Cirkel lieset man die Worte Davids: Domine dilexi decorem domus tuae, Ps. V,. Herr, ich habe die Zierde deines Hauses geliebt! und am untern Rand die Worte Salomonis bei Einweihung des Tempels zu Jerusalem: Custodi Domine domum istam, quam ædificavi et dedicavi nomini sancto tuo, 18. Julii 1700, bewahre, o Herr! dieses Haus, so ich aufgebauet und deinem heiligen Namen gewidmet habe. Den Tag der Ein-

weihung selbsten hatte er also eingerichtet, daß es eben selbiger ware, an welchem er im J. 1689 als Erzbischof und Churfürst zu Cöln gewählet worden, und in dem siebenten Monat des Christlichen Jahres, welcher Monat nach seinem eigenen Bekenntniß dem Churfürsten besonders merkwürdig war. Es zeiget dieses das an der Decke der zur Evangelienseite gelegenen Bet-Gallerie befindliche Gemälde mit seinen Inschriften; oberhalb der untern Thür lieset man: Ob triplex beneficium infra 18. et 20. Julii Cælitus impetratum, und zur Seite deren in drei Rondelen abgebildeten Geschichten die Worte: Coloniæ 18. Julii 1689. Sittardi 20. Julii 1695. Bonnæ 20. Julii 1697. Der geneigte Leser kann diese beide letztere Vorfälle zu Sittard und Bonn hievorn leicht erholen.

„Inzwischen ware Joseph Clement mit dem Ryswykischen Frieden nicht allzuwohl zufrieden, da man wegen der bei Eintretung der großen Allianz im Haag A. 1696 ihm und seinen Ländern versprochenen Schadloshaltung hiebei gar nicht gedacht und er statt solcher sich zuletzt mit einem leeren Papier begnügen mußte. Er schob die Schuld auf das Haus Oesterreich, und wie stark er vormalen für dasselbe portiret gewesen, eben und noch stärker wurde er demselben gehässig, besonders da nach dem Anfangs Febr. 1699 zu Brüssel erfolgten Todesfall seines Vettern und präsumtiven Erbfolgern in der spanischen Monarchie, des jungen Herzogen Josephi aus Bayern, der Kaiser Leopold sothane Erbfolge auf seinen jüngern Sohn, Erzherzogen Carolum, bringen zu wollen Miene machte.“ Außerordentliches Ungemach hat Joseph Clemens durch Anhänglichkeit zu Frankreich sich und seinen Stiftslanden zugezogen. Er unterfertigte am 1. März 1701, gelegentlich einer Reise nach Brüssel, die gegen das Reich ihn compromittirende Allianz, ließ darauf neue Werbungen anstellen „und hier zu Bonn sowohl als anderer Orten durch französische Ingenieurs neue Vestungswerker anlegen, und je mehr der Kaiser sowohl durch den eigens abgeschickten Cardinal-Bischofen von Raab, Herzogen von Sachsen-Zeitz, als auch der König Wilhelm von England durch den Grafen Galloway ihn von solchen kriegerischen Anstalten abmahnen ließ, auch zuletzt das Thum-

Capitel sowohl als sämtliche löbliche Erzstiftische Landstände während dem auf den 18. Aug. dahier zu Bonn ausgeschriebenen Landtag unterm 10. Sept. und 1. Oct. wider die mit fremdem Geld und ohne ihr Vorwissen und Einwilligung angestellte Werbung und vorgenommene Fortification der Stadt Bonn feierlichst protestirten, auch gar den Landtag aufhuben, desto mehr erbitterte Joseph Clement, und ließ er unterm 15. Oct. dahier in Bonn wider des Cölnischen Thum-Capitels Protestation ein Gegen-Manifest unter Trompetenschall publiciren, woraus man klärlich ersehen konnte, wie wenig er von denen ihm durch die Krone Frankreich eingeflößten gefährlichen Gesinnungen abzubringen seyn würde. Er ging von Tag zu Tag noch immer weiter, und weilen er wahrnahm, daß zu Unterhaltung derer neu angeworbenen Kriegsvölker die Erzstiftische Landstände gar nichts zu bewilligen entschlossen waren, so schriebe er gar in diesseits Rheinischem Erzstift einen allgemeinen Beitrag von 96,000 Rthlr. aus, wobei alle Erzstiftische Güter, auch jene des Thum-Capitels selbst unter Strafe der wirklichen Execution beizutragen haben sollten.

„Kaiser Leopold hatte sich dem Churfürsten anheischig gemacht, die von ihm angeworbene 4000 Mann unter der Bedingung zu besolden, daß sie ihm und dem Reich den Eid der Treue ablegen sollten, allein Joseph Clement wollte hierauf kein Gehör geben und schlug die ihm vom Kaiser und dessen Alliirten anerbotene Neutralität rund ab; er wollte zwar demnächst dieselbe durch Vermittelung des Churfürsten von Trier und des Cardinalen Fürsten von Sachsen-Zeitz ergreifen, allein Leopold war auch zuletzt unerbittlich worden. Da nun etliche 1000 Mann holländische Truppen gegen den Rhein zu marschirten, auch Chur-Pfalz seine Truppen merklich zu vermehren anfing und Churfürst Joseph Clement, unerachtet seiner vielfältigen im Haag gethanen Vorstellungen, die Zurückberufung gedachter holländischen Völker nicht auswirken konnte und vielmehr zur Antwort erhielt, daß Chur-Pfalz mit Vorwissen und Willen des Kaisers diese fremde Völker in sein Land und Dienst zu Bedeckung des Rheinstroms genommen, so brach er auf einmal völlig los und zoge die in der Nähe stehende französische Völker, auf 16,000 Mann stark,

in das Erzstift Cöln sowohl als das Hochstift Lüttich; der spanische General t'Serclaes von Tilly führte das Commando über diese Truppen, die man als Burgundische Kreisvölker taufte und bei Strafe des Nasen- und Ohrenabschneidens als französische Völker zu heißen verboten hatte. Alle sowohl Cölnische als Lütticher Vestungen und Städte, die Stadt Bonn nur ausgenommen, wurden mit französischen Commendanten versehen, und glaubte er dadurch sich bei dem Kaiser und dem Reiche rein zu machen, daß er von diesen Völkern den Eid gefodert, niemand anders als seinen Ordres zu pariren, keine Feindseligkeiten gegen den Kaiser noch das Reich auszuüben und ohne Anstand aus seinen Staaten abzuziehen, sobald er solches verlangen würde. Ein Gleiches schriebe er an die Churfürsten von Mainz und Trier wie auch an die Reichsversammlung zu Regensburg; allein aller Orten wurden seine Entschuldigungen als unächt angesehen, und ließ der Kaiser dem Churfürsten ein unterm 9. Jänner 1702 datirtes Mandatum avocatorium durch den Bischofen von Raab, Herzogen Christian August zu Sachsen-Zeitz, zustellen, auch gar ein anderes Mandat in Cöln sowohl als hier und andern Plätzen öffentlich anheften, kraft dessen alle dem Churfürsten mit Eid verbundene allseitige hohe und niedere Kriegs- und Civil-Bedienten ihrer Pflichten entschlagen und freigesprochen und aus dessen Diensten avocirt wurden. Hergegen ließ der Churfürst ein Manifest unterm 1. März selbigen Jahrs 1702 in allen seinen Landen anschlagen, worin er die Kaiserl. Befehle als nichtig angab, seine Conduite hingegen mit den schönsten Farben bemalte und seine Hof-Civil- und Militair-Bediente samt und sonders ihrer Eide und Pflichten erinnerte. Allein dieses verhalf doch wenig, und fingen ein und andere Minister und Räthe an, sich vom Hofe abzuwenden und nach Cöln zu retiriren.

„Joseph Clement suchte bei diesen Umständen nur Zeit zu gewinnen, um sich nach Anleitung des französischen Hofes zur Wehr aller ihn bedrohenden Troublen zu stellen, mußte aber inzwischen alles nach der Anweisung des französischen Gesandten Desalleurs, jedoch unter beständigen Versicherungen seiner guten Gesinnungen für die Ruhe Deutschlands, einrichten. Inzwischen

wurden diese seine Gesinnungen auf einmal verrathen, da 44 französische mit Getreide und Hafer beladene Schiffe, mit Freipässen des Churfürsten versehen, von Metz und Diedenhoven den Rhein hinab kamen und zu Düsseldorf von Chur-Pfalz angehalten wurden, in welchen Schiffen verschiedener Kriegsvorrath und zu einer Schiffbrücke erfoderliche Nothwendigkeiten vorgefunden wurden. Was für ein Absehen hierunter verdeckt, ware nun kein Räthsel mehr, und erhielt also der Fürst von Nassau-Saarbrücken den Kaiserlichen Befehl, mit den Holländischen und Brandenburgischen Völkern, welche als Kaiserl. Völker benamset waren, sich dem Cölnischen Erzstifte zu nähern und aller festen Plätze zu versichern. Der Anfang ward mit der Stadt und Vestung Kaiserswerth gemacht, die nach einer schier 60tägigen Belagerung sich endlich den 15. Jun. an den Fürsten von Nassau ergeben mußte und vermög Capitulation geschleift worden.

„Joseph Clement, der inzwischen dahier zu Bonn verschiedene neue Vorwerker durch französische Ingenieurs anlegen lassen, zu welchem Ende man einige hundert Viertel Weingarten ausgerottet und die Eigenthümer hiebei vertröstet, für jeden ausgerotteten Weinstock 10 Stüber zahlen zu wollen, fing auch hierauf an, die Masque abzulegen; er versammelte zwischen Endenich und hiesiger Stadt ein Lager von 5000 Mann seiner angeworbenen Truppen und zog den 2. Oct. den Grafen von Tallard mit einigen tausend Mann französischer Völker an sich und ging mit demselben über den Rhein und die Sieg," und es nahm seinen Anfang der zur Genüge beschriebene Raubzug durch das Bergische. „Was für Freude Joseph Clement bei diesem ersten ihm glücklich scheinenden Vorgange gehabt habe, bezeuget ein von ihm an seinen Gesandten zu Paris, Baron Maximilian von Simeoni abgefertigtes, von den Alliirten aber aufgefischtes Notificationsschreiben; allein diese Freude war von keiner langen Dauer: der General Tallard, der ihn zu Machung dieses ersten gefährlichen Schritts angeführt hatte, verließ ihn bald mit seinen Völkern und hinterließ nur einige tausend Mann Franzosen und Schweizer, die mit den Churfürstl. Truppen die Stadt Bonn und die jenseit Rheins gelegene neue Schanz besetzten."

Die Vernichtung der auf den Rhein gelegten Schiffbrücke „setzte den Churfürsten in nicht geringe Verlegenheit, und nachdem es auch den Alliirten geglückt, die Stadt Andernach, Sinzig und Linz auf einmal zu überrumpeln, so merkte er, daß für ihn in Bonn der Aufenthalt gefährlich werden dörfte, und fand er für gut, unterm Schein einer in dem sogenannten Kottenforst hinter dem Kreuzberg angestellten Saujagd, nach der unter Vergießung vieler Zähren in der kleinen Dorfcapelle zu Poppelsdorf angehörten heil. Messe, den 13. Oct. sich von hier hinweg und in Sicherheit nach Dinant in aller Eile zu retiriren, von da er sich demnächst nach Luxemburg und so weiter nach Rissel und Valenciennes successive geflüchtet, allwo er bis zum Badischen Frieden, über 12 Jahre, nicht ohne Kummer zugebracht. Das Commando in hiesiger Stadt erhielt der Churcölnische Generalmajor Graf Chabot von St. Maurice und der französische General Marquis d'Allegre; allein letzterer wollte immerhin die Oberhand halten, welches dann zu verschiedenen Wortwechseln Gelegenheit, auch endlich Anlaß gab, daß der Graf St. Maurice nach eingeholter Erlaubniß dem Churfürsten nach Dinant folgte. Hierdurch gewann nun der Marquis d'Allegre das Commando allein, und weilen die deutsche Officiers derer Regimenter St. Maurice und Wolffskehl sich nicht immer nach seinen Vorschreibungen richten wollten und von Zeit zu Zeit die emanirte Kaiserl. Befehle vorschützten, so ließ er durch öffentlichen Trommelschlag verkündigen, daß einem jeden hohen und niedern Kriegsbedienten der deutschen Garnison freigestellt würde, denen vorhin publicirten Kaiserlichen Avocatorien zu gehorsamen, jedoch sollten der und die solches zu thun entschlossen wären, durch den Henker zur Stadt hinaus geführt werden, welche Bedrohung dann einen jeden muthmaßlich zurückgehalten."

Das Jahr 1703 fing mit den kritischsten Aspecten für die französische Partei an. „Der Stadt und Vestung Bonn drohete nun ein neues Ungewitter, und obzwar der Churfürst Joseph Clement, ja gar Frankreich selbst sich denen Alliirten erboten, um Verhütung der Belagerung die französische Truppen herauszuziehen, so wollte man doch solches der Ursache halber nicht ein-

gehen, weilen nach seinem Verlangen die Stadt durch seine eigene Regimenter St. Maurice und Wolffskehl, und nicht durch westphälische Kreistruppen, wie man Kaiserl. Seits anfoderte, bewahrt werden sollte. Den 9. Mai wurde das Feuer gegen das Fort de Bourgogne jenseits Rheins aus 44 halben und 12 Viertels-Karthaunen, nebst 12 Mörsern, 18 Haubitzen und 12 Handmörsern eröffnet, welches entsetzlich anzusehen und anzuhören. Der dasige Commendant von Rabutin wehrte sich zwar darin heldenmäßig, allein da gegen Abend 3 Bataillons Freiwillige, von 400 Grenadiers unterstützet, mit stürmender Hand die äußere Bollwerker überstiegen, zündete er die Baraquen und andere Gebäude in dem innern Fort selbsten an, um sich währendem Rauch desto sicherer in die Stadt retiriren zu können: die Garnison mußte jedoch guten Theils über die Klinge springen; die aber mit Schwimmen über den Rhein sich nicht retten konnten, mußten sich zu Kriegsgefangenen ergeben. Den 10. Mai bei anbrechendem Tage ware das starke Bastion bei dem Zollhaus nebst der Eisbreche über die Hälfte ruinirt, gleichwie die bei dem vormals sogenannten Ochsenthor und der berühmten Bäckerswippe gelegene Redoute ganz zur Breche geworden.

„Die sogenannte Bäckerswippe war eine Strafe derer Bäcker, so das Publicum in dem Gewichte oder der vorgeschriebenen Güte des Brods betrogen, und eine Art Estrapade, so bei dem Seevolke gebräuchlich. Auf einem starken Posten, der oben eine Gabel hatte, war eine lange Stange, so zwischen gedachter Gabel mit einem eisernen Stift befestiget; zu Ende der Stange ware ein hölzerner Sattel, worauf der Pflichtige angeschnürt, in den Rhein so oftmalen gehißt, gewippt oder getunkt wurde, als es das Urtheil des Stadt-Mayer vorschrieb. Man nennt das halbes Hissen oder Wippen, wann der Schuldige nur bis zum halben Leib in das Wasser getunkt wird, und völliges Wippen, wann er bis über den Kopf unter Wasser reiten muß. Zu Wien und andern Orten ist dergleicher Bäckerswippe noch immer beibehalten, wodurch dann die Bäcker in ziemlichen Schranken gehalten werden, damit selbe nicht durch strafbare Betrügerei des gemeinen armen Mannes sich nicht allzu geschwind bereichern mögen. Was wäre es für

eine löbliche Sache gewesen, wann einem Stadt-Mayer oder einem Polizei-Aufsichter in jenen Zeiten die Hände nicht gebunden oder die Augen durch goldenen Mehlstaub nicht verblendet worden wären, um diese Ahndung derer öffentlichen und geheimen Betrüger des gemeinen Wesens beizubehalten.

„Was für Schrecken und Aengsten die gute Einwohner der Stadt währender dieser Bombardirung ausgestanden, läßt sich ohne Schauder nicht beschreiben. Einige hundert Personen beiderlei Geschlechtes, ja gar die Kloster-Geistliche selbst hatten sich in denen unterhalb des alten Churfürstl. Residenz-Gebäudes befindlichen Kellern geflüchtet und gelagert, weilen schier in der ganzen Stadt kein Obdach mehr übrig ware. Am 16. Mai wurde die Capitulation unterzeichnet. Auf solche Art ware also die Stadt Bonn nun zum drittenmale aus den französischen Händen gerissen und dem werthen Erzstifte wieder zu Theil. Ob nun zwarn der Alliirten Generalität zur Abwendung der Bombardirung 1000 Ducaten in Golde zahlt worden, so hatte man doch selbiger nicht entgehen können, und mußten die ohnehin leider über die Maßen gepreßte löbliche Landstände für die bei dieser jämmerlichen Verwüstung der armen Stadt Bonn gemachte Köften die Summe von 145,729 Rthlr. 38 Albus 8 Heller zahlen. Die bis zum badischen Friedensschluß fortgesetzten Kriegsunruhen kosteten unserm Erzstift 3,699,870 Rthlr. an Kriegs-Unköften, durch Märsche, Contributionen ꝛc. veranlaßt.

„Nachdem die französische Völker die Stadt Bonn geräumet, so besetzte selbige der holländische General Coehorn. Was für Muthwillen nun der Soldat in Kirchen, Klöstern und auf offener Straße ausgeübet, wäre zu weitläuftig dahier einzutragen: was etwa der Bürger aus der annoch halb glimmenden Asche hervorscharren konnte, wurde von ihm theils durch List, theils durch Gewalt weggerissen und geraubet; kurzum es hatte das Ansehen, als ob es auf die gänzliche Zernichtung der armen Inwohner abgezielt wäre. Nach verschiedenen von dem administrirenden Cölnischen Thum-Capitel bei dem Kaiser gethanen wehmüthigsten Vorstellungen ward zwarn dem zügellosen Soldaten die weitere Ausschweifung auf das Schärfste verboten, allein solches half

wenig oder gar nichts. Und wie stark auch das Cölnische Thum-Capitel sowohl als gesamte Landstände durch Beitretung zu dem berühmten Nördlinger Verbund und demnächst mit dem Kaiserl. Bevollmächtigten, Grafen von Sinzendorf, eingegangenen und von Ihro Kaiserl. Majestät durch höchsteigenhändige Unterschrift bestätigten Verträgen die Rechnung und Hoffnung gemacht hatten, das werthe Erzstift würde mit weitern Bedrückungen und Erpressungen verschont bleiben, so finge hergegen ein jeder an, aller Orten den Meister zu spielen. Einige Hessen-Casselische Regimenter logirten sich in Andernach und Linz mit Gewalt ein und erpreßten allda eine gute Zeitlang die völlige Verpflegung für die Leute und Pferde; der General Sommerfeld und Bülow aber bemächtigten sich mit den unterhabenden Völkern aller nur etwa haltbaren adlichen Sitze sowohl als Städte im obern Erzstift, die sie nach eigenem Gefallen befestigen ließen; die Königl. Preußische Völker mit einigen Münsterischen besetzten die im niedern Erzstift gelegene Städte, Aemter und Unterherrlichkeiten, wie auch die Grafschaft Vest-Recklinghausen; zu Rheinberg wurden die Erzstiftische Beamten gar ab- und statt deren Preußische angesetzet, die Stadt von allen Fortificationen entblößet, davon die sämtliche Materialien mit allem vorräthigen Geschütz, Kriegs-Zurüstungen, gewesenen Arsenal nach der Vestung Wesel hingeführet, der dasige Churcölnische Rheinzoll nach Orsoy verleget, die übrige Erzstiftische Kellnereien-, Zoll- und andere Gefällen, ja gar die Landesherrliche Steuer und Simpeln mit Gewalt eingetrieben und zur Kriegs- und Rentkammer nach Cleve eingebracht rc. Churpfalz selbst griff auch zu und bemeisterte sich verschiedener zu dem Erzstift gehöriger Plätze, kurzum, alles ging gar bedauernswürdig bunt her.

„Wie es bei diesen Umständen dem Churfürsten Joseph Clement zu Muth gewesen sein müsse, ist leicht zu errathen, besonders da ihm nicht allein die im Hochstift Lüttich etwa übrig gebliebene Plätze und zuletzt die Stadt und Vestung Dinant von den alliirten Völkern entrissen wurden, sondern er auch kläglich wahrnahm, daß bei dem immer fortdauernden Unstern auf alle geheiligte Zusagen und Versprechungen des Königs in Frankreich

gar keine Rechnung zu machen, besonders da man ihm endlich zugemuthet, seine noch übrige Truppen der Krone Frankreich zu überlassen und sich mit einer französischen Leibgarde zu begnügen. Diese und noch andere geheime Umstände mochten wohl den Churfürsten auf andere Gedanken gebracht haben, und obwohl, was wir hiernächst anführen werden, manchem Leser für unglaublich vorkommen mag, so können doch ächte in Händen habende Urkunden behaupten, daß schon Anfangs des Jahres 1704 von besagtem Churfürsten das Project eingefädelt worden, sich von der französischen Partei, es koste auch immer was es wolle, loszumachen. Wie starkes Mißtrauen er vorhin gegen den kaiserlichen Bevollmächtigten, Cardinal Herzog Mauriz von Sachsen-Zeitz, geheget hatte, so nahm er auf einmal den Muth, sich zu demselben zu wenden und zu sehen, ob er durch dessen Vermittlung mit dem kaiserl. Hof ausgesöhnet werden könnte. In der That fand er bei selbigem keine Abneigung zu seinem Vorhaben; weilen er aber hierunter aus Furcht, von der französischen Partei verrathen zu werden, alles in der äußersten Heimlichkeit vorbereitet wissen wollte, als wurde der Churcölnische Hofcapellan J. G. beiderseits ausersehen, um bei dem Churfürsten die eigentliche und wirkliche Gesinnung einzuholen, der also unter einem andern ausgesuchten Vorwande die Reise nach Namur antrat und unter einem Eidschwur des äußersten Stillschweigens den mündlichen geheimen Auftrag erhielt, bei hochgedachtem Cardinal den Anwurf zu thun, ob nicht derselbe bei Sr. kaiserl. Majestät die allergnädigste Erlaubniß in der Stille ausbringen könnte und wollte, daß er Churfürst sich insgeheim von Namur salviren und zu seinem Hochstift Freisingen oder Regenspurg bis zur nähern verhoffentlichen Aussöhnung mit dem kaiserl. Hof gesicherter begeben möchte, es wäre ihm von den Franzosen gar angedrohet worden, wie der König, um sich seiner Person noch näher zu versichern, vorhabe, ihn bis Ryssel oder Cambray überbringen zu lassen, und litte also dieses Werk keinen Aufschub. Der mit diesem Auftrag entlassene Hofcapellan ermanglete hierauf nicht, bei dem Cardinal von Sachsen-Zeitz von allem Vorgang Bericht abzustatten, welcher dann selbigen mit geheimem

Vorschreiben an des Kaisers Leopold Maj. in äußerster Stille und Eil abordnete, und nachdem dieser nun bei einem zweifachen geheimen Gehör dem Kaiser seinen Auftrag und des Churfürsten von Cöln wehmüthige Umstände sowohl als inbrünstige Begierde, sich mit dem kaiserl. Hof und den gesamten deutschen Reichsständen versöhnen zu können, nachdrücklichst eröffnet, so erhielt er den 11. Mai 1704 von Leopold eine von ihm eigenhändig und ohne Zuziehung eines Ministers oder auch geheimen Schreibers ausgefertigte Erklärung, vermöge welcher dem Churfürsten erlaubt seyn sollte, sich in das Hochstift Regenspurg oder Freisingen erheben und ohne alle Gefahr retiriren zu mögen.

„Weilen aber die Handschrift Leopolds gar wenig lesbar und erkenntlich war, so fand mehrgedachter Cardinal Herzog von Sachsen-Zeitz für nöthig und dienlich, selbige durch den im Haag residirenden kaiserl. Minister Grafen von Kaunitz agnosciren und deutlich machen zu lassen. Mit alsolcher allergnädigsten kaiserl. Erklärung ward gedachter Abgeordneter hierauf wiederum unter einem andern entlehnten Vorwand zu dem Churfürsten von Cöln nach Namur abgesendet; dieser ward bei Ersehung der ihm in Abschrift vorgezeigten kaiserl. Erklärung auf das innerste gerühret; gleichwie er aber bei vorhabender seiner Entflüchtung an verschiedenen Orten das holländische Gebiet oder andere von den Alliirten besetzte Plätze zu passiren hatte, so getrauete er sich nicht, auf bloße Handschrift des Kaisers sein Vorhaben zu vollführen, ließ also bei dem Cardinal Herzog von Sachsen die weitere Vorstellung machen, daß zu seiner völligen Sicherheit vom Kaiser ein eigenhändiger geheimer Geleitsbrief ausgebracht werden möchte. Leopold willigte auch ohne Anstand ein und stellte den angesuchten Geleitsbrief (so er wiederum ganz eigenhändig geschrieben und unterschrieben hatte) dem obgedachten Abgeordneten in die Hände, der solchen dem Cardinal Herzog von Sachsen in aller Stille überbrachte und demnächst dem Churfürsten zu Namur hinwiederum zustellte. Dieser wurde bei Lesung sothanen Geleitsbriefes in die äußerste Freude gesetzet und machte sich also Rechnung, aus den französischen Fesseln sich ehestens herausschlingen und zu seinen Ländern glücklich zurück-

kehren zu können. Zu dem Ende wurden in der St. Nicolai-Vorstadt verschiedene Pferde zum Abmarsch unter einem andern entlehnten Vorwand fertig gestellet und einige Zeit unterhalten. Dem dasigen französischen Commendanten Grafen Ximenes, wie schlimm er auch immer seyn wollte, war nichts von allem Vorgang kund worden, doch weil man befürchtete, es möchte ihm das Vorhaben verrathen werden, so wurde mit dessen Ausführung noch einige Zeit eingehalten, worin Leopold auch ganz willig sich bezeigt hatte.

„In der That muß wohlgedachter Leopold wegen immer abwechselndem Glück der Waffen und des fortdauernden Klagens gesamter Reichsstände damals auf friedfertige Gedanken gefallen gewesen seyn und auf alle Art getrachtet haben, sich mit dem Bayerischen Hause hinwiederum auszusöhnen, wann er nur selbiges von der französischen Partei abbringen könnte. Er verstattete gar der Churfürstin in Bayern, daß sie ganz ruhig in der Residenzstadt München mit ihren herzoglichen Kindern verbleiben und 400 Mann zu ihrer Leibwache allda beibehalten möchte, auch sollte sie die Einkünften von dasigem ganzen Rentamt zu ihrem Unterhalt zugewiesen haben, unter dem Beding jedoch, daß die übrigen befestigten Plätze in Bayern bis zur anderweiten Verordnung in kaiserlicher Gewalt bleiben, die von dem Churfürsten in Tyrol eroberte Oerter aber an den Kaiser wieder zurückgestellt werden sollten. Dieser Vertrag wurde auch wirklich unterm 4. November 1704 beschlossen und unterzeichnet, und machte man sich aller Orten die Rechnung, daß dieser Vorgang zu dem allgemeinen Frieden oder doch wenigstens zu der Versöhnung des Kaisers und der beiden Churfürsten von Cöln und Bayern die Bahn machen würde; zu solchem Ende wurde auch beiderseits unter der Hand gearbeitet, allein der unterm 3. Mai im J. 1705 erfolgte Todesfall des Kaisers Leopold warf auf einmal alle Entwürfe um.

„Kaum war dessen Sohn Joseph, der Römische König, zu einem wirklichen Kaiser ausgerufen so brach er auf einmal gegen Churfürst Joseph Clement von Cöln und dessen Bruder Maximilian Emanuel, Churfürsten in Bayern, mit allem Ernst und

Feuer los und ließ nicht nach, bis sein Vorhaben zu Stande kommen konnte.“ Die beiden Kurfürsten, von Cöln und von Bayern, wurden in die Acht erklärt. „Zu Regenspurg ward diese Achtserklärung durch den eigens abgeschickten kaiserl. Reichsherolden Adrian von Pequeran unterm 9. Mai und so weiter zu Cöln und Lüttich öffentlich verkündet und auf den vornehmsten offenen Plätzen angeheftet, ja gar auch hier an den Thoren des alten Churfürstl. Schlosses angeschlagen, allda aber nach Verlauf von zwei bis drei Tagen durch List und Behändigkeit einer heldenmüthigen Weibsperson (die zwei andere zu scherzender Unterhaltung und Gespräch mit dem allda Schildwacht haltenden holländischen Soldaten ausgestellt hatte) abgerissen und weggenommen. Was für Eindruck dieser Vorgang in dem Gemüth beider Churfürsten gemacht haben möge, ist leicht zu gedenken; der König in Frankreich suchte zwar durch die theuerste Zusagen aller Entschädigung beiden Fürsten den Schmerz in etwa zu versüßen, auch Joseph Clementen anzubieten, daß er am französischen Hof bis zu Austrag der Sache sein Hoflager halten und ebenso ohne Beobachtung einiger Ceremonien thun möchte, als wann er daselbst gleichsam zu Haus wäre; allein dieses wollte ihm gar nicht schmecken, und er entschloß sich vielmehr, seinen Aufenthalt nach Ryssel in Flandern aufzuschlagen, allwo er sich auch auf Zubringen des Erzbischofs von Cambray die große Weihungen durch den Bischof von Dornick, Max. de Coetlegon, geben ließ; am Neujahrstage 1707 sang er wirklich seine erste heilige Messe in der Kirche der Jesuiten zu Ryssel und reichete seinem Herrn Bruder, dem Churfürsten in Bayern, das heilige Abendmahl, als welcher eigens sich dorthin erhoben hatte, um dieser Feierlichkeit beizuwohnen.

„Bei allen diesen Umständen zeigte Joseph Clement noch immer einen Heldenmuth, und obwohl er durch vorgedachte Achtserklärung aller seiner weltlichen vom Kaiser und dem Reich tragenden Lehen-Regalien entsetzet war, so konnte man ihm doch nicht mit Fug die Würde eines Erzbischofs zu Cöln und Bischofs in seinen andern Hochstiften strittig machen, um so mehr, da dieses den päpstlichen Stuhl allein anging. Clemens XI war aber zu

stark für ihn portiret und gar zu französisch gesinnt, und sagte man gar, Joseph Clement wäre Vorhabens gewesen, sich nach Rom zu begeben und allda sein weiteres Schicksal abzuwarten, welches ihm doch vom Papste widerrathen worden. Um sich aber inzwischen noch mehr in seiner Erzbischöflichen Würde zu befestigen, ließ er unter dem 11. April 1708 bei dem Papst um das Erzbischöfliche Pallium durch seinen Agenten Scarlatti anstehen, dem auch selbiges den 14. April durch den Cardinal Panfili übergeben wurde, nach dessen Erhaltung er sich am 1. Tage Mai zu Ryssel durch den Erzbischofen zu Cammerich, von Fenelon, zum Erzbischof einsalben ließ. Bei dieser Consecration waren benebens dem Bischof von Ypern, Ratabon, jenem von Namur, Grafen von Berlo, dem Weihbischof Veider von Cöln und Libry von Lüttich, 26 infulirte Aebte und verschiedene Capitularen des Hochstiftes Lüttich zugegen, und war der Churfürst in Bayern nochmalen Tages zuvor in Ryssel angekommen, um dieser Feierlichkeit beizuwohnen, bei welcher er persönlich die gewöhnliche Opfer zum Altar gebracht; Joseph Clement aber hatte sich Tags zuvor außerhalb der Stadt auf ein dem Gouverneur Ximenes gehöriges Landschloß begeben, um von dorten andern Morgens seinen feierlichen Einzug in die Stadt Ryssel bis in die Stiftskirche zu St. Peter zu halten. An dem Eingang ward ein Triumphbogen aufgerichtet, welcher mit allerhand Sinnbildern und Inschriften verzieret ware, davon der Churfürst selbst die mehreste angegeben hatte: unter andern sahe man die Arche Noe auf dem ungestümmen Gewässer herumschwimmen und oberhalb derselben Blitz und Donner aus den Wolken ausbrechen, wobei jener Sinnspruch zu lesen ware: surgit surgentibus undis, jemehr die Wässer steigen, jemehr steiget auch die Arche; auf einer andern Seite war ein großer Eichbaum abgebildet, wogegen von allen Ecken die Winde bliesen, mit der Umschrift: Iratis non terret ab Austris, erschrecket nicht, wann auch der Südwind stürmisch wird (das lateinische Wort Austris war hier aber sehr zweideutig, weilen selbiges sowohl auf den Südwind als auf das Haus Oesterreich ausgelegt werden konnte).

„Inzwischen ware die Stadt Bonn und derselben Gegend durch die starke Einquartierungen sowohl als die beständige Durchzüge verschiedener Völker von den Alliirten auf das Schärfste hergeholet und nicht zu begreifen, wie die arme Stadt es habe aushalten können, nebst denen persönlichen Lasten eines jeden Bürgers insbesondere die grausame Kösten beizuschaffen, so zu Behuf der dasigen holländischen und preußischen Besatzung sowohl als deren vor und nach vorgenommener Verbesserung derer dortigen Fortificationen verwendet werden müssen, und die sich vom J. 1703 bis zu dem im J. 1713 erfolgten badischen Frieden bis auf 188,606 Rthlr. 55 Alb. 8 Hllr. ertragen haben."

Kaiser Josephs Tod, die Palastrevolution in England führten zu den Friedensverträgen von Utrecht und Baden, denen auch nicht wenig förderlich das Gefecht bei Denain, wo 12 Regimenter holländischer und 6 Bataillone kaiserl. Völker gelagert waren. „Der Marschall von Villars überrumpelte sie den 24. Jul., und was hiebei der Wuth derer französischen Völker entweichen konnte, mußte sich zu Kriegsgefangenen ergeben. Joseph Clement gab wegen dieses Vorfalls ein prächtiges Gastmahl zu Rheims, wobei die französische Generale sowohl als jene derer Alliirten, so bei diesem Vorfall zu Kriegsgefangenen waren gemacht worden, zugezogen zu werden die Ehre hatten und bei dem Nachtisch mit gold- und silbernen Denkmünzen beschenket wurden. Auf der einen Seite derselben stehet das Brustbild des Churfürsten mit der Umschrift: Joseph Clemens Archi-Ep. Col. et Sacri Rom. Imp. El. Bavariæ Dux. Auf der andern Seite aber sieht man verschiedene Kriegsleute in einem Gartenhaus versammlet, deren einige zu Tische sitzen, andere mit Tanzen sich erlustigen; vorwärts stehet das Glück, so einen von dem Wind aufgeblasenen Schleier über das Haupt haltend sich mit einem Fuß auf einem runden Kloß herumdrehet, mit der Umschrift: Ludere pertinax, d. i. im Spielen hartnäckig; unten ist zu lesen: Epulum Victoribus Victisque datum Rhemis 1713, das ist das denen Ueberwindern und Ueberwundenen gegebene Gastmahl zu Rheims 1713.

„Joseph Clement, der nun zuletzt der französischen Last überdrüssig worden ware, säumte jetzt nicht, sich zu seinen deutschen

Staaten zu erheben, und trat seine Reise nach dem Hochstift Lüttich alsofort an, allwo er den 12. Dec. über Dinant anlangte und bis in den Monat Febr. 1715 sich aufgehalten. Von dannen kame er den 25. gedachten Monats Febr. dahier zu Bonn an und hielte allda seinen feierlichen Einzug. Es wäre zu weitläufig, diejenige Freudenbezeigungen hier aufzuzählen, so der Churfürst sowohl selbst als die Einwohner hiesiger Residenzstadt Bonn und die haufenweis allda eingelangte Benachbarte unter Vergießung Tausender Zähren wechselweis blicken gelassen; die mehreste Grafen, Ritter und vornehme Landsassen hiesigen Erzstifts hatten sich wettweis dahier versammlet, um sothanen Einzug Josephi Clementis theils zu Pferde, theils in denen prächtigst ausgeschmückten Wagen zu verherrlichen. Der Zug ginge unter Läutung aller Glocken durch die vornehmste Straßen der Stadt nach der zum Münster genannten Stiftskirche, allwo währender Absingung des Ambrosianischen Lobgesangs der Churfürst auf der obern Staffel des hohen Altars sitzend die dasige Stiftsherren und ganze Geistlichkeit, nach der Rückkehr in der Residenz aber die gesamte Hofstatt zum Handkuß gelassen.

„Andern Tags den 26. Febr. hielte er in gedachter Stiftskirche vor dem wegen seiner glücklichen Rückkehr dahier angestellten Dankfest eine überaus eindringliche Anrede auf der Kanzel über die Worte des Propheten Jeremiä am 52. Cap.: ecce adsum, siehe, hier bin ich. Der Inhalt der Rede sowohl, worin der Durchl. Redner seine herzinnigliche Begierde und Freude, sich dermalen wieder nach einer zwölfjährigen Abwesenheit bei seinen Schafen zu sehen, auf die rührendste Art vorstellte, als auch die Neuigkeit, einen deutschen Erzbischofen auf der Kanzel zu sehen, machten in denen Herzen aller Zuhörer die zärtlichste Regungen, und konnte sich von diesen keiner rühmen, daß er mit trockenen Augen aus gedachter Hauptkirche herausgegangen. Bei der Rückkehr nach Hof wurden einige tausend Stück goldner, silberner und kupferner Denkmünzen unter das Volk ausgeworfen, auf deren einen Seite das Brustbild des Churfürsten, auf der andern ein ruhender Löwe abgebildet, mit der Umschrift: subditis clemens, gnädig den Unterthanen. Die vollkommene Freude über

seine glückliche Rückkehr in das Erzstift noch mehr zu verlautbaren, verfügte sich Joseph Clement unterm 2. März nach Cöln, der Hauptstadt seines Erzstifts, allwo er andern Tags den 3. März, am Sonntag Quinquagesima, in der hohen Erz-Domkirche das feierliche hohe Amt im Erzbischöflichen Schmuck gesungen und hinwiederum am Fuße des hohen Chor-Altars eine besonders rührende Rede über die Worte des Tobias am 12. Cap. gehalten: Benedictus sit Deus Pater, unigenitusque Dei Filius, Sanctus quoque Spiritus, quia fecit nobiscum misericordiam suam, gebenedeit seye Gott der Vater, Sohn und heilige Geist, weilen er mit uns Barmherzigkeit gewirket.

„Bei alledem war die Freude des Churfürsten, sich wieder in seinem geliebten Erzstift zu befinden, nicht vollkommen; dann als er an vorgemeldtem 25. Febr. seinen öffentlichen Einzug in Bonn gehalten, und beide Leibregimenter zu Pferd und Dragoner denselben hinein begleitet, entstunde schon die erste Schwierigkeit mit denen allda annoch in Besatzung liegenden holländischen Truppen. Nicht wenig Mühe hat es gekostet, dieselben aus Bonn zu vertreiben. Man glaubt gar, Joseph Clement habe die im darauf folgenden Monat Sept. vorgenommene Reise nach München der Ursache angestellt, damit er dem Verdruß entgehen möchte, sich in seiner eigenen Residenz von fremden Kriegsvölkern bewacht zu sehen. Inzwischen hatte der Churfürst unterm 21. Aug. selbigen Jahrs den ersten Stein zu der Schloß-Capelle zu Poppelsdorf gelegt und alle Veranstaltung zu dem Bau des dasigen Lustschlosses machen lassen. Auf der Reise nach München hatte er ein Gefolge von 240 Personen und 200 Pferden.

„Den 16. Nov. in der Frühe rückten der General-Feldwachtmeister Baron von Kleist und der Brigadier Baron von Glimes mit zwei Regimentern Churfürstl. Fußvölker über die Brücke der Stockenpforte in die Stadt Bonn ein und bemächtigten sich allda aller Hauptposten, machten sich auch mit Unterstützung derer Stadtbürger Meister von der Hauptwache und den Stadtthoren, und ließ der auch eigens voraus angekommene Großkanzler Baron von Karg dem Interims-Commendanten von Burmannia in der Güte bedeuten, daß er vor der bevorstehenden

und auf den 10. Dec. festgestellten Ankunft des Churfürsten die Stadt zu räumen hätte; allein Burmannia machte bald diese bald jene Entschuldigung und berief sich immer auf den zu Cöln wohnhaften Generalstaatischen Residenten von Billerbeck, dieser aber auf die hochmögende Staaten selbst. Da nun alle freundwillige Vorstellungen nichts verhelfen wollten, der Churfürst selbst aber den 11. Dec. zu Bonn einzutreffen vorhatte und vor seiner Anherokunft die Stadt geräumet wissen wollte, so rückte der General-Feldwachtmeister Baron von Kleist in Gefolge des unterm 6. Dec. von Frankfurt datirten Churfürstl. Befehls den 11. Dec. Morgens mit einer ansehnlichen Schaar Dragoner und Fußvolk in die städtische Baraquen, um die holländische Soldaten von dorten zu delogiren und in die für sie eigens auf dem Rhein bereit liegende Schiffe fortzubringen; es setzten hiebei noch ein und andere Schwierigkeiten ab, und wollten die holländische Völker von dem Rheinufer nicht aufbrechen: bis endlich gegen Abend der an der Rhein-Schiffbrücke angekommene Churfürst den Befehl ertheilet, die Anker derer Schiffe abzutakeln, worauf dann diese Gäste noch bis Schwarz-Rheindorf fortfuhren und allda übernachteten.

„Obgleich diese delogirte Völker sich in andern Orten wieder einzuquartieren gesuchet, auch die General-Staaten gegen diese Delogirung geschrien, ja gar dem Churfürstl. Residenten Maghis im Haag bedeutet, binnen drei Tagen das holländische Gebiet zu räumen, wogegen von dem Churfürsten dem holländischen Residenten von Billerbeck ein Gleiches widerfahren, so wurden doch diese Mißhelligkeiten im J. 1717 vermittelt, und vermöge eines unterm 28. Jun. ergangenen und von dem Kaiser und gesamten Reich bestätigten Vertrags erbote sich der Churfürst, die Vestungswerker auswärts und oberhalb der Stadt Bonn binnen 3 Monaten Zeit schleifen zu lassen, welche Schleifung auch alsofort vorgenommen und durch 300 Arbeiter in der möglichsten Eile vollzogen worden. Weilen nun die Stadt Bonn von der im J. 1703 erlittenen Bombardirung annoch in erbärmlichem Unstand lage, so frischte der Churfürst die Inwohner an, ihre Häuser nach Vermögen wiederherzustellen; er kaufte gar verschie-

dene Plätze und Weingärten in der Stadt, die er seinen Hofbedienten zu Bauplätzen austheilte; das alte Churf. Residenz-Schloß, so von Churfürst Ferdinand, seinem Großoheim, im Jahr 1634 gebauet und durch die holländische Belagerung sehr zerstöret war, ließ er wieder in guten Stand setzen und legte demnächst im J. 1718 den Grund zur dermaligen weltberühmten Residenz, wobei er mit der heutigen St. Floriani Capelle den Anfang gemacht und allda unterm 24. Aug. 1717 den Grundstein gelegt hatte.

„In eben selbigem Jahr 1717, den 8. Aug. weihete Joseph Clement die hiesige Kirche der Jesuiter, so von Maximilian Heinrich erbauet war, wie solches durch die über der Hauptkirchenthür eingehauene Jahrschrift klärlich ausgedrückt: a PatrVo ereCtVM Nepos DICaVIt, das ist diese Kirche hat der Oheim aufgerichtet und der Neffe eingeweihet. Den 21. Nov., als an Mariä Opferungsfest, stellte er den großen feierlichen Umgang an, bei welchem er der Bildniß Unser Lieben Frauen von Loreto kraft des im J. 1702 gethanen Gelübdes die Stadtschlüssel umhing, welche auferbauliche Ceremonie noch bis auf heutigen Tag fortwähret. Er hatte sich auch noch weiter vorgenommen, eine Ordenscapelle für den von ihm gestifteten St. Michelis Ritter-Orden außerhalb der Stockenpforte zu erbauen und zu dem Ende die Fundamente legen lassen, ja sogar war er Sinnes, vor dieser selbigen Pforte eine Vorstadt anzulegen, weshalb er verschiedene Grundplätze alldorten angekauft, auch guten Theils zahlen lassen; die Hausplätze waren schon wirklich mit Pfählen abgetheilt und unter die zum Bauen lusthabende Hofbedienten verschenket, jedoch wurde dies sein Vorhaben durch den bald erfolgten Tod unterbrochen. Den 16. April legte er in hiesigem Residenzschloß den ersten Stein zu einer neuen Hauscapelle unter dem Namen derer Heiligen Rochi und Sebastiani, und ist selbige das dermalige Gebäude, allwo heutigen Tags jährlich währender heil. Marterwoche das sogenannte heil. Grab gemacht wird.

„Im J. 1721 im Monat Mai errichtete Joseph Clement die neue Statuten des von ihm im J. 1693 gestifteten hochadlichen Ritterordens, und da eben sein Herr Vetter Herzog Clement

August, Bischof zu Paderborn und Münster, einen Besuch bei ihm abzustatten angekommen ware, nahme er selben unterm 24. Mai in hochgedachten Ritterorden auf, und bei der andern Tags gehaltenen ersten General-Ordens-Versammlung ernannte er hochgedachten Herzogen Clement August zu seinem Nachfolger in dem Großmeisterthum besagten Ordens. Den 17. Aug. nämlichen Jahrs weihete er auf der Anhöhe hinter dem Dorfe Endenich die neue Capelle ein, so allda, als auf dem Marterplatz derer heil. Cassii, Florentii, Malusii und ihrer Gefährten, der Bischof von Rhodiopol, Dechant, auch Weihbischof von Hildesheim und Propst hiesiger Archidiaconal-Stiftskirche, Maximilian Freiherr von Weichs, auf seine Kösten erbauen lassen; er hielte auch allda bei dieser Gelegenheit eine Predigt in deutscher Sprache über den Vers des 115. Psalm: pretiosa in conspectu Domini mors Sanctorum ejus, d. i. im Angesichte des Herrn ist der Tod seiner Heiligen kostbar. Es hatte übrigens Churfürst Joseph Clement sich fest vorgenommen, die Stadt Bonn in ihren vorigen herrlichen Glanz nach und nach herzustellen und dieselbe mit verschiedenen Vorstädten zu erweitern, wovon jene außerhalb der Stockenpforte die Josephsstadt und jene vor dem Martinsthor die Judenstadt benamset werden sollte, allein der frühzeitige Tod machte auf einmal den Strich durch diese Gedanken, und starb Joseph Clement an einer Wassersucht den 12. Nov. 1723. Dieses Ereigniß wurde dem zu Ahaus im Hochstift Münster damals sich aufhaltenden durchl. Coadjutoren Clementi Augusto durch einen eigens abgesendeten Courier sofort eilends überbracht, den 17. darauf die Devolvirung der Cölnischen Chur durch die von dem hochw. Erz-Thumcapitel abgeordnete beide Capitularen, Herren Grafen von Manderscheid und Officialen Moers, angekündiget und Höchstderselbe als nunmehriger wirklicher Churfürst Namens des hohen Erzstiftes und gesamter Cölnischer Churlanden vorläufig beglückwünschet.

„Inzwischen aber wurden in hiesigen Ringmauern die bei solchen traurigen Vorfällen gewöhnliche Veranstaltungen gemacht und der entseelte Leichnam den 4. Jänner 1724 zu Lande nacher Cöln gebracht und in dasiger hohen Erz-Thumkirche mit allem

Gepränge in seine auserwählte Grabstätte bei dem sogenannten Chörchen derer heil. Drei Könige zu seinen durchl. Herren Vorfahrern und Groß-Oheimen beigesetzet. Die gute Stadt Bonn, so sich in den Verlust ihres besonders geliebten durchl. Landesfürsten kaum finden konnte, machte sich die Rechnung, bei der sehnlichst gewünschten baldigen Ankunft ihres neuen theuersten Landesvaters die vergossene Zähren mit einer allgemeinen Freude verwechseln zu können, allein durch unvorgesehene Ursachen wurde selbige annoch auf einige Zeit dieses von ihr gewärtigten Trostes beraubet. Clement August ware durch seine ihm ergebene Minister dahin übetredet, auf das durch Absterben seines Oheims zugleich erledigte Hochstift Lüttich einen Anspruch zu wagen, und trat den 27. Dec. selbigen Jahrs Dero Reise mit einem Gefolge von 160 Personen und beinahe 200 Pferden dorthin an, daselbst er den 31. Dec. unter dreimaliger Lösung des groben Geschützes, auch einem unbeschreiblichen Zulauf des dasigen Volkes eintraf, und weilen, um in einem Hochstift zum wirklichen Bischof durch den Weg der ordentlichen Wahl erwählet werden zu können, eine vorherige sogenannte Residenz erfordert zu werden pfleget, so trat derselbe solche im hohen Thum unterm 2. Jänner 1724 an und empfing alldorten verschiedene Gesandtschaften von mehren Höfen, die eigens abgeordnet waren, um die gewöhnliche freundschaft- und nachbarliche Glückwünschungs-Complimente zu der anheimgefallenen Chur abzulegen.

„Wie sehr nun das Hochstift Lüttich und besonders das Walloner-Volk wünschten, einen von ihnen besonders verehrten Sprossen des Churhauses Bayern zum Oberhirten und Landesfürsten hinwiederum zu erhalten, so hatte doch des Himmels Vorsehung hierin ein Anderes verordnet, und die auf den 7. Febr. festgesetzte Bischofswahl fiel unvermutheter Dinge auf den dasigen Capitularen Grafen von Berghes aus. Doch ware das Glück dem Clement August anderer Orten nicht abhold geworden, indem derselbe unterm 8. Febr. selbigen Jahrs zum Fürstbischof von Hildesheim erwählt wurde und die fröhliche Zeitung dieser Begebenheit den 11. gedachten Monats annoch zu Lüttich erhielt, von dannen er andern Tags den 12. seine Rückreise nach Münster

nahm und allborten den 27. das feierliche Dankfest wegen sothaner Wahl bei Erscheinung derer vom Hochstift Hildesheim abgeordneten Deputirten begehen ließ. Die Vorsehung schien immerhin durch allerhand abwechselnde Vorfälle Clement August nachdrücklich prüfen zu wollen, um ihn der festgesetzten Erhebungen würdiger zu machen und dessen Standhaftigkeit zu seiner Zeit vollkommen krönen zu mögen."

Von des Kurfürsten Maximilian Emanuel fünf Prinzen waren Philipp Moriz und Clement August dem geistlichen Stand bestimmt. „Der Prinz Philipp Moriz ward aber im J. 1719 durch einen geschwinden Tod von der Welt weggerissen, da eben beide Hochstifter Paderborn und Münster ihn zu ihrem Fürstbischof erwählet hatten. Auf solches Ereigniß verfügte es der Papst Clement XI, auch andere Höfe durch ihre Vermittelung, daß die in gedachten beiden Hochstiftern unterm 26. und 27. März selbigen Jahrs neu angestellte Wahlen einhellig auf Clement August ausfielen, wogegen dieser seinem jüngern Bruder Johann Theodor zu Gunsten die Coadjutorie auf das Hochstift Regensburg unterm 29. Jul. abtrat und nach erhaltenen Bullen aus den Händen Sr. Päpstl. Heiligkeit selbst die Rückreise nach den deutschen Landen und demnächst zu seinen erhaltenen Bisthümern nahme. Er hielt auch hierauf den 14. Dec. seinen feierlichen Einzug in die Hauptstadt Münster und unterm 26. April folgenden Jahrs 1720 in die Hauptstadt Paderborn, und wechselte sein Aufenthalt bald in diesem, bald in jenem Hochstift ab. Weilen nun sein Oheim Joseph Clement ihn zu seinem Coadjutoren und künftigen Nachfolger in der Cölnischen Chur ausersehen hatte, so ward für gut gehalten, daß er zu mehrer Erleichterung der im Schild führenden Wahl im hohen Erz-Thumstift zu Cöln die erforderliche Residenz nehmen sollte, zu dem Ende er dann mit einem sehr zahlreichen Gefolge seine Reise dorthin unterm 16. März 1721 antrat und nach vorherigem bei seinem Oheim dem Churfürsten Joseph Clement zu Bonn abgestatteten Besuch und 14tägigem Aufenthalt den 5. April unterm Vorzug verschiedener prächtigen Wagen und Begleitung seiner eigenen Hochfürstl. Leibgarde und völliger Hofstatt seine feierliche

Einfahrt zu Cöln hielte und allda noch selbigen Tages seine vorhabende Residenz im hohen Thum anfing und bis den 21. Mai fortsetzte. Er kame demnächst hiehin, um sich bei seinem Herrn Oheimen zu beurlauben, und trat folgends seine Rückreise nach seinen westphälischen Staaten an.

„Im J. 1722, da er eine Reise nach Bayern zu thun sich vorgenommen, stattete er bei Joseph Clement im Vorbeigehen aufs Neue einen Besuch ab, und wurden bei dieser Gelegenheit unter andern Feierlichkeiten die so betitelte Wirthschaft den 11. Febr. und den 14. die Bauernhochzeit von dem gesamten hiesigen Adel vorgestellt, auch durch andere Schauspiele und verschiedene Lustbarkeiten während dessen Aufenthalt bis zum 22. abgewechselt, als an welchem Tage er seine Reise weiter nach München fortsetzte. Während seinem vorigjährigen Aufenthalt zu Cöln hatte er durch seine besondere Leutseligkeit die Gemüther derer hohen Capitularen sich dergestalten zugewendet, daß die auf den 9. Mai selbigen J. 1722 anberaumte Wahl eines Coadjutors und künftigen Churnachfolgers zu Cöln auf ihn glücklich ausfiel, von welchem Erfolg die freudige Zeitung demselben zu Landsberg in Bayern durch den Kämmerer Baron von Thann den 13. nämlichen Monats überbracht wurde, als wo er sich eben damals bei seinem Herrn Vater, dem durchl. Churfürsten in Bayern, in der Mitte seiner durchlaucht. Familie befand. Diese fröhliche Zeitung ward den 3. Jun. durch die eigens angelangte Cölnische Herren Thum-Capitularen Grafen von Manderscheid und von Hohenzollern bestätigt und dem neu erwählten Coadjutor von Seiten eines hochw. Thum-Capitels die erste Glückwünschung abgestattet.

„Nach dem im Monat Oct. zwischen seinem Herrn Bruder, dem Churbayerischen Churprinzen Karl Albrecht, und der durchl. Erzherzogin Maria Amalia von Oesterreich, des verstorbenen Kaisers Joseph I Tochter, zu Wien vollzogenen Beilager und demnächstiger Heim- und Einfahrt in die Residenzstadt München, sort denen bei diesem Ereigniß angestellten prächtigen Lustbarkeiten (zu deren Beiwohnung auch der Churfürst Joseph Clement von Cöln eigens zu München erschienen ware) begab sich Clement

August nach vorheriger zartesten Beurlaubung von seinem durchl. Churhause über Augsburg, Mannheim und Mainz hierhin nach Bonn, allwo er den 16. Dec. auf der herrlichst gezierten fliegenden Schiffbrücke von seinem Oheim Joseph Clement auf das Zärtlichste empfangen und mit größter Pracht zu Abend durch die mit allerhand Beleuchtungen verzierte Stadt den feierlichen Einzug hielt und nach einem unter verschiedenen Lustbarkeiten abgewechselten Aufenthalt und der inzwischen am 23. im hohen Thum zu Cöln genommenen Possession den 28. Dec. seine Rückreise nach seiner Residenz Münster genommen, unterwegs aber zu Dorsten von den Vestischen Landständen unterthänigst bewillkommt und tractiret worden. Von dorten setzte Höchstderselbe seine Reise weiter nach Dero Residenzstadt Münster fort, allwo er auch den 31. Dec. glücklich anlangte und folgenden Tags den 1. Jänner 1723 im hohen Thum hinwiederum dem feierlichen Gottesdienste öffentlich beiwohnte.

„In eben diesem Jahr, in Mitte des Monats Mai nahm Clement August mit einem kleinen Gefolge eine Reise nach Holland vor, und obwohlen Höchstderselbe das strengste Incognito zu halten beliebten, so wurden ihm jedoch alle erdenkliche und vorzügliche Ehren von den Herrn Generalstaaten überall erwiesen; nach vollendeter sothaner Spazierreise kehrte er nach dem Hochstifte Paderborn wieder zurück und langte den 18. Jun. in Dero Residenzschloß Neuhaus glücklich an, brachte allda den ganzen Sommer zu und nahm demnächst von dorten den 4. Oct. Dero Rückreise nach Ahaus im Hochstift Münster, allwo er die übrige Zeit des Herbstes verweilt, und den 14. Nov. die Nachricht des erfolgten Absterbens des Churfürsten Joseph Clement erhielt. Wie wir schon oben gedacht, so sehnte und seufzete das diesseitige Rheinisch-Cölnische Erzstift und besonders hiesige Churfürstl. Residenzstadt Bonn immer nach der höchsten Ankunft ihres neuen theuersten Landesherrn: allein politische Umstände hielten Höchstdenselben noch immer von hier ab; doch ware das Glück dem Herzogthum Westphalen weit günstiger, und nahm Clement August zu Ende des Monats März gedachten Jahrs 1724 eine Reise nach dem Residenzschloß Arnsberg vor, verweilte aber allda nur

einige Tage und kehrte hierauf in Dero Hochstift Paderborn, demnächst aber nach Münster zurück, allwo er den 9. Mai zu dem neuvorhabenden Kanal nach Zwoll in der Provinz Overyssel, an dem kleinen Flusse Aa, den ersten Rasen bei dem sogenannten Kinderhause in Gegenwart eines königl. polnischen und preußischen Gesandten, des gesamten Münsterischen Thum-Capitels und Höchstseiner Churfürstl. Hofstatt unter Pauken- und Trompetenschall und Abfeuerung derer Kanonen mit einer silbernen besonders darzu verordneten Schaufel zu stechen beliebet.

„Im Monat August kehrte er hinwiederum nach dem Residenzschloß Arnsberg, allwo er den 7. unter Vorreitung gesamter westphälischen Landstände, Kämmerer und Minister auf einem weißen, kostbar ausstaffirten Roß in der Churfürstl. rothen Kleidung den prächtigen öffentlichen Einzug hielt, auch andern Tages in dasigem berühmten Schloßsaal den eigens ausgeschriebenen Landtag eröffnet und unter dem Thron sitzend sämtliche Landstände zum Handkuß gelassen. Er brachte den ganzen Monat August allborten in abwechselnden Lustbarkeiten zu und kehrte demnächst hinwiederum nach Münster, von da er zu Ende Sept. seine gesamte Hofstatt nach hiesiger Churfürstl. Residenzstadt voraussendete, er selbst mit einem kleinen Gefolge eine Reise nach München antrat, woselbst er in Mitte seiner durchlauchtigsten Familie den ganzen Winter des Jahrs 1724—1725 verblieb, auch den Entschluß gefaßt, den 20. März auf dem Schlosse Schwaben sich durch den Bischofen zu Freisingen, Baron d'Ecker, die Priesterweihe geben zu lassen, um demnächst den 3. April, als am heil. Ostertag, in der Kirche der PP. Jesuiten zu München die erste h. Messe öffentlich zu singen. Das ganze durchlauchtigste Churhaus wohnte dieser Feierlichkeit bei, welche allen Zuschauern die Thränen aus den Augen zogen, besonders aber da man den durchlauchtigsten Vater Maximilian Emanuel nach empfangenem heiligen Abendmahl, um die Hände des Primitianten, seines Sohnes, mit Gewalt zu küssen, demselben auf den Knien nachkriechen sahe. Nach verschiedenen bei dieser Gelegenheit abgewechselten prächtigen Lustbarkeiten bereitete Clement August sich zu der Rückreise in hiesige Churlanden und reisete nach zartester

Beurlaubung von seinem durchlauchtigsten Hause den 18. April von München ab.

„Es nahete nun also der so lang und innerlich gewünschte Zeitpunkt heran, an welchem hiesige Residenzstadt ihren durchlauchtigsten neuen Landesherrn in ihren Ringmauern sehen sollte; vom höchsten bis zum geringsten Einwohner beeiferte sich jedermann wettweise zu, den Empfang aufs Herrlichste und Möglichste zuzubereiten, und nachdem die erfreuliche Zeitung eingelangt, daß Clement August (der unterwegs an den höchsten Churhöfen Mannheim, Mainz und Coblenz einen Besuch abgestattet und auf das Herrlichste tractirt worden) zu Linz am Rhein den 12. Mai übernachten und andern Tags den 13. dahier einzutreffen gedächte, so wurden zu der vorhabenden Einfahrt alle erdenkliche Anstalten vorgekehrt, die dann auch gedachten Tages Nachmittags um 2 Uhren vor sich ging und eine derer herrlichsten gewesen, so jemalen in hiesigem Niederdeutschland gesehen worden. Die mehrsten adlichen Landsassen, Churfürstl. Kämmerer und Minister hatten wettweise die kostbarste Equipagen sowohl an Handpferden als Prunkwagen zubereiten lassen, und zählte man ersterer über 100, die in dem reichsten Geschmack ausstaffirt waren, derer Prunkwagen aber über 25, worauf annebens 14 prächtige Hofwagen und zuletzt der Churfürstl. Leibwagen folgten, worin der Churfürst mit seinem Herrn Bruder, dem Herzog Theodor aus Bayern und damaligen Bischofen zu Regensburg und Coadjutorn zu Freisingen, sich befanden. Der Zug geschahe durch die auf das Herrlichste und mit allerhand Denkmalen von besonderm Geschmack verzierte Stadt zu dem Churfürstl. Residenzschloß, allwo in dasiger Hofcapelle der feierliche Dank- und Lobgesang Gott dem Allmächtigen gesungen wurde. Die ganze Nacht hindurch waren alle Gassen und Häuser auf das Zierlichste beleuchtet, und hörte man das freudigste Jubelgeschrei aller Orten durch die Luft erschallen, kurzum, Bonn schien aufs Neue geboren zu sein.

„Clement August brachte mit gedachtem seinem Herrn Bruder den Sommer theils in hiesiger Stadt, theils auf dem Lustschlosse Brühl zu, und da er von Sr. allerchristlichsten Majestät Ludwig XV zu den auf den 5. Sept. zu Fontainebleau angestellten Hochzeits-

Feierlichkeiten besonders freundlichst eingeladen wurde, so ginge er auch den 30. Aug. mit gedachtem seinem Herrn Bruder und einem kleinen Gefolge dorthin ab, nahm aber, um das beliebte Incognito besser beibehalten zu können, den Namen eines Abten von Stromberg, gedachter Herzog Theodor jenen eines Abten von Wasserburg an. Während ihrem dasigen Aufenthalt wurden sie von dem König mit besondern Vorzüglichkeiten begegnet; in dem königl. Palast einlogirt und von der königl. Hofstatt aller Orten bedienet. Nachdem sie alle Merkwürdigkeiten dasiger Gegend in Augenschein genommen, traten sie ihre Rückreise anhero gegen Ende Oct. an und langten den 20. Nov. dahier wieder glücklich ein. Den 22. folgten annoch die zwei andern Herren Gebrüder, der bayerische Churprinz Karl und Herzog Ferdinand, also daß damalen die Stadt Bonn vier durchlauchtigste Herzoge in Bayern in ihren Ringmauern zu besitzen das Glück hatte. Hochbesagte beide Herren Gebrüder hatten auch denen königl. Hochzeits-Feierlichkeiten zu Fontainebleau beigewohnet und waren zugleich mit allen vorzüglichen Ehrenbezeugungen allda begegnet worden. Nach einem kurzen Aufenthalt dahier gingen dieselben von hier weiter nach Bayern ab. Clement August reisete hierauf nach Dero Hochstift Münster und hatte die Anstalten machen lassen, die Fastnacht des folgenden Jahres 1726 mit allerhand abwechselnden Lustbarkeiten zuzubringen; allein diese wurden plötzlich unterbrochen, da durch eine eigens von München abgefertigte Estaffette die Zeitung ankame, daß Dero Herr Vater, Maximilian Emanuel Churfürst in Bayern in sehr gefährlichen Gesundheitsumständen sich befänden. Clement August eilte hierauf mit einem ganz kleinen Gefolge nach gedachtem München, allwo er bei seiner Ankunft, 25. Febr., seinen Herrn Vater in wirklichen Todeszügen antraf und annoch selbigen Abends gegen 7 Uhren in die Ewigkeit abgehen sahe. Wie tief demselben dieser Verlust zu Herzen gangen, ist leicht zu gedenken; er hielt sich auch dahero nicht gar lang zu München auf, und nachdem er hinwiederum zu Mannheim im Vorbeigehen bei dasigem höchsten Churhofe einen Besuch abgestattet, traf er den 8. Jun. dahier zu Bonn wieder ein.

„Die von dem Kaiser Karl VI um diese Zeit in Betreff der östreichischen Erbfolge vorhabende sogenannte pragmatische Sanction machte damals bei allen Höfen nicht wenig Bewegung, und ein jeder wagte sich schier gar nicht, seine desfalls habende Gesinnungen einem andern durch einen dritten anzuvertrauen, und wie stark auch Clement August sich für sein durchlauchtigstes Stammhaus interessiren mochte, so hielt er dennoch für gut, sich mit den übrigen benachbarten Mit-Churfürsten und Reichsfürsten persönlich zu berathschlagen, und ging daher den 20. Jul. nach Wesel, um bei Sr. Königl. Maj. in Preußen (die sich eben damals alldorten aufhielten) einen Besuch abzustatten. Er ward auch von Höchstdemselben beim Aussteigen an dem Wagen auf das Freundlichste empfangen und während seinem dasigen Aufenthalt in Allem mit vorzüglichen Ehrenbezeigungen begegnet; er ging demnächst nach gepflogener weitläuftigen Unterredung den 24. wieder hiehin zurück und hatte die ausnehmende Freude, von seiner Frau Mutter, der verwittweten Frau Churfürstin in Bayern, den 25. Nov. angenehm überrascht zu werden, Höchstwelche auch in hiesigen Ringmauern bis zum Monat Juli verblieben. Als inzwischen im Monat April des Jahres 1727 dahier die erfreuliche Nachricht einlangte, wie Ihre Durchl. die Frau Churfürstin in Bayern von einem Prinzen entbunden wäre, so entschloß sich Clement August auf Verlangen seines Herrn Bruders des Churfürsten in Bayern, Karl Albert, die Reise nach München vorzunehmen, die dann auch den 9. Mai in dasiger Lieben Frauen Stiftskirche mit besondern Feierlichkeiten vor sich gangen. Er brachte in besagtem München und dasigen Gegenden den ganzen Sommer zu, und weilen er seine innerliche Begierde, zu der bischöflichen Consecration gelangen zu mögen, dem Papst Benedict XIII aus dem Hause Orsini beigebracht, so fand dieser nicht allein keine Schwierigkeit, ihn wegen Abgang des sonst nach denen geistlichen Rechten hierzu erforderlichen Alters zu dispensiren, sondern erbot sich auch, sothane bischöfliche Consecration an ihm persönlich verrichten zu wollen.

„Zu solchem Ende erhob sich also Clement August unterm 5. Sept. selbigen Jahres 1727 nach Italien und wurde während

seinem Durchzug aller Orten mit den vorzüglichsten, seiner hohen Geburt und Würde zuständigen Ehrenbezeigungen empfangen und begegnet. Seine durchlauchtigste Frau Muhme, die Großprinzessin von Florenz, Violanta Beatrix, eine geborne Herzogin aus Bayern, gesellete sich zu ihm unterwegs, und setzten Beide Dero Reise in aller Eile nach Viterbo fort, als welcher Ort zu der bevorstehenden Handlung von Sr. Päpstl. Heil. ausersehen ware. Er langte auch allda den 6. Nov. an und nahm sein Quartier in dem Kloster der Carmeliten, erhielt auch bei dem Papst, so den 8. in dem Dominicanerkloster, Gradi genannt, außerhalb der Stadt Viterbo gelegen, eingetroffen ware, die feierliche Audienz und wurde also den 9. in der auch außerhalb der Stadt eine halbe Stunde entlegenen Dominicanerkirche, Madonna della Quercia benamset, von höchstgedachter Sr. Päpstl. Heil. unter Beistand verschiedener Bischöfe, Prälaten und gesamten mitrirten Stiftsherren von Viterbo zum Bischofen gesalbet und mit dem erzbischöflichen Pallio bekleidet. Er nahm hierauf in Gesellschaft höchstgedachter seiner Frau Muhme, der Großprinzessin von Florenz, eine Reise nach Neapel vor, allwo beide von dem dasigen Vicekönig, Cardinalen von Althann, in dem königl. Palast auf das Herrlichste bewirthet und mit allen erdenklichen Vorzüglichkeiten beehrt worden.

„Seine Rückreise ging demnächst über Rom, und nachdem er sich den 11. Dec. bei dem Papste beurlaubet und mit verschiedenen Kostbarkeiten beschenket worden, nach Venedig, allwo er bei seiner durchlauchtigsten Frau Mutter, der verwittweten Churfürstin in Bayern (die kurz vorher daselbst ihre Hofstatt aufgeschlagen hatte), einen Besuch ablegte und bis zu dem 16. Jänner 1728 verblieben. Bei seiner Rückkunft zu München hielt er sich allda bis den 8. April auf und langte demnächst den 23. dahier zu Bonn gegen Mittag an; er ließ in aller Eile die nöthigen Anstalten sowohl bei Hof als in der Stadt machen, um den Empfang beider Churfürsten von Trier und Bayern nach Möglichkeit herrlich und angenehm zu machen. Das ganze Churfürstl. Residenzschloß ward ringsum auf das Prächtigste beleuchtet, und hatten sich die Stadteinwohner nach Möglichkeit beeifert.

die so lang gewünschte Ankunft ihres neugesalbten Churfürsten und Landesherren durch allerhand erdenkliche Freudensbezeigungen zu verherrlichen, die also bei Ankunft höchstgemeldter beider Herren Churfürsten verdoppelt wurden. Höchstdieselben langten gegen Abend zu Wasser oberhalb der Stadt an und wurden von dem Churfürsten Clement August auf der dorthin geführten fliegenden Brücke mit der ganzen Hofstatt empfangen und unter Vorleuchtung einiger hundert Wachsfackeln durch die mit allerhand Geschmack beleuchtete und verzierte Straßen hiesiger Stadt in die Churfürstl. Residenz eingeführt.

„Während Höchstderselben Aufenthalt dahier wurden die angestellte Ergötzlichkeiten unter andern mit Nachtschießen, einem herrlichen Feuer auf dem Rhein, vermummtem Tanz auf der durch besondern Geschmack mit allerhand Grün gezierten fliegenden Schiffbrücke abgewechselt. Das Jahr 1728 wollte dem Churfürsten Clement August hinwiederum günstig und merkwürdig seyn: die nach Absterben des Prinzen Ernst August von Lüneburg zu Osnabrück auf den 4. Nov. festgestellte Bischofswahl fiel hinwiederum auf denselben einmüthig aus, also daß er sich damals, nebst dem Cölnischen Erzbisthum, mit vier andern fürstlichen Bisthümern versehen sahe; der Neid wollte zwarn demselben die Vervielfältigung solcher höchsten Kirchenpfründen und Würden strittig machen, allein Benedict XIII ware ihm gar zu geneigt, um die behörende Bestätigung dieser Wahl beschwerlich zu machen.

„Da im J. 1729 die den 9. Nov. zu Sevilla, der Hauptstadt in Andalusien, zwischen Spanien, England, Frankreich und den Generalstaaten in Betreff der Gewährleistung auf die Succession in Toscana, Parma und Piacenza für den spanischen Infanten Don Carlos geschlossene berühmte Tractaten dem kaiserl. Hofe zu Wien gar zu nachtheilig zu werden schienen, so suchte Allerhöchstderselbe im J. 1730 alle Chur- und Fürstliche Höfe des römischen Reichs durch seinen eigens abgeordneten Gesandten Grafen von Kuffstein für sein und seines erzherzoglichen Hauses Interesse geneigt zu machen; jedoch fand gedachter Graf von Kuffstein aller Orten wenig Gehör und ward mit einer zweideutigen, bei allen Churhöfen gemeinsam verabredeten Antwort

in der Kürze abgespeiset: vielmehr, da ein allgemeines Kriegs-feuer unter der Asche zu lodern das Ansehen hatte, vereinigten sich die vier rheinische Churfürsten, Mainz, Cöln, Trier und Pfalz dorthin, ihre gemeinsame Kriegsvölker dreifach zu vermehren und vor Ende Sept. in mustermäßigen Stand zu setzen; doch ward von ihnen samt und sonders die ausdrückliche Erklärung ver-lautbaret und ausgestreuet, daß alsolche gemeinsame Erhöhung ihrer Kriegsvölker zu ihrer eigenen und in den natürlichen Völ-kerrechten gegründeten, gegen allen unvorgesehenen Anfall nöthigen Beschützung und zu keines Beleidigung abzielen sollte. Welchen Eindruck diese Verfügung bei dem kaiserl Hofe gemacht habe, läßt sich gar leicht errathen, besonders da um eben selbige Zeit Ihre Königl. Maj. in Preußen Friedrich Wilhelm bei allen rheinischen Churhöfen einen Besuch abstattete und deren hegende Gesinnungen mündlich einholete. Höchstderselbe langte auch den 8. Aug. mit dem damaligen Kronprinzen (dem jetzigen König Friedrich II) dahier zu Wasser an und ward von Clement August auf der fliegenden Rheinbrücke in Gegenwart des ganzen Hofes auf das Zarteste empfangen und unterm Vortrab von mehr dann 100 Handpferden und 14 sechsspännigen Wagen, fort Begleitung der Leibgarden zu Pferde unter Pauken- und Trompetenschall durch die Hauptstraßen der Stadt in die Churf. Residenz eingeführt. Se. Maj. der König befanden sich mit Sr. Churf. Durchl. Cle-ment August in dem letzten, des Kronprinzen Königl. Hoh. aber mit des Fürstbischofen von Freisingen, Herzogen Theodor aus Bayern hochfürstl. Durchl. im vorletzten Wagen, welche beide von 13 in spanischer Kleidung prangenden Churf. Edelknaben zu Pferde umgeben waren. Man suchte den kurzen Aufenthalt des Königs auf allerhand Art angenehm zu machen, und ward der-selbe demnächst vom Churfürsten bis Brühl, von dorten aber bis Neuß von den eigens ernannten Churf. Commissarien und zuge-gebenem Gefolge von Hof begleitet.

„In eben diesem Jahre den 29. Sept. consecrirte Clement August in der hohen Thumkirche zu Münster seinen Bruder den Herzogen Theodor zum wirklichen Bischof, dem er im Monat April vorher auf dem Schlosse Ismaningen in Bayern die Prie-

sterweihe ertheilet, demnächst auch bei Lesung der ersten h. Messe in der Kirche derer PP. Jesuiten zu München assistirt hatte. Im J. 1731 den 6. Febr. ward die damalige Fastnacht dahier mit einer besondern Erlustigung geendiget; solche bestand in Vorstellung einer Bauern-Hochzeit, wobei beiderseitiger hiesiger hohe Adel den ihm durch das Loos zugefallenen National- und sonstigen Charakter vorstellen mußte. Der Zug solcher Hochzeit ging von hiesiger Residenz gegen 4 Uhr Nachmittags durch die Hauptstraßen der ganzen Stadt und bestand in 12 mit allerhand Grün und Zierrathen ausgeschmückten offenen Bauernwagen, und ward demnächst dieses Festin mit einem prächtigen Abendmahl und darauf folgendem masquirten Ball beschlossen. Im J. 1732 den 11. Aug. wurde im Namen Sr. Churf. Durchl. durch Höchstihro ersten Staatsminister und Obristhofmeister Grafen Ferdinand von Hohenzollern der erste Stein zu den neuen öffentlichen Schulen gelegt. Nachdem den 23. März gedachten Jahrs Franz Ludwig Churfürst von Mainz zu Breslau das Zeitliche gesegnet hatte, so fiel die Wahl eines Großmeisters des hohen deutschen Ordens auf Churfürst Clement August einmüthig aus, der also von der Zeit an als einer der mächtigsten geistlichen Fürsten des gesamten deutschen Reiches zu rechnen ware. Diese seine Macht und Hoheit fiel allen Staatsklüglern in die Augen und gab zu verschiedenen Vermuthungen Anlaß; solche vermehrten sich von Tag zu Tag, besonders da nach dem unterm 1. Febr. 1733 erfolgten Absterben Augusts II, König in Polen, der kaiserl. Hof mit Frankreich (so den unterm 12. Sept. erwählten König Stanislaum auf den polnischen Thron entgegen Augustum III Churfürsten von Sachsen durchaus behaupten wollte) in einen blutigen Krieg gerieth, und unerachtet die mehreste Reichsstände ohnschwer an selbem Theil nahmen, Clement August aber sich immer die Neutralität vorbedunge, inzwischen jedoch allerhand Kriegsrüstungen in hiesigem Churfürstenthum sowohl als seinen übrigen vier Hochstiftern vornehmen ließ. Das Aufsehen vermehrte sich aller Orten noch mehr, als er im J. 1734 verschiedene Regimenter zusammenzog und bis in den Monat Oct. hinein unweit hiesiger Stadt bei Godesberg lagern ließ, wo er mit einem zahlreichen

Gefolge sich einige Wochen aufhielt und den verschiedenen Kriegsübungen immer in höchster Person beiwohnte. Man wollte diesem angestellten Lustlager allerhand überzwerge Ausdeutungen zulegen und sprache sich gar ins Ohr, als wenn Clement August mit der Krone Frankreich in heimliche Bündniß wider den Kaiser und das Reich getreten; doch zuletzt legte sich der Argwohn, da er im folgenden Jahr zu der Reichsarmee sein Contingent absendete.

„Im J. 1736 den 23. Jul. ließ Clement August in dem hohen Thum zu Paderborn das 9te hundertjährige Jubelfest wegen des dasigen Hochstifts Patronen, des h. Liborius, aufs Feierlichste begehen. Im J. 1737 erhob Höchstderselbe in der Archidiaconal-Stiftskirche Mariengraden binnen Cöln die Gebeine des im J. 717 martirisirten ersten Cölnischen Erzbischofen Agilolphi mit besonderer Pracht und Feierlichkeit. Zu diesem Ende hielt er den 8. Jul. seinen öffentlichen Einzug in gedachte seine erzstiftische Hauptstadt Cöln: eine Escadron des damaligen Dragoner-Leibregiments machte den Vorzug, nach welcher über 100 Handpferde und 13 prächtige sechsspännige Staatswagen folgten; im letzten befand sich Clement August in rother Kleidung mit seinem Herrn Bruder Herzogen Theodor aus Bayern, von 16 in spanischer Kleidung oder sogenannten Broquillen paradirenden Edelknaben zu Pferde umgeben; den Schluß machte die Compagnie Leibgarde zu Pferde mit gezücktem Degen unter freudigem Schall derer Pauken und Trompeten. Bei der andern Tages den 9. Jul. vorgenommenen feierlichen Ceremonie und darauf aus besonderer erzbischöflicher Verordnung angestellten sogenannten Synodal-Procession erschienen nicht allein ein hochw. Thum-Capitel, acht infulirte erzstiftische Herren Aebte, sondern auch beiderseitiger Clerus, und ware gemeldte Stiftskirche mit den kostbarsten Tapeten und sonstigen Zierrathen, der äußere Platz aber mit verschiedenen Triumphbogen, Ehrensäulen u. s. w. auf das Herrlichste ausgerüstet. Der Zufluß der Menschen sowohl einheimischer als auswärtiger in der Stadt Cöln bei dieser Gelegenheit ware fast unbeschreiblich, um so mehr, da dergleichen Feierlichkeiten in mehren hundert Jahren allda nicht vorgekommen waren. Nach dem im dasigen Churhofe eingenommenen Mittag-

mahl geschahe der Rückauszug in gleicher Ordnung wie vorigen Tags, unter dreifacher Ablösung derer Kanonen rings um die Stadt. Ansonst hatte Churfürst Clement August sich in gemeldtem Jahr gefallen lassen, am 24. April zu dem dermaligen neuen Stadt-Rathhause den ersten Stein zu legen, bei welchem Vorgang die hiesige Garnison sowohl als gesamte Bürgerschaft auf dem Marktplatz paradirten.

„Um diese Zeit entstanden im ganzen Römischen Reich aufs Neue verschiedene Bewegungen wegen der oben gemeldten, von Kaiser Karl VI zu Wien im J. 1726 errichteten berühmten pragmatischen Sanction in Betreff der österreichischen Succession. Clement August wäre zwar selbiger zugleich mit beigetreten, um so mehr, da er gleich andern Reichsständen, so die Garantie derselben übernommen, von dem Wiener Hofe versichert worden, daß selbige zu keines Menschen Beleidigung, noch Anstoß des Rechtes eines Dritten angesehen wäre; da aber demnächst der Churfürst Karl Albert in Bayern andere uralte Rechte seines Churhauses auf gedachte Erbfolge beigebracht, die seiner in den Ehepacten feierlichst gethanen Renuntiation darauf im Wege nicht zu stehen das Ansehen hatten, so erklärte Clement August öffentlich, und zu verschiedenenmalen, daß er durch vorgedachte seine Beitretung zu keiner Zeit gedacht hätte, denen Rechten seines durchlauchtigsten Stammhauses einiges Präjudiz zuzufügen. Er ware auch von seinem Bruder dem Churfürsten in Bayern folgsam so stark eingenommen, daß er nicht allein bei dem am 20. Oct. 1740 erfolgten Ableben Kaiser Karls VI sich für die Gerechtsame des Churhauses Bayern öffentlich erklärte, sondern auch noch vor Ende selbigen Jahrs zu München der berühmten Vereinigung mit beiden Kronen Frankreich und Preußen beitrat. Er ließ sich auch besonders angelegen seyn, seinen Bruder den Churfürsten zu der erledigten Kaiserkrone zu befördern, zu dem Ende er dann zu der binnen Frankfurt auf den 27. Febr. 1742 ausgeschriebenen Wahl, außer seinen wirklich abgeordneten drei Botschaftern, sich in höchster Person zu erheben und eines der ansehnlichsten Gefolge dorthin abzusenden sich entschloß, so beinahe in 1000 Seelen hohen und niedern Standes und schier 600

Pferden bestand und den 4., 5. und 6. Dec. zu bemeldtem Frankfurt eintraf und theils alldorten, theils zu Sachsenhausen einquartiert wurde; er selbsten aber kame allda den 9. an und nahme in dem seinem hohen deutschen Orden zuständigen Commendohause zu Sachsenhausen sein Absteigquartier, wohnte auch den 15. Dec. 1741 der zwölften Wahl-Conferenz auf dem Römer in höchster Person bei, wohin er sich unter vorgehender seiner ganzen Hofstatt zu Fuß und dem Vorzug sechs leerer, mit sechs Pferden bespannten Staatswagen mit größter Pracht erhoben hatte.

„Im folgenden J. 1742 ware auf den 17. Jänner das gedoppelte hohe Beilager beider durchlauchtigsten Prinzen Clement von Bayern und Karl Philipp Theodor von Pfalz-Sulzbach mit den auch durchlauchtigsten Prinzessinen von Pfalz-Sulzbach, Maria Elisabeth und Maria Anna, zu Mannheim festgestellt. Clement August erhub sich am 15. mit einem zahlreichen Gefolge dorthin, um die feierliche Einsegnung in höchster Person zu verrichten; beide Königl. Majestäten in Böhmen nebst des Kronprinzen Königl. Hoheit trafen auch allda den 16. ein, und wurde also diese Feierlichkeit am 17. Abends gegen 6 Uhren mit der größten Pracht vollzogen. Nach der Rückkehr von Mannheim hatte Clement August den 22. bemeldten Monats Jänner zu seinem öffentlichen Einzug in die Stadt Frankfurt ausersehen und anberaumt. Der Sammelplatz der Churf. gesamten Hofstatt sowohl als derer von dem Stadt-Frankfurter Rathe zum Empfang und Begleitung abgeordneten Commissarien und Gefolges ware an dem sogenannten Guten-Leuthofe am Mainufer. Der Zug, so einer der prächtigsten gewesen, so jemalen Frankfurt gesehen, geschah durch das Gallenthor, die Hauptstraßen der Stadt bis in Sachsenhausen. Den Anfang machten nach dem städtischen Zuge und jenem des Herrn Reichs-Erbmarschallen Grafen von Pappenheim mehr dann 260 in kostbarste Livreen gekleidete Bedienten und 60 Handpferde, fort 17 Staatswagen derer Churfürstl. Minister und Kämmerer; hierauf folgten 17 Churfürstl. Kämmerer zu Pferde, dann 12 kostbare Hofwagen, jeder mit 6 Pferden von unterschiedlichen Farben mit dem reichsten Geschirr bespannet, worin die Churf. Kämmerer saßen; in dem letzten

außerordentlich prächtigen Churf. Leibwagen, dessen Grund von blauem Sammet, in- und auswendig auf das Feinste in erhabener Arbeit gestickt, befanden sich Ihro Churf. Durchl. in höchster Person; vor demselben gingen 30 auf das Reichste gekleidete Hoflaquayen und 12 Heiducken, nebenher aber 60 Leibgarden-Trabanten zu Fuß; zuletzt aber schlossen 14 Churf. Edelknaben, 10 Kammerdiener, dann 100 Churf. Leibgarden zu Pferd unter Pauken- und Trompetenschall, des übrigen prächtigen Gefolges zu geschweigen.

„Den 24. Jänner, als an dem zu der Wahl eines Römischen Königs und künftigen Kaisers bestimmten Tage, ward der Chur-Cölnische Zug nach dem Römer hinwiederum einer der ansehnlichsten, gleich dann man auch selbigen bei dem großen Zug nach der St. Bartholomäi-Kirchen scheinbar unterscheiden konnte: bei diesem ritte Clement August gleich nach dem Churfürsten von Mainz; vor ihm aber befande sich sein Obrist-Hofmarschall in spanischer Manteltracht von goldenem Stück, mit entblösetem Haupte zu Pferde, das Churschwert in der Scheide tragend. Das Pferd, so Clement August ritte, ware mit einem blausammeten Sattel und dergleichen langen mit Gold reich gestickten Walltrappe gezieret, dessen Zeug aber von purem Golde mit goldenen Banden hin und wieder geschmücket, die Steigbügel aber von Silber im Feuer vergoldet. Kurzum, dieser Aufzug ware voll der Majestät und zoge alle Zuschauer in die äußerste Bewunderung. Die angestellte Wahl eines Römischen Königs fiel nach vorhergegangenen in der goldenen Bulle vorgeschriebenen Feierlichkeiten auf den König in Böhmen und Churfürsten in Bayern Karl Albert einmüthig aus, und ward die Zeitung dieses erfreulichen Vorgangs Allerhöchstdemselben noch nämlichen Abends von Seiten des Churfürsten zu Mainz durch Dero Obrist-Kämmerer, von Seiten des gesamten Churf. Collegii aber durch den Reichs-Erbmarschall Grafen von Pappenheim, das Glückwünschungs- und Einladungsschreiben aber andern Tages durch den Herzogen Clement von Bayern nach Mannheim überbracht.

„Bei der den 31. Jänner bestimmten Einholung des neu erwählten Römischen Königs außerhalb Sachsenhausen hielt auch

Clement August seinen prächtigen Auszug nach dem vereinbarten Sammelplatz am sogenannten Riedhof auf dieselbe Weise, wie wir oben bei seinem Einzug gemeldet, und hatte er demnächst die ausnehmende Freude, den 12. Febr. höchstgedachten Römischen König seinen Herrn Bruder und den 8. März die Römische Königin zu krönen und zu salben. Der außerordentliche Aufwand, so Clement August bei dieser Begebenheit sowohl in reichester Ausstaffirung seiner völligen Hofstatt, Zubereitung derer prächtigsten Wagen und zugehörigen Geschirres als auch Verfertigung derer zu diesen beiden Handlungen für ihn selbst sowohl als der assistirenden Bischöfe und Prälaten erforderlichen Kirchenkleidungen, fort zu denen so zahlreichen als außerordentlichen Tafeln, Beleuchtungen und Feuerwerken verwendet, wird über eine Million Gulden hinaus geschäzet. Jetzt gemeldte Kirchenkleider aber, so in zwei Meßgewanden, 8 Rauchmänteln und 12 Dalmatiquen bestanden und die in einer fast unschätzbaren Kostbarkeit und in der allerkünstlichsten Goldstickerei verfertiget waren, verehrte er bei seiner Rückkehr zum ewigen Andenken in die hohe Erz-Thumkirche zu Cöln.

„Seinen Bruder den Kaiser Karl VII in der Fortsetzung des Kriegs mit Oestreich zu unterstützen, opferte Clement August das Mögliche auf, allein da Alles nichts verhelfen und das Glück der Waffen immer für das Bayerland sowohl als das Reich ungünstig zu werden anfinge, so gerieth er auf andere Gesinnungen, redete dem Kaiser seinem Bruder auf das Nachdrücklichste zu, daß er sich mit der Königin von Hungarn auf eine billige Art vergleichen und dem gesamten Reich die erwünschte Ruhe wieder verschaffen möchte, und da seine mehrmalige schriftliche Vorstellungen nichts verhelfen wollten, wagte er bei einem dem Kaiser zu Frankfurt abgestatteten Besuch seine Meinung mündlich beizubringen; allein solches ware hinwiederum vergebens, weshalben er gleich darauf zu Herstellung der sichern Ruhe seines Vaterlandes und dessen Besten einen Subsidientractat mit Großbritannien und denen Generalstaaten schlosse und ohnerachtet alles Zuredens von den französischen und preußischen Höfen nun völlig von der bayerischen Partei abzog. Im J. 1743 ward

Clement August durch den neu erwählten Erzbischof und Churfürsten zu Mainz Johann Friedrich Karl aus dem hochgräflichen Hause Ostein gebeten, ihm die Erzbischöfliche Salbung zu geben, und begab er sich zu solchem Ende unterm 11. Sept. mit einem zahlreichen Gefolge dorthin.

„Auf Absterben K. Karls VII suchte Clement August durch seine Vermittlung beide streitende durchlauchtigste Häuser Oestreich und Bayern zu vereinigen, welches dann auch wirklich durch den zu Füssen im Monat April 1745 gestifteten Frieden glücklich erfolgte. Bei der in selbigem Jahr angestellten Kaiserwahl erklärte er sich offenbar für Franziscum Großherzog von Toscana, und ob er zwar der Wahl selbsten, noch der Krönung persönlich nicht beiwohnte, ging er jedoch unterm 6. Oct. nach Frankfurt eilends ab, um dem neu erwählten Kaiser seine Glückwünschung abzustatten. Im J. 1746 den 3. Jul. weihete Clement August die von ihm in dem Schloß Poppelsdorf erbaute Capelle mit besonderm Gepränge ein, bei welcher Gelegenheit er nicht allein einen prächtigen Markt anordnen, sondern auch verschiedene Feierlichkeiten anstellen ließ, deren Verkündigung unzählbare Fremde von hohem und niederm Stande hiehinzog. Im J. 1754 den 23. Febr. entstand gegen Mitternacht in dem Kirchthurm derer PP. Capuciner eine unversehene Feuersbrunst, die unerachtet aller gethanen Gegenwehr die Kirche, das Kloster und alle darin befindliche Geräthschaften binnen wenig Stunden aufgezehrt; das mildthätige Herz Clement Augusts gewann bei diesem Zufall die angenehme Gelegenheit, gegen diese unglückselige Geistliche die Ströme seiner Gnaden zu ergießen: er übernahm nicht allein zwölf derselben in seinen eigenthümlich anerkauften Hof, den Clemenshof benamset, denen er sowohl das bequemliche Obdach, Verpflegung und nöthige Nahrung anzuschaffen geruhete, sondern übergab ihnen auch hiesige große Capelle zu ihrem öffentlichen Gottesdienst; zu Privatandachten aber ließ er ein besonderes Zimmer zum Bethause einrichten; er nahm über sich die eingeäscherte Kirche wieder herzustellen, die er um ein merkliches vergrößert und erweitert und in den prächtigen Stand gesetzet, wo selbe annoch heute zu sehen ist; er ernannte auch zwei Com-

missarien von seiner Hofstatt, die zur Herstellung des Klosterbaues bei hiesigen Stadteinwohnern eine milde Beisteuer einholen und sammeln sollten, die auch so glücklich hiebei waren, daß mit Zufluß derer von auswärtigen Gutthätern reichlich eingekommenen Almosen das Kloster baldigst in wohnbaren Stand hergestellt wurde. Clement August aber, der eine innerliche Freude bezeigte, mit den gedachten seinen geistlichen Gästen auch in der gnädigsten Vertraulichkeit umzugehen und verschiedene Tage mit ihnen zuzubringen, betriebe mit allem Ernst den Bau der Kirche, die er auch endlich so weit in Stand brachte, daß derselben feierliche Einweihung den 29. Sept. 1756 vorgenommen werden konnte; er verrichtete auch diese herrliche Handlung selbst, in Gegenwart seiner ganzen Hofstatt, und bewirthete die geistliche Väter nämlichen Tages in dem wieder auferbauten Kloster, wohin er auch selbige den 3. Oct. unter Begleitung seiner ganzen Hofstatt mit besonderer Pracht einführte. Eine glückliche Feder eines ihrer Ordensbrüder wollte diesen Tag mit diesen wenigen Worten verewigen: CLeMens nos reDVCIt, worin die Jahrzahl solcher Begebenheit in der äußersten Kürze begriffen ist.

„Das J. 1761 wollte der guten Stadt Bonn sowohl als dem gesamten lieben Erzstift Cöln besonders hart zusetzen: es ward Clement August den 4. Febr. auf dem Churtrierischen Residenzschlosse Ehrenbreitstein durch einen schnellen Tod entrissen; wie stark aber auch der Tod ihn übereilen wollte, so konnte selbiger den theuristen Clementen doch nicht abhalten, in den zu Ende gehenden letzten Augenblicken seines Lebens dem geliebtesten Erzstifte Cöln die nachdrücklichste Proben seines gegen dasselbe stets gehegten mildväterlichen Gesinnens offenbar zu hinterlassen und durch eine feierliche Vermächtniß selbiges zum Universalerben seiner völligen Hinterlassenschaft einzustellen. Das ganze Erzstift ward durch diesen Vorfall völlig niedergeschlagen, und konnte man in allen Augen derer getreuesten Cölner und mit ihnen verbrüderten Unterthanen die Regung derer zerstörten Herzen und Gemüther vollständig und klar lesen. Ein Hochw. Cölnisches Erz-Thumstift (dem bei solcher Erledigung des Churstuhls die völlige Verwaltung des Erzstiftes oblieget) ließ sich äußerst

angelegen seyn, dem durchlauchtigsten Verstorbenen die letzte Ehre auf das Prächtigste einrichten zu lassen; aller vorherigen Trauer-Ceremonien allhier zu geschweigen (als wovon in solchem betrübnißvollen Zeitpunkte die zum offenen Druck beförderte Berichte sattsam gesprochen), so war das auf den 31. März selbigen Jahrs angestellte Begräbnißgepränge des entseelten Leichnams eines der herrlichsten, so jemalen Cöln gesehen. Es stritten hierbei die unter dem betrübten Trauerschleier verhüllte Majestät, Pracht und Ordnung um die Wette und hatte das Ansehen, daß die mehrsten Herzen derer Zuschauer und getreuen Hof- und Landesunterthanen wahrlich mit ihrem entseelten Landesvater in das Grab hinabsteigen wollten, und hätte man mit Wahrheit zu dem Fuße des Grabmals mit unzergänglichen Buchstaben jene dringende Wörter zusetzen können: hIC CorDa popVLorVM, hier liegen zugleich die Herzen der Völker, in welchen wenigen Wörtern das trauervolle Jahr ausgedrucket wird.

„Die göttliche Vorsicht ließ sich durch die allgemeine Seufzer der zerschlagenen Erzstiftisch-Cölnischen Unterthanen in unvorgesehener Geschwinde erweichen: durch die den 6. April selbigen Jahres vorgegangene Wahl wurde das Erzstift in der Person unseres dermalen theuersten Maxen hinwiederum mit einem Churfolger beglücket, der, wo nicht an der Größe, doch an Milde und Gnade ein ächtes Ebenbild des entrissenen durchlauchtigsten Vorfahrers abgibt. Ohne uns in verhaßte Schmeicheleien einzulassen, können wir doch nicht umhin, dieses glückliche Ereigniß mit folgenden beiden chronographischen Denkmalen zu verewigen: ECCe qVeM eLegIt DeVs: — Vt MoDo præesset ECCLesIæ sVæ, d. i. sehet da ist, den Gott auserwählet, seiner Kirche dermalen vorzustehen; der von dem Neuerwählten gegebene Zusatz seines angenommenen Wahlspruches (in Justitia et Mansuetudine, d. i. in Gerechtigkeit und Sanftmuth) ware schmeichlend für jedermann, und die bisherige Erfahrniß erprobt täglich, daß die allgemeine Erwartung dieser seiner theuristen Zusag in allem erfüllet werde. Nach eingegangener päpstlichen Bestätigung ward er hierauf den 16. August in hiesiger Hofcapelle durch den damaligen päpstlichen Nuntium Monsign. Lucini zum wirklichen

Bischof gesalbet und mit dem Erzbischöflichen Pallio demnächst angeleget, bei welcher freudigen Gelegenheit (wie stark auch er durch seine besondere Milde entgegen ware) die hiesige Stadt Bonn ihre unterthänigst treugehorsamste Devotion durch die prächtigste nächtliche Beleuchtung aller Häuser zu erproben nicht unterlassen wollte; er beliebte auch selbige noch vor dem Abendmahle mit sämtlichen anwesenden hohen Gästen und hiesigem Adel in Augenschein zu nehmen; die Luft erschallte überall durch das allgemeine Frohlocken und Jubelgeschrei, und hatte er das ausnehmende Vergnügen, alle Herzen, auch gar jene (die mit Ausschließung aller Nebenliebe von der einzigen Gedächtniß des durchlauchtigsten Vorfahren vollkommen eingenommen zu seyn schienen) mit und für sich in die Churfürstl. Wohnstatt zu entreißen. Er ward demnächst unterm 16. Sept. 1762 durch einhellige Wahl zum Fürstbischofen zu Münster erwählet, hielte den 19. Mai folgenden Jahres seinen offentlichen Einzug in sothane Hauptstadt Münster und nahm von den allda versammleten hochstiftischen Landständen die Huldigung ein.

„Im J. 1764 wohnte er unterm 27. März der damaligen Wahl des Römischen Königs Joseph und den 29. dem feierlichen Empfang beider kaiserlich- und königlichen Majestäten bei und half mit den beiden Churfürsten von Mainz und Trier Josepho die königliche Krone aufsetzen. Bei obgedachtem kaiserl. Einzug entstand zwar zwischen ihm und dem Churfürsten von Trier wegen des Vorzuges und resp. Alternirung einige Streitigkeit, die aber noch vor dem Einzug Morgens durch den kaiserl. allerhöchsten Hof dorthin vermittelt wurde, daß Churtrier gegen ausgestelltes Reversale ohne Folge für künftige Zeiten und Präjudiz des Alternationsrechts den Vorzug für dasmal beibehalten sollte, um so mehr, da die Listen des Generaleinzugs schon zum Druck befördert und unter dem Publico ausgestreuet waren. Im Jahr 1765 fing Maximilian Friedrich an, die von seinem Vorfahren Joseph Clement im J. 1700 aufgeführte Hofcapelle in dermaligen herrlichen Stand zu setzen und des durchlauchtigsten Fundatoren Gedanken vollständig auszuführen. Schriftkundige werden mit mir einer Meinung seyn, daß die göttliche Vorsicht in Betreff

der Vollführung und Verherrlichung seines Tempels in hiesiger Churf. Residenz eben als in jenem zu Jerusalem vor 3425 Jahren einen Max Friedrich, d. i. einen großen, einen friedenreichen Regenten auserschen zu haben schiene. Unsre inbrünstige Wünsche gehen immer dahin, daß der Allerhöchste die für den damaligen Erbauer des heiligen Hauses zu Jerusalem gethane heilige Zusagen auch dermalen an unserm theuristen Max Friedrichen zu erfüllen sich gefallen lassen möge. Im J. 1766 vollführte er die Verzierung der von seinem letztern Herrn Vorfahren angelegten Galerie in hiesigem Churf. Palaste. Im J. 1767 legte er zu dem herrlichen hochfürstl. Residenzschloß zu Münster den ersten Stein. Im J. 1769 machte er den Anfang der Sammlung der natürlichen Seltenheiten, die binnen einem so kleinen Zeitraum dergestalten angewachsen, daß sie alle Kenner und Liebhaber billig in Verwunderung setzt. Das Jahr dieser angefangenen Einrichtung zeigen nachstehende wenige chronographische Wörter in Kürze an: ApIs eXeMpLo CoLLegIt InDVstrIa, d. i. Aemsigkeit und Fleiß haben nach dem Beispiel der Bienen diese Sammlung gemacht.

„Was folgends oftberührtes Erzstift zu Zeiten des abtrünnigen Gebhard II von dessen Anhängern, unter Ferdinand Herzog in Bayern bei dem 30jährigen Krieg, unter Maximilian Heinrich bei dem holländischen Krieg und folgends durch die Intriguen des Cardinals Wilhelm von Fürstenberg, unter Joseph Clement bei dem spanischen Successionskrieg auszustehen gehabt, liegt in noch gar frischem Gedächtnisse aller Cölnischen Unterthanen und Nachbarn, welche die vor und nach vorgegangene schaudervolle Verheerungen von ihren Eltern und Voreltern leider sattsam vernommen haben. Unter der glorreichen Regierung eines theuristen Clement August gelangten zwar das Cölnische Erzstift und dessen verbrüderte Hochstifter hinwiederum zu dem ehemaligen Glanz und Flor, und wird neben unzähligen prächtigen Denkmalen seiner Clemenz, die man an verschiedenen Orten hiesigen Erzstifts nicht ohne Erstaunen bewundert, die späte Nachwelt jene außerordentliche Liebe und Neigung zu preisen nicht nachlassen können, aus Antriebe welcher er die lange Zeit

vorher in seinem landesväterlichen Herzen tragende Willensmeinung in den letzten Augenblicken seines theuern Lebens vollzogen und zum Universalerben aller seiner Hinterlassenschaft und ansehnlichsten Forderungen und Ansprüche sein geliebtes Erzstift Cöln ernannt und eingesetzt hat; bei allen seinen väterlichen und gnädigsten Neigungen und Gesinnungen aber trug derselbe das nagende Mißvergnügen mit sich in die Gruft, die westphälische Landen seines geliebten Erzstifts sowohl als das Hochstift Münster von den damals im Kriege verwickelten Franzosen und Hannoverischen Kriegsvölkern überzogen zu hinterlassen, von welchen sie auch beiderseits in nicht geringe Verheerung leider gesetzet worden.

„Durch diesen schmerzvollen Verlust ward nun das Erzstift Cöln völlig niedergeschlagen, und konnte man in allen Augen der getreuen Cölner und mit ihnen verbrüderten Unterthanen die Regung derer zerstörten Herzen und Gemüther vollständig und klar lesen, und ein jeder befürchtete damals, daß es nun um das Heil und die Wohlfahrt gesamter verbrüderten Länder geschehen seyn würde. Die göttliche Vorsicht aber ließ sich durch die allgemeine inbrünstige Seufzer derer zerschlagenen verwaisten Unterthanen in unvorhergesehener Geschwinde erweichen, um durch eine den 6. April 1761 vorgegangene einhellige Wahl das Erzstift mit einem Churfolger zu beglücken, der, wo nicht an Macht und Größe, doch an Milde und Gnade ein ächtes Ebenbild des entrissenen durchl. Vorfahrers abgeben sollte, und schmeichelte man sich bei diesem Vorfall jene Sprache des Allmächtigen in unserm Gesichtskreis hinwiederum erschallen zu hören, so derselbe zu seinem Knecht David geredet, als dieser wegen der Zukunft für das Heil Israels und den vorgenommenen Bau des Tempels zu Jerusalem in äußerster Kümmerniß ware: D e r, so d i r s o l l g e g e b e n w e r d e n, w i r d d e r s a n f t m ü t h i g s t e u n d e i n r u h i g e r M a n n s e y n, d a n n i c h w i l l i h n r u h e n l a s s e n v o n a l l e n s e i n e n F e i n d e n u m h e r, d a r u m s o l l e e r S a l o m o n, d a s i s t n a c h d e r V e r d e u t s c h u n g d e r e r 70 D o l m e t s c h e r f r i e d s a m o d e r f r i e d e n r e i c h h e i ß e n, d a n n i c h w i l l F r i e d e u n d R u h e g e b e n ü b e r d a s V o l k s e i n L e b e n

lang; er soll mein Sohn und ich will sein Vater seyn, und ich will seinen Stuhl befestigen ewiglich.

„Diese Verheißungen des günstigen Himmels sind auch folgends vor und nach zu unserm Heil und Vergnügen vollkommen erfüllet worden, da wir unter der heurigen glorreichen Regierung eines Max Friedrich die schier güldene Zeiten aufleben sehen, und ohne uns in verhaßte Schmeicheleien einzulassen, so werden die durch dessen gnädigsten Vorschub aus dem ehemaligen Chaos der Verwirrung und Dunkelheit auferhobene schöne Wissenschaften, die bei vorgewesenem leidigen Mangel zur allgemeinen Erleichterung angelegte Vorrathsspeicher, das zur Auferhebung derer heimlichen Armen sowohl als zur Einschränkung des Müßiggangs angestellte und mit vielen ansehnlichen Capitalien ausgesteuerte Arbeitshaus, das merkliche Mitleiden, die väterliche Unruhe und Beängstigung für den armen Inwohner der Stadt Bonn zur Zeit des unglücklichen Brands im J. 1777, wo ihm die scheinbare Gefahr seiner lieben Unterthanen viel mehr auf dem Herzen lage und die Liebesthränen aus den Augen preßte, als das schaudervolle Ansehen seiner an allen Ecken in lichterlohen Flammen stehenden Churfürstl. Residenz, die schnelle Wiederherstellung desselbigen Schlosses, die zur Beschäftigung des dürftigen Arbeiters unternommene herrliche Verzierung anderer Gebäude, die zur Aufklärung derer Naturwissenschaften angestellte Sammlung derer Naturseltenheiten und die unabläßliche Verfechtung derer Rechten seines Erz- und Hochstifts sattsam erweisen, daß ihm der Zuname eines Vielgeliebten mit vollem Recht beigelegt worden sey, der nebstdem, daß er zum wirklichen Wohl seiner allseitigen Unterthanen alle seine äußerste Kräfte angewandt gehabt, die inbrünstige Begierde lange Zeit in seinem Vaterherzen verborgen getragen, auch für die Zukunft die Glückseligkeit des Cölnischen Erzstifts und des verbrüderten Hochstifts Münster bestens zu befestigen und für die frühzeitige Ernennung eines würdigsten Nachfolgers zu sorgen, unter dessen Schutz und weisen Regierung allseitige Landes-Unterthanen die von ihm mildest zubereitete Wohlfahrt bis in die späteste Zeiten bei vollkommener Ruhe genießen möchten.

„In Mitte solcher Gedanken voller Vaterliebe ward nun Max Friedrich durch die Eingebung der göttlichen Vorsicht veranlaßt, denen Capitularen des hohen Erzdomstifts Cöln sowohl als des Hochstifts Münster vor und nach seine Gesinnung zu eröffnen und denselben beiderseits bei der ihnen nun freigestellten Wahl eines Coadjutoren und künftigen Nachfolgers den durchl. Sohn und Liebling der großen Maria Theresia und des auch großen Kaisers Josephs II jüngsten Bruder, den Erzherzog Max Franz, königl. Prinz von Hungarn und Böheim, kräftigst anzuempfehlen, als welcher nach einer vieljährigen Prüfung eine vollständige Neigung zu dem geistlichen Stand zu haben bezeigte und zur Regierung verschiedener Kirchen von dem Himmel ausersehen zu seyn schien. Max Friedrich hatte auch hiebei das trostvolle Vergnügen, die meiste für das Wohl derer Unterthanen gesinnte Gemüther zu seinem Vorschlag willfährig zu finden, und da er folgends den 26. Junius durch seine eigens abgeordnete Staatsräthe, die Freiherren von Belderbusch, von Gymnich und Forstmeister, dem zu Cöln versammelten hochw. Domcapitel den nähern formlichen Antrag zu Ausersehung eines würdigen Coadjutoren und Churfolgers machen ließe, so ward über selbigen sogleich in pleno die Berathschlagung vorgenommen und einhellig beschlossen, den Tag zu der vorzunehmenden feierlichen Wahl auf den 7. Aug. festzusetzen, welchem Beispiel dann auch alle Capitularen des hohen Domstifts Münster nachgefolget und die Wahl eines Coadjutoren in dasigem Hochstift auf den 16. selbigen Monats angesetzt haben.

„Nachdem nun Ihro Maj. der Kaiser diese Vorbereitung zu Allerhöchstdero besonderm Vergnügen vernommen, ernannte er seinen kaiserl. auch königl. wirklichen Geheimrath und bevollmächtigten Minister bei denen sämtlichen rheinischen Churhöfen und dem westphälischen Kreis, Herrn Grafen von Metternich zu Winnenburg und Beilstein zu seinem kaiserl. Commissair, um in allerhöchstem Namen dem künftigen Wahlgeschäft beizuwohnen, welcher dann auch den 31. Jul. zu Bonn eintraf und noch selbigen Mittags sich nach dem Churfürstl. Residenzschloß erhube, alldorten von dem versammelten zahlreichen Hofe bei dem Wagen

und folgends stufenweis von denen Churf. Kammerherren, hohen Amts- und Stabsherren des Hofes, an der Thür des Audienzsaals aber von Sr. Churf. Gnaden empfangen ward, Höchstwelchem er sodann das kaiserl. allergnädigste Beglaubigungs- und Handschreiben überreichte, zu Mittag bei Hof speiste und nach aufgehobener Tafel und genommener Beurlaubung nach Cöln abginge, allwo er gegen Abend um 8 Uhren unter Abfeuerung der Kanonen angekommen und in dem Cölnischen Hofe abgestiegen, an dessen Thoren bereits eine Ehrenwache von Stadt-Cölnischen Grenadiers Posto gefasset hatte. Andern Tags den 1. Aug. nahme er von einer feierlichen Deputation des hochw. Domcapitels sowohl als des städtischen Rathes die Bewillkommungscomplimenten an, und Mittwochs den 2. hielte derselbe unter Vortretung mehrerer Hofbedienten und des eigenen Staatsgefolges die feierliche Auffahrt in einem prächtigen 6spännigen Hof-Prunkwagen nach der hohen Erzdomkirche, wo derselbe an dem Hauptthor von denen Herren Deputirten des hochw. Domcapitels empfangen, in das Capitelhaus geführet und nach vollbrachtem mündlichen Antrag auf gleiche Art bis zu dem gemeldten Hauptthor zurückbegleitet wurde. Mittags speiste derselbe bei dem kaiserl. königl. Herrn Geheimrath und Churcölnischen ersten Staatsminister Freiherrn von Belderbusch, von Sr. Königl. Hoh. zu dem Wahlgeschäft eigens bevollmächtigtem Minister, und fanden sich des päpstlichen Herrn Nuntius, auch Erzbischofs von Thiana, Herrn Grafen Bellisomi Exc., als auch sämtliche Herren Domcapitularen und viele andere Gäste von dem hohen Adel bei der Mittagstafel ein.

„Die sanfte Hoffnung des Erzstifts Cöln schiene nun von diesem Zeitpunkt an zu seiner Reife zu gelangen und die Befestigung seiner Glückseligkeit für die Zukunft mit großen Schritten heran zu nahen, und wirklich wurden dessen heißeste Wünsche den 7. gedachten Monats erfüllet, da an selbigem Tage nach gehaltenem musikalischen hohen Amt in der hohen Domkirche ein hochw. Domcapitel die Wahl eines Coadjutoren zu dem Erzstifte vornahm, dieweiche auf Ihro Königl. Hoheit den hochw. durchl. Fürsten und Herrn Maximilian Franz, Königl. Prinz von

Hungarn und Böheim, Erzherzog zu Oesterreich, Hoch- und Deutschmeister, einstimmig ausgefallen und sofort höchstdessen obbemeldtem bevollmächtigten Herrn Minister Freiherrn von Belderbusch durch eine eigene domcapitularische Deputation kund gemacht wurde. Dieser erhob sich sodann in die hohe Erzdomkirche, allwo er mit üblichem Ceremoniel empfangen und in das Capitelhaus eingeführet ward, allda er im höchsten Namen des durchl. Herrn Committenten und Neuerwählten die Wahl auf selbigen angenommen, die gewöhnliche Capitulation beschworen, unterschrieben und mit dessen Pettschaft bekräftiget. Nachdem nun auch mittlerweil diese glücklich vollzogene Wahl obgedachtem kaiserlichen Herrn Commissarius Grafen von Metternich zugleich angezeiget worden, so verfügte sich derselbe unter gleichem Ceremoniel und Empfang wie bei der ersten feierlichen Auffahrt am 2. d. nach der Erzhohen Domkirche, in welcher von der Hauptthüre an das ganze Stadt-Cölnische Bataillon mit den Fahnen, bei dem hohen Chor aber das in der Stadt Cöln auf Werbung liegende k. k. Werbcommando Spalier machte, allwo derselbe unter dem nächst dem hohen Choraltar aufgerichteten Baldachin dem abgesungenen musikalischen Te Deum beiwohnte, während das allgemeine Geläute der Glocken, das Donnern der Böller und eine dreifache Abfeuerung der Kanonen rings um die Stadt diesen freudigen Ausschlag den Inwohnern und auswärtigen Unterthanen verkündigte. Auch ginge sofort der Churf. Geheimrath und Oberjägermeister Freiherr von Weichs eilends als Courrier nach Bonn ab, um Sr. Churf. Gnaden die mit voller Inbrunst erwartete freudige Nachricht zu überbringen, langte allschon gegen 1 Uhr Nachmittags unter Vorreitung 6 blasender Postillons an und ward von dem Churfürsten huldreichst empfangen, auch mit einem kostbaren Andenken, einer güldenen Tabatiere beschenket, worauf sodann Se. Churf. Gnaden ohne weitere Verweilung zu der Franziscanerkirche, als der seit dem unglücklichen Brand im J. 1777 ausersehenen einstweiligen Hofcapelle, sich erhoben und dem alldorten abgesungenen musikalischen Danklied beigewohnet haben, während daß unter Läutung aller Stadtglocken und beständiger Abfeurung des kleinen und groben Geschützes die

Verkündigung dieses höchst erfreulichen Vorgangs glücklich wiederholet ward.

„Nach vollendetem diesem Dankopfer geruhete der geliebte und theuriste Landesvater von beiderseitigem hohen Adel und der gesamten Hofstatt die unterthänigste Glückwünschungs-Complimente wegen der nun glücklich erfolgten Erfüllung seiner landsväterlichen Absichten in Besorgung eines würdigsten Churfolgers mit allgemein bekannter Huld und außerordentlicher Munterkeit anzunehmen, auch mit eben heiterer Stirn folgenden Tags den 8. die von einem hochw. Domcapitel mit einem Glückwünschungsschreiben versehene deputirte Herren Capitularen als auch den päpstlichen Herrn Nuntius zu empfangen, als welcher sich hiehin eigens erhoben hatte, um sowohl eine gleiche Glückwünschung abzulegen, als auch der allgemeinen Freude beizuwohnen, zu welchem Ende dann auch ein ungemeiner Zulauf von Fremden von einem Augenblick zum andern ankame. Mittags ward hierauf in der großen Gallerie an einer Tafel von 60 Gedecken und in dem anstoßenden Speisesaal an einer zweiten von 30 gespeiset und Abends in dem herrlich beleuchteten Akademiesaal gespielt. Nach aufgehobenem Spiel geruheten Se. Churf. Gnaden die auf den benachbarten Gebirgen Drachenfels, Godesberg und Kreuzberg von den wonnevollen Unterthanen und Nachbarn veranstaltete Freudenfeuer aus dem Fenster zuzusehen, folgends aber unter Begleitung von mehr denn 40 Hof- und herrschaftlichen Wagen durch alle Hauptstraßen der hiesigen Churf. Residenz zu fahren, um die allerseitige Beleuchtungen in höchsten Augenschein zu nehmen, an welchen zwischen einigen hunderttausend Lichtern von allerhand Art und Geschmack das Feuer der inbrünstigsten Liebe der Bönnischen Einwohner vom größten bis zum niedrigsten vorzüglich und wettweis hervorglänzte; alle Straßen waren durchaus von einer unzähligen Menge benachbarter sowohl als ausländischer fremder Zuschauer so stark angefüllt, daß die stolze Reihe derer nach einander folgenden Wagen kaum durchkommen konnte. Der den ganzen Tag hindurch mit abwechselnden Gewitterwolken drohende Himmel schiene bei dieser Nacht die allgemeine Freude der Stadt zu billigen und den Bürger sowohl

als Ausländer mit der lieblichsten Witterung beschenken, auch einigen hundert Fremdlingen das angenehmste Obdach in freier Luft vergönnen zu wollen, weil alle Häuser von Freunden sowohl als Fremden überzählig angefüllt waren. Se. Churfürstl. Gnaden geruhten Dero höchste Zufriedenheit über alle diese Freuden- und Liebesfeier mit denen deutlichsten und huldvollsten Geberden zu bezeigen, nach der Rückkunst bei Hofe den zahlreichst erschienenen in- und auswärtigen Adel an einer Tafel von mehr dann 90 Gedecken zu bewirthen, folgends aber auch der Eröffnung eines masquirten Balls in den drei herrlich beleuchteten Sälen beizuwohnen, der bis nach 6 Uhren Morgens mit der lebhaftesten Freude fortgedauert hat.

„Es wäre zu weitläufig, die verschiedene Gattung der herrlichsten Beleuchtungen und der sinnreichsten und geschmackvollsten, auf die freudige Begebenheit anspielenden Inschriften allhier zu beschreiben, und würden wir uns einer beißenden Kritik aussetzen, wenn wir vorzüglich das eine oder andere anrühmen wollten, da gewiß der große und reiche sowohl als der geringe und auch dürftige Inwohner sich wettweis beeifert, die innerste Wonne der Herzen an Tag zu legen und ihre heißeste Segenswünsche für ihren theurist geliebten Landesvater und seinen nunmehro adoptirten geliebten Coadjutoren zur Nachahmung allen Zuschauern bekannt zu machen; mit welchem Eifer auch folgends die gesamte Städte des Cölnisch-Rheinischen Erzstifts als des Herzogthums Westphalen diesem heißen Beispiel gefolgt haben, ist bereits durch die offene Zeitungsblätter von der ersten Zeit dieser glücklichen Begebenheit bis auf den heutigen Tag vor und nach ausposaunet worden. Ohne aller jener herrlichen Beleuchtungen, so in des geliebten Erzstifts Mutterstadt Cöln an dem Cölnischen Hofe, als dem Absteigquartier des kaiserlichen Herrn Commissair, an der prächtigst ausgezierten Domdechanei, an den Häusern der Herren Domcapitularen überhaupt, an dem Gebäude des Erzbischöflichen geistlichen Hofgerichts, an den Wohnungen aller von dem Hofe abhangenden Personen, an beiden deutschen Ordens-Commenderien, an dem kaiserl. Reichs-Oberpostamt, an dem Quartier des k. k. Obrist-Lieutenant und Minister-Residenten,

auf dem Platz Mariägraden-Stiftskirche und an dem dem Cölnischen Hof grad gegenüber liegenden Pfarrhaus bei dem Abend dieses beglückten Wahltags zu sehen gewesen, und jener herrlichen Mittags- und Abendtafeln, welche der kaiserl. Herr Wahlcommissair Graf von Metternich, und jenes glänzenden Freiballs, so der Erzherzogl. bevollmächtigte Minister Freiherr von Belderbusch den freudenvollen Inwohnern und Fremden gegeben, zu gedenken, so hielte es auch die geringste Ortschaft des ganzen Erzstifts für eine Schuldigkeit, dem Allerhöchsten für die bei diesen Zeitzuständen durch die offenbare Stützung der landesväterlichen Gesinnung unseres theuristen Maxen erwiesene sonderbare Gnad und Wohlthat in Kirchen und Tempeln sowohl demüthigst zu danken und für dessen und seines geliebten künftigen Churfolgers langjährige Erhaltung inbrünstigst zu beten, als auch durch öffentlich angestellte Beleuchtungen, Belustigungen und Feierlichkeiten ihre allgemeine Freude an Tag zu legen.

„Diese Freude wurde folgends nochmal verdoppelt, als die frohe Zeitung den 17. Aug. von Münster durch den Churfürstl. Kämmerer, auch General-Major Freiherrn von Stael zu Bonn unter Vorreitung 6 blasender Postillons eingeloffen, daß durch Vermittlung der göttlichen Vorsicht vorigen Tags die Wahl eines Coadjutors in dasigem Hochstift ebenermaßen glücklich und einstimmig wie zu Cöln auf des Herrn Erzherzogen Max Franz Königl. Hoh. ausgefallen ware. Ihro Churf. Gnaden geruhten zur Bezeigung Höchstdero vollkommener Freude über sothanen Vorgang gedachten Freiherrn von Stael nicht allein mit einem kostbaren Ring von Brillanten zu beschenken, sondern auch denselben zu der Stufe eines General-Lieutenants und zweiten Ober-Befehlshabers aller Hochstift-Münsterischen Truppen zu erheben, sodann in der Franziscanerkirche dem Ambrosianischen Lobgesang beizuwohnen, so unter frohestem Paukenschall und dreimaliger Abfeuerung der Kanonen und Freudensalven der paradirenden Garnison, auch Läutung aller Glocken hinwiederum von der Hofmusik abgesungen ward. Bei der Rückkunft aus der Kirche legten die zahlreiche Hofstatt und Abends bei der eigens angesagten Spielversammlung die in großem Hofputz erscheinende Damen

ihre zärtlichste Glückwünschungs-Complimente ab. Unbeschreiblich wäre der allgemeine Jubel der von Wonne entzückten Bönnischen Einwohner bei diesem die glückliche Befestigung der allgemeinen Glückseligkeit des Cölnischen Erzstifts eben wie des verbrüderten Hochstifts Münster verheißenden Ereigniß, und hatte sich ein jeder bis zum geringsten in Bereitschaft gesetzt, seine ehrfurchtsvolle Freude durch eine nochmalige Beleuchtung an den Tag zu legen; der vaterliebevolle theuriste Fürst aber geruhte diese Freudenbezeigungen verdanken und durch den Stadtrath von Haus zu Haus bedeuten zu lassen, daß solche Beleuchtung bis zu jenem Tag verschoben bleiben sollte, wo er das ihm nur einzig übrig bleibende Vergnügen und Wünsche erfüllt sehen würde, seinen theurist geliebt- und geschätzten Chur-Nachfolger in den Stadt-Ringmauern umarmen und demselben seine Vaterliebe gegen seine Unterthanen mit dem ersten Hauch einflößen zu mögen.

„Inzwischen aber gefiele es Sr. Churf. Gnaden, seinen allseitig geliebten Unterthanen das auferbaulichste Beispiel zu geben, daß dem Allerhöchsten vor Allem der inbrünstig-demüthigste Dank abgestattet werden müßte, durch dessen allerweiseste Vorsicht und allmächtige Anordnung er nun das Ziel seiner landesväterlichen Absicht und heißesten Wünsche erfüllt sahe, zu dem Ende er dann in hiesiger Archidiaconal-Stiftskirche ein allgemeines öffentliches Dankfest auf Montag den 21. Aug. anordnete, welches durch ein allgemeines Geläute aller Stadtglocken am Vorabend von 6 bis 7 Uhren und folgenden Tags von 7 bis 8 Uhren verkündiget ward, und zu welchem Höchstderselbe Morgens gegen 10 Uhren in einem prächtigen mit 6 Pferden bespannten Prunkwagen in Begleitung Dero Herren Minister, Kämmerer, sämtlicher Räthe, Truchsessen, Edelknaben und des zahlreichen Hofstaats und unter Bedeckung der Leibgarden sich in gedachte Stiftskirche erhube und alldort dem von der Hofmusik abgesungenen hohen Amte und Te Deum unter einem bei dem hohen Chor-Altar aufgerichteten prächtigen Throne pontificaliter beiwohnte. Nebst allen Klostergeistlichen hiesiger Stadt fand sich der hohe Adel, der Stadt-Magistrat, alle Bürgerzünfte und Brüderschaften

nebst einer unzähligen Menge benachbarter Unterthanen und Fremden allda versammelt ein, um nicht allein das froheste Dankopfer ihres theuristen geliebten Landesfürsten mit ihrem inbrunstvollen Gebet zu dem Allmächtigen zu begleiten, sondern auch dessen langjährige Erhaltung und verdoppelte Segnung seiner und seines zärtlichst geliebten künftigen Nachfolgers dereinstigen Regierung demüthig zu erbitten.

„Die Enge dieser wenigen Blätter gestattet inzwischen nicht, eine vollkommene Schilderung aller jener herrlichen Freudenbezeigungen zu machen, womit sich die Haupt- und Hochfürstl. Residenzstadt Münster an jenem wonnevollen Tage der höchst beglückenden Wahl des durchl. Herrn Coadjutorn hervorgethan hat. Nachdem dieselbe den mit äußerster Begierd abwartenden Einwohnern und Nachbarn durch Abfeuerung des groben Geschützes rings um die Stadt den glücklichen und einstimmigen Ausgang der Wahl angekündiget, und nach dem in der hohen Domkirche abgesungenen Ambrosianischen Danklied beiden, des kaiserl. Herrn Wahlcommissairs Grafen von Metternich sowohl als des Erzherzogl. bevollmächtigten Herrn Ministers Freiherrn von Belderbusch Exc. von den Herren Capitularen des hohen Domstifts, dem in- und auswärtigen Adel und übrigen Personen von Rang die treuest-gesinnte patriotische Glückwünschungs-Complimente abgestattet worden, so ward auf dem von Sr. Churf. Gnaden neu angelegten Hochfürstl. prächtigen Residenzschloß an verschiedenen Tafeln von 233 Gedecken gespeist und hinwiederum 100 Kanonen abgefeuert. Abends ward auf dem herrlich beleuchteten Stadt-Theater ein auf den freudigen Vorgang dieses Tags anspielendes Singspiel aufgeführt, und nach dessen Endigung gegen 9 Uhren wurden in der ganzen Stadt die herrlichste Beleuchtungen angezündet, zu deren Anschauung die hohe Gesandtschaften, der Adel und alle Fremde unter Begleitung eines stolzen Zugs von 108 Wagen und unter dem wiederholten Donner von 100 Kanonen ausfuhren. Nach der Rückkehr ward ein prächtiges und geschmackvolles Abendessen aufgetragen und folgends ein masquirter Ball eröffnet, wobei sich einige 1000 Masquen und Zuschauer einfanden.

„In diesem Zeitpunkt wäre in der Stadt und im Vaterland eine allgemeine Freude, welche folgends annoch größer ward, da die von Wien einlaufende Briefe, mit dem strengsten Geheimniß jedoch, zum voraus ankündigten, daß des durchl. Herrn Coadjutorn Königl. Hoh. sich entschlossen hätten, bei Sr. Churfürstl. Gnaden, seinem dermalen theuristen anderten Vater, ehestens den ersten Besuch abzustatten und seine dereinstige Unterthanen mit seiner ersten Erscheinung in hiesiger Gegend zu erfreuen. Die bei dem Churhof hierauf angeordnete Veranstaltungen zum Empfang eines so theuer geliebten Gastes bestärkten die freudige Muthmaßungen der nach seiner Erscheinung sich sehnenden Cölnischen Landsassen, und gleichwie Muthmaßung bei dem Neugierigen im zweiten Augenblick Hoffnung und im dritten Gewißheit zu seyn pflegt, so begann auch die allgemeine Freude schier ungestümm zu werden, und nebstdem daß ein jeder seinen wonnevollen Geist beschäftigte, um eine oder andere Erfindung auszudenken, wie er nach seinen Kräften den Empfang des durchl. Gastes verherrlichen möchte, so wurden demselben viele tausend Segenswünsche auf die vorhabende Anheroreise entgegengeschickt, die er auch also folgends am 19. Sept. nach vorheriger zärtlichsten Beurlaubung von beiden Kaiserl. auch Königl. Apostolischen Majestäten und dem ganzen allerdurchl. Hause antrat und also schnell fortsetzte, daß er schon den 23. zu Mergentheim, eines zeitlichen Hoch- und Deutschmeisters Residenzstadt, und den 27. zu Aschaffenburg, dem Churmainzischen Lustschloß, anlangte und von Sr. Churf. Gnaden zu Mainz auf das Zärtlichste empfangen und herrlichst bewirthet und von dorten den 29. bis Mainz begleitet worden.

„Zu Oberwesel wurden Se. Königl. Hoh. von Sr. Churf. Durchl. zu Trier auf das Angenehmste überrascht und nach Coblenz, der Churtrierischen Rheinischen Residenzstadt, und sofort nach dem Lustschloß Schönbornsluft geführt, allwo alle erdenkliche Veranstaltungen frühzeitig und eilends gemacht worden waren, um dem durchl. Gast den wiewohl engest eingeschränkten Aufenthalt durch eine herrliche Beleuchtung des Lustschlosses und Gartens und Abbrennung eines kostbaren Feuerwerks angenehm zu machen.

Inzwischen hatte Rhens, die wegen dem Römischen Königsstuhl berühmte Grenzstadt des Cölnischen Erzstifts, am 30. Sept. das beneidungswürdige Glück, Se. Königl. Hoh. bei ihren beglückten Ufern zu erblicken, wo sodann der dasige Vogt in Begleitung derer Gerichtsscheffen und Stadtbürgermeister die Gnade gehabt, Höchstdemselben zum glücklichen Eintritt in die Churcölnische Landen die unterthänigste Bewillkommungs-Complimente und durch Ueberreichung des Ehrenweins und verschiedener Traubenkränze den ersten Tribut abzulegen, hiebei aber durch die huldreichste Beantwortung entzückt zu werden." (Bei der Gelegenheit darf ich wohl einen für den Rhenser weißen Wein höchst ehrenvollen Trinkspruch anführen:

Der hält den Rhenser weißen Wein wohl für der Tafel Zierd,
Wer dessen Farb, Geruch, Geschmack ohne Neid probirt.)

„Bei der Ankunft zu Andernach, der ersten Directorialstadt des Erzstifts, wurden Ihro Königl. Hoh. durch die eigens von Sr. Churf. Gnaden entgegengeschickte Abgeordnete, den Herrn Staatsminister Freiherrn von Belderbusch, den Herrn Obriststallmeister und Geheimrath Freiherrn von Forstmeister und den Herrn Staats- und Conferenzrath auch Hofraths-Präsidenten Freiherrn von Gymnich, dann den adlichen Geheimrath und Ober-Silberkämmerer Freiherrn von Lombeck-Gudenau, feierlichst empfangen und nach den abgelegten Bewillkommungs-Complimenten in das an den Stadt-Ufern in Bereitschaft liegende Churf. Jachtschiff eingeführt, und hatte der dortige Stadtrath, auch Churf. Zollbeamte die Ehre, Höchstderoselben bei Ueberreichung des Ehrenweins und der diesjährigen Traubenprobe das unterthänigste Compliment zu der glücklichen Ankunft in den Erzstiftischen Staaten abzulegen und folgends mit ihren niedlich ausgezierten Jachten und andern Fahrzeugen unter immerwährender Musik und Abfeurung ihrer mit sich führenden Kanonen und andern Schießgewehrs das höchste Schiffsgefolge bis Bonn auszumachen. Zu denselben stießen auch folgends während der Fahrt nach und nach die Churtrierische Zollbeamte und Gerichtspersonen zu Leudesdorf, die Churcölnische Gerichts- und Zollbeamte, auch Bürgermeister und Rath zu Linz, fort der Stadtrath und sonstige Vor-

steher zu Erpel, Unkel, Breidbach und Königswinter nebst einigen Compagnien Freischützen aus den Aemtern Mehlem und Godesberg, mit verschiedenen kleinen und großen Fahrzeugen, die durch ihre Schwenkungen, wehende Flaggen, anhaltendes Feuer aus ihren Kanonen und kleinem Gewehr das Ansehen einer kleinen Schiffsarmee hatten; an allen Orten, wo dieses kleine Schiffsheer vorbeifuhr, wurden dem erhabenen Prinzen die unterthänigst zärtlichste Complimente von den wechselseitigen Vorstehern abgelegt, der Ehrenwein überreicht, und beiderseitige Rheinufer prangten mit einigen Tausenden von Freude taumelnden Unterthanen, die mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel, auch beständigem Lauffeuer aus ihrem Schießgewehr ein unablässliches Jubelgeschrei machten, so das schier erstaunte anstoßende Gebirge mit einem freudigen Wiederhall in die Nachbarschaft aussprengte.

„Der von einer so außerordentlichen Last stolze Rheinfluß schien vorsätzlich mit langsamen Fluthen das in vollem Siegeszug ankommende Schiffsheer hinunterrollen zu wollen, um desto länger das Vergnügen zu haben, den erhabenen Liebling des vielgeliebten Maxen tragen zu mögen. Nach 3 Uhren Nachmittags ward dessen Annäherung von den Rhein-Batterien sowohl als der fliegenden Brücke und den Schiffsmühlen durch wiederholte Abfeuerung des groben Geschützes und immerfort andauerndem Gegengruß von allen Schiffen dem Churhofe sowohl als der Stadt angekündiget; alles stürzte in lichten Haufen zum Thor und den Rheinufern der Stadt, um dem feierlichen Empfang des durchl. Gastes zuzusehen. Vor dem Aussteigen auf die niedlich verzierte Landbrücke hatte der Churf. Herr Obristkämmerer Freiherr von Lombeck, unter Begleitung der beiden Oberofficiers der Churf. Leibgarde und derer Edelknaben, Höchstdenselben auf dem Verdeck der Schiffjacht in höchstem Namen Sr. Churfürstl. Gnaden zu bewillkommen und folgends zu dem auf dem Ufer in Bereitschaft stehenden sechsspännigen Churf. Prunkwagen zu führen. Der Zug ginge sodann durch die vornehmste, mit unzähligen Zuschauern angefüllte Straßen der Stadt, unter Paradirung der Besatzung, nach der Churfürstl. Residenz in folgender Ordnung: voraus ritte der Churf. Oberbereiter auf einem prächtig ausstaf-

firten Pferde; ihm folgten zwei Stallbediente zu Pferde; hinter diesen kamen zwölf auf das Prächtigste ausstaffirte Handpferde, jedes von einem Stallbedienten zu Pferde an der Hand geführt, der Piqueur und Churf. Sattelknecht zu Pferde; alsdann folgten sechs Prunkwagen, jeder mit sechs auf das Kostbarste angeschirrten Pferden bespannt, die sämtliche Churfürstl. Livrée mit entblößtem Haupte von beiden Hof-Fouriers geführt; endlich der Churfürstl. Leibwagen, darin Se. Königl. Hoh. saßen, und um welchen die Churf. Heiduken zur Seiten, hinten aber die Churf. Edelknaben mit ihrem Hofmeister folgten; der Husaren-Major, so mit 23 Mann das auf dem stolzen Rhein langsam fortrollende kleine Schiffsheer von Andernach aus an dem Ufer zu Pferde begleitet hatte, machte den Schluß dieses herrlichen Zugs mit gedachter Mannschaft, paarweis mit entblößten Säbeln.

„Ihro Churf. Gnaden sahen den mit langsamen Schritten ankommenden prächtigen Zug am Fenster des großen Thurmsaals mit sichtbarlich erstaunender Freude und Munterkeit an, und da Höchstdieselbe den durchlaucht. und theuristen Gast von Weitem erblickten, eilten Sie unter Vortretung der ungemein zahlreichen Hofstatt Höchstdemselben mit einer merkwürdigen Begierd entgegen und empfingen Ihn beim Aussteigen aus dem Wagen; die Umarmung beider höchsten Fürsten ware eine der rührendsten, so wohl jemalen gesehen worden, und die allen Zuschauern Freudenthränen auspreßte, und schienen Beider zarte Herzen auf denen Lippen mit dem ersten Hauche sich verpaaren zu wollen. Se. Königl. Hoheit wurden hierauf Anfangs in die Churf. Wohnzimmer geführt, wo der hohe Adel und die sämtliche Dicasterien Höchstdemselben unterthänigst aufwarteten; nach einer kleinen, doch zärtlichkeitvollen Unterhaltung geschahe der Zug von dorten nach dem berühmten Seitenflügel der Churf. Residenz, Buen-Retiro benamset, welcher der schreckbaren Wuth des im J. 1777 entstandenen leidigen Brands durch die Vorsicht des Allerhöchsten in Mitte der anstoßenden und in vollen Flammen stehenden Gebäude wunderbarlich entrissen worden und zu dem Wohnquartier des durchl. Gastes zubereitet ware. Ihro Königl. Hoheit ließe über dessen prachtvolle Einrichtung Ihro Entzücken deutlich be-

merken, und in jeder Geberde, in jedem Ausdruck, womit Sie Sich gegen Se. Churf. Gnaden sowohl als alle Anwesende überhaupt bezeigten, blickte die zärtlichste Liebe, Huld und Leutseligkeit hervor. Der Zulauf der aus allen Gegenden haufenweis angekommenen Fremden ware so außerordentlich groß, daß viele Hundert nicht unterkommen konnten und das Nachtlager außerhalb der Stadt und auf eigens gemietheten Schiffen am Rheinufer zu suchen genöthigt gewesen sind. Nach einer kleinen Verweilung ward sodann in dem großen Thurmsaal an zwoen Tafeln, jede von 40 Gedecken, in dem ordinairen Speisesaal an einer dritten von 40 und im anstoßenden Vorsaal an einer vierten ebenfalls von 40 Gedecken gespeiset. Alle Speisesäle waren von den sturmweis andringenden Einwohnern und Fremden (die geleitet von der inbrünstigen Begierd, an der Seite des theuristen und vielgeliebten Landesvaters Seinen ausersehnten Liebling und dereinstigen Churfolger zu sehen, in hiesige Residenz eingezogen waren) dergestalten angefüllet, daß kaum durchzubrechen ware, und wenige Zuschauer gingen ohne merkliche Rührung zurück, nachdem sie die aus allen Blicken hervorleuchtende Zufriedenheit des Churfürsten und seine nun in vollen Flammen lodernde Liebe gegen Seinen geliebtesten Gast und Höchstdieses zärtlichste und kindliche gegenseitige Ehrerbietung gegen Seinen andern Vater zu voller Genüge bemerkt hatten. Gegen 6 Uhren Abends hatte der auswärtige sowohl als einheimische Adel beiderlei Geschlechts die Ehre, Seiner Königl. Hoh. die unterthänigst zärtlichste Bewillkommungs-Kur auf dem herrlich beleuchteten Akademiesaal zu machen, Höchstwelche dann auch folgends die nächstanliegende prächtig beleuchtete Zimmer der natürlichen Seltenheiten in höchsten Augenschein zu nehmen und über deren das Aug schmeichelnden Einrichtung sowohl als reichen binnen acht Jahren zusammengebrachten Vorrath die höchste Zufriedenheit zu bezeigen geruheten. Nachdem nunmehr folgends die höchstansehnlichste Gesellschaft sich einige Zeit lang mit allerhand Spielen unterhalten, ward hinwiederum an vier herrlichst bedienten Tafeln, wie des Mittags, zu Abend gespeiset.

„Mittwochs den 4. geruheten Se. Königl. Hoh. die von dem hohen Cölnischen Erzdomstifte, dem hohen Domstifte Münster, beiderseitiger Clerisei und löblichen respectiven Landständen eigens abgeordneten hohen Deputirten, auch von den Obern und Vorstehern hiesiger einheimischen und benachbarten Klöster, fort dem hiesigen Stadtrath die inbrunstvolle Bewillkommungs-Complimente nach der Ordnung anzunehmen und solche mit den huldreichsten Ausdrücken zu verdanken. Hierauf entledigte sich Se. Churf. Gnaden des von Ihrer Römisch-Kaiserl. auch Kaiserl. Apostolischen Majestät der verwittibten Kaiserin, auch in Hungarn und Böheim regierenden Erbkönigin Maria Theresia vermittelst eigenhändigen Handschreibens zugegangenen Auftrags und ließen sich gefallen, dem unlängst zum Großkreuz des Königl. Hungarischen St. Stephans-Ordens erhobenen k. k. Kämmerer, wirklichen Geheimrath und bevollmächtigten Minister, Herrn Grafen Franz Georg von Metternich zu Winnenburg-Beilstein, nach abgelegtem in den hohen Ordens-Statuten vorgeschriebenen Eid, die kostbare goldene Ordenskette und sonstige Merkmale umzuhängen. Die Mittagstafeln waren ebenso zahlreich wie vorigen Tags, und Abends wurde ein deutsches Schauspiel auf der herrlich beleuchteten Hofschaubühne aufgeführet, allwo beiderseits theuristgeliebte Maren durch ein freudiges Handklatschen der in vollem Putz erschienenen wonnevollen Zuschauer empfangen wurden. Bei den Abendstafeln waren die allseitige Speissäle mit unzählbaren ein- und ausheimischen Zuschauern außerordentlich angefüllet, und waren oft die dreifach ausgestellte Posten nicht vermögend, das andringende Volk auf- und zurückzuhalten. Donnerstags den 5. waren die Mittags- und Abendstafeln eben so zahlreich und prächtig als die vorige Tage; Abends aber ward in dem Akademiesaal hinwiederum gespielet. Freitags den 6. ware zwar die Mittagstafel auf dem an das Rheinufer anstoßenden Lustschloß, Vinea Domini genannt, angeordnet, wegen eingefallenem unfreundlichen Wetter aber in die Churf. Residenz versetzt. Nachmittags geruheten Ihro Königl. Hoh. mit einem zahlreichen Gefolge des hohen Adels das Lustschloß Poppelsdorf und die berühmte Churf. Baumschule in höchsten Augenschein zu

nehmen und folgends dem deutschen Schauspiel auf der Hofschaubühne hinwiederum beizuwohnen.

„Samstag den 7. erhuben sich die höchste Herrschaften mit beiderseitiger Hofstatt nach dem Lustschloß Augustusburg, allwo unweit des Schlosses Falkenlust die höchste Herrschaften von einer Compagnie Unterthanen der Churf. Herrschaft Keldenich, etwas weiter von 40 Mann zu Pferde und folgends der ganzen Bürgerschaft der Stadt und des Amts Brühl mit fliegenden Fahnen, klingendem Spiel und unter mehrmaliger Abfeuerung des kleinen und großen Geschützes unterthänigst empfangen und von denen Berittenen bis in das Schloß Augustusburg begleitet wurden. Bei dem Absteigen allda führten Se. Churf. Gnaden den durchl. Gast in Ihro eigenes Wohnquartier zu ebener Erde und folgends in jenes für Höchstdenselben zubereitete herrliche Quartier im ersten Stock, zeigten auch Demselben alle übrige Wohngemächer des ganzen Schlosses, über deren sowohl kostbare als geschmackvolle Einrichtung Ihre Königl. Hoh. Dero besondere Bewunderung und Gefallen zu zeigen beliebten. Zu Mittag wurde in dem großen Saal oberhalb und dem zur ebenen Erde gelegenen Speisesaal an zwei Tafeln von mehr dann 36 Gedecken jede gespeiset, ohne verschiedene andere zu rechnen, so für das übrige Gefolge der beiderseitigen Hofstatt in andern Zimmern zubereitet waren. Sonntags am 8. wohnten Se. Königl. Hoh. in der Franziscanerkirche zu Brühl dem h. Meßamt auferbaulichst bei und geruheten folgends von dasiger Geistlichkeit und dem Stadtrath die unterthänigste Bewillkommungs- und Glückwünschungs-Complimente huldreichst anzunehmen, nach geendigtem Mittagsmahl aber die dasige Lustgärten, anstoßenden Thiergarten und beide Lustschlösser Falkenlust und das Indianische Haus, Abends aber nach aufgehobenem Spiel in Gesellschaft Sr. Churf. Gnaden und unter Begleitung verschiedener Wagen die in der Stadt veranstaltete herrliche Beleuchtung anzuschauen und die von den Brühler Einwohnern bei dieser Gelegenheit wettweis bezeigte unterthänigst zärtlichste Devotion zu beloben und ihnen huldreichst zu danken.

„Montags den 9. erhuben sich die höchste Herrschaften mit einem zahlreichen Gefolge unter Bedeckung eines Detachements

von 28 Husaren nach Cöln, allwo Höchstdieselbe bei Abfeuerung 180 Kanonen von den Stadtwällen, von beiden den Bürgermeistern und vornehmern Deputirten des Stadtraths an dem sogenannten St. Severinsthor unterthänigst bewillkommt wurden und den präsentirten Ehrenwein anzunehmen geruheten. Von gedachtem Thor an paradirte die Bürgerschaft mit ihren 54 fliegenden Fahnen und Feldmusik auf beiden Seiten der Straßen bis an die Domdechanei, allwo die theuriste Fürsten von den Herren Bischof von Myrena und Domdechant Grafen von Königseck-Aulendorf mit den allda versammelten Herren Domcapitularen und sonstigem hohen Adel auf das Ehrerbietigste empfangen und mit einigen Erfrischungen bedienet, von dort aus aber nach der hohen Erzdomkirche begleitet wurden, vor und in welcher das Stadt-Bataillon und bei dem hohen Chor das k. k. Werbcommando zur Abhaltung des andringenden Volks ein doppeltes Spalier machte. Der Eintritt in das hohe Chor geschahe unter Pauken- und Trompetenschall und Aufführung einiger auf die Erscheinung Sr. Churf. Gnaden mit Höchstdessen Herrn Coadjutoren Königl. Hoh. deutenden musikalischen Stücken, Höchstwelchen es folgends gefiele, den reich ausgeschmückten Hochaltar in Augenschein zu nehmen, sodann die prächtige Capelle zu besuchen, worin die Reliquien der h. Drei Könige aufbewahrt werden. Se. Königl. Hoh. geruheten den allda vorfindlichen außerordentlichen Schatz aufs Genaueste und den schier unschätzbaren Werth der daran angebrachten Edelgesteine von aller erdenklicher Gattung mit aller Aufmerksamkeit zu besichtigen und Höchstihre Bewunderung huldreichst darüber zu bezeigen. Nach diesem Vorgang verfügten sich Höchstdieselbe nach dem Cölnischen Hofe und von dorten nach der Nuntiatur, um allda das von Sr. Exc. dem päpstlichen Herrn Nuntius zubereitete prächtige Mittagsmahl an einer Tafel von einigen und 40 Gedecken unter einer herrlichen Tafelmusik einzunehmen, während welcher die höchsten Gesundheiten unter Abfeuerung der in der Nähe aufgepflanzten Böller ausgebracht wurden. Nach aufgehobener Tafel gegen 5 Uhren traten Ihro Churf. Gnaden und Ihro Königl. Hoh. mit Dero Hofgefolge unter Paradirung der ganzen Bürger-

schaft sowohl, als der bei der Nuntiatur die Ehrenwacht haltenden Grenadier-Compagnie, auch abermaliger Abfeuerung des groben Geschützes unter den allgemeinen heißesten Segenswünschen höchstvergnügt die Rückreis nach Brühl an.

„Dienstags den 10. erlustigten sich beiderseitige gnädigste Herrschaften mit einer in dem dasigen Bezirk angestellten Hasenjagd, wobei einige tausend Zuschauer sich einfanden und über die unzählige Menge des beigetriebenen Wildpreis erstaunt wurden, wovon über 400 Stück erlegt wurden, ohne jene zu rechnen, welche die Schubsäcke der Treiber und Zuschauer verborgener fortgetragen, auch folgenden Tags leblos auf den Aeckern vorgefunden worden. Mittags und Abends ward auf dem Schloß Augustusburg an verschiedenen Tafeln gespeiset, wozu die haufenweis erschienene hohe Fremde gezogen zu werden die Gnade gehabt. Mittwochs den 11. geschahe der Rückzug des ganzen Hoflagers nach der Churf. Residenzstadt Bonn, mit einem Zug von mehr dann 30 verschiedenen Reise- und Gepäckwagen, der also einem andern herrlichen Einzug gleich schiene. Gleich nach der Ankunft hatte das auf dem grünen Platz des Hofgartens in Bereitschaft stehende allhier garnisonirende löbliche von Kleistische Bataillon die Ehre, durch seine bekannte Geschicklichkeit im Manoeuvriren die huldreichste Genehmigung beiderseitiger höchster und gnädigster Herrschaften und das allgemeine Lob aller anwesenden Zuschauer seinem Chef und dem ganzen Corps zuzuziehen; Ihre Churf. Gnaden und Ihre Königl. Hoh. sahen diesen Kriegsübungen aus den Mittelfenstern der Churf. Residenz zu, da annebens alle übrige Fenster von dem hohen Adel, die Anhöhen des Hofgartens aber von einer Menge Zuschauer besetzt und angefüllt waren. Wegen anwachsender und schier verdoppelter Anzahl der hohen Fremden wurden nun auch die Mittags- und Abendtafeln merklich zahlreicher, also daß man jedesmal auf 200 Gedecke rechnen mußte. Abends ward auf der Hofschaubühne ein deutsches Schauspiel aufgeführt, wobei der Schausaal wiederum steckvoll angefüllt ware.

„Donnerstags den 12. ware der höchst erfreuliche Tag, an welchem Bonn das erste Vergnügen hatte, das Namensfest beider

theuersten Maxen begehen zu können, und ward diese frohe Feierlichkeit durch ein dreifaches Abfeuern des groben Geschützes und der auf dem Marktplatz, der Churf. Jacht, Mühlenschiff und Rheinbrücke aufgepflanzten kleinen Kanonen und Böller bei anbrechendem Morgen verkündiget. Der Churhof ward gegen 9 Uhren durch die unvermuthete Erscheinung und Ankunft Sr. Churf. Durchl. zu Trier auf das Angenehmste überrascht, Höchstwelcher das eigens abgezielte Vergnügen hatte, unserm zu dessen Empfang mit entzückender Freude entgegen eilenden theuristen Landesvater den Vorschritt abzugewinnen und in den äußersten Vorzimmern zärtlichst zu umhalsen. Nach einer kleinen Unterhaltung in den Churf. Wohnzimmern erhuben sich beide Churfürsten zu dem Wohnzimmer Sr. Königl. Hoh. und wurden von diesem im Vorsaal oder der sogenannten Deutschmeister-Gallerie auf das Zärtlichste empfangen. Nach einer merklichen Liebe-, Freude- und Vertraulichkeit-vollen Unterhaltung sahen die höchste Herrschaften das im Hofgarten paradirende von Kleistische Bataillon unter den Fenstern vorbeiziehen, und folgends gegen 11 Uhren wohnten Höchstdieselbe dem musikalischen hohen Amte bei, welches in der bereits völlig fertigen neuen Capelle unter dreimaliger Abfeuerung des großen und kleinen Geschützes zum erstenmal abgesungen ward. Die Baukunst dieses herrlichen Gebäudes nach altem Geschmack hatte das Glück, den gnädigsten Beifall beider durchl. höchsten Gäste zu erhalten und dem Oberaufseher sowohl als den Künstlern, so zu derselben Verzierung beigetragen, schmeichelndes Lob zuzuziehen. Mittags ward auf der langen Gallerie an einer Tafel von 180 Gedecken und in den anstoßenden Sälen an dreien von je 40 Gedecken gespeiset, Abends auf dem seines Gleichen wenig habenden herrlichen Akademiesaal gespielt und nachgehends auf vorhergedachter Gallerie das Abendessen von mehr dann 200 Gedecken aufgetragen, nach welchem Se. Churf. Durchl. von Trier von beiden höchsten Fürsten sich auf das Rührendste beurlaubten und die Rückreis nach dem Schloß Schönbornsluft sofort gegen Mitternacht antraten. Diesemnach ward der masquirte Ball in den zu beiden Enden des großen Corps-de-Logis gelegenen zweien Thurmsälen angefangen, wo-

bei sich über 2000 Personen beiderlei Geschlechts einfanden. Die zwischen beiden Sälen gelegene sieben herrliche Zimmer und zwo Gallerien, so seit mehrgedachtem leidigen Brand von Asche und Trümmern kaum geräumet worden und 29 Fensterstöcke in einer geraden Linie fassen, waren vorher in aller Eile zur bequemlichen Communication derselben schleunigst eingerichtet, mit verschiedenen dem Brand entrissenen kostbaren Spiegeln, Tapeten, sonstigen Mobilien und neu angeschafften Kronleuchtern ausgeziert, mit einigen hundert Lichtern beleuchtet und mit immer hin und her schlendernden Masken und neugierigen Zuschauern also angefüllt, daß die höchste gnädigste Herrschaften mit ihrem Gefolge durchzukommen Mühe hatten. Höchstdieselbe geruheten dem Ball auf beiden Seiten einige Zeit zuzusehen und die freudenvolle Gesellschaft durch Ihren huldreichen Anblick zur verdoppelten Wonne anzufrischen. Nichts kann wohl herrlicher gesehen werden, als die innere prächtige Beleuchtung des Churf. Residenzschlosses, wo durch mehr dann 114 Fensterstöcke in einer Strecke und Stockzug gartenwärts bei dunkler Nacht die Gegend Bonn südwärts völlig und also erhellet ware, daß auch die entfernteste Ortschaften an der allgemeinen Freude und Jubel des Hofes und der Stadt durch den Anblick Theil nehmen konnten.

„Freitags den 13. geruheten Ihro Churf. Gnaden und Königl. Hoh. nach angehörtem Singspiel auf der Hofschaubühne die in der Stadt angestellte Beleuchtung mit einem Gefolge von mehr dann 60 Wagen in höchsten Augenschein zu nehmen und über derselben außerordentliche Pracht, Geschmack und Einrichtung sowohl als der Niedlichkeit aller angebrachten Denk- und Inschriften, noch mehr aber über den Wetteifer hoher und niederer Stadt-Einwohner bis auf den niedrigsten Bürger herunter das huldreichste Wohlgefallen zu bezeigen. Nebstdem daß die Churf. Residenz außerhalb mit einigen hundert weißen Wachsfackeln und der innere Hof durch eine 36 Schuh hohe, mit den Buchstaben M. F. und dem Churhut gezierte und mit mehr dann 2000 Lampen garnirte Spitzsäule beleuchtet, auch die Wohnungen der auswärtigen bevollmächtigten Herren Minister, jene aller von dem Churhofe abhangenden hohen und niedern Staats-

bedienten, alle Klöster der Stadt, das Rathhaus und die Häuser aller, auch dürftigen Bürger insgesamt in den entlegensten Straßen mit einigen Millionen Lichter prangten, und die auf der Mitte des Rheins angeankerte fliegende Schiffbrücke durch einige tausend an allem Takelwerk angebrachte Lampen den stolzen und freudigen Strom einem mit unzählbaren Sternenlichtern glänzenden Gesichtskreis gleich machte, so glänzte die innere Freude und der öffentliche Jubel der Einwohner sowohl als ausländischer Zuschauer noch mehr hervor, als welche nicht zu ersättigen schienen, ihren vielgeliebten Landesvater und Höchstdessen durchl. theuern Churfolger mit thränenvollen Augen, mit liebe- und zärtlichkeitvollen Herzen und mit immer auch durch Liebesthränen oft unterbrochenem Vivat schreiendem Mund den ganzen Zug hindurch zu begleiten. Beiderseitige gnädigste Herrschaften waren über diese allgemeine und außerordentliche Freudenbezeigungen äußerst gerührt und bezeigten Dero gnädigste Zufriedenheit durch die deutlichste Ausdrücke und Lobsprüche. Der erstaunte Fremde und neugierige Zuschauer aber gestande niemal dergleichen Jubel gesehen, noch weniger eine größere Zärtlichkeit des Unterthanen gegen seinen Landesherren bemerkt zu haben als jene, womit der frohe Bonner sich bei dieser Gelegenheit hervorgethan.

„Samstags den 14. gefiele es Sr. Königl. Hoh. sich mit einem zahlreichen Gefolge nach dem berühmten Jagdschloß Herzogsfreud zu erheben. Bei Poppelsdorf wurden Höchstdieselben von einigen hundert mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen paradirenden Unterthanen beider unter die Herrlichkeit des Bönnischen Herrn Propsten sortirenden Gemeinden Endenich und Poppelsdorf empfangen und von dasigem Amtmann, Scheffen und Vorstehern allerunterthänigst complimentirt, und auf den äußersten Grenzen bemeldter Herrlichkeit fande sich abermals eine andere Abtheilung von belobten Unterthanen. Die Gassen des Dorfes Poppelsdorf selbst waren aber zugleich mit allerhand Triumphbogen und die Häuser mit Blumenkränzen, verschiedenen Gemälden und Inschriften auf das Niedlichste ausgezieret. Der durchl. Prinz geruhete auch über diese unerwartete Freud- und

Liebesbezeigungen die huldreichste Zufriedenheit merken zu lassen. Die herrliche Baukunst obbemeldten Jagdschlosses Herzogsfreud gefiele Sr. Königl. Hoh. sowohl als die ausnehmend lustige Lage und zur Jagd eingerichtete bequemliche Alleen, die einige Stunden weit durch das Gebüsch hinauslaufen. Nach einem guten Aufenthalt kehrte man gegen Mittag wieder nach der Churf. Residenz Bonn, allwo man den Abend mit einem herrlichen Concert auf dem Akademiesaal zubrachte.

„Sonntags den 15., als an dem Allerhöchsten Namensfest Ihro Kaiserl. auch Königl. Majestät Maria Theresia wurde früh Morgens das schwere Geschütz rings um die Stadt zu dreimalen abgefeuert. Der Hof ware bei dieser freudigen Gelegenheit hinwiederum außerordentlich zahlreich und glänzend. Ihro Königl. Hoh. nahmen gegen 10 Uhren die zarte und inbrunstvolle Glückwünschung für Höchstihre allerdurchl. und theuriste Kaiserl. und Königl. Frau Mutter von Sr. Churf. Gnaden und folgends von dem anwesenden hohen Adel, Hofstatt und Fremden mit besonders freudigem Dank an. Gegen 11 Uhren war wieder ein feierliches hohes Amt in der Hofcapelle, während dessen das grobe und kleine Geschütz zu dreimalen abgebrannt wurde. Mittags ward mehrmals an fünf verschiedenen Tafeln und Abends nach geendigtem Appartement an einer von 200 Gedecken auf der großen Gallerie gespeiset und ein masquirter Ball in oben beschriebenen Thurmsälen eröffnet, der immer so zahlreich und glänzend als voriger ware und bis Morgens nach 7 Uhren gedauert hat. Ihro Königl. Hoh. geruheten vor dessen Ende sich vor der wonne- und freudenvollen Gesellschaft nochmals sehen zu lassen, um dieselbe durch Ihro huldreiches Zusprechen zu Verdoppelung ihres Jubels aufzufrischen. Montags den 16. erfolgte der zärtlichste Abschied beider theuristen Fürsten und hierauf die Abreise Sr. Königl. Hoh. des Herrn Coadjutorn nach Mergentheim. In diesem rührungsvollen Zeitpunkte, da beide vollkommene und beste Landesregenten, beide der Segen, die Lust und Freude ihres Volks, beide darum Liebling des Himmels und vorzügliche Geschenke der Vorsehung, sich die Hände drückten und einander den Fürstenkuß gaben und unter den wärmsten

wechselseitigen Segensausdrücken von einander schieden, entwickelte es sich, wie deutlich die Sprache beider Herzen und wie untrüglich ihre Wirkung war.

„Die Abfahrt des durchl. Gastes erfolgte also gegen 10 Uhren Morgens, und die Luft ward durch die sowohl öffentlichen als geheimen heißen Segenswünsche zum Himmel von darumher stehender Hofstatt und vielen tausend Zuschauern angefüllt, und setzte Höchstderselbe, von den von Sr. Churf. Gnaden ihm gegebenen Merkmalen der heißesten Vaterliebe zu ihm ganz entzückt und zufrieden und von der Zärtlichkeit des Abschieds ganz gerührt, unter dem Donner des groben Geschützes seine Rückreise nach Coblenz und so weiter fort, den vornehmsten Staats- und Amtsherren, auch Unterbedienten des Hofes verschiedene Königl. Geschenke, der ganzen Hofdienerschaft aber eine reiche und recht beträchtliche Belohnung und dem ganzen Cölnischen Erzstift das theuriste Andenken seines obwohl kurzen, doch wonnevollen Aufenthalts hinterlassend. Dank sei der ewigen Fürsicht, die dem geliebten Cölnischen Erzstifte und dem verbündeten Hochstifte Münster bei diesen Zeiten die reizende Aussicht unserer für die Zukunft sicher befestigten Wohlfahrt gezeigt hat! Ruhe sanft, Du große Theresia, und genieße in der glückseligen Ewigkeit den vollkommenen Lohn Deiner unnachahmlichen großen Tugenden und Mutterliebe, die Du so manche Völker Europens durch Deine Erzeugten glücklich gemacht, uns aber durch den neidischen Tod leider entrissen wirst, da wir kaum den Vorgeschmack hatten, wie süß es wäre, Dich als eine Mutter haben und nennen zu können! Heil sei Dir, Joseph dem Zweiten, Du größtes Muster der Monarchen unserer Zeiten, der Du uns den Bruder geschenkt, daß wir künftig unter Deinem und Dessen Arm doppelt geschützt seyn mögen! Heil Dir, Du theurist und vielgeliebter Maximilian Friedrich, der Du von Anfang Deiner Herrschaft an auf Dein einzig erwähltes Ziel, auf die Wohlfahrt des Vaterlandes sahest, und nicht zufrieden, uns glücklich zu sehen, auch für unsere Nachkömmlinge, Kinder und Enkel sorgtest und uns ein kostbares Erbtheil an Deinem theuristen künftigen Churfolger vermachest, der Himmel erhalte Dich noch mehrere Jahren, Deine Gedächt-

niß wird immer unsterblich seyn, und wann dereinst unsere Nachkömmlinge und Enkel die von Dir Deinem theuristen Liebling Max Xavier eingeflößte Milde und Vaterliebe preisen, so werden sie von Aeltern noch auferbauend hören, daß sie ihre Wohlfahrt, Glück und Heil Dir allein zu danken haben."

Hiermit verläßt uns Hofkammerrath Vogel. Dagegen erzählt ein sehr verläßlicher Zeuge von Kurfürst Maximilian Franz: „Im Juni 1794 nahm mich meine Schwester mit nach Bonn und Godesberg. Am andern Morgen sah ich auch den Kurfürsten, wie er in seiner Kalesche, Zügel und Peitsche in der Hand haltend, vor der Kirche in Godesberg die Messe hörte. In Bonn wohnten wir der feierlichen Fronleichnamsprocession bei; vom Balcon des Schlosses herab sah der Kurfürst sie vorüberziehen." Auch kann ich der Juffer Anna Katharina Nederscheid, geb. zu Bonn 14. Januar 1751, gest. 30. Nov. 1823, Aufzeichnungen benutzen. Da lese ich: „Den 22. Oct. 1792 waltete hier große Unruhe, es hieß, die Franzosen wären zu Coblenz. Unser geliebter Kurfürst ließ sich an den Rhein fahren, wo ein Schiff in Bereitschaft, ihn aufzunehmen. Den 17. Dec. ist hier der Kaiserlichen Lazareth angekommen. Den 22. Januar 1793 war es hier von Kaiserlichen voll. Die Jesuiten- und St. Martins Kirche wurden als Brodmagazin gebraucht. Den 6. Febr. wurden noch zwei andere Kirchen, Münster und die Minoriten, zu Magazinen für die Kaiserlichen verwendet. Den 21. März 1794 wurde das kurfürstliche Archiv und der bare Bestand der Schatzkammer zu Schiff gebracht." Die Furcht für die Sicherheit der Archive war eine Marotte der alten Zeit, die Gegenwart ist davon gründlich geheilt.

„Den 5. April 1794 wurde hier preussisches Volk einquartiert, desgleichen den 20. für eine Nacht. Den 27—28. April und folgende Tage wurden hier und im ganzen Land die Rekruten für das kurfürstliche Reichscontingent gezogen. Den 3. oder 4. Oct. ist unser getreuester Kurfürst Max Franz mit größter Betrübniß seiner Landeskinder von uns abgefahren und hat den Segen über sein Land und Stadt gegeben. Er ist binnen dem Krieg gottselig im Herrn entschlafen, Gott lasse ihn ruhen.

„Den 7. Oct. 1794 sah man hier die ersten französischen Streifer; den 8. Abends wurde die ganze Stadt mit Einquartierung belegt. Man hat sie mit Ehren empfangen; von Widerstand war keine Rede: denn die Kaiserlichen hatten sich über den Rhein gezogen; jede Verbindung mit dem andern Ufer hörte auf. Alsbald ergab sich ein Steigen aller Waaren, so mit jedem Tag zunahm. Alle Zufuhr hörte auf, da es überall, Rhein aufwärts wie abwärts von Franzosen wimmelte. Noch stärker aber wirkte auf diese Theuerung das Geld, so diese uns brachten, das Papiergeld oder die Assignaten, zu 10 Sous, die niedrigste Sorte, zu 20 Sous, zu 50 Livres, zu 500 Livres. Damit wurden die Truppen bezahlt, sie sollten auch ihrem vollen Werth nach von Burger und Landmann angenommen werden. Zugleich war das scharfe Verbot ergangen, den Preis der Waaren im Verhältniß zu den Assignaten zu steigern, während doch für Alles, was an die (französische) Obrigkeit zu bezahlen, klingende Münze beschafft werden mußte. Also stiegen die Waaren grausam. Die Maas Rüböl kostete in Assignaten 4 Rthlr., die Maas Baumöl 8 Rthlr., das Pfund Kaffee 2 Rthlr., das Pfund Brustzucker 2 Rthlr., das Pfund Reis 30 Stüber, ¼ Salz 4 Rthlr. und dabei sehr rar, anno 1795 das Malter Korn 16 Rthlr., das Malter Waizen 18, 20 bis 22 Rthlr. Am 3. Mai wurden für das zweipfündige Schwarzbrod 20 Stüber bezahlt. Wegen des scharfen Gebots wurde auch in klingender Münze das Gleiche gefordert."

(Alles schien sich zu vereinigen, um das von Pitt erdachte Aushungerungsprojekt durchzuführen; dem trat aber der rasche Fall der holländischen Festungen entgegen, und Frankreich, das linke Rheinufer waren gerettet. Während eines Zeitraums von wohl drei Wochen aß man in einem weiten Landstrich kein anderes Fleisch als das in den Magazinen von Maastricht in unermeßlichen Quantitäten aufgeschichtete Pöckelfleisch. Die einzige vernünftige Maasregel, welche Pitt, der große Schwätzer, der französischen Revolution entgegenzusetzen wußte, scheiterte demnach an dem Unbestand seiner Verbündeten, gleichwie Napoleons großartige Idee, das Continentalsystem, nur über der Ausfüh-

rung der Details mißglückte.) „Vom 26. bis 28. Sept. haben die Franzosen aus lauter holländischen Schiffen eine Brück über den Rhein geschlagen, die, nachdem sie ihrer Retirade vom Main her gedient, am 20. Oct. wieder abgefahren wurde. Auf dem rechten Rheinufer haben die Franzosen mit Plündern sehr übel gehauset. Vom 20. bis 22. Oct. war die Stadt von ihnen überfüllt; daneben wurde in der Nähe von Bonn ein Lager bezogen, das unsäglichen Schaden anrichtete an Gemüs, Weingärten, Feldern, Früchten. Die uns gegenüber, auf der andern Rheinseite hatten nicht weniger zu leiden von den Kaiserlichen, die in ihrer Retraite plünderten, was sie nur konnten.

„Nun will ich auch andeuten, was es mit den Assignaten für ein Ende genommen hat. Da dieses Papiergeld sich bei jedermann in großen Summen vorfand, verlor es allgemach hier in Deutschland seinen Werth, nachdem es schon vorher in Frankreich sehr in Mißcredit gekommen war, zumal nachdem die Soldaten nicht selten damit ihre Tobakspfeifen anzündeten. Sie fielen allgemach herunter; zuletzt konnte man für die Livre noch drei Stüber haben, hernach nichts mehr, und die Assignaten blieben bei jedermann sitzen, was bei der großen Quantität ein unaussprechlicher Schaden." (In allem hat der Convent fünfundvierzigtausend fünfhundert Millionen Franken Assignaten in die Welt geschleudert.)

„Aber lieber Leser, ich muß Dir anzeigen, wie betrübt es mit unserer Religion in den ersten Jahren hergangen ist. Die Franzosen brachten keine Religion mit, hatten das Christenthum abgelegt und suchten überall die christliche Religion zu vertilgen. Die Herren Canonici vom Capitel mußten mit Wache stehen wie die Bürger, durften nicht mit ihren weißen Röcklein außerhalb ihrer Pfarreien, noch im Münster sich sehen lassen. Soldaten kamen in die Gotteshäuser, rauchten da Tobak, soffen während dem Gottesdienst Branntwein und trieben dergleichen Ausgelassenheiten mehr. Wo ein Crucifix oder Marienbild am Weg oder im Feld stand, wurden ihm Kopf, Arme, Beine abgehauen, also wüst ging es zu. In allen Städten und Dörfern stellten die Franzosen Freiheitsbäume auf. Diese sind aber nach-

her wieder ausgehoben worden. Ueber dem Titel ihrer Schreiben wiederholten sie alles, was sie uns Deutschen mitbrächten, Freiheit, Gleichheit, Verbrüderung, indeß wir Contributionen und allerlei Abgaben aufzubringen angehalten wurden. Den 15. Novembris 1797 ist Abends von 6 bis 7 Uhr hier mit allen Glocken geläutet, das Rathhaus über und über mit Flambeaux illuminirt worden; das geschah, weil diese Rheinseite französisch bleiben thät.

„Auf Pfingsttag (6. Juni) 1802 ist zum erstenmal wieder Procession gehalten worden. Morgens 9 Uhr ist öffentlich auf dem Rathhaus den Geistlichen vorgelesen worden der Vertrag zwischen Ihro Päpstliche Heiligkeit und Frankreich. Hierauf wurde in der Münsterkirch das Hohe Amt der heiligen Messe gehalten und die Procession von da ausgeführet mit großer Solennität; alle Geistlichkeiten und französische Angestellte, Flambeaux tragend, gingen bei dem Höchsten Gut, unter Begleitung des französischen Militairs. Gott sei Dank dafür, indem wir so lang nicht öffentlichen Gottesdienst halten durften.

„Den Tag nach Peter und Paul 1802 wurde in den hiesigen Klöstern, überhaupt im ganzen Land der Anfang gemacht, ihr ganzes Eigenthum zu verzeichnen und zu versiegeln. Das geschah bei den Minoriten zu End Juli, bei den Franziscanern den 26., bei den Capuzinern den 27. Juli. Die Kirchen mußten zugemacht, die Patres mußten Kirche und Kloster verlassen, die Ordenskleider ablegen und sich fortan weltlich kleiden. Eben so ging es mit den Nonnenklöstern, Capiteln, Abteien und aller Geistlichkeit. Güter und Kirchenschätze wurden ihnen genommen, die Pfarreien allein blieben auf zum Behuf des Gottesdienstes, wiewohl zwar auch darin Alles aufgeschrieben worden ist durch liebe Bürger, die zugleich Caution leisteten, damit die Pfarrkirchen ihre Sachen für den Dienst Gottes beibehalten konnten. Die Geistlichkeit, besonders aus den armen Klöstern, suchte Unterkommen bei guten Mitmenschen, einer hier, der andere dort. Wer diesseits Rheins nicht gebürtig, mußte, ohne Unterschied des Geschlechtes, er mochte so alt sein wie er wolle, das linke Rheinufer quittiren, mit einer Abfindung von 50 Rthlr. Es blieb einem solchen

Ausgewiesenen zwar vergönnt, wieder im Lande zu wohnen, aber weiter erhielt er nichts mehr. Dagegen erhielten disseits gebürtige geistliche Personen die ihnen verheißene Pensionen.

„Das Nonnenkloster der Capucinessen auf der Cölnstraße wurde verkauft und samt der Kirche abgebrochen; der Welschen Nonnen Kloster wurde zur Caserne gemacht. Das Nonnenkloster Engelthal hatte man 1794 der französischen Bäckerei eingegeben, es ist aber in der Nacht vom 16. zum 17. Dec. n. J. völlig abgebrannt, der Stadt zu argem Schrecken, und glaubt man, daß der Brand durch die Bäckerei entstanden sei. Die Nonnen waren sämtlich auf die andere Seite des Rheins geflüchtet, kamen aber doch aus der Emigration zurück und haben lang in einigen Häusern beisammengewohnt, ohne daß eine einzige jemalen ausgegangen wäre, alle einig, wie vordem in der Clausur. Das währte bis zur Aufhebung aller Klöster. Die Ruine Engelthal wurde verkauft, gleichwie das Capuzinerkloster samt Kirche und das Franziscanerkloster, beide zur Anlage von Fabriken. Die Münsterkirche wurde zur Hauptpfarr ernannt, unter dem Titel St. Martin. Den 26. Februar 1804 hat Hr. Löltgen, bisher Caplan zu St. Remigius, als ernannter Pfarrer zu St. Martin, von seiner Kirche Possession ergriffen. Im Oct. 1805 sind alle Weinberg und Thäler dies- und anderer Seits Rheins auf und herunter erfroren, daß nicht gelesen werden konnte, und alle Trauben sind in den Weingärten hängen geblieben.

„Zu Anfang des Jahrs 1806 wurde die Pfarrkirche zu St. Gangolf, im Februar die uralte Pfarrkirch St. Martin zugemacht. St. Remigius Pfarrkirch wurde auch zugemacht, und St. Remigien Pfarr wurde in die gewesene Minoritenkirch übertragen. Hr. Pastor Klöckler hat aus seiner Pfarrkirch den hohen Altar, den Mutter Anna-Altar und St. Joseph-Altar in der neuen Pfarrkirch aufstellen lassen, wie auch die zwei Chorbänk. Aus der Capuzinerkirch seind die Kniebänk da, aus dem Welschen Nonnenkloster die Kniebank. Der Oelberg, welcher auf dem St. Remigius-Kirchhof war, ist jetzt im Kreuzgang, wie auch alle Heiligenbilder aus Remigius-Kirch. Den 2. März 1806 ist der erste Gottesdienst darin angefangen. Vieles aus den Kirchen

ist aufs Land in die Kirchen kommen: die Franziscaner-Orgel in die Pfarr Diekirch auf der Cöllenstraß; der Predigtstuhl und die drei Altär samt Communionbank aus der Capucinerkirch in die Jesuitenkirch; die Capuciner Beichtstühl, der Predigtstuhl aus St. Remigius, Kniebänk aus Franziscaner und der hohe Altar aus der Welschen Nonnenkirch in das Münster St. Martin.

„Im Juli 1807 ist St. Gangolfs Pfarrkirch, bei der Münsterkirch gelegen, abgebrochen worden, um einen ebnen Platz zu haben. Danach ist die Pfarrkirch St. Remigius auch abgebrochen, und ist der Kirchhof mit Bäumen besetzt und ein uralter Römerstein darauf gesetzt. Wie lang und von Uralters die Remigius Pfarr steht, hat keine Spur sich finden lassen. Gott, gib allen, die da auf dem jetzt genannten Römerplatz ruhen, den ewigen Frieden, Amen! Hierauf ist St. Martins Pastorat samt der Sacristey auch abgebrochen worden.

„Den 15. Juli 1808 hat das Municipal-Detroi in der Stadt Bonn seinen Anfang genommen, und sollten hiervon die Stadtschulden bezahlt werden, sagt die im Druck veröffentlichte Verordnung. Laut derselben belief sich die Stadtschuld auf die

Summe von	472,450	Francs	78	Centim.
Die jährlichen Zinsen auf . .	21,625	„	80	„
Rückständige Zinsen bis zum 1. Januar 1808 betrugen . . .	36,796	„	49	„
	530,873	Francs	07	Centim.

„Aus der Vergleichung der Gemeindeeinkünfte und Ausgaben ergibt sich, daß die jährlichen Revenuen betragen:

	11,652	Francs	25	Centim.
und die Verwaltungskosten betragen	9,743	„	07	„
daß mithin nur ein Ueberschuß besteht von	1,909	Francs	18	Centim.

„Nach dem Tarif sollte an Octroigebür bezahlt werden für den Hectoliter Wein, ⅘ Ahm, 1 Franc 80 Cent. — Wein in Bouteillen, die Flasche 50 Cent. — Weintrauben, der Hectoliter 25 Cent. — Ein Ochs 6, Kühe und Rinder 4 Francs. — Ein

fettes Schwein 2 Francs, 1 Faselschwein 80 Cent. — Alte Rahmen, Brandholz, die But 2½ Cent., Rahmen zum Weingarten, von 25 Rahmen 5 Cent. — Besteuert war Alles, kein Vogel ohne Abgab.

„Wegen dieser Abgaben, wegen der für Frankreich gesperrten Länder und der argen Contrebande ergab sich große Theuerung, besonders holländischer Waaren, in den J. 1810 und 1811.

Das Loth Kaffeebohnen kostete 4½, 4 und 3½ Stüber.

1 Loth Brustzucker 3 Stüber.

1 Loth Puderzucker 2¼ Stüber.

1 Loth Pfeffer 4 Stüber.

1 Loth gestoßener Nägelköpf 4 Stüber.

1 Loth Ingwer 2½ Stüber.

1 Pfund Salz 6 und 6½ Stüber.

1 Maas Rüböl 56 und 52 Stüber.

1 Kännchen Baumöl 4 Stüber.

1 Pfund Stockfisch 18 Stüber.

1 holländischer Häring 9 und 6 Stüber.

1 Pfund Labberdan 12 und 16 Stüber.

„Den 5. Sept. 1809 von 5 bis 7 Uhr Abends war ein anhaltendes erschröckliches Gewitter; als wann eine Erderschütterung dabei gewesen wär, so bebten die Häuser, und das Donnerwetter schlug in den Münsterkirch-Thurm ein, und verging die ganze Nacht, bevor er gelöscht werden konnte, mit großem Schrecken aller Einwohner unserer Stadt Bonn, weil der Thurm so hoch, daß bei der Nacht das Wasser nicht gut hinaufzubringen war. Mit Gottes-Hülf ist der Thurm unter den Helmstangen abgesägt und abgehauen worden. Zugleich in den nämlichen Stunden hat das Gewitter in den Kreuzberger Kirchthurm geschlagen, und brannte der größte Thurm ganz ab mit den Glocken. Schaudervoll waren anzusehen die beiden Thürme gleichzeitig in Flammen.

„Im J. 1810 war es kalt bis halben August. In acht Tagen gingen die Trauben durch die Blüth. Vom halben September an blieb es Tag und Nacht beständig warm, bis es am 12. Oct. anfing kalt zu werden, mit etwas Regen. Den 16.

Octobris wurde gelesen, ein Wunderwerk Gottes. Der Wein wurde gut, wie Tinte in Farb; in Bonn bezahlte man per Ahm 32, in Kessenich 34, zu Friesdorf, Muffendorf, Oberwinter 36 und 40 Rthlr. Viel höhere Preise forderte man an der Ahr und zu Bruchhausen.

„Im J. 1811 war so gut Wetter, daß die Trauben am 13. Juni fast alle durch die Blüth waren, und viel Schein. Alle Gemüse waren frühzeitig; dicke Bohnen kaufte man um 3 Stüber, die Maas Kienerbsen um 4 Stüber. Im halben Juni waren die Mörchen völlig. Die Butter 18 und 20 Stüber das Pfund, weil keine Bergische Butter kommt. Das liebe Brod 6 Stüber. Im Mai schürte man den Rübsamen ein. Vor Johannstag schnitt man auf unterschiedlichen Plätzen das Korn ab. Anfangs August fanden sich allenthalben gefärbte Traubenkörner; im halben September wurden hier und allenthalben die Trauben gelesen. Ein reichlicher Herbst, die Trauben rein, ganz zeitig ohne die geringste Fäulung. Den 1. Octobris fing man hier in Bonn an, neuen Wein zu zapfen, und allenthalben, wo heute die Trauben gelesen, fingen sie morgen an zu arbeiten, so daß man in 8 Tagen fassen konnte. Den 10. Octobris hat man die zweiten Kienerbsen auf dem Markt verkauft, welche die Leute bei Abnehmung des ersten Wachsthums aus Curiosität wieder gesäet und wieder zur Verkaufung gewachsen sind. Die warmen Nächte und Täge haben angehalten bis zum 25. Novembris.

„Den 1. Jänner 1813 nahmen die Franzosen das Octroi an sich und beraubten die Stadt dieser Einnahme vor ganz eigen; sie beschwerten das Octroi noch viel mehr, als es je gewesen war. 1813 ist gar wenig Wein gewachsen. Den 27. April 1814 litten die Weinstöck Frost; den 2. und 3. Octobris verkalten die Trauben alle, und gab nichts Wein. Den 17. und 18. April 1815 verkalten die Weingärten wieder; den 26. ist alles verkalt, gab wieder nichts Wein."

Vom Oct. 1813 an beschäftigt Juffer Rederscheidt sich vorzugsweise mit den kriegerischen Ereignissen, bespricht umständlich die Schlacht bei Leipzig, ist jedoch durch und durch Gibelline, was damals noch in den Rheinlanden die allgemeine Stimmung.

„Im Oct. 1813 kamen die Russen, Preussen, Oestreicher auf das rechte Rheinufer bis Beuel, Bonn gegenüber, und weiter. Den 9. Novembris des Abends wagten sich einige Soldaten herüber und landeten an dem Schlößchen Vinea Domini, welches die Franzosen verkauft hatten und ein Gastwirth bewohnte. Diese Eheleute erschracken und machten Lärm; da schossen sie die Frau todt und nahmen den Wirth mit auf die andere Seit. Die Kinder liefen mit Weinen und Schreien nach Bonn, schrien, die Russen sein kommen, haben meine Mutter todt geschossen, worüber es in der Stadt große Unruhe gab. Alle Franzosen, zu Pferd und zu Fuß, mußten alle gleich aus der Stadt zum Rhein, und diesen Abend noch wurde unsere fliegende Brück auf Befehl des französischen Generals Sebastiani zerhauen, zerstückelt und ganz zernichtet. Von der Stund an war immer Unruh bis zum 1. Januar 1814, da die Russen zwischen Andernach und Coblenz in Menge über den Rhein setzten, und den 11. Januari seind die Franzosen ohne einige Verletzung ganz friedlich fortgangen. Den 15. Januari sind die Russen hier in Bonn eingerückt, haben auch weitere Fortschritte gemacht. Also haben die Franzosen hier in Bonn 19 Jahr 3 Monat 7 Tag sich aufgehalten. Den 20. April 1815 ist hier in Bonn der preussische Adler aufgerichtet worden. Im Mai 1816 wurde die Organisation bestätigt, und nahm die preussische Regierung ihren Anfang. Den 1. April 1816 ist die neu angefertigte fliegende Brück zum erstenmal gefahren.

„Das Jahr 1816 war durchgehends kalt und nasses Wetter, kein Sommer, nur etliche Tage warm. Den 20. August wurde der Anfang mit der Kornerndte gemacht, den 25. August bei kalter Witterung fingen die Trauben an zu blühen, den 13. Septembris fing schön Wetter an, und es wurde mit der Erndte der Früchte fortgefahren. Den 8. Novembris wurden die Trauben gelesen. Zu Kessenich verkaufte man die Trauben, weil sie alle unzeitig waren, den Fruchtsester vor 8 Stüber. Gewiß merkwürdig. Das Regenwetter war anhaltend, dadurch viele Erdäpfel verwässerten und verkalten; durch das anhaltende Regenwetter wurden in vielen Landschaften die Früchte überschwemmt,

daß die Eigenthümer durch das Wasser verhindert zu erndten. Unter diesen betrübten Umständen ergab sich weit und breit schwere Theurung. Den 10. Novembris kosteten hier in Bonn 6½ Pfund Schwarzbrod 23 Stüber, 1 Cölnisch Malter Korn 15 Rthlr. species, 1 Malter Weizen 16 Rthlr., 1 Malter Gerst 9 Rthlr., 1 Viertel Gries 42 Stüber, 1 Viertel Kleyen 24 Stüber.

„So währte die Theurung, das kalte Regenwetter immer fort, ein Tag trocken, der andere Regen, bis ins Jahr 1817. Die Essenwaar stieg immer fort, Korn, Weizen, Gerste, Gries, Kleyen wurden aufgekauft für die nothleidende Länder, also heut Dato den 5. März 1817 kostet hier in Bonn ein 6½pfündig Schwarzbrod 25 Stüber, 1 Malter Korn 17 Rthlr. species, 1 Malter Weizen 19 Rthlr., 1 Malter Gersten 10½ Rthlr., 1 Malter Haber 19 Gulden, 1 Malter Erdäpfel 5 Rthlr., 1 Viertel Gries 48 Stüber, 1 Viertel Kleyen 32 Stüber; Weißbrod wiegt: 1 Stüber-Roggenbrod 3½ Loth, 1 Stübersweck 3¾ Loth, 1 Stübersmilchbrod 1¾ Loth, 1 Stübersfranzbrod 2¾ Loth; 1 Pfund Butter kostet 24 und 28 Stüber, 1 Maas Milch 6, 7 und 8 Stüber, und um uns her, wie auch auf der Anderseite des Rheins, ist noch mehr Theurung, das Brod 30 Stüber und das Malter Erdäpfel 7 und 8 Rthlr. Die Theurung stieg noch weiter fort, den 3. Juni 1817 Satzung: 1 Stüber-Surrogat-Weizenbrod 2½ Loth, gargebacken, 1 Stüber-Milchbrod 1 Loth, 1 Stüber-Franzbrod 2 Loth, 1 Stüber-Weck 3 Loth; ein 6½pfündig Schwarzbrod kostet 37 Stüber, 1 Malter Korn 25 bis 30 Rthlr. species, 1 M. Weizen 26 Rthlr. species, 1 Malter Gerst 14 und 15 Rthlr., 1 Malter Hafer 8 Rthlr., 1 Pfund Weizenmehl 9 bis 14 Stüber hier in Bonn, anderwärts das Brod 40 bis 45 Stüber. Also bleibt es in der Theurung das Jahr durch und ferner mit Ab- und Aufschlag bis 1820, den 9. Januari abgeschlagen das 7pfündige Brod auf 7½ Stüber. Dem gerechten und barmherzigen Gott seye unendlicher Dank," mit welchen Worten die fromme Chronistin die Feder niederlegt. Sie starb den 30. Nov. 1823, in ihrem Hause auf der Stockenstraße zu Bonn Nr. 1003. Geboren den 14. Januar 1751, hatte sie im Hintergebäude ein großes Zimmer vermiethet an einen um 1820 florirenden gesellig - literarischen

Verein, Musarion genannt, dessen Stifter und Director Karl Fischenich, Pastor in Niederaussen, des Bartholomäus Fischenich Neffe.

Die vormalige Kirche zu St. Martin.

Der von ihr weiland eingenommene Raum, der kleine St. Martinsplatz, wird nur durch einige Häuser von dem Schlosse geschieden, während er von der entgegengesetzten Seite zu der Münsterkirche reicht. Von der verschwundenen Kirche selbst gibt Hr. Professor Hüffer, dessen vortreffliche Mittheilungen über den Kurfürst Maximilian Franz und den Unterpräfect Boosfeld, dann dessen unschätzbare Nachrichten von der Stadt Bonn zu Zeiten der französischen Herrschaft Abth. III Bd. 10 S. 633—647 im Auszug mitgetheilt worden. Er behandelt auch die St. Martinskirche, „diese Ruine veralteter Cultur, dieses Denkmal neuer Barbarei," in den Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein, insbesondere die alte Erzdiöcese Köln, 1863, Heft 13—14, in solcher Unerreichbarkeit, daß seinem Aufsatz gegenüber einzig das Verdienst des Abschreibers mir bleiben kann. Nachdem er von den zahlreichen, in den Saturnalien des letzten Zehntels des 18. Jahrhunderts untergegangenen Gotteshäusern gesprochen, hebt er an: „Drei Pfarrkirchen Bonns wurden von diesem Schicksal getroffen; nur die vierte des kleinen Pfarrbezirks Dietkirchen hat sich erhalten. Die Hauptkirche zum h. Remigius schloß beinahe die ganze Stadt in ihren Bereich, mit Ausnahme des Schlosses und des nach der Sürst und dem Butterweck gelegenen westlichen Theils. Sie stand auf dem jetzigen Römerplatz, der hohe Thurm der Achterstraße gerade gegenüber; durch ihn führte der Haupteingang in die Kirche. Am 10. Mai 1800 brannte er, vom Blitze getroffen, bis auf das Mauerwerk ab; die mit dem Münstergeläute harmonisch stimmenden drei Glocken zerschmolzen. Man unternahm nothdürftige Reparaturen, um den Gottesdienst in der Kirche fortzusetzen; im J. 1806 (?) wurde er in das Minoritenkloster

übertragen, das die Domainen-Verwaltung als Pfarrkirche des h. Remigius abtrat. Die alte Remigiuskirche wurde niedergerissen; die Steine wanderten nach Wesel, um für den Festungsbau verwendet zu werden.

„Eine zweite Pfarrkirche, zum h. Gangolf, lag auf der Westseite der Münsterkirche, der Thurm ihr zugewandt und kaum zehn Schritte von ihr entfernt. Sie war von Erzbischof Philipp von Heinsberg (1167—1191) im zwölften Jahrhundert erbaut, nicht groß und durch nichts ausgezeichnet. Im J. 1806 riß man sie gleichfalls nieder; die Bausteine wurden zur Erweiterung des Zuchthauses benutzt, das nach dem Abbruch der Kirchen allerdings der Erweiterung bedürfen mochte. Anstoßend an die nördliche Chorwand der Münsterkirche zeigte sich vormals noch ein Gotteshaus, die Barbara- oder Allerseelen-Capelle, vom Erzbischof Heinrich von Virnenburg erbaut, der auch im J. 1332 darin seine Grabstätte fand. Sie wurde unter dem Kurfürsten Maximilian Friedrich 1771 abgebrochen.

„Diese Verluste hätte man verschmerzen können. Die abgerissenen Gebäude waren, wie es scheint, ohne künstlerischen Werth, und die unmittelbare Nähe so vieler Pfarrkirchen gewiß nicht zweckmäßig. Aber einen dritten Verluß muß die rheinische Kunst schmerzlich beklagen. An der Ostseite der Münsterkirche, dem Chor zugewandt, auf dem jetzigen kleinen Höfchen, stand die alte Kirche zum h. Martin, eines der merkwürdigsten Gebäude am Niederrhein. Leider wird es schwer, über die Zeit ihrer Erbauung, über ihre Geschichte und Bestimmung nur einiger Maßen ausreichende Nachrichten zusammenzustellen. Die Kirche war ein Rundbau mit einer Altarnische und einer Vorhalle, oben durch eine Kuppel gedeckt. Vom Chor der Münsterkirche ausgehend, trat man über eine kleine Treppe in die Vorhalle, alsdann in die innere Rundkirche, in welche aber auch unmittelbar von der Nordwestrundung ein Eingang führte. Die Wölbung ruhte unten auf acht Bogenstellungen, von denen sieben mit Doppelsäulen versehen und in der Mitte durch eine einzelne Säule in zwei kleinere Bogen getheilt waren. Die Capitäle sind fast ganz einfache, unten abgerundete Würfel, oben mit einer

Platte, ähnlich jenen in St. Maria auf dem Capitol in Cöln. Oberhalb des gewölbten Ganges war eine Emporkirche; durch kleine Bogen, die zu zwei und zwei mit einem Säulchen in der Mitte über den Säulenstellungen angebracht waren, sah man von da in den mittlern Raum hinab. Die Stiege zu der Emporkirche befand sich am Eingange der Halbkuppel, in welcher ostwärts der Altar stand. Der innere Durchmesser der Capelle mag 60 Fuß, die Höhe der Kuppel ungefähr eben so viel und der Durchmesser des Säulenkreises 30—32 Fuß betragen haben. Das Aeußere bis zur Dachspitze war nicht über 72 Fuß hoch.

„Ueber die Zeit der Erbauung sind die verschiedenartigsten Behauptungen aufgestellt. Eine viel verbreitete Ansicht, der man auch jetzt in Bonn noch häufig begegnet, wollte das Gebäude zu einem römischen Tempel des Mars machen, offenbar durch die runde Gestalt und die flüchtige Aehnlichkeit mit einigen altrömischen Bauten verleitet. Man nannte die Kirche auch schlechtweg den Heidentempel. Allein es ist dafür nicht der mindeste Anhaltspunkt: nicht einmal daß die Kirche an der Stelle oder auf den Fundamenten eines römischen Tempels erbaut worden sei, läßt sich wahrscheinlich machen; wenigstens hat sich bei dem Abbruch, als auch die Fundamente zum Theil ausgegraben und der Boden vielfach durchwühlt wurde, nicht die mindeste Spur römischer Bauten gefunden.

„Boisserée hat dieser Kirche eine besondere Aufmerksamkeit zugewandt und in seinem berühmten Werke: Denkmale der Baukunst am Niederrhein, ihr die erste Stelle zugewiesen. Auch er gibt ihr ein hohes Alter. Er vergleicht sie mit der Kirche der h. Constantia in Rom aus dem vierten Jahrhundert, mit St. Maria im Capitol zu Cöln, die er ins siebente Jahrhundert setzt, und mit der Kirche des h. Michael in Fulda, die vom Abte Eigel im Jahr 822 geweiht wurde. Zwischen das vierte und neunte Jahrhundert würde nach seiner Ansicht auch die Erbauung der Martinskirche fallen. Aber neuere Forschungen, die eine richtigere Kenntniß der mittelalterlichen Baudenkmale begründeten, lassen diese, wie so manche chronologische Bestimmungen Boisserées, als nicht gerechtfertigt erscheinen. Wie die Marienkirche

in Cöln, so wird man auch die Martinskirche in eine viel spätere Zeit setzen müssen. Die Weihe auf den Namen des h. Martin und die an alte Rundbauten und Baptisterien sich anlehnende runde Form berechtigt allerdings, an eine Gründung im ersten Jahrtausend zu denken; aber die Kunstformen des Gebäudes, so weit sie noch aus Ueberresten und Zeichnungen erkennbar sind, deuten durchaus auf das Ende des elften oder den Anfang des zwölften Jahrhunderts. So finden sich an den Säulen schon Würfel-Capitäle in einer Form, der man vor der Mitte des elften Jahrhunderts nicht leicht begegnen wird; charakteristisch für den romanischen Styl dieser Zeit sind auch die Lisanen und die Bogenfriese, wie sie an der Außenwand der Kirche, letztere auch am Taufsteine, vorkommen; eine der noch erhaltenen Säulen zeigt sogar an der Basis deutliche Spuren einer Verzierung durch Eckblätter, die sich bekanntlich erst in der Mitte des zwölf-Jahrhunderts finden — alles bestimmte Merkmale eines schon selbständig entwickelten deutsch-romanischen Styls. Nur darf man dabei nicht vergessen, daß die ursprüngliche Gründung der Martinskirche älter sein kann, als die letzte — vielleicht einem restaurirenden Umbau angehörige — bauliche Erscheinung im zwölften Jahrhundert.

„Leider fehlt es beinahe durchaus an Urkunden und geschichtlichen Nachrichten, aus denen etwas Bestimmtes sich nachweisen ließe. In den vielfachen Stürmen, welche über Bonn und das Cassiusstift hereinbrachen, sind die älteren Documente dieser kirchlichen Stiftung zum größten Theile verloren gegangen und mit ihnen gewiß die meisten Nachrichten über die Martinskirche. In Urkunden finde ich sie beinahe gar nicht erwähnt. Nur in der berühmten Bulle des Papstes Innocenz II aus Lüttich vom 31. März 1131, welche die Schenkungen an das Cassiusstift bestätigt, wird unter den Gütern und Einkünften in Bonn außer dem Hofe zum h. Paulus auch die Ecclesia S. Martini cum tota decima aufgeführt.

„Hier scheint nun aber ein merkwürdiges Denkmal, auf das man schon häufig und zu verschiedenem Zwecke sich berufen, glücklich auszuhelfen. Hartzheim und Hamm geben in ihren Werken

über Cölnisches Münzwesen aus den handschriftlichen Aufzeichnungen der Münzwardeine Rohdorf Abbildungen von vier Münzen des Erzbischofs Bruno I (953—965). Eine von diesen zeigt in der Umschrift auf der Stirnseite die Worte: Brvno Epis. Colo. Ro.(mani) Re.(gni) Vic.(arius), auf der Kehrseite in der Mitte ein sechseckiges Gebäude mit Kuppeldach und die Umschrift: Moneta Veronensis. Schon Lersch erwähnt dieser Münzen in einer Abhandlung über den der Stadt Bonn beigelegten Namen Verona und bemerkt, es sei dieses Kuppelgebäude kein anderes als die Rotunde der Martinskirche. Auch Lacomblet spricht sich in diesem Sinne aus und widerlegt eingehend die Einwürfe, die ein anderer gründlicher Forscher, Lepsius, gegen die Echtheit der Brunonischen Münzen erhoben hatte. Demnach wäre das Dasein der Kirche wenigstens für die Mitte des zehnten Jahrhunderts nachgewiesen, ja sie hätte sogar die Ehre, die später der fünfthürmigen Münsterkirche zufiel, als das eigentliche Wahrzeichen des Cassius-Stiftes oder der Stadt Bonn aufgeführt zu sein.

„Aber leider muß ich durchaus mich der Ansicht zuwenden, daß alle vier Münzen, insbesondere die hier in Betracht kommende, unecht, und deßhalb für die Geschichte der Martinskirche und für alles, was man außerdem daraus herzuleiten suchte, ohne Bedeutung sind. Denn die gemeinsame Quelle aller spätern Angaben ist durchaus unzuverlässig. Der Codex monetarius oder die Aufzeichnungen der Rohdorfe über Cölnisches Münzwesen füllen einen starken Folioband, der sich auf dem städtischen Archiv in Cöln (A. VII 5) befindet. Für die Zeit, die dem amtlichen Wirken der Münzwardeine nahe liegt, sind sie von großem Werth, aber für die ältere beinahe unbrauchbar. Es finden sich die unglaublichsten Dinge erzählt, daneben eine große Zahl von offenbar unechten oder erfundenen Münzen, unter andern Turnosen Karls des Großen und Münzen desselben Kaisers mit dem doppelten Reichsadler! Das Bild der Martinskirche findet man Fol. 9a Nr. 3. Hartzheims Nachbildung ist aber bei dieser, wie bei den übrigen Münzen, die er der Rohdorfschen Handschrift entnommen hat, sehr ungenau, und die Gestalt des Gebäudes bei Rohdorf von der Martinskirche nicht unerheblich verschieden.

Darauf würde nun bei einer Münze des zehnten Jahrhunderts kein großes Gewicht zu legen sein, aber der andere Grund scheint mir entscheidend. Für eine an sich schon auffallende, sonst gar nicht bezeugte Thatsache ist die Rohdorfsche Schrift kein genügender Beweis. Es kommt noch hinzu, daß auch die Form der Münzen, der Inhalt der Inschrift, die Kleidung des Erzbischofs, die Insul, der geschweifte Hirtenstab so gänzlich von den zunächst liegenden echten Cölner Münzen verschieden sind, daß auch daraus der dringendste Verdacht gegen ihre Echtheit sich ergeben müßte.

„Noch manche andere Frage über die Geschichte der Kirche bleibt ungelöset. Was war ihre Bestimmung? Gewöhnlich wird sie schlechtweg als Taufkirche oder Baptisterium bezeichnet. Indessen, daß sie ausschließlich diesem Zwecke sollte gedient haben, dagegen spricht schon der Name des Schutzheiligen St. Martin. Die eigentlichen Taufkirchen waren beinahe ohne Ausnahme Johannes dem Täufer geweiht. Auch der Taufstein, wenigstens der bis jetzt erhaltene, ist nicht so groß und umfangreich wie gewöhnlich in den ältern Baptisterien, in denen die Täuflinge nicht bloß mit Wasser besprengt, sondern ganz eingetaucht zu werden pflegten. Er ist ein runder Brunnen, etwa vier Fuß hoch, fünf bis sechs Fuß im Durchmesser, am obern Rande mit kleinen runden Bogen verziert, ähnlich jenem, den man noch heute in der Kirche von Schwarz-Rheindorf und auf der 23. Tafel des Boisseréeschen Werkes abgebildet sieht. Wahrscheinlich war das Gebäude von Anfang an eine Capelle, nicht bloß für die Taufe, sondern für den Pfarrdienst überhaupt. Sehr häufig sind neben den ältesten Klosterstiftungen, wie es das beschauliche Leben der Genossenschaft zu erfordern schien, derartige Capellen entstanden.

„Innerhalb der Stadt war der Pfarrbezirk nicht groß, aber im Umkreis umschloß er auch die Dörfer Kessenich und Poppelsdorf, letzteres bis auf den heutigen Tag. Die Pfarrei war dem Cassiusstift incorporirt; Pfarrer und Capellan wurden vom Stift ernannt und waren zugleich Stiftsvicare, in ähnlicher Weise wie die Pfarrer von St. Remigius und St. Gangolf. Der Pfarrer hieß pastor familiae, weßhalb man geschlossen hat, der alte

Bischofshof habe in der Nähe gelegen.“ (Man wird aber kaum eine Stiftskirche ohne pastor familiae finden.)

„Jährlich am Montag nach Reminiscere, seit dem J. 1745 am Dienstag nach Misericordias, wurde in der Kirche das Capitel des bonnischen Decanats abgehalten. Dieser Decanat war einer von den fünfen, die dem Archidiaconalbezirk des Stifts-Propstes angehörten; erst unter dem Kurfürsten Ferdinand (1612—1650) von dem großen Decanat des Aargaues abgetrennt, umfaßte er sämmtliche Pfarreien von Bonn und noch mehrere der Umgegend, in Allem zwanzig Pfarreien.

„So mangelhaft die Nachrichten über die Erbauung und Geschichte der Kirche bleiben, so Ausführliches und Genaues läßt über ihr Ende und ihre Zerstörung sich mittheilen. Ich entnehme es den Original-Acten, die das Archiv der jetzigen St. Martinskirche aufbewahrt. Diese Zerstörung und die Verhandlungen, welche ihr vorhergingen, sind zwar nicht eben erfreulich, am wenigsten für den Deutschen, aber sie gewähren einen charakteristischen Einblick in die Zustände und Anschauungsweise der damaligen Zeit. Die neue französische Regierung hatte die Kirchenverfassung auf dem linken Rheinufer in durchgreifender Weise verändert. Einige der gewaltsamsten Maßregeln, denen das alte Frankreich unterlag, sind zwar in den neu erworbenen Provinzen nicht in Wirksamkeit getreten; um aber der Kirche in den vier auf deutschem Boden errichteten Departements keinen wesentlichen Vorzug zu lassen, erfolgte am 9. Jun. 1802, also nach dem Abschluß und der Publication des Concordats vom 15. Jul. 1801, das tief eingreifende Consular-Decret, welches auch hier beinahe das gesammte Kirchengut, insbesondere die sämmtlichen Stifter und Klöster für Staatseigenthum erklärte. Nur die Pfarrkirchen, welche in der neuen Umschreibung bestehen blieben, wurden den Bischöfen zur Verfügung gestellt und den Pfarrern und Kirchenfabriken eine kärgliche Unterstützung zugesichert. Diesem Decret fiel auch das Cassiusstift zum Opfer. Das Vermögen wurde eingezogen, der Grundbesitz veräußert, zum Theil mit den Staats-Domainen vereinigt, das Münster einstweilen geschlossen. Nach der Pfarreintheilung des neu errichteten Bisthums Aachen, das

an die Stelle der Cölner Erzdiöcese trat, wurde die alte St. Martinskirche supprimirt und die Pfarrei auf das Münster des h. Cassius übertragen. Die alte Pfarrkirche stand ihrer Würde beraubt, als Staatseigenthum betrachtet, verödet, ohne Aufsicht und Schutz. Aber es sollte ihr noch Schlimmeres bevorstehen. Man hat schon mehrmals auf diesen Blättern die Jahreszahl 1806 gelesen; die Remigius- und die Gangolfs-Kirche wurden in diesem Jahre niedergerissen, und es ließe sich noch durch manche Beispiele zeigen, wie gerade dieses Jahr kirchlichen Gebäuden verderblich geworden ist. Der Grund möchte in Folgendem liegen.

„Am 30. Mai 1806 hatte ein kaiserliches Decret die in Folge der neuen Organisation supprimirten kirchlichen Gebäude den Fabriken der beibehaltenen Pfarrkirchen zurückgegeben; sie wurden mit den Pfarreien, in deren Bezirk sie lagen, vereinigt, um beliebig benutzt oder auch vermiethet und verkauft zu werden. Die Pfarrfabriken, beinahe aller früheren Einkünfte beraubt, vom Staate und den Civilgemeinden noch nicht ausreichend unterstützt, befanden sich gewöhnlich in der äußersten Verlegenheit. So begreift man, daß sie nur zu häufig zu dem Mittel griffen, das die übertragenen Kirchengebäude am schnellsten nutzbar machte, nämlich sie einfach auf den Abbruch verkauften. Leider wurde ein solches Verfahren noch erleichtert durch die zunehmende Gleichgültigkeit für religiöse Interessen, die im Gefolge der Revolution in den Rheinlanden sich ausgebreitet hatte; dazu kam die Gewinnsucht der Speculanten, die bei einem solchen Abbruch für den geringsten Preis unverhältnißmäßigen Vortheil erwarten konnten. Diese Umstände wurden auch der alten St. Martinskirche verderblich. Am 12. Jul. 1809 bot der damalige Notar, spätere Ober-Bürgermeister Windeck, der sich nebst seinem Bruder, einem entrepreneur public, gern mit dergleichen Dingen befaßte, der Kirchenverwaltung von St. Martin 400 Francs, wenn man die alte Kirche ihm überlassen wolle. Die Kirchen-Verwaltung (la commission administrative des biens de la fabrique de la paroisse de St. Martin) zeigte sich sofort zur Annahme geneigt. Man fand den Preis angemessen, da bei öffentlicher Versteigerung ein höheres Angebot sich nicht erwarten

lasse; die Kirche sei baufällig und nicht zu repariren, zudem durch angebaute Hülfspfeiler entstellt. Der Abbruch werde die schöne Münsterkirche erst recht hervortreten lassen und der Platz, geebnet und mit Bäumen bepflanzt, der Stadt gar sehr zur Zierde gereichen. Von den Behörden in Bonn wurde wohl kaum ein wirksamer Widerstand geleistet. Der Maire Belderbusch wünschte das Gebäude in eine Feldbäckerei für die oft durchziehenden und einquartierten Regimenter zu verwandeln, ohne übrigens auf die Erhaltung besondern Werth zu legen. Auch der Unterpräfect Boosfeld scheint für die Kirche wenigstens nichts Erhebliches gethan zu haben. Sonderbarer und glücklicher Weise kam der Widerstand dieses Mal von einer Seite, von der man ihn in solcher Angelegenheit am wenigsten erwarten möchte, er kam von einem französischen Beamten. An der Spitze des Rhein- und Moseldepartements stand seit dem 15. Mai 1806 der Marquis von Lezay-Marnesia, am Rhein noch jetzt gesegneten Andenkens, als Mensch und als Beamter in gleichem Maße ausgezeichnet und liebenswürdig. An ihn mußte auch diese Angelegenheit kommen; denn nach den französischen Gesetzen durfte Grundeigenthum von Kirchen und Wohlthätigkeits-Anstalten nur nach vorgängigem Bericht des Präfecten mit Genehmigung des Staats-Oberhauptes veräußert werden.

Lezay-Marnesia gerieth in Erstaunen, als ihm die Genehmigung einer solchen Barbarei zugemuthet wurde; er antwortete: »Que la chétive somme de 400 francs ne pourrait pas être mise en balance avec la conservation d'un édifice, qui donne son nom à la paroisse et qui par son antiquité fait partie des objets, qu'une ville devrait être jalouse de conserver parmi ses monuments.« Er versagte die Genehmigung durchaus. Aber der Kirchenrath, dem die Antwort am 22. Sept. 1809 durch Vermittlung Boosfelds und des Bürgermeisters bekannt wurde, beruhigte sich dabei nicht. Schon am 30. Sept. überschickte er dem Bürgermeister eine ausführliche Remonstration. Des zu erwartenden Kaufpreises bedürfe man, um den am 5. Sept. durch den Blitz beschädigten Glockenthurm der Münsterkirche wieder herzustellen; der Herr Maire möge doch befürworten, daß der

Präfect ohne vorgängigen Bericht an den Kaiser die Genehmigung ertheile; es handle sich gar nicht um Veräußerung eines Grundstückes, sondern um den Abbruch eines alten Gebäudes im Interesse der öffentlichen Sicherheit und um die Verschönerung der Stadt.

Aber der Präfect ließ in seiner Sorge für die Erhaltung der Kirche nicht nach. Boosfeld erwidert dem Maire am 14. November:

§. 1. (1)

M. le Préfet ayant examiné toutes les pièces répond:

a) Que la St. Martin, berceau du Christianisme pour la ville de Bonn et monument de quelque célébrité ne doit pas être vendue.

b) Que jamais il n'autorisera la démolition d'un monument, dont tous les habitans doivent être jaloux et dont les marguilliers auraient du être les premiers à solliciter la conservation.

c) Que si la fabrique a besoin de 400 francs, il autorisera la ville à les lui payer pour la conservation du dit monument.

§. 2.

M. le Préfet mécontent de la proposition des marguilliers me dit: Que respectera-t-on dans une ville, si l'on ne sait pas respecter le berceau de sa religion et les titres de son antiquité?! Ce monument, dit-on, tombe en ruines. Eh bien, laissez le tomber en ruines, si vous ne préferez l'en préserver; et qu-aucune autre main ne dispute à celle du temps le triste honneur d'avoir jeté à terre un édifice dont l'origine va se perdre dans la nuit des siècles.

Diese schönen Worte, doppelt werthvoll in damaliger Zeit, wer kann sie selbst als Vorwurf aus französischem Munde an Deutsche gerichtet ohne Freude lesen? Nur bei dem Kirchenvorstande fanden sie durchaus keinen Beifall. Schon am 18. November ließ er eine sehr komische ausführliche Rechtfertigung

(1) Boosfelds bekannte Liebhaberei für Paragraphen.

abgehen. Er zeigte sich tief gekränkt, daß der Präfect an seinem regen Sinn für die Kunst gezweifelt habe, und bewies nicht ohne Gelehrsamkeit, daß er den Denkmälern des classischen Alterthums gebührende Sorge und Verehrung widme, wenn er auch diese verfallenen Reste einer barbarischen Zeit ihrem verdienten Schicksale Preis gebe. Der gute Präfect ließ sich die Belehrung gefallen; er antwortete: »Les explications de Mrs. les marguilliers me tranquilisent, sur la conservation des objets qui sont vraiment dignes d'être conservés, et de ce nombre sont non seulement les monuments qui datent des bons temps de l'idéal, mais ceux encore qui servent à marquer de grandes époques. Art à part, la première pierre d'une ville, la première église d'un pays et en un mot tout ce qui dans un genre quelconque est primitif, me semble consacré; et sans savoir, si cette église a servi aux cérémonies des derniers payens, il suffit qu'elle ait servi à celles des premiers chrétiens de ces contrées pour être monumentale.«

Gleichzeitig mit diesem Schreiben wurden durch den Präfecten 300 Francs zu den dringendsten Ausbesserungen auf das Budget der Stadt angewiesen. Dabei blieb die Sache beruhen; der Kirchenrath schwieg. Aber die 300 Francs wurden nicht eingezogen, jede Reparatur unterblieb, eben so die Umwandlung in eine Bäckerei, mit welcher der Präfect in dem Schreiben vom 14. November sich einverstanden erklärt. Man geht wohl nicht zu weit, wenn man besondere persönliche Beweggründe annimmt, um diese auffallende Ungunst des Kirchenvorstandes gegen die alte Pfarrkirche zu erklären. Einige Zeit diente sie während des Jahres 1809 als Gefängniß für die der Division des Marques de Romana angehörenden Spanier, denen es nicht gelungen war, zeitig genug von Fünen aus auf die englischen Schiffe zu entkommen. Aber es scheint, als haben Wind und Regen nicht eifrig genug gearbeitet, um die Wünsche derer, die den Einsturz wollten, zu befriedigen. Und vielleicht wären sie nie erfüllt worden. Baufällig war die Kirche allerdings; mehre Strebepfeiler waren schon in früherer Zeit zur Unterstützung nöthig geworden; nach dem spätern Urtheil der Sachverständigen läßt

sich jedoch nicht bezweifeln, daß man sie recht wohl wieder in baulichen Stand setzen konnte. Es wurde aber damals im Volke, das mit dem ganzen Verfahren wenig einverstanden war, allgemein gesagt, man habe absichtlich den Einsturz beschleunigt; diese Ansicht hat sogar in dem Votum eines spätern Mitgliedes des Kirchenraths einen entschiedenen Ausdruck gefunden. Doch es wäre eine undankbare Mühe, der Verschwörung gegen die Kirche hier weiter nachzuforschen. Leider verlor sie bald ihren letzten und einzigen Beschützer. Lezay-Marnesia, am 12. Febr. 1810 zum Präfecten für das Departement des Niederrheins ernannt, siedelte am 1. März nach Straßburg über. Sein Nachfolger Doazan hatte weder Neigung noch Veranlassung, sich der kleinen Kirche besonders anzunehmen.

So erfolgte endlich, was schon lange erwartet war. Am 22. März 1812 schreibt der Bürgermeister wieder an den Fabrikrath: die Kirche sei seit 1809 ganz vernachläßigt, ein Hauptpfeiler sei eingefallen, das ganze Gebäude drohe den Einsturz; die Polizei sehe sich genöthigt, einzuschreiten. Ein Gutachten sachverständiger Bau-Unternehmer veranschlagt die erforderlichen Reparaturkosten auf 1952 Francs. Diese herzugeben, war der Kirchenrath weder geneigt noch vermögend; er stimmte aufs Neue für den Abbruch, ein nach 1809 eingetretenes Mitglied mit den bezeichnenden Worten: „Da die Absichten jener, denen dieses Gebäude im Wege stehet, sei es durch Zufall oder geheime Kunstgriffe, durch den Einsturz eines nöthigen Pfeilers erreicht ist, so stimme ich für den Abbruch.“ Bald wurde auch jede Wahl und Berathung unmöglich. In der Nacht vom 26. auf den 27. März 1812, am Charfreitag, stürzte bei heftigem Sturm ein Theil der Kuppel zusammen. Schon am selbigen Tage schreibt auch der Bürgermeister, das Gebäude sei nunmehr ganz eingestürzt; man möge sorgen, daß die Ruinen fortgeschafft würden.

So konnte denn der Kirchenrath endlich zur öffentlichen Versteigerung schreiten; der Präfect Doazan ertheilte die Genehmigung. Wenn Lezay-Marnesia die Schicksale der Kirche noch im Auge behielt, so mochte er im Bonner Wochenblatt vom 12. April 1812 folgende Anzeige lesen: „Nächsten Mittwoch den

15. d. M. Morgens 10 Uhr wird auf dem Gemeindehause zu Bonn zu Folge der Genehmigung des Herrn Departements-Präfecten die alte zusammengestürzte Martinskirche an den Meistbietenden versteigert. Der Platz muß geebnet und die Gebeine auf Kosten des Ersteigerers auf den allgemeinen Kirchhof gebracht werden. Bonn, den 9. April 1812. Eiler." Der Anzeige gemäß sind die Ruinen am 15. April öffentlich ausgeboten und den Vorstehern der Gemeinde Poppelsdorf für 600 Francs zugeschlagen worden. Aus den abgetragenen Materialien erbaute die Gemeinde ihre neue Capelle; so besagt über deren Eingang die Inschrift:

ParoChIaLIs teMpLI
RVInIS aeDIfICabar.

In dem der Straße zugekehrten Fenster stehen vier Säulen der alten Martinskirche. Geht man dem Kreuzberge zu eine kurze Strecke weiter, so begegnet man in einem kleinen Hause (Nr. 94) zur Rechten noch zwei Säulen, die als Thürpfosten dienen. Den Taufstein wieder aufzufinden, werden schon tiefer gehende Untersuchungen erforderlich; er wird in dem Keller des Belderbuscher Hofes zur Aufbewahrung gesalzenen Fleisches benutzt.

Dem Martinsplatz stoßet an derer von Geyr Haus, mit einer uralten Capelle zu St. Helena, die, nachdem sie aus den Ruinen sich erhoben, am 13. Januar 1760 durch den Grafen Franz von Gondola, den Weihbischof zu Paderborn, Bischof zu Tempe, geweihet. Durch seine Familienverbindungen — er war der Sohn des Grafen Franz von Gondola, des Inhabers der Fideicommißherrschaft Wangen bei Botzen im Etschland — gewann er, Capitular der bayerischen Abtei Ettal, die Gunst des Kurfürsten Clemens August von Cöln. Dieser ertheilte ihm zu Bonn, 2. Julius 1752, eigenhändig die Bischofsweihe, ernannte ihn auch zum Weihbischof von Paderborn. Er ward daneben Domcustos zu Wien, Apostolischer Vicarius in den mitternächtlichen Ländern, Propst zu St. Stephan in Mainz, Präses und Director der theologischen Facultät zu Wien, landesherrlicher Pfarrherr zu Probsdorf im Marchfeld, hielt sich aber in späterer Zeit

meist zu Wien auf, wo er auch für den Bischof von Eichstädt und die Aebte von St. Gallen und Einsiedlen die Reichslehen empfing. Er starb zu Probstdorf, 5. März 1774, im 63. Jahr.

Die Münsterkirche, St. Cassienstift.

Derselben vornehmen Herkunft wie St. Florins Stift zu Coblenz will auch das Münster zu Bonn sich rühmen. Der beiden Kirchen erste Begründerin soll die h. Kaiserin Helena, Constantins Mutter, geworden sein. Des Stiftes zu Coblenz plötzliches Auftreten, der Glanz der Erscheinung, die unwandelbare Anhänglichkeit des sächsischen Kaiserhauses zu diesem Gestift, erlaubt nicht in sothaner Tradition zu verkennen, daß unter dem Namen der h. Helena die h. Mathilde gemeint, und sofort wurde zu Bonn die Tradition eingeführt, welcher die Nachbarn den hohen Ruf, die reichen Donationen verdankten. Es scheint indessen die h. Mathilde so wenig als Constantins Mutter für das Münster zu Bonn Wesentliches gethan zu haben. Deß Anfang ist eben so unbemerkt geblieben, als langsam dessen Fortschritte geworden sind. Zu Zeiten des Erzbischofs Guntharius, 850—873, schenkte der Priester Herigar dem Cassienstift Besitzungen zu Meckenheim, und an demselben Tag gab Guntharius das Gut als Precarie an den ursprünglichen Eigenthümer zurück. In der Schenkungsurkunde sagt Herigar: »Dono seu trado ad ecclesiam Sanctorum, ubi ipsi sancti martyres corpore requiescunt, quae est constructa in villa basilica Sanctorum sub honore Cassii et Florentii et ubi praeest Guntharius Archiepiscopus Agrippinensis urbis,« wogegen der Erzbischof verordnet: »In nomine Dei summi Guntharius, divina favente gracia Agrippinensis urbis Episcopus, filiis in Christo, ipso videlicet Episcopo, vel omnibus fratribus in coenobio beatorum martyrum Cassii et Florentii canonice institutionis norma degentibus, quod est in villa quae dicitur Basilica, constructum.« Ein Kloster war also schon damals vorhanden, die in der Nordcapelle, S. 106, erhobenen Gebeine besagter Heiligen aufzunehmen.

Daß diese Heiligen der Thebäischen Legion angehörten, ist aus ihrer ebendaselbst befindlichen Leidensgeschichte ersichtlich. Der Siegeszug dieser gläubigen, standhaften Egypter nahm aber nicht, wie dort gesagt, bei Octodurum und Agaunum im Wallis seinen Anfang, sondern es wurde unmittelbar nach der Landung der aus Africa kommenden Legion bei Vintimiglia in Ligurien das strenge blutige Gericht über jene getreuen Bekenner eröffnet. Schweigend erlitten sie den Tod, welcher von nun an auf dem langen Wege ihr Begleiter. Zweimal ließ Maximian die Legion ob ihrer Weigerung, den Göttern zu opfern, decimiren. Zu Agaunum bluteten für ihren Glauben 6000 Männer, darunter ihre Anführer, Mauritius, Exuperius, Candidus. Eine Abtheilung der Legion, von Tyrsus befehligt, litt zu Trier, und will ich nicht unterlassen anzumerken, daß der h. Palmatius, der Trierer Consul, in keinem Falle den Thebäern anzureihen. Wahrscheinlich erlag er im Laufe der von Rictiovarus angeordneten Schlächtereien. Seinen Leichnam hat Kaiser Karl IV nach Böhmen übertragen lassen, wo für ihn in dem Burgbann von Karlstein eine Kirche erbaut. Angesichts von Bonn, Veronica, bluteten Cassius und Florentius mit sieben Gefährten, 10. Oct.; die Blutarbeit war kaum vollbracht, und es trafen unter ihrem Anführer Malusius oder Merusius aus dem fernsten Osten von Africa 350 christliche Mauritanier (Mohren) ein, die ebenfalls standhaft den Tod der Märtyrer erlitten. Zu Cöln wurden Gereon und Theophilus samt 318 ihrer Soldaten geschlachtet; den völligen Beschluß machten zu Xanten Victor und seine Gefährten.

Aus der stillen Gruft unter der Mordcapelle wurden die Gebeine von Cassius, Malusius, Florentius hervorgesucht, um eines größern Gotteshauses, unter der besondern Anrufung von Cassius und Malusius, Zier zu werden. Nur langsame Fortschritte hat aber das Münster gemacht. Im J. 1112 schenkte demselben Erzbischof Friedrich I ein Grundstück, welches mit dem erzbischöflichen Hof rainte und innerhalb der Immunität gelegen. Darauf sollte das Stiftshospital gesetzt werden. Außerdem besaß das Stift in Bonn selbst zwei Weingärten und zwei Höfe. Der Propst vereinigte mit dieser Würde seit einer Zeit, die aller

geschichtlichen Kunde vorhergeht, das Archidiaconat über drei große Gauen; noch in spätern Tagen behauptete er sich, gestützt auf unfürdenklichen Besitz, in der ersten Stellung nach dem Erzbischof. Gleichwie Erzbischof Guntharius, war auch Brunos I Freund und Nachfolger Volkmar, Propst zu St. Cassien, bevor er zu dem erzbischöflichen Thron erhoben wurde. Unter Bruno I verlautet zum erstenmal, so viel man weiß, der Namen Verona. Seine Erziehung und wissenschaftliche Ausbildung war in seinem zarten Alter dem Bischof Balderich von Utrecht, dann dem Bischof Israel von Ireland, und zuletzt, wenige Jahre vor seiner Beförderung zum Erzbisthum, dem Bischof Rather von Verona, an der Etsch, anvertraut gewesen. Dieser, zu Lüttich geboren und ursprünglich Capitular der Abtei Lobbes, verdankte, nachdem er zum zweitenmal genöthigt worden, sein Bisthum zu verlassen, seinem wissenschaftlichen Ruf die Lehrerstelle bei einem Großen der Provence, und bald nachher, etwa um 950, bei Bruno I, dessen Einfluß ihm den Ruf an den kaiserlichen Hof und wohl auch die Propstei des Cassienstiftes verschaffte. Indessen von diesem Bischof von Verona den Namen der rheinischen Stadt herzuleiten, dürfte wohl niemanden im Ernst einfallen. Hingegen war Erzbischof Anno II kein Freund des Cassienstiftes; er entriß demselben die Kirchen zu Hennef und Oberpleis und Mehres im Ahr- und Zülpichgau, um solches Alles an Siegburg zu geben.

Noch war der Kummer darum nicht verschmerzt, als Gerhard, des Geschlechts von Are, berufen wurde, der Propstei vorzustehen. Gewaltig in seinen Anschlägen, gewandt, unermüdlich für Erreichung seiner Zwecke, tritt er auf in beinahe furchtbarer Größe. Am dringendsten durch eigenes Verdienst dem Papst Innocentius II empfohlen, erwirkte er bei diesem die berühmte Bulle vom 31. März 1131, worin des Stiftes gesamtes Eigenthum aufgeführt, zwei Höfe in Bonn samt einem Antheil Zehnten, der Hof, die Kirche und der ganze Zehnte zu Reidt, der Hof zu Lohmar mit der Kirche und dem Zehnten, der Hof zu Wahlfeld, der Hof zu Dattenfeld mit der Kirche und dem ganzen Zehnten, Hof und Kirche zu Birrenbach mit dem ganzen Zehnten,

Hof und Kirche zu Altenkirchen mit den davon abhängenden Capellen und Zinsen, Hof zu Wiel samt der Kirche und dem ganzen Zehnten, Hof und Kirche zu Leimersdorf, einschließlich des ganzen Zehnten, zu Meckenheim Hof, Kirche und ganzer Zehnte, der Hof zu Meßdorf und die Kirche zu Lessenich mit den Capellen und den dazu gehörigen Zehnten, zu Godesberg der Hof und zu Rüngsdorf mit den umliegenden Capellen und dem Zehnten, Hof zu Uckendorf, Hof zu Rauschendorf, Hof St. Paul bei Merheim, die Kirche zu St. Martin in Bonn mit ihrem ganzen Zehnten, zu Much Kirche und ganzer Zehnte, zu Waldbröl mit dem ganzen Zehnten, zu Nümbrecht die Kirche und der ganze Zehnte, zu Lanscheid die Kirche und der ganze Zehnte, zu Hamm an der Sieg die Kirche mit dem ganzen Zehnten, zu Herchen Kirche und ganzer Zehnte, zu Friesenhagen Kirche und Zehnte, zu Morsbach die Kirche mit einem Theil des Zehnten, zu Winterscheid Antheil Kirche und Zehnte, zu Ruppichteroth die Kirche mit dem ganzen Zehnten, zu Uckerath Kirche und ganzer Zehnte, zu Stieldorf Kirche und ganzer Zehnte, um Grasach, was man heutzutage die Grafschaft nennt, und abwärts die sämtlichen Zehnten von 68 Ortschaften, zu Geistingen die halbe Kirche und die Hälfte von allen Zehnten im Kirchspiel, zu Oberwinter die Kirche mit dem ganzen Zehnten, zu Wadenheim Kirche und ganzer Zehnte, zu Franken die Kirche mit dem Zehnten, zu Eversdorf Kirche und ganzer Zehnte, zu Endenich Kirche und ganzer Zehnte, zu Rheindorf Antheil Kirche und Zehnten, zu Weißbenn Kirche und ganzer Zehnte, die Capelle zu St. Isidor bei Bonn mit dem Antheil Zehnten, zu Zingsheim die Kirche zu einem Viertel, zu Dühn das Viertel an der Kirche, und was von der Kirche zu Olheim dem Stift geschenkt worden, außerdem die Höfe zu Kür'ghoven, Bornheim, Rheindorf, Blankenheim, Lobendorf, Dollendorf, Oberwinter, Hallberg, Stromberg, Courscheid, von welchen die Brüder ihren Unterhalt beziehen, die von Erzbischof Friedrich geschenkten Weinberge zu Bonn, der Zehnte von des Stiftes Waldungen in den Kirchspielen jenseits Rheins. In weitem Umkreis um die Stadt erstreckten sich diese Besitzungen durch den ganzen Auelgau und den Ahrgau bis in

den Eifelgau, von Altenkirchen bis Blankenheim, von Daun bis Reidt.

Auch nachdem jene Bulle erlassen, blieb Gerhards ungetheilte Thätigkeit dem Erwerb von Grundbesitz, der Sicherstellung von Schenkungen und Einkünften, der Erlangung von Unabhängigkeit in Hinsicht weltlicher, überhaupt fremder Gerichtsbarkeit zugewendet. Im Jahr 1136 erkaufte er zu dem Preis von 230 Mark von denen von Lohe und von Heribert von Saffeln ein Gut zu Endenich samt allen dazu gehörigen Weinbergen, Aeckern, Büschen und Hörigen, wobei zugleich das Gut von jeglicher weltlichen Gerichtsbarkeit befreit, einzig jener des Stiftes untergeben wurde. In demselben Jahr vertauschte Erzbischof Bruno II eine Hube Lands in Muffendorf gegen die Weinberge, so sein Vorfahrer Friedrich den Stiftsherren zum Nießbrauch geschenkt hatte, ohne den Fluch zu beachten, welcher von dem Geber, selbst für den Fall einer Geldverwerthung, ausgesprochen worden. Roing, Bürger der Stadt Bonn, schenkte im J. 1139 vier Morgen Pflugland samt Hof zu Kürighoven, zwei Stücke Weinberg zu Beuel, während sein Sohn Gottfried zwei Morgen Ackerland zu Muffendorf, einen Morgen Weingarten und ein Haus zu Bonn opferte. Es wurde das nicht alsbald vollständiges Stiftseigenthum: in Betreff der von dem Vater gemachten Schenkung war des Stiftes Genuß auf sechs Wachskerzen beschränkt, die das Jahr hindurch an bestimmten Tagen zum Behuf der Sacristei bezahlt werden sollten; aus des Sohnes Geschenk war jährlich am 17. Febr. eine Ohm Wein zu liefern. Die Güter blieben aber in der Erben Händen, nur daß in dem Fall der Ermanglung solcher Erben den Stiftsbrüdern die unbeschränkte Benutzung dieser Güter zugesagt war. Derselbe Roing, der sich früher einfach Bonner Bürger nannte, jetzt aber Bürger von Verona, der die Münsterkirche umgebenden Stadt, heißt, schenkte dem Cassienstift im J. 1142 ein von ihm neugebautes Haus zu Bonn, einen Morgen Weingarten zu Rolandseck, einen Hof zu Bachem mit 40 Morgen Land und 8 Morgen Busch. Jedoch sollen diese Güter seinen Erben verbleiben, welche davon jährlich an die Stiftsherren eine Ohm Wein und einen Goldgulden zu entrichten

haben. Daß man seine künftigen Erben nicht zwingen möge, ein Mehres dem Stift zu leisten, beschwört der Stifter Aller Liebe.

Die Stiftspröpste von Bonn und Xanten, als Archidiacone, lagen in fortwährendem Hader mit dem Propst zu St. Gereon in Cöln in Betreff des Vorrangs, der, wie man zu St. Gereon behauptete, bei öffentlichen Feierlichkeiten, Umzügen, Zusammenkünften, auch im Dom ihm zustehe, während die beiden Gegner solches Vorrecht für sich in Anspruch nahmen. In großer öffentlicher Sitzung, in Gegenwart der Bischöfe von Lüttich, Utrecht, Osnabrück, Münster, beriefen sie sich auf ihre Eigenschaft als Archidiaconen, die in der Generalsynode und bei anderweitigen öffentlichen Zusammenkünften dem Erzbischof zur Seite säßen, beim Entwickeln, Finden und Erlassen von Urtheilsprüchen den übrigen Archidiaconen vorgingen. Bruno, der Propst zu St. Gereon, bestand darauf, daß ihm der Vorrang gebüre, da seine Vorgänger sich dessen stets erfreut hätten. Da er aber einen rechtlichen Beweis zu erbringen nicht vermochte, ward sothanes Recht seinen beiden Gegnern und ihren Nachfolgern für alle Zeiten zuerkannt. Den darum ergangenen Spruch ließ Propst Gerhard durch päpstliche Urkunde vom J. 1139, im J. 1153 durch Erzbischof Arnold II und schließlich 1162 durch Papst Victor IV in bester Form bestätigen. Denn daß es überhaupt wesentlichern Dingen als dem Rang galt, läßt sich aus des Papstes Innocentius II Breve, 1139, erkennen. Darin heißt es, die Erzdiaconen seien gleichsam des Bischofs Augen, hätten diesen über den Zustand der Kirchen, der Geistlichkeit und der Gemeinden zu unterrichten. Daneben sorgen sie, wird in einer nicht ganz deutlichen Phrase gesagt, für die Herstellung der Basiliken, untersuchen die Pfarreien und berichten dem Bischof über den Schmuck und das Eigenthum der Basiliken, über die Verhandlungen in den Parochien und die kirchlichen Freiheiten. Daß die Urkunde für Propst Gerhard gegeben, läßt sich daraus erkennen, daß die Untersuchung der in sein Archidiaconat gehörigen Decanate ihm aufgetragen, über den Ahrgau und dessen Unterabtheilung, den Bonnengau, und über den Zülpichgau, die sich auch vermöge Gewohnheitrechtes über den Eifel- und Auelgau erstreckte. Im

J. 1140 entschied er in einem Streit des Stiftes Münstereifel mit dem Pfarrherrn zu Rheinbach, und im J. 1143 verordnet Erzbischof Arnold II, daß ohne dessen Einwilligung der Abt von Siegburg keinen Dechant des dasigen Decanats ernennen dürfe.

Ein alter Streit der Bonner Kirche mit der Abtei in Betreff der Kirche zu Hennef und Oberpleis war bereits im J. 1132 durch Erzbischof Bruno II eigentlich zu Gunsten der Abtei Siegburg entschieden worden. Aus diesem Erlaß geht aber auch hervor, daß Godesberg, Ueckendorf, Schwarzrheindorf, Ruschendorf, der Propstei Hof zu St. Isidor mit der Capelle und jener zum h. Paulus in Bonn, der Propstei Hof zu Mülheim (bei Bonn) mit fünf Huben der Stiftsbrüder, außerdem Alles was zu des Propstes Tafel gehörig und was die sogenannten Beneficiaten besaßen, ihm allein untergeben sein sollte. Alle, welche im Kloster zu Bonn zu thun haben, Köche, Bäcker und andere Kunstleute, wenn sie dort oder auch in der Stadt sich vergangen haben, sollen nicht vor dem weltlichen Richter, sondern im Kloster vor dem Propst oder dessen Bevollmächtigten sich zu verantworten gehalten sein. Köche und Bäcker in der Vielzahl berechtigen wohl zu der Annahme, daß damals schon, im J. 1143, der große Kirchenbau von Gerhard unternommen war, und daß bei dieser Gelegenheit Steinmetzen, Maurer und Zimmerleute seiner Gerichtsbarkeit untergeben wurden. Auf den Kirchenbau in diesen Jahren deutet auch die von K. Konrad III im Jahr 1145 gegebene Urkunde, laut welcher Gerhard für das von Dudechin von Kerpen und dessen Brüdern Nicolaus, Gersilius und Hermann behufs des Baues der Kirche in Bonn angekaufte Gut zu Vernich die Befreiung von weltlicher Gerichtsbarkeit erhielt, wie das auch hinsichtlich des von dem Grafen von Are ihm überlassenen Allods Kagun geschehen ist.

Eine sehr wichtige Erwerbung machte Gerhard an der Burg Drachenfels, deren Bau von Erzbischof Arnold begonnen; die Arbeit war nicht zur Hälfte vorgeschritten, als ein Schlaganfall den Bauherrn an den Rand des Grabes brachte. Propst und Stift benutzten den Eindruck, welchen das unerwartete Ereigniß auf sein Gemüth gemacht haben mochte, ihm vielfältigen, dem

Stiftseigenthum durch die Burgmannschaft auf Drachenfels zugefügten Schaden zu klagen; der Erzbischof hatte nämlich die Feste einem Vetter, dem Grafen Adalbert, dem Vogt zu Bonn, verliehen. „Ich sah ein," dieses Arnolds Worte, „daß sie mir nicht zu Vortheil, daß sie mir in keiner Weise nothwendig, da ich in der Nähe eine andere feste Burg (die Wolkenburg) besaß, daß sie mir vielmehr fortwährend drückende schädliche Ausgaben verursache, bedachte auch, daß ein in guter Meinung angefangenes Werk in das Gegentheil umschlagen könne, und da in dergleichen Fällen das Schlimmere nachzufolgen pflegt, so habe ich, erwägend, daß ein Theil des Berges, auf welchem das Schloß steht, für die Bonner Kirche von Wichtigkeit, indem er von derselben Höfen, Meiereien und sonstigen Besitzungen umgeben, für nützlich und rathsam gehalten, den Bitten des Propstes und der Seinen nachzugeben." Er übergab demnach im Dom zu Cöln, vor versammeltem Volk und Clerus, vor einer Anzahl Grafen, in Gegenwart des gesamten Bonner Stiftes, das von ihm mühevoll und mit schweren Kosten erbaute Schloß dem Altar der hh. Märtyrer Cassius und Florentius, dem Propst und seinen Nachfolgern, empfing auch aus dessen Händen, zur Bestätigung solcher Schenkung, hundert Mark gewogenen Silbers, mittels deren das Lehen von Graf Adalbert abzulösen; Gerhard schwur daneben in Zeiten der Gefahr einem jeweiligen Erzbischof die Burg öffnen zu wollen (im J. 1149).

Die Burg wurde hierauf von Gerhard vollends ausgebaut. In demselben Jahr wurde auch das Oratorium zu Hersel, so den nämlichen Blutzeugen gewidmet, in Gefolge von des Propstes Bemühungen dem Stift zugetheilt. Um die gleiche Zeit mag wohl auch der Neubau der Münsterkirche vollendet gewesen sein, denn im J. 1150 wird die schon früher durch den Propst angeordnete Veränderung in der Eintheilung der Canonicate durch Erzbischof Friedrich II und im J. 1162 durch Papst Victor IV zu fester Bestimmung erhoben. Der Präbenden wurden 32 vollkommen gleich gestellt, und sollten sie nur an Erwachsene, die aus der Schule entlassen, vergeben werden; die 8 kleinen Präbenden wurden beibehalten, was Erzbischof Reinold im J. 1167

bestätigte. Der Kirche zum Besten verzichtete Gerhard auf seine zwei Mark, so er bei jeder Aufnahme zu einer größern oder mittlern Präbende zu empfangen gehabt hatte. Wie er denn, dieses rühmt von ihm Erzbischof Friedrich, „von früh auf bestrebt war, seiner Kirche Ehren zu mehren und ihre Mängel zu bessern. Er hatte sie in vielfacher Zerrüttung gefunden, verschaffte ihr jedoch in kluger Berechnung die entfremdeten Einkünfte wieder. Dazu opferte er von dem Seinen, gab seine eigenen, durch ihn vergrößerten Wohngebäude an die Kirche, verordnend, daß nach seines Bruders Hugo Ableben seine Nachfolger dieselben beziehen sollten; bis dahin hatte der Propst keine Amtswohnung gehabt. Wie angelegen ihm der Kirchendienst, bezeugt die Errichtung des ganzen Sanctuariums und des innern Klosters, das er in seinem Eifer von Grund aus gebaut und, wie zu schauen, vergrößert hat.“ Auch eine sehr alte, in Versen abgefaßte Inschrift, die unterhalb der Kirchenorgel eingeheftet, rühmt von ihm, nicht allein daß er die Mauern der Kirche neu aufgeführt, sondern auch die Klosterhöfe im Bau hergestellt habe. Auf einer andern, gleichfalls unter der Orgel eingemauerten Bleitafel steht zu lesen: „Im Jahre der Fleischwerdung unseres Herrn 1169 ist in diesem Sarge beigesetzt worden der Körper des Propstes Gerhard, der die Kirche mit vielen Gebäuden und Fenstern geschmückt, mit Landgütern bereichert, auch dahin die Körper der hh. Märtyrer übertragen und ihnen viel Ehre verschafft hat. Edel von Geburt lebte er auf der Ahrburg mit höherm Adel. Erbarme dich, Christus, deines Dieners. Amen.“ Bis zu seinem Ende blieb Gerhard in dem Vollgenuß eines wohlverdienten Rufs, wie er denn nach dem Tode Arnolds II, 1156, der kanonisch erwählte Erzbischof von Cöln gewesen ist; es wurde indessen die Wahl cassirt und Friedrich II eingesetzt. Noch im Jahr 1167 erlebte Gerhard die Freude, daß Erzbischof Reinold der Propstei das bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts abgehaltene zollfreie Marktrecht, zu Ehren der Erhebung der h. Märtyrer Cassius und Florentius, verlieh, auch bei dieser Gelegenheit alle Schenkungen, so Gerhard mit seinen Gütern in Honnef, Poppelsdorf, Beruich, Ahrsdorf u. s. w. dem Münster gemacht, bestätigte, ferner das

vierteljährige Visitationsrecht der Pröpste, die Freiheit der dem Stift Angehörigen von anderweitiger geistlicher und weltlicher Gerichtsbarkeit, auch die Schenkung der Feste Drachenfels, vorbehaltlich der von dem Propst dem Erzstift zu leistenden Mannschaft und Treue. Der Markt wurde am 3. und 4. Mai auf dem Münsterplatz gehalten. Am 3. Mai wurde dem Thurm in der Bivatsgasse eine Fahne aufgesteckt; von da aus ging der Zug nach der Münsterkirche; da schlossen sich die Canonici und Vicarien an, und es ging, unter Vortragen einer zweiten großen Fahne, nach der Propstei in der Wenzelsgasse, wo ebenfalls eine große Fahne wehte; aus der propsteilichen Residenz kehrte er, unter Vorausschreiten der 24 Laicalpfründner, die sogenannten hh. Cassius, Florentius und Malusius, welche kleine silberne Stäbe trugen, nach dem Münster zurück, und es begann das feierliche Hochamt, welchem das Te Deum folgte. Die Reliquien der Schutzheiligen blieben die drei Tage über ausgestellt. Der Propst war verpflichtet, an dem einen Tag sämtlichen Herren ein Mittagsmahl zu bieten, konnte sich jedoch von dieser Leistung loskaufen. Am dritten Markttag fiel dem Propst die Jurisdiction über die ganze Stadt an; ihm gehörten alle an diesem Tage eingehende Gefälle, Accise und sonstige Intraden.

Außer dem Propst, für dessen Wahl die päpstliche Sanction erforderlich, und dem Dechant zählte das Stift vierzig Chorherren und zwanzig Vicarien, und hat es beinahe um acht Jahrhunderte seinem Propst Gerhard überlebt. Des Stiftes Vermögen war sehr reichlich und ausgebreitet; es gehörten dazu viele Höfe, Mühlen, Ländereien, Waldungen, Zehnten, Grundrenten, Zinsen. Gleich andern Fürstenthümern und Reichsabteien hatte das Stift seine vier Erbbeamte; Erbschenken waren im J. 1629 die Raitz von Frenz, Erbmarschalle die von Reven, Erbtruchsesse von wegen des Lehrerhofs die von der Leyen, Erbkämmerer die von Waitz. Erledigte Erblehen hatte der Propst zu vergeben. Der Vasallen waren überhaupt 52. In der Stadt Bonn, wovon ein großer Theil in der Nähe des Münsters zu dessen Immunität gehörte, besaß der Propst ein stattliches modernes Haus, die Propstei, späterhin Palais de Justice, und neben vielen

sonstigen Intraden zu Endenich einen Hof mit einigen hundert Morgen Land, nebst Wiesen und Waldungen, dem sogenannten Propstforst in der Nähe des Kottenforstes. In der Stadt Bonn hatte das Stift, außer seiner herrlichen Kirche, in der Immunität derselben 26 Canonicalhäuser, Curien, und bezog Grundzins von vielen andern städtischen Häusern, Ländereien und Gärten, einen Antheil von dem Rheinzoll und empfing von der kurfürstlichen Hofkammer, um daß sie zum Theil auf Grund und Boden der Immunität erbaut, die bedeutende Grundrente von 30 Sömmer Weizen. Beginnend an der Stadtmauer, Mohrs Garten entlang, umfaßte die Immunität einen Theil des Schlosses bis der Ecke der Bischofsgasse gegenüber; von da, dem Hause des Buchdruckers Neusser gegenüber, erstreckte sie sich über die Achterstraße, Dreieck, Sürst und Butterweck, Mauspfad und Münsterplatz. Diese Grenzen zu bezeichnen, waren zu früheren Zeiten in dem zu der Immunität gehörenden Stadttheil steinerne Thierfiguren, halb Wolf, halb Löwe, angebracht; es könnte auch nach dem Protokoll vom 28. April 1746 scheinen, daß der ganze Bezirk durch Thore verschlossen gewesen. Auf dem Münsterplatz stand eine ähnliche größere Figur, das sogenannte steinerne Wolfchen, wo öffentlich Gericht gehalten wurde.

Das Stift ernannte den Pfarrer zu St. Remigius und dessen Capläne, die insgesamt Canonici an der Stiftskirche, den Pfarrer und Caplan zu St. Martin, die beide Stiftsvicarien, und jenen zu St. Gangolf, der ebenfalls Stiftsvicar. Weiter vergab das Stift die Pfarreien zu Kessenich, Dollendorf, Rüngsdorf, Beul an der Ahr, Carweiler, Leimersdorf, Meckenheim, Rheidt, diese alternirend mit dem Herzog von Jülich und Berg. Das Bestehen des Stiftes brachte der Stadt manchen Vortheil: nicht allein daß die Verwaltung seiner Güter mehr denn hundert Ober- und Unterbeamten Besoldung und Einkommen verlieh, hatte der Handwerksstand von ihm bedeutende Beschäftigung und Verdienst, und verbreitete es durch die stiftungsmäßig ihm aufliegenden Almosen reichen Segen; nicht allein daß außer den bedeutenden Kornspenden jährlich hundert Reichsthaler unter die Armen vertheilt wurden, erhielten die Klöster der Minoriten, Franziscaner,

Capuziner, die Serviten auf dem Kreuzberg, die Nonnen der Congrégation de Notre-Dame, bedeutende Spenden in Korn und Geld. Außerdem unterhielt das Stift, der unvermögenden männlichen Jugend zum Besten, die sogenannte Münsterschule mit zwei Lehrern neben dem Capitelhaus.

Wie sorgfältig aber die Freiheiten der Kirche bewacht wurden, wie sehr man bemühet, ihnen auch nicht in den kleinsten unbedeutendsten Dingen präjudiciren zu lassen, gegen die französische Revolution bestand nicht Recht, nicht Verjährung. Gleich in den ersten Jahren der Occupation erlitten die Collegiatstifte in der Aufhebung der Zehnten, worauf sie meist angewiesen, einen beinahe vernichtenden Verlust. Die vollständige Aufhebung, die Einziehung des Grundbesitzes erfolgte im J. 1802, und beinahe ein volles Jahr blieb die Münsterkirche verschlossen und dem Gottesdienst entzogen. Auf Verwendung der Vorsteher der Bruderschaft der schmerzhaften Mutter Gottes wurde später von der Domainenverwaltung zugegeben, daß darin an Sonn- und Feiertagen Gottesdienst gehalten werde. Im J. 1806 wurde sie zur Haupt- und Cantonal-Pfarrkirche der Stadt, unter der Benennung zum h. Martinus, erhoben.

Nachdem Erzbischof Wilibert um das J. 883 den Brüdern des h. Cassius Präbenden zugewiesen hatte, trat als Propst auf der in dem Testament des Erzbischofs Bruno I genannte Geverhardus.

Sein Nachfolger, 2. Heraclius, oder Eberhard oder Evercarus, aus hochvornehmem Sachsengeschlecht entsprossen, war als ein grundgelehrter Mann dem Kaiser Otto und dem Erzbischof Bruno von Cöln sehr beliebt. Auf Ableben des Bischofs Balderich von Lüttich, aus dem Hennegauischen Geschlecht, wurde er 959 zu dessen Nachfolger erwählt. Zu Lüttich heißt er Eraclie duc de Saxe. Er starb 970.

3. Volkmar, des Erzbischofs Bruno von Cöln sehr werth gehaltener Rath, folgt ihm in dem Erzbisthum. Stiftspropst war er um das J. 965.

4. Reginard, ein hochedler Ripuarier, empfing wegen seiner Werke der Barmherzigkeit den Beinamen Eleemosinarius, gleichwie seine Milde gegen die Armen ihm die herzliche Zuneigung

seines Erzbischofs, des h. Heribert erwarb. Er war auch Canonicus der Cölnischen Metropole und Archidiacon zu Verden; endlich an die Stelle des verstorbenen Durandus zum Bischof von Lüttich gewählt, empfing er von dem h. Heribert die bischöfliche Weihe, nachdem er das Bisthum Verden, so ihm durch die vereinigten Stimmen der Bevölkerung angetragen worden, verbeten hatte. Er regierte bereits um das J. 1022 und entschlief um das J. 1036, nach vielen im Dienste der Kirche Gottes vollbrachten großen und herrlichen Dingen.

5. Siegfried, Propst um das Jahr 1100. Ihm und dem Capitel schenkte Erzbischof Friedrich um das J. 1110 Weinberge bei dem Dorfe Stockheim in unmittelbarer Nähe zu Bonn, wofür er sich ein ewiges Jahrgedächtniß bedingte. Derselbe Friedrich gründete zur Zeit dieses Propstes das Hospital bei der Kirche zu Bonn.

6. Konrad soll nach Einigen später Erzbischof von Cöln und durch Verleihung des Papstes Gregorius II Cardinal geworden sein. Als Propst wird er um das J. 1116 genannt.

7. Gerhard, des Geschlechts der Grafen von Are. Er war, nochmals auf ihn zu kommen, als ein Mann von seltener Frömmigkeit, Klugheit und Gelehrsamkeit, verschiedenen Päpsten sehr theuer, besonders dem Papst Innocentius II, der ihm und seinen Nachfolgern das Lehen Endenich und Leimersdorf bestätigte, ihn auch als seinen geliebten Sohn, gleichwie dessen Nachfolger und Güter in den Schutz der h. römischen Kirche nahm, indem er ihm die Befugniß ertheilte, in jeder schwierigen Lage an den h. Stuhl zu appelliren. Dieses Vorrecht bestätigte und erweiterte Papst Eugen III, welcher den Propst in den Schutz des h. Petrus und zugleich in seinen eigenen Schutz aufnahm. Die folgenden Päpste, Victor IV und Alexander III bestätigten diese Anordnungen, fügten noch manches hinzu. Victor IV bestimmte, daß die Burg Drachenfels zu allen Zeiten der Propstei angehören solle. Gerhard war auch hoch angesehen bei K. Konrad und den Cölnischen Erzbischöfen Bruno II, Arnold I, Friedrich, Arnold II und Reinald; von allen diesen erhielt er Privilegien. In Gerhards Tagen ließ Erzbischof Reinald die Körper der hh. Cassius,

Florentius, Malusius und ihrer dreißig Genossen im Marterthum, nachdem sie 775 Jahre lang unweit Bonn in der Erde geruhet hatten, unter großen Feierlichkeiten und bei gewaltigem Andrang des Volks erheben und sie auf Gerhards Bitte nach Bonn übertragen, zugleich verordnend, daß das Jahrgedächtniß dieser Uebertragung für alle Zeiten hier am 1. Mai gefeiert werde. Derselbe Gerhard, nachdem er acht Canonicalpfründen gestiftet und in solcher Weise die (angeblich) von der Kaiserin Helena herrührenden Pfründen um ein ganzes Fünftel vermehrt hatte (was Erzbischof Reinald urkundlich bezeugt und 1167 bestätigte), baute oder erneuerte das schadhaft Gewordene an Kirchen sowohl als an weltlichen Gebäuden. Er starb an Jahren reich und an Verdiensten, nachdem er über 50 Jahre Propst gewesen, und wurde im Kreuzgang seiner Kirche 1177 beerdigt. Seine Verdienste feiern die einem Stein in der Gruft eingegrabenen Verse:

Keiner der Vorgänger hat wie Gerhard Großes geschaffen,
Edel von Geburt, berühmter durch Thaten als durch den Ruhm seines Stammes.
Er ändert die Werke, nicht ändert er daran während er sie gründet,
Den Klosterhof die Tempelmauern, an Schönheit reich.
Was enge war, hat er räumig gemacht, das Häßliche weggeschafft.
Während er neues erbaute, nahm er hinweg die hohen Ruinen,
Dienlich zum Gebrauch machte er alles was unpassend gewesen.
Zur Belohnung möge die Gunst Christi ihm Seligkeit geben.

8. Lothar erhielt von Papst Alexander III und von Erzbischof Philipp die Bestätigung der alten Privilegien und viele neue Zugaben; seinem Capitel verlieh er verschiedene Güter und Zehnten. Nach dem Tode Erzbischof Philipps zum Nachfolger gewählt in Concurrenz mit Graf Bruno von Altena, wich diesem willig der friedliebende und fromme Mann. Er starb um das J. 1197.

9. Bruno Graf von Sayn folgte um das J. 1198. Ihm wurden von Papst Innocentius III die alten Privilegien bestätigt, besonders jenes um den Rang der Archidiaconen, auch neue durch das 4te lateranensische Concilium im Juni 1198 ertheilt. Nachdem der unruhige Bruno von Altena des Erzbisthums verlustig geworden, trat er an dessen Stelle im J. 1205. Sein Zeit-

genosse war der selige Hermann, Pastor zu St. Martin, nachmalen Abt zu Marienstatt, Cisterzienserordens.

10. Der Sachse Oliver, Domherr zu Paderborn, Domscholaster zu Cöln, wurde Propst um das J. 1220. Ein ausgezeichneter Gelehrter und Kanzelredner, trat er unter den berühmtesten Kreuzpredigern auf. Im J. 1210 predigte er gegen die Albigenser, und 1215 und 1216 begeisterte er seine Landsleute zu einem Zug gegen die Heiden, dem er selbst sich anschloß. Eine Flotte, von den Mündungen des Rheins, der Ems und Maas ausgegangen, trug die Kreuzfahrer nach dem Lande der Verheißung. Das Amt eines Feldpredigers übernehmend, ermuthigte Oliver die zu Zeiten solcher Aufmunterung bedürfenden Streiter; die Belagerung des Pharus bei Damiata hat er geführt und glücklich vollbracht. Demnächst schrieb er eine Geschichte des Königreichs Jerusalem vom J. 1095 bis 1218 und die Relation von der Belagerung und Einnahme von Damiata, beides in Eccards Scriptores, t. 2. aufgenommen. Aus Palästina heimgekehrt, ward er in Concurrenz mit Heinrich von Brakel zum Bischof von Paderborn erwählt, und es entschied der h. Stuhl zu seinen Gunsten. Auf einer Diöcesansynode ließ er die Sammlung der frühern Synodalbeschlüsse und Landesgewohnheiten bekannt machen, welche vielleicht nicht mehr vorhanden ist. Cardinal-Bischof von Sabina gelegentlich einer Reise nach Rom, legte er 1226 das Bisthum Paderborn nieder; 1227 soll er gestorben sein.

11. Heinrich von Mülenark, Propst um das Jahr 1225, wurde in Betracht seiner Tugenden einstimmig zum Nachfolger des h. Engelbert gewählt.

12. Johann, seit 1227, gerieth wegen verschiedener Dörfer und Lehen zu Zwist mit dem Capitel und mußte im Juli 1228 den Frieden erkaufen.

13. Gottfried Graf von Ravensberg, Propst im J. 1255, bestätigte auf des Abten von Klosterrade Vorschlag den Herseler Mönch Wilhelm in dem Amt eines Abtes zu Hersel, vertheidigte auch im Juni 1256 in großem Ernst die Vorrechte seiner Kirche gegen die Angriffe des Erzbischofs Konrad. Er starb 1257.

14. Johann, Propst um das J. 1277.

15. Reinhard von Westerburg, erw. um das J. 1283, ist merkwürdig durch die Vertheidigung der Rechtspflege und Freiheit seiner Kirche; von Papst Nicolaus erhielt er eine Sentenz gegen die Bonner Bürgerschaft, deren Execution ihm zugleich übertragen, was er dem Magistrat und den ungehorsamen Bürgern am Vorabend des Festes des h. Apostels Bartholomäus 1291 insinuirte. Im J. 1304 wurde er in Concurrenz mit Heinrich von Virnenburg zum Erzbischof von Cöln erwählt, mußte jedoch dem glücklichen Nebenbuhler weichen; nur erlangte er von diesem die Erklärung, daß die Prioren und Capitel von Cöln ohne Zustimmung von Dechant und Capitel des Cassienstiftes demselben keine Steuern aufzulegen hätten, 13. Dec. 1314.

16. Heinrich von Virnenburg mit dem Beinamen Bursmann, Bruderssohn des Erzbischofs Heinrich, der im J. 1318 den Bürgern von Bonn eine Accise bewilligte, wurde zum Erzbischof und Kurfürst von Mainz erwählt und starb 21. Dec. 1353.

17. Johann, der römischen Kirche Cardinal, wird 1357 genannt.

18. Wilhelm Graf von Rietberg starb 1373, in demselben Jahr daß Erzbischof Friedrich als Vermittler zwischen dem Capitel des Cassienstiftes und der Bürgerschaft von Bonn auftrat.

19. Nicolaus von Rosenberg, Dompropst zu Cambray, des Kaisers Karl IV erster Notar und des Erzbischofs Friedrich von Cöln Rath, war Propst um das J. 1380. Er überließ dem Capitel unter gewissen Bedingungen Poppelsdorf und Kürighoven, wofür auf alle Zeiten sein Jahrgedächtniß gefeiert werden sollte, 1384, starb um 1385.

20. Dietrich Graf von Mörs, wurde nach dem Tode Friedrichs von Saarwerden Erzbischof und starb im J. 1414.

21. Johann Meyner. Des Erzbischofs Friedrich Rath, verpfändete er diesem seine Zehnten in Godesberg und andere Güter, im J. 1429.

22. Peter von Schauenburg, zum Bischof von Augsburg erwählt 1420 und als solcher bestätigt 1424, hinterließ den Ruhm eines klugen und beredten Herren, stand auch bei Kaiser Friedrich IV hoch in Gnaden. „Anno 1424 den 4. Junii kam

der neue Bischof, Peter von Schaumburg, nach Augsburg und nahm sein Quartier nicht auf der Bischöflichen Pfalz, sondern in dem Waraussischen Haus bei St. Maurizen, wurde auch, nachdem er auf dem Rathhaus unter Läutung der Sturmglocke die alten Verträge mit der Stadt zu halten versprochen, und von dem Rath ein gleiches versichert worden, ansehnlich beschenket. Demungeachtet zeigte sich der Bischof der Stadt wenig geneigt, wie er denn 1450 ihren Widerwärtigen allen möglichen Vorschub leistete und ihnen Unterschleif gab. Und ob er sich wohl nachträglich wieder freundschaftlich gegen die Stadt äußerte, im Begriffe, nach Rom zu reisen, den Rath zu Gast bat, ihn ersuchte, sich in seiner Abwesenheit seiner Geistlichkeit anzunehmen, und dagegen verhieß, der Stadt an dem päpstlichen Hof angenehme Dienste zu erweisen, verklagte er statt dessen die Stadt in der giftigsten Weise mit dem ungegründeten Anbringen, sie hätte dem Stift die Land- und Stadtvogtei, die Geleits-Gerechtigkeit, die Schutz- und Kasten-Vogteien über die Klöster, seinem Burggrafen das Recht, Gerichts-Assessores zu setzen, die Jurisdiction über der Geistlichen Diener und Gesind, die Stadtthorschlüssel, den Pflaster- und andere Zölle, das Wein- und andere Ungeld, die dem Hochstift gebürende Hälfte von den Steuern, Zöllen und andern Auflagen, ingleichen das Recht, Bürger aufzunehmen, und Anderes entzogen. Ferner hätte sich selbige unterstanden, Bäche, so dem Hochstift zuständig, wie auch den Fronhof und Grenzsteine in und außerhalb der Stadt vor eigen anzusprechen, die Sinckel durch sein Gebiet in die Stadtgräben zu leiten, und was dergleichen Punkte, deren in allem 60 gewesen, mehr waren. Hierdurch erhielt er auch so viel, daß der Papst dem Bischof Ulrich zu Passau und dem Propst zu Freisingen die Commission aufgetragen, diese Sache zu untersuchen. Weilen aber die Bischöfliche Beschwerden pur allein weltliche Sachen anbetroffen, ließ sich der Rath vor diesen Commissarien nicht ein, sondern brachte den ganzen Handel bei dem Kaiser an. Unterdessen wurde dem Bischof das sichere Geleit versaget und in dem großen und kleinen Rath beschlossen, daß, wann selbiger im geringsten eine Neuerung wider das alte Herkommen anfangen

würde, sich mit gewaffneter Hand darwider zu setzen. Endlich wurde diese Weitläufigkeit, wiewol erst nach Verfluß 5 Jahre, gütlich beigeleget." Cardinal-Priester, tit. S. Vitalis, seit 1439, legte Bischof Peter 1450 die Propstei nieder. Er starb an Altersschwäche zu Dillingen, 1469.

23. Graf Heinrich von Nassau, Dompropst zu Mainz, starb 1474.

24. Graf Konrad von Rietberg, ein menschenfreundlicher, gelehrter, mit vielen Tugenden prangender Herr, wurde nach Niederlegung der Propstei, 1482, Bischof zu Osnabrück, später auch zu Münster. Von ihm meldet Hobbeling: „Das Capitul und die Stände des Stifts Münster haben ihm Gesetze vorgeschrieben, worinnen sonderlich dieses mit enthalten, ohne ihr Wissen und Willen keinen Krieg anzufangen. Iburg soll er gebauet und sonst verschiedene verfallene Schlösser ausgebessert haben. Uebrigens ist wenig von ihm verzeichnet. Er starb den 9. Febr. 1508 und hat diese Grabschrift:

Epitaphium Domini gratiosi
Episcopi Modasteriensis Ecclesiæ
Conradi
de Retbergio Comitis.

Hac ego Conradus contectus mole quiesco
Rethburgi Comitum stemmata clara ferens
Romuleas arces ac celsa palatia Regum
Providi mores tam varios hominum.
Hanc sedem decimum possedi lætus in annum
Principis Imperii functus honore sacri
Arces, Paule, tibi restaurans mœnibus altis
Cætera structurus, sed cito mors vetuit.
Corporis egregii forma vultuque decorus
Ætatis firmæ quam mihi robur erat
Pacis eram cultor vel dapsilitate profusus
Nunc sit apud superos pax quoque sancta mihi.
M. D. VIII. V. Idus Februarii."

25. Georg Hesseler, apostolischer erster Notar, Kaiser Friedrichs IV betrauter Rath, wurde von Papst Sixtus IV zum Car-

dinal-Priester, tit. S. Luciae, ernannt, 1468. Er verunglückte im J. 1483, als er in einem kleinen Nachen über die Donau fahren wollte.

26. Stephan Pfalzgraf bei Rhein, Propst im J. 1483. Er war auch Dom-Thesaurarius.

27. Johann Baptist Zeno, Venetianer und des Papstes Paul II Schwestersohn, wurde Bischof zu Vicenza im J. 1468, Cardinal zu S. Maria in Portico, endlich Cardinalbischof von Tusculum, Erzpriester zum h. Petrus in Perugia und in Umbrien. Im J. 1509 erlangte er von Papst Alexander VI Conservatoren für die Propstei und das Stift zu Bonn. Gest. zu Padua im J. 1510.

28. Melchior von Meggau, ein Meißner, J. U. D. und sehr gelehrter Herr, geb. 1448, war Dompropst zu Meissen oder Magdeburg, Coadjutor zu Brixen seit 1482, was demnach im Widerspruch mit der ihn betreffenden Sage, daß er Ao. 1487 sich sehr bemüht habe, Bischof in Meissen zu werden, als ihm aber der Dombechant Johann von Salhausen vorgezogen wurde, sich deswegen bei dem Papst zu Rom beklagt habe, welcher, um ihn zu befriedigen, ihm zum Bisthum Brixen endlich verholfen, nachdem er sich über zwei Jahr zu Rom aufgehalten und nicht wieder in Meissen kommen wollen, auch seinen Vater dahin disponirt habe, daß er seine herrlichen Güter in Meissen verkaufte und sich in Oestreich niederließ. Mit der Auswanderung hat es indessen seine Richtigkeit, und ist Kaspars von Meggau Nachkommenschaft in dem neuen Vaterland zu hohen Ehren und reichem Besitz gelangt. Bischof Melchior trat das Bisthum Brixen im Jahr 1489 an, wurde 1503 Cardinalpriester tit. S. Stephani in Coelio Monte und starb zu Rom im Jahr 1509. Der letzte Meggau, Leonhard Helfried, Kaiser Ferdinands II werthgehaltener Obristhofmeister, starb im J. 1644, nachdem er, „absonderlich zu Grein, verschiedene ansehnliche geistliche Beneficia gestiftet, den PP. Franziscanern daselbst eine Kirche und Kloster erbauet und denen Patribus die nöthige Unterhaltung gestiftet, also auch auf die Anlegung eines wunderschönen Calvariaebergs, dann des heiligen Grabes und der Loreto-Capellen viele Unkosten verwendet, nicht

minder auch daselbsten das wohlfundirte Capellhaus mit der beständigen schönen Musik aufgerichtet, anderer bei der daselbstigen Pfarrkirchen als auch bei dem Spital rc. verschiedentlich gemachten reichen milden Stiftungen zu geschweigen. In das stattliche Eigenthum, von einem Ende des romantischen Machland zum andern reichend, in die Herrschaften Freistadt, Brixenthal, Ruttenstein, Zellhof, Kreuzen, Greinburg, Schwertberg, Weinberg, Haus, theilten sich fünf Schwiegersöhne.

29. Peter Ludwig Borgia, des Papstes Alexander VI Schwestersohn und des berufenen Cäsar Borgia erstgeborner Bruder, erscheint als Propst um das J. 1500. Er war auch Großprior von Catalonien Rhodiserordens, Comthur zu Novillas und Prior zu St. Eufemia. Nach dem Tode seines Bruders Johann ernannte ihn Alexander VI zum Cardinal unter dem erledigten Titel von Santa Maria in via lata und zum Erzbischof von Valencia, was auch der ermordete Johann gewesen. Er war zugleich Großpönitentiar, zog sich auf Alexanders Ableben nach Neapel zurück und starb daselbst in Folge eines Pferdesturzes 1511 oder 1512.

30. Wilhelm von Croy, Abt zu Afflighem, Fürstbischof zu Cambray, erhielt 1517 die Cardinalswürde und im folgenden Jahr das Erzbisthum Toledo. Er starb in dem Alter von 23 Jahren, während des Reichstags von 1523, in Folge eines Pferdesturzes. Er stiftete zu St. Cassien eine Messe, am Hochaltar zu lesen.

31. Bernhard Tarlati, altem großem Hause in Toscana entsprossen, wurde von Papst Leo X im J. 1513 zum Cardinal tit. S. Mariae in Portico ernannt. Die Propstei, nachdem er sie 3 Jahre bekleidet, legte er 1519 nieder.

32. Wilhelm von Enkevort, zu Maastricht geboren, erfreute sich der besondern Gunst des Papstes Leo X und wurde von Adrian VI zum Cardinal ernannt, tit. S. Joannis et Pauli, die einzige von dem frommen und biedern Adrian ausgehende Creation. Nachdem er ungefähr 15 Jahre der Propstei vorgestanden, starb er zu Rom im Juni 1534, beerdigt in der Kirche zu S. Maria de Anima.

33. Friedrich Graf von Wied, als ein frommer und gelehrter Mann gepriesen, legte 1562 die Propstei nieder, um des Cölnischen Erzbischofs Johann Gebhard, eines Grafen von Mansfeld, Nachfolger zu werden, dankte aber auch dem Erzbisthum 1567 ab und starb zu Cöln 1568; er wurde bei den Predigern begraben.

34. Peter von Vorst, einer brabäntischen Familie angehörend, war auch des h. Stuhls Nuntius am Rhein und Bischof zu Acqui. Er starb, bevor er den ihm bestimmten Cardinalshut empfangen können, zu Worms 1549.

35. Johann Gropper, den Irrgläubigen ein sehr scharfer Controversist, war zu Soest 1501 geboren. Dr. Juris, Scholaster zum h. Gereon in Cöln und Dechant zum h. Patroclus in Soest, soll er im Beginn einer kirchlichen Reformation nicht abgeneigt gewesen sein, wie er denn 1536 das Formular entwarf, nach welchem Kurfürst Hermann das Erzstift reformiren wollte; er gewahrte aber als ein scharfer Beobachter bei Zeiten, wohin das führen müsse, und warf sich entschieden den Neuerern entgegen. Papst Paul IV wollte dem rüstigen Streiter mit dem Cardinalshut lohnen; den hat aber Gropper geziemend verbeten. Um so lebhafter war seine Thätigkeit bei dem Colloquium zu Regensburg 1541, für welches Pfalzgraf Friedrich am 23. April in des Kaisers Namen den Julius Pflug, Johann Eck und Johann Gropper zu Commissarien ernannte, als welche contradictorisch mit den Protestanten Philipp Melanchthon, Martin Bucer und Johann Pistorius die streitigen Lehren untersuchen und demnächst ihm und den Fürsten darüber Bericht erstatten sollten. In mehren Punkten konnte man sich einigen, besonders war jener von der Rechtfertigung zwischen den Protestanten, Pflug und Gropper verglichen; noch waren aber die wichtigsten Punkte, Abendmahl, Messe, Priesterehe, Communion unter beiderlei Gestalten, Beichte, Buße, durch die protestantischen Theologen dergestalt bestritten, daß keine Hoffnung einer Verständigung übrig, und zugleich ergab sich unter den Katholiken die Ansicht, Pflug und Gropper seien zu weit gegangen, und ihre Meinungen bedürften einer Correction. Unverrichteter Dinge lösete die Commission sich auf. Gropper starb zu Rom 14. März 1558. Von seinen Controversschriften ist das

Anti-didagma die wichtigste; außerdem hat man von ihm: Institutionis christianae enchiridion; institutionem ad planiorem christianae religionis cognitionem; de veritate corporis et sanguinis Christi in eucharistia; de asservatione eucharistiae; de Christo in eucharistia adorando, de communione sub una.

36. Kaspar Gropper, Johanns Bruder, war auch Doctor beider Rechte, Scholaster zu St. Gereon, Dechant zu Mariengraden in Cöln, Archidiacon zu Dortmund, vieler Fürsten Rath, verrichtete mehre Gesandtschaften. Zum Nuntius am Rheinstrom ernannt, empfing er zugleich die Vollmachten eines Legaten a latere. Mit Recht gepriesen in diesen verschiedenen Verrichtungen, ist er den 29. März 1594 mit Tod abgegangen. Seine Ruhestätte fand er in der Stiftskirche zu St. Gereon.

37. Seiner beiden Vorgänger Brudersohn, würde Peter Gropper, der Rechte Doctor, Scholaster zu St. Gereon, Vicedom im Vest Recklinghausen, Priesterherr am Cölnischen Dom, Generalvicar des Erzbischofs Ernest. Er starb, 46 Jahre alt, am 10. Febr. 1596 und ruhet zu Cöln im Dom.

38. Ferdinand Herzog in Bayern, seines Oheims, des Kurfürsten Ernest Coadjutor, auch zu Hildesheim, Münster und Lüttich, gefürsteter Propst zu Berchtesgaden, Dompropst zu Magdeburg und Straßburg, zuletzt Administrator des Erzstiftes Cöln, legte als regierender Erzbischof und Kurfürst die Propstei nieder.

39. Johann Cholinus, Doctor der Theologie, war viele Jahre hindurch des Coadjutors Ferdinand Theologe und Rath, daneben Priesterherr am Dom zu Cöln, Domherr zu Lüttich und Archidiacon im Hennegau. Mit Genehmigung des Papstes Gregor XV ersah er sich in der Person des Grafen Franz Wilhelm von Wartenberg einen Coadjutor für die Propstei. Gest. zu Cöln, Febr. 1629, wurde er im Dom zu Cöln, dem er seine Erbschaft zugewendet, beigesetzt.

40. Franz Wilhelm Graf von Wartenberg, war der älteste Sohn des Prinzen Ferdinand, der, nachdem er seinem Bruder Ernest das Kurfürstenthum Cöln erstritten, in kirchlicher Ueberzeugung allen Vorurtheilen seiner hohen Geburt entsagend, sich 1588 mit Georg Pettenbecks, seines ältesten und regierenden

Bruders, des Herzogs Wilhelm Hofbedienten Tochter Maria vermählte, mit dem Beding, daß die in solcher Ehe zu erzielenden Kinder sich des herzoglichen Titels, Namens und Wappens, wie auch allen Anspruchs auf die gesamten bayerischen Lande enthalten (so lange von gemeldten Herzogs Wilhelm Nachkommen einige vorhanden) und übrigens unterdessen mit dem Adelstand und einer Jahrespension von 6000 Gulden und zwei Rittergütern zufrieden sein sollten, welchen Vertrag Kaiser Rudolf II im Jahr 1589 bestätigte. Nachgehends im westfälischen Frieden wurde auch die bayerische Kur einzig der Wilhelminischen Linie bestätigt, dergestalt, daß die von Wartenberg, welche dazumal allbereits den gräflichen Charakter erlanget, nach deren Abgang zwar die Lande, nicht aber die Kurwürde erhalten sollten, und obgleich Kurfürst Maximilian Emanuel sich bemühet, die Succession in der Kur auch auf selbige zu bringen, so hat sich dem doch das Haus Pfalz beharrlich widersezt. Herzog Ferdinand wurde in der Ehe mit Maria Pettenbeck Vater von acht Söhnen und so viel Töchtern. Von jenen hat Franz Wilhelm, geboren 1593, in der Kindheit Neigung zum geistlichen Stand offenbart; nach sehr ernstlichen zu Ingolstadt in der Jesuiten Schule abgemachten Studien erlangte er die Propstei des Collegiatstiftes U. Lieben Frauen zu Alten-Oetting und folgends jene des Liebfrauenstiftes zu München. An. 1608 reisete er nach Rom, da er in dem Collegio Germanico neun Jahre zubrachte; von dannen zurückgekehrt, wurde er Präsident sämtlicher Rathscollegien in Bayern. An. 1619 erhielt er von Papst Paul V die Dompropstei zu Regensburg, wo er seit einigen Jahren eine Dompräbende besaß. An. 1621 ernannte ihn seines Vaters Bruder, Kurfürst Ferdinand von Cöln, zu seinem Obristhofmeister, Geheimrath, Präsident und Director in den Hochstiften Lüttich, Paderborn, Hildesheim und Münster. Das Jahr darauf wurde er zu dem Collegialtag in Regensburg, der eine Bekräftigung der Liga bezweckte, entsendet. Seit längerer Zeit als Coadjutor der Propstei zu Bonn anerkannt, erhielt er als solcher am 8. Aug. 1623 die Bestätigung Papst Urbans VIII; nach dem Tod des Johann Cholinus ließ er auch durch seinen

Procurator Besitz von der erledigten Pfründe ergreifen. Er gab ihr den alten Glanz zurück, führte den römischen Ritus, die römischen Ceremonien ein, so daß die Collegiatkirche zu Bonn vor allen andern der Diöcese den römischen Formen sich näherte. Es gelang ihm auch, von dem Kurfürsten die Befreiung der Clerisei zu Bonn von allen Lasten zu erlangen. An. 1625 erhielt er das Bisthum Osnabrück, welches er doch einstweilen in den Händen der Dänen lassen mußte. An. 1627 vertrat er Kurcöln auf dem Kurfürstentag zu Mühlhausen. An. 1629 wurde er von dem Kaiser zu einem der Executoren des Restitutionsedicts für den niedersächsischen Kreis ernannt, und will man behaupten, daß er in solcher Execution 146 Erz- und Hochstifte, Klöster und Collegiatkirchen, ohne die Pfarrkirchen, den Katholiken überwiesen habe. Zwei hiermit restaurirte Pfründen, das dem Herzog Christian von Braunschweig abgesprochene Bisthum Minden und das dem Herzog Johann Friedrich von Holstein entzogene Verden, wurden als besonders gefährdete Posten 1630 ihm übertragen. Er setzte die Universität zu Osnabrück wieder in Stand, stiftete verschiedene Seminarien, das Engländische Collegium und ein Haus für arme Studenten. Auch wurde er päpstlicher Vicarius in den nördlichen, namentlich Bremischen Landen. Aber die von den Kaiserlichen verlorne Schlacht bei Oldendorf 1633 nöthigte ihn zu eiliger Flucht; unter tausend Gefahren entkam er nach Cöln und von da nach Brüssel. In Gefolge der Schlacht bei Nördlingen kam er nach Cöln zurück und wurde als kurcölnischer und kurbayerischer Gesandter an den kaiserlichen Hof verschickt, wo er die Vermählung der Erzherzogin Maria Anna mit dem Kurfürsten von Bayern zu Stand brachte, 15. Jul. 1635. Ein bei schwerer Krankheit gesprochenes Gelübde zu lösen, reisete er nach Rom und Loreto. Nach seiner Rückkehr wurde er zum Coadjutor des Bischofs von Regensburg erwählt. Den Friedenstractaten zu Münster und Osnabrück wohnte er bei als kurcölnischer Principalgesandter und von wegen seiner Hochstifte. Auch hier zeigte er sich standhaft, groß, wie kein anderer Fürst, seines großen Vaters würdig. Eine wesentliche Angelegenheit wurde ihm jetzt, die durch den Münsterischen Frieden streitig gewordenen

Pfarreien vor den Einfällen der Irrlehrer zu bewahren. Im J. 1649 trat er als Fürstbischof die Regierung des Hochstiftes Regensburg an. Dagegen waren ihm durch den Friedensschluß die Bisthümer Verden und Minden entzogen worden, während er Osnabrück mit 80,000 Thalern, in vier Jahren zahlbar, von dem schwedischen Bastard einlösen mußte. Im J. 1652 erwählte er zu seinem Coadjutor für die Propstei Bonn seinen Neffen Albert Ernst Graf von Wartenberg Herr zu Wald, einen Jüngling von großer Hoffnung und ausgezeichneten Tugenden. Zum Cardinalpriester im J. 1660 ernannt, segnete Franz Wilhelm zu Regensburg das Zeitliche den 1. Dec. 1661.

41. Albert Ernst Graf von Wartenberg Herr in Wald und Disling, Bischof zu Laodicea, Weihbischof zu Regensburg und Präsident des dasigen Consistoriums, kaiserl. Capellan, erhielt die Propstei zu Bonn den 16. Mai 1662 und starb 9. Oct. 1715.

42. Max Heinrich Joseph Freiherr von Weichs, Bischof von Nobiopol, Weihbischof und Domdechant zu Hildesheim, erhielt die Propstei den 26. Oct. 1705 und starb 17. Sept. 1723.

43. Johann Bernhard Joseph von Weichs, des Vorhergehenden Neffe, Domherr zu Hildesheim, erhielt die Propstei den 14. Dec. 1723.

44. Ferdinand von Weichs, 12. Juni 1756 bis 1798.

Die Münsterkirche, emporsteigend über die Stadt Bonn und die umliegende Landschaft, zeichnet sich zugleich aus durch seltene Vollkommenheit der sogenannten altgothischen Architektur, Größe des Baues und hehre Alterthümlichkeit. Es befaßt sothaner Bau eine so große Mannichfaltigkeit der Formen und Verhältnisse, äußerlich und auch in seinem klaren heitern Innern, daß wenige Gebäude der Art ihm gleichkommen, und schwerlich eine der vielen Kirchen von Cöln hierin und an historischer Ausbildung sich mit ihm messen kann. Im Verlauf so vieler Jahrhunderte hat freilich das Münster große Veränderungen, manche Umformung erlitten, wobei jedoch mehr denn anderswo Altes sich erhalten hat, als wozu insbesondere das Capitelhaus und der Kreuzgang gehören. Das Capitelhaus mit dem Kelterhaus dahinter enthält auch noch den Kreuzgang des ehemaligen Kloster-

baues, welches alles jedoch ebenfalls niederzureißen und die Kirche auch von dieser Seite ganz freizustellen, zur französischen Zeit beabsichtigt gewesen. Der schöne, vor beinahe neunzig Jahren mit Linden bepflanzte Lindenplatz zeichnet sich als ein der Majestät des Gotteshauses durchaus angemessener Vorplatz, den man in der neuesten Zeit als die für Beethovens Standbild (von Hähnel in Dresden entworfen, 1845 errichtet) geeigneteste Stelle betrachtet hat.

Das Kirchengebäude, im Ganzen 250 Fuß lang und bis zur Spitze etwa 300 Fuß hoch, zerfällt mit zehn Haupttheilen in zwei Hälften, östlich zu sieben und westlich zu drei, und läßt bei dem mannichfaltigen Aufwand der Formen einen eigentlichen Portalbau vermissen, indem es seine verzierte Hauptfronte statt nach Westen, als der Portalseite, hier vielmehr umgekehrt gegen Osten an der Chorseite aufstellte. In dieser Eigenheit von Form und Einrichtung lassen sich an dem Münster zuvorderst der cirkelrunde Ausbau, dann der hohe Chor mit Giebel, zwischen und hinter den Thürmen, ferner das Querhaus oder Transsept mit dem Hauptthurm, endlich der davon südlich ausgebaute Muttergottes-Chor, dem nördlich jener zum h. Clemens entspricht, und zuletzt von dem westlichen Theil der Kirche die beiden runden Treppenthürme, bis zu welchen das Schiff mit seinen Nebenschiffen geht, von einander unterscheiden. Die fünf Thurmspitzen, deren jetziger Holzbau gleichwie die Bedachung in Schiefer sind jedoch im Ganzen nicht viel über ein Jahrhundert alt, und von ihnen tragt jetzt nur der mittlere die Glocken, daß sie dem ältern Witz: cinq clochers avec quatre cents (sans) cloches, unterliegen, was indessen an die große Zahl der Kirchen, welche ehemals diesem Archidiaconalstift zugetheilt waren, erinnern könnte.

Betrachtet man den Chorbau oder die Chorcapelle mit den beiden Thürmen nach Form und Verzierung genauer, so erinnert diese Fronte durch den hohen Unterbau, die mehrmaligen Säulen und Bogenstellungen über einander, unwillkürlich an die Außenform der antiken Odeen und Theatergebäude und den Baustyl mittelalterlicher Paläste. Der Unterbau oder die Ringmauer mit ihren drei Thürfenstern schließt zugleich das östliche Ende einer

langen Gruft chorförmig ab, welches sich unter dem Fußboden des Chorlanghauses von dem Hauptthurm bis hierhin erstreckt, und worin die Gebeine der hh. Martyrer Cassius, Florentius und Malusius vordem aufbewahrt wurden. Die zwei Stockwerke inmitten des Rundbaues, welche nur durch ein schmales Gesims getrennt sind, und womit die eigentliche Capelle des Chors auf dem äußersten Umfang der Crypta sich erhebt, bestehen aus einem doppelt übereinandergesetzten Kranz von sieben Arkaden in einer Reihe, unten von acht Halbsäulen, von eben so vielen ganzen Säulen, aus dem Synter der Trierischen Wasserleitung gearbeitet. Das obere oder dritte Geschoß dieses Heiligthums ist statt der ursprünglichen runden Chorfenster mit hohen vergitterten neugothischen Kirchenfenstern durchbrochen, welche den dahinter liegenden durch die beiden Thürme umschlossenen innern Raum der Kirche als Oratorium und weiterhin das Langhaus zur Genüge erleuchten. Zu oberst ist ein dem Unterbau entsprechender, von den Thürmen zu beiden Seiten in Form abstehender niedriger Oberbau mit 18 kleinen Bogenstellungen unter einem Schirmdach, dem Chorhut, aufgesetzt, in welchem sich das Muschelgewölb der vorzüglichen östlichen Abseite des Kirchengebäudes hinaufzieht, indessen in dem kleinen Porticus noch hinlänglicher Raum zum Umgehen der Ringmauer bleibt, um auf den jenseitigen Thurmoberbau zu kommen. Die beiden dem vorhergehenden Rundbau und dem Chorhaus zur Seite aufgeführten Thürme sind in den drei ersten Stockwerken mit dem Stockwerk der Chorcapelle gleich und damit übereinstimmend ausgeziert; sie enthalten im Innern zu unterst kleine Nebencapellen der Crypta, die eine dem h. Florentius, die andere dem h. Malusius gewidmet, darüber im zweiten Geschoß und auf gleicher Ebne mit dem Fußboden der Chorcapelle zwei Gewölbe, ehedem zum Dienst des in diesem Heiligthum aufgestellten Altars die kostbarsten Gefäße umschließend und deshalb die Gold- und Silberkammer genannt, und war auch das dritte Geschoß bestimmt, den Schatz und den Schmuck des Altars, die Paramente, die Kirchenbücher aufzunehmen. Dem folgt das vierte Stockwerk, dessen Zinnen unter dem Gesims andeuten, daß es ursprünglich als das oberste Gemach gelten sollte, daher

es durchaus mit gekoppelten Bogenfenstern durchbrochen war; es bildet zwei helle Räume, die durch den Rundgang oberhalb der Chorcapelle mit einander in Verbindung stehen, und ein fünftes, worin das Glockenhaus jedesmal der oberste Theil der ältesten Form beider Thürme war, das untere aber zum Anziehen der Glocken diente. Als später der obere Theil des Langbaues aufgesetzt und dasselbe mit seinem Giebel erhöhet war, kamen zu den fünf Stockwerken noch die beiden obersten, ebenfalls pyramidal aufsteigend, hinzu.

Zwischen den zwei Thürmen erhebt sich über dem Dach der Chorcapelle der Giebel des Chorhauses, vor welchem südlich hinter der Thurmseite zwei der großen Chorfenster zu schauen; sie gehen sowohl von dieser, als von der Nordseite in das Stiftschor, zwei Drittel desselben einnehmend; das dritte Fenster, halb zwischen die Thürme gefaßt, ist in dem Innern freigelassen. Der Hauptthurm, mitten aus dem ein Patriarchenkreuz bildenden Kirchengebäude sich erhebend, ist mit seiner achteckigen Pyramidalbedachung und durch einen Blitzableiter wohlverwahrten Spitze zu außerordentlicher Höhe hinaufgeführt, welche, wenn man den Bau bis auf den Grund und die unterirdischen Substructionen dazu rechnet, nahe an 300 Fuß, also an zwei Drittel des Straßburger Münsterthurms erreichen mag, und um etwa 50 Fuß überhöht, wonach derselbe nur um ebensoviel die Länge des hiesigen Kirchthurms übertrifft. Dieser obenwärts achteckige Bau, dessen drei Stockwerke sichtbarlich an Höhe übereinander zunehmen, läßt auch an sich ein besonderes Aufsetzen des obersten Stockwerks durch die abermalige Zinnenreihe bemerken. Der hier in der Ecke zwischen den Dächern des Langhauses und des Querhauses sichtbare achteckige Unterbau des Thurms stellt sich auf den Säulen, durch welche er getragen, unmittelbar auf, und ist mit $3\frac{1}{2}$ Fuß dicken Mauern in ein Quadrat von 40 Fuß zur Seite beschrieben; er hält jetzt den Gang der Gewichte des Uhrwerks auf der Kirche, und in seinem Raum sind die vier Thüren, welche unter der hölzernen Bedachung auf die Gewölbe des Quer-, des Lang- und des Hochhauses führen. Durch bequeme hölzerne Stiegen gelangt man zu dem zweiten Stockwerk, wo die Uhr steht, und

weiter auf das obere Thurmgeschoß in das Glockenhaus. Hier hängen die fünf Glocken im J. 1756 gegossen, wovon die größte 6 Fuß im Durchmesser hält und mit Terz, Quint und Octav in harmonischem Dreiklang stimmt. Dieses schöne Geläute, ohne Gleichen vielleicht in Harmonie am Niederrhein, ist zugleich eines der stärksten am ganzen Strom.

In dem am 24. Mai 1756 mit dem Glockengießer Meister Martin Le Gros von Malmedy geschlossenen Contract versprach dieser, drei Glocken, wovon die große 7000, die zweite 5000, die dritte 3500 Pfund schwer, nach dem Ton Fa, Sol, La, zu gießen, und zwar alles auf seine Kosten; nur sollte das Capitulum gehalten sein, demselben für seine Mühe und Gießerei 4 Reichsthaler Courant Lohn von jedem hundert Pfund zu geben, sodann nebst den zerborstenen ad 7000 Pfund geschätzten alten Glocken, 8000 Pfund neuen rothen Kupfers und englischen Zinn 20 Centner zu liefern, sofort einen bequemen Platz, worauf noch zwei Jahre hindurch andere Glocken gießen zu dürfen erlaubt worden, anzuweisen. Ferner gelobet Meister Le Gros das nach geschehenem Guß überbliebene Erz einem hoch- und wohlerwürdigen Capitulo obruckzuliefern, oder solches in dem Preis, wie es von Seiten Capituli eingekauft worden, anzunehmen. Es sollte dieses aber dem Meister eher nicht als nach Ablauf eines Jahres und 6 Wochen und zwar nach geschehenem Guß eine Halbscheid, über das Jahr darauf die andere zu zahlen schuldig sein, und falls im ersten Jahr und 6 Wochen die Glocken zerbersten sollten, hat sich Gießer Le Gros verbunden, solche Glocken aufs neue, und zwar auf seine alleinige Kosten wiederum zu gießen.

Da für den Einkauf des zum Glockengießen nöthigen Kupfers und Zinnes einige tausend Reichsthaler erforderlich, wurde Confrater von Herresdorf beauftragt, sich ohnbeschwert in Cöln eine Aufnahme von 2000 bis 3000 Reichsthaler gegen ein leidliches Interesse zu bewerkstelligen. Von den damaligen Capitularibus zahlte jeder zu den neuen Glocken 3 Pistolen, und ein jeglicher von den neu ankommenden 2 Pistolen und jeder Vicarius eine Pistole, und wird erwartet, daß der am 5. Juni 1756 eingeführte Propst einen verhältnißmäßigen Beitrag dazu leisten werde.

Domcapitular von Achatius in Cöln schenkt, laut Capitular-Protokoll vom 26. Jun. 1756, zum Guß der neuen Glocken 800 Reichsthaler zu 80 Albus. Aus den dreierlei Proben von rothem Kupfer wird resolvirt, sich zu dem Glockenguß des Breidbacher Kupfers zu bedienen, und ferner daß dieser Guß auf dem großen Münsterplatz stattfinden soll, und hat Meister Le Gros sich offerirt, für das Holz der daselbst zu erbauenden Hütten 20 Reichsthaler aus dem Seinigen herzugeben. Laut Protokoll vom 11. Jul. werden bei zwei Parteien in Cöln 2000 Rthlr. zu 78 Albus lehenbar zu 3½ prc. aufgenommen, und zwar unter dem von den Creditoren verlangten consensus Archiepisc. — Zu Behuf der neu zu gießenden Glocken werden dem Confrater von Herresdorf die in Archivo vorfindlichen 1000 Rthlr. mit Einschließung der von den Pastoren S. Martini pro redemptione suae residentiae annalis erlegten 140 Rthlr. ausbezahlt. — Canonicus Freusberg schenkt zum Glockenguß 10 Dukaten. — Nach dem Protokoll vom 10. Sept. 1756 wurde angefragt, weil die dritte der wirklich gegossenen Glocken für eine ordinaire Chorglocke im Läuten zu schwer fallen dürfte, auch ohnedem noch in des Baumeisters Behausung ohngefähr 1000 Pfund alter Glockenspeis übrig und vorräthig sich befunden, ob eine vierte Glocke von 2800 oder wenigstens 2000 Pfund ferner gegossen werden möchte; worauf anfänglich Capitulum affirmative sich zu äußern Bedenken geführet, angesehen die wirklich wegen des Glockengusses gemachte Schuldenlast dadurch vermehrt werden dürfte. Endlich jedoch nach weiter genommener Deliberation a Capitulo resolvirt worden, daß gedachte 4te Glocke in Arbeit genommen werden solle, und zwar nach dem Gewicht, wie der Glockengießer Meister Le Gros zum Zierrath des ganzen Geläutes dienlich erachten wird.

Am 6. Dec. 1756 wurde mit mehreren von Sr. Hochw. Herrn Dechanten referirt, welcher Gestalten Ihro Churfürstl. Durchlaucht gnädigst resolvirt haben, die neuen Glocken persönlich zu taufen und die des Endes erforderlichen Pathen gnädigst anzuordnen, auch zu würcklichem Actum den künftigen Dienstag angesetzt habe, welchem nach Capitulum sich zu richten und alles

zu diesem Actum erforderliche beizutragen, auch unermangeln wird, Herrn von Achatius zum Pathen der zweiten Glocke Sr. Churfürstlichen Durchlaucht vorzuschlagen. — In Betreff des Kirchengeläutes und der darüber einzurichtenden Ordnung war die Frage, ob man den Maimonat hindurch alle Glocken brauchen solle, oder wie viel? Dann, ob man die drei ersten Tage hindurch auch bommeln solle oder nicht? wurde resolvirt, die ersten drei und letztern Maitage alle Glocken läuten zu lassen und die sonstigen Maitage nur zwei Glocken. Weil man dafür hielte, es dürfte durch das Bommeln den Glocken Schaden zugefügt werden, so ist dieses Bommeln ein für allemal abgestellt worden. Angelegentlich war ferner die Anfrage, was man den Leuten zahlen sollte? Auf diese Frage hat Capitulum dem Voto des Confrater Dirat, qua Magister Ornatus, welches darin bestunde, daß den Läutern 4 Albus jeglich ausbezahlt werden soll, völligen Beifall gegeben.

Vom 3. Mai 1757. Klage, daß man die Glocke, worauf die Uhr zur Zeit schlägt, als zu grob und demnach nicht wohl gehört werde; resolvirt, eine ganz neue Glocke verfertigen zu lassen durch Meister Le Gros, welcher diesemnach die Schwere und das Caliber also einzurichten hat, wie solches das Uhrwerk erfordert. Alterius resolvirt, fürohin nicht mehr das alte, sondern das neue Meßenglöckel zu läuten. — Demnach mit mehreren angezeigt worden und geklagt, welcher Gestalten die neuen Stiftsglocken zur Zeit noch nicht in ihrem gehörenden Gang und durch viele Personen geläutet werden müßten, dadurch aber viele Unkosten verursacht werden würden; also wurde diesemnach mit Nachdruck deliberirt, endlich ein Trierischer Meister vorgeschlagen, welcher das Geläute in solches Aequilibrium zu setzen fähig sein soll, daß nur zwei Mann zur großen Glocke zu läuten erforderlich wären. Diesemnach wurde resolvirt, obgedachten Meister sumptibus Capituli kommen zu lassen. Den 16. Jul. 1757 Ankunft des Trierischen Meisters, Besichtigung der aufgehangenen Glocken, und Gutachten, dahin gehend, daß die Glocken-Situation nicht gut, sondern zum Läuten beschwerlich, auch dabei die Glocken dem Bruch, Spaltungen und gänzlichem Verderben unterwürfig wären; die Umänderungen würden nicht über 300 Rthlr. zu stehen

kommen. Resolvirt, diese nöthige und vortheilhafte Reparatur des Geläuts vorzunehmen, unter zuverlässiger Beobachtung dabei des boni Capituli. Das Läuten der Stiftsglocken für Verstorbene, wenn es begehrt wird, soll mit 10 Rthlr. gezahlt werden, unentgeldlich für verstorbene Canonici. Den 12. Sept. 1780 erhält der Küster Ipp Auftrag zu einer großen Illumination der Kirche bei Gelegenheit des Namensfestes der beiden Landesfürsten, Maximilian Friedrich und Maximilian Franziscus, wofür 60 Rthlr. a venerabili Capitulo accordirt wurden.

Inschriften auf den vier großen Glocken im Thurm der Münsterkirche zu Bonn. Auf der großen Glocke: Auspice Clemente Augusto Bavaro Archiepiscopo Coloniensi S. R. J. Electore Inclyti Ordinis Teutonici Magistro Episcopo Paderbornensi, Hildesiensi, Monasteriensi, Osnabrugensi Principe aetatis suae magnificentia, liberalitate, gratia et virtutum gloria maximo Ecclesiae urbisque ornamento et saluti in aeternam .divini numinis Virginis Deiparae et S. Clementis laudem fundebar. 1756. Auf der andern Seite: Le Gros cum Deo fecit. Des Kurfürsten Wappen. Aus dieser Inschrift gleichwie aus den Berathungen des Capitels ergibt sich, daß diese Glocken keineswegs, wie doch anderwärts geschrieben, des Kurfürsten Gabe sind.

Auf der zweiten Glocke: Reverendissimo illustri viro Johanni Arnoldo Josepho de Achatius Ecclesiarum Metropol. Agrippin. Archidiac. SS. Cassii et Florentii Bonnensis S. Andreae intra Coloniam nobilis collegii in Schwarz-Rheindorf Canonico amplissimo Mariae Franciscae Theresiae de Achatius lectissimae Sorori domicellae integerrimae. De hac Archidiaconali bene merentibus campana hac memoriam perpetui nominis consecrat Capitulum Bonnense 1756. Auf der andern Seite: Martinus Le Gros Malmundariensis me fecit in honorem SS. Cassii, Florentii, Mallusii, Ecclesiae Patronorum, et S. Achatii. Auf der dritten Glocke: Sanctae Helenae Augustae Ecclesiae Bonnensis autori matri optimae pietatis et gratitudinis monumentum hoc aereum Lmd. Praelati et Canonici Archidiaconalis Bonnensis 1756. Auf der andern Seite: Le Gros me fecit. Auf der vierten Glocke: Sancto Donato Episcopo

ac Martyri et Sanctae Agathae Virgini ac Martyri Patronis contra fulgura et ignem dicata 1756. Auf derselben Seite: Martinus Le Gros me fecit. Meister Martin scheint ein ehrsüchtiger hochstrebender Mann gewesen zu sein. Auf dem Glockenhause ergeben sich die reizendsten Aussichten, einen vollkommenen Ueberblick der Stadt und Umgebung gewährend.

Vor dem J. 1590, Nachmittags 6 Uhr, da der Blitz den Thurm traf, erhob sich, wie ein altes Gemälde noch zeigt, von den Pyramiden oder sogenannten Aufschlägen der Bischofskappe eine achteckige Spitze, deren Kanten mit Zierrathen besetzt und nach oben auf den Facen mit Gaublöchern versehen, diese zusammen, etwa wie an dem Münsterthurm zu Straßburg, eine Art Krone darstellend. Von den durch jenen Blitzstral angerichteten Verwüstungen heißt es: »On regarda encore comme une espèce de prodige l'incendie de l'église de Bonn, dédiée en l'honneur de S. Cassius, de S. Florent et des autres martyrs Thébains, et qui brûla en plein jour. En effet la foudre étant tombée sur la tour, y mit le feu avec tant de violence, que le plomb dont le bâtiment étoit couvert, se fondit, et découlant de tous côtés par les gouttières et les ouvertures du lambris, empècha que les habitans ne pussent approcher pour éteindre l'embrasement, ensorte que la moitié de l'église fut consumée en leur présence.« Das jetzige Dach, ein Meisterstück von Zimmerwerk aus dem 18. Jahrhundert, von dem Grundbau oder der untersten Etage an schon im Innern heraufgeführt, besteht von da an bis zur Spitze aus eilf Gebälken im Kreuzverband, welche von unten bis zum sechsten Absatz in der Mitte durch Sprengböcke, außerhalb aber, so weit das Mauerwerk reicht, von einem stehenden, weiter oberwärts hingegen bis zur Helmstange allein von einem liegenden Stuhl unterstützt und getragen werden. Um 1815 schlug der Blitz abermals in diese Spitze, warf das große eiserne Kreuz von derselben herab, zündete und verzehrte die Helmstange mit ihrer Bedachung; sie wurde aber seitdem durch den Blitzableiter gesichert.

An das von dem Hauptthurm bezeichnete Ende der östlichen Hälfte, die Mitte des Kirchengebäudes, schließen sich südlich und nördlich hier zwei große zehneckig endende Chorcapellen an, von

denen die südliche der h. Gottesgebärerin Maria, die nördliche dem h. Clemens geweihet ist. Sie bilden das Transsept oder die großen Häuptarme des Kreuzes, und gewinnt mit ihnen das Gebäude seine größte Breite von 125 Fuß. Der Südseite der Kirche schließen sich mit drei Seiten und dem dazwischen liegenden Platz unter freiem Himmel die uralten Klostergebäude noch an, und zwar zuerst der Chorbau des Capitelhauses. Dieser Bau, vielleicht aus karolingischer Zeit, zeigt noch mehrfache größere Abtheilungen, die zwar in jüngern Zeiten merklich verändert, erhöhet und durch angebrachte größere Fenster verunstaltet worden sind. Das allernächst der Kirche an der Façade vorstehende Halbrund ist das Chor der vormaligen Capelle von St. Cyriacus, welche beinahe die Hälfte des untern Geschosses einnimmt, und welcher auf der andern Seite die Thür, bloß von dem Durchgang des Hauses getrennt, der alte Capitelsaal beiliegt. Das obere Geschoß, ursprünglich bei weitem niedriger, enthielt ehedem eine Doppelreihe Zellen, von denen noch ein und das andere der kleinen Fenster übrig ist, und diente zu der gemeinschaftlichen Wohnung der Chorherren. Der äußerst geräumige Münsterplatz selbst, der sich gegen sein Ende hin noch mehr ausbreitet und an seiner nördlichen Seite durch das ansehnlichste Haus in Bonn, Eigenthum des Grafen von Fürstenberg, und durch das Local der Postexpedition begrenzt wird, dient der Garnison zum gewöhnlichen Exercier- und Paradeplatz. Dieser Platz war das Pomerium, der offene Gerichtsort des Münsters, dessen Immunität und Asylgerechtigkeit sich bis an dessen Grenzen erstreckte, in dessen Mitte auch das schöne Bußkreuz vom J. 1763, welches jetzt dicht außen bei der Clemenscapelle an der Mauer befindlich und durch die Jesuiten aufgerichtet, gestanden hat. Der dem Münster vor undenklicher Zeit verliehene Markt am 3. Mai zur Feier der Kreuzerfindung findet auf demselben Platze und bei der großen Ausdehnung in der Neuzeit auch auf dessen Umgebungen statt, und ist mit denen von Petri Stuhlfeier, Johanni, Portiuncula und St. Katharina verbunden. An den ersten drei Markttagen genoß, wie gesagt, des Stiftes Propst bis in die Zeit der allgemeinen Umwälzung seiner Herrlichkeit und freien weltlichen Ge-

richtsbarkeit über Bonn und die nächste Umgebung, wenn sie auch durch das Wachsthum der Landeshoheit und die Privilegien der Stadt manche Beschränkung erlitten hatte, von Jahr zu Jahr in ihrem vollen Umfang. An diesem Tage saßen die Hunnen, die Scheffen des ursprünglich adlichen Gerichts, deren einer von dem Kurfürsten, der andere von dem Propst, die übrigen von dem Stift Dietkirchen und den adlichen Geschlechtern ernannt wurden, vor Alters in ihren halb rothen, halb blauen Mänteln zu Gericht, hörten die Wechselfälle des Grundeigenthums, fragten und straften, in der jüngsten Zeit nur mehr Feldfrevel, die vorzugsweise von den Schäfern bei Ausübung der Weidgerechtigkeit begangen wurden. Derselbe Platz diente in der Vorzeit für die Musterungen der wehrfähigen Mannschaft, und alljährlich mußte die gesamte Bürgerschaft in corpore, bei Strafe in Geld das uralte Scheffenweisthum ablesen hören. Auch das nicht mehr vorhandene Wölfchen gehörte vordem zu den Merkwürdigkeiten dieses Platzes. Hingegen befindet sich noch zwischen demselben und dem Münster die steinerne Gerichtssäule, um welche sich vordem von Jahr zu Jahr die Eigenthümer der vielen dem Stift zinsenden Häuser an einem festen Tag versammeln und bei Verlust des Besitzthums den Zins erlegen mußten.

In das herrliche, schöne und große Innere der Münsterkirche führt ein einziger Zugang, als eine Nebenthür durch die Abseitenwand. Unmittelbar hinter dieser Thür gehen viele Stufen in die nördliche Abseite der Kirche hinab, welche gleich der südlichen in vier Kreuzgewölbe zerfällt, deren Gurten jedoch zwischen den Mauern und dem Schiff ganze Halbkreisbogen bilden und nur unter sich und gegen die Nebenabseiten spitzbogig sind. Diese Abseiten mit ihren Pfeilern und Halbsäulen-Stellungen werden durch halbrunde große palmenförmige Fenster von sieben concentrirten Abtheilungen erleuchtet und führen süd- und nordwärts mit acht Ausgängen in das Schiff der Kirche, ostwärts mit zwei in das Transsept des Gotteshauses oder dessen Capellen nach Süden und Norden hin. In der Mitte dieses Chors unter den vier Säulen, welche die Orgelbühne tragen, liegt auf einem Sarkophag die Statue des Erzbischofs Engelbert II von Valken-

burg. Das angefärbte Denkmal ist aus rothem Sandstein, 9 Fuß lang, 4 Fuß breit, 2¼ Fuß hoch, gefertigt und stellt den rücklings in einer neugothischen Blende liegenden Erzbischof in pontificalibus dar; ein Mann von stattlichem großartigen Aeußern, die Bischofsmütze auf dem Haupt und den Krummstab zur Seite, mit der Casula und darüber mit dem Pallium bekleidet, sind seine Hände unter der Brust ins Kreuz zusammengefaltet, seine Füße einem aufrecht liegenden Löwenhund aufgesetzt. Oberhalb des Hauptes der in einem guten Styl ausgeführten Figur sind zwei Engel angebracht, welche eine kleine in einem Tuch schwebende Figur halten, unter welchem Bild die Seele eines ohne Beichte und Absolution Verstorbenen, auf seinen von dem Grafen von Altena gemordeten Vorfahr, den h. Engelbert I anspielend. Ferner sind an diesem Ort frommer Betrachtung zwei Monumente einander gegenüber an der Wand angebracht worden, die in dem Sarge des Propstes Gerhard gefundene bleierne Inschrift, und die Steinschrift, welche aus dem Kreuzgang hierhin versetzt worden. Vordem war hier auch das mit einer erzenen Inschrift und mancherlei Bildern gezierte Grabmal des Erzbischofs Siegfried von Westerburg zu sehen.

Den Anfang des hohen Schiffbaues ziert zuvorderst das vom Chor hierhin versetzte, auf eine neue Ara erhobene Erzbild der h. Helena, welche diese Kirche im J. 316 erbaut haben soll, ein schönes Werk des neu italienischen Styls, welches in der Mitte des 18. Jahrhunderts zu Rom geformt und gegossen worden und dem Stift 40,000 Thaler Cölnisch gekostet hat. Die h. Helena ist in mehr als natürlicher Größe auf dem Polster kniend dargestellt, wie sie das aufgefundene Kreuz Christi mit dankbarem Blick emporhebt. Sie scheint zu sagen: An Dir hing meine Hoffnung und in ihr die Liebe und das Heil der Welt. Ihre Füße sind entblößt, und ihr langes Haar fällt los vom Haupt herab, auf dessen Scheitel das königliche Diadem mit der Krone haftet und dem Wittwenschleier zum Anhaltspunkt dient. Ueber dem zu ihren Füßen herabfließenden Untergewand mit langen Aermeln und kostbaren Armbändern tragt sie ein kurzes Oberkleid, welches unter der Brust gegürtet und bis zu den

Hüften aufgeschlitzt, von Agraffen gehalten wird, vor und hinten aber mit langer Schleppe niederfällt, alles mit reicher Verbrämung in Stickerei, Perlen und Edelgestein.

Kaum möchte eine Kirche von altgothischer Bauart gefunden werden, welche ein Schiff, vollkommen in Formen, Verhältnissen und Verzierungen wie jene des h. Cassius aufzuweisen hätte. Auf einer Grundfläche von 100 Fuß mittler Länge und 36 Fuß mittler Breite erheben sich die Wände der Ringmauern des Schiffs zu einer Höhe von 60 Fuß, durch welche nach Osten und Westen von unten bis oben durchaus die größten Oeffnungen gehen, nach Norden aber wie nach Süden unterhalb jedesmal vier Oeffnungen in den Abseiten und oberhalb ein durchlaufender Gang unter den Fenstern und ein solcher doppelter vor und hinter denselben die ganze Länge des Schiffs durchziehen. Die Oeffnungen oder Thore nach den Abseiten sind durch halbrunde Bogen geschlossen, im Lichten derselben aber noch besondere vorspringende Gurten auf Halbsäulen, die den Pfeilerflächen vorstehen, angebracht. Zu den vier Kreuzgewölben, welche den innern Raum des Schiffs überdecken, steigen vom Fußboden der Kirche an nicht allein weite Pfeiler und Säulenordnungen an den Wänden der Kirchenmauer zu den Gurten, sondern es sind auch hier in den Ecken der Pfeiler dünnere, aber eben so hoch aufsteigende Säulen angebracht, welche die Rippen der Kreuzgewölbe aufnehmen und unterstützen. Zu den Gallerien, welche die Mauern südlich und nördlich mit ihren vielen Bogenstellungen auf kurzen Säulchen durchziehen, gelangt man durch die Wendeltreppen in den runden Thürmen, welche auswärts liegen und ihre Thüren in dem Westchor haben, an jener Seite hinauf. Höher kommt man auf denselben Treppen zu dem ausgezeichneten Doppelaltan der Abseiten, welcher hinter einer Säulenreihe einmal nach dem Innern der Kirche geht und die Gewölbskappen derselben durchschneidet, zum Andern nach dem Aeußern derselben an die Dachfirst der Abseiten und die Fenster hinter den Säulen des Schiffs herum, zugleich auch auf die nördliche und südliche Capelle des Transseptes führt. Man kann endlich auch die Länge des innern Raums der Kirche von Westen nach Osten noch auf 220 rheinische Fuß annehmen,

wovon 100 auf das Schiff, 36 auf das Transsept und die übrigen 84 auf das Chorgebäude kommen. Aus dem Schiffe mit seinen zwei Altären, deren einer mit ausgezeichnet schönem Bildwerk aus Alabaster prangt, tritt man in die Mitte des Querhauses oder Transseptes, über welches sich der hohe Mittelthurm erhebt. Diese Abtheilung ist um mehre Fuß niedriger als das Schiff. Das von Süden nach Norden ziehende Querhaus verbreitert das Kirchengebäude bis zu 150 Fuß und zerfällt in fünf Abtheilungen, nämlich in den quadratischen Mitteltheil, in zwei längliche Theile, die den Enden der Abseiten zustehen, und endlich in zwei Chorcapellen. Das doppelt gerechnete Mittelgemach von 40 Fuß im Quadrat ist der Theil der Kirche, mittels dessen sich das Schiff dem Chor anschließt, und worin gegen Osten, Westen, Süden und Norden sich die Portale zu dem Chor, dem Schiff und dem südlichen und nördlichen Ambo weit und hoch öffnen; hier erhebt sich gegen Osten hin der Boden, da wo die Crypta ihren Anfang nimmt. Treppen zu beiden Seiten, welche zwischen sich ein Fenster zur Einsicht in dieselbe und auf St. Helenen Altar offen lassen, führen zu dem höhern Plano der Kirche, worauf sonst das Erzbild der h. Helena stand.

Die dem Chor zu beiden Seiten sich anschließenden länglichen, den Abseiten entsprechenden Gemächer oder Gewölbe des Querhauses dienen nicht allein als Seitenzugänge zu dem Mittelhaus, sondern auch einsamen und eifrigen Betern, wozu die Altäre nach obenzu bestimmt sind. In der südlichen Abtheilung, wo der Taufstein steht, auch die Glocken getauft wurden, führt die untere Thür nach einem kleinen Vorhaus, wo der gegenwärtige Eingang zur Crypta liegt. Eine obere Thür führt jetzt zu der Sacristei. In dem diesem nördlich gegenüber liegenden Ambo zeichnet sich unterhalb eine alte schön verzierte Eingangsthür aus, vor welcher steinerne Sitze. Sie führte zu dem vormals in der nördlichen Abseite des Chors gelegenen heiligen Grabe und zu der St. Barbaracapelle, welche Erzbischof Heinrich II von Virnenburg zu Anfang des 14. Jahrhunderts hier angebaut hat. Sie diente ihm zu seiner Ruhestätte, später auch um den einbalsamirten Leichnam eines jeden Erzbischofs vor seiner Bestattung im Dom zu Cöln

aufzunehmen, ward aber, um mehr Raum an der Nordseite der Kirche zu gewinnen, im J. 1771 abgebrochen.

Erzbischof Heinrich II ist vorzüglich bemerkenswerth geworden durch seine genaue Verbindung mit Herzog Friedrich von Oestreich, dem ältesten der fünf Söhne von König Albrecht. „Der K. Albrecht hat am 1. Mai 1308 unter den Händen seines grausamen Neffen Johann und der mit ihm verschwornen Meuchelmörder auf eine schaudervolle Weise sein Leben geendet. So groß die Bestürzung seiner eigenen zahlreichen Familie über dieses unwürdige Ende des Vaters gewesen ist, so gleichgültig oder gar freudenvoll haben viele deutsche Fürsten die Nachricht von Albrechts Tod vernommen, deren gefürchteter Nachbar oder strenges Oberhaupt er gewesen. Die aufrichtigsten und getreuesten Anhänger von ihm waren die Soldaten, welche mit inniger Wehmuth den Verlust ihres Feldherrn beklagten, der den Krieg liebte und seinen Truppen Sold und Ruhm verschaffte.

„Ueber die östreichischen Länder herrschte Friedrich, wegen seiner herrlichen Gestalt der Schöne genannt, und durch die herzlichste Zuneigung seinem jüngern Bruder Leopold verbunden. Allbekannt ist die Sage, einst habe Leopold einen großen schönen Hund erschlagen, der seines Vaters Albrecht Schlafgemach bewachte und, stolz auf seines Herrn Gunst, dem jungen Prinzen nicht gehorchen wollte. Albrecht, höchst erzürnt, habe sogleich anbefohlen, dem Verwegenen nachzuspüren und ohne Schonung, wer es immer sei, an ihm des nie gewagten Frevels Strafe zu vollziehen. Friedrich, der seinen geliebten Bruder vor des Vaters Grimm beben sah, wirft sich zu Albrechts Füßen und gibt sich selber als den Thäter an. Leopold, unfähig, dieses Opfer anzunehmen, erschüttert und beschämt, umfasset gleichfalls Albrechts Kniee, entdeckt die edle Lüge seines Bruders und bittet um die Strafe, die sein gehöre. Der strenge, kalte, stolze Albrecht — weint (vielleicht zum erstenmal seit der Wiege) und schließt die beiden Söhne in die Arme. In der Thal hatten beide nur einen, den nämlichen Sinn im Erkennen und Wollen, aber sehr verschiedene Weisen, ihn auszudrücken, festzuhalten und durchzuführen, und wie ohne jene innere Uebereinstimmung ein Bund

der Gemüther auf Zeit und Ewigkeit unmöglich ist, so sichert diese Verschiedenheit die Dauer desselben: denn wo die Bande des Blutes, der Liebe, der Freundschaft, des Zufalls ganz gleiche Eindrücke, Kräfte, Mittel und Zwecke im engen Raum an einander gedrängt haben, ist kein Verein, sondern Zerstörung; zu groß ist die Verwicklung, und die Bahnen des Wirkens verwirren sich.

„Friedrich und Leopold waren beide groß, ihre Gestalt voll Hoheit, die Bildung des erstern mild, gefällig, mit sanfter Schwermuth übergossen, der treue Abdruck der freundlichen Biederkeit König Rudolfs, Leopolds Züge bestimmt, stark, von unruhigem Feuer unaufhörlich bewegt, ähnlicher des Vaters finsterm Ernst, beide edel bis zur Schwärmerei, das Gute immer vorziehend, selbst dem Klugen und Großen, von dem Geiste des Ritterthums erfüllt, dessen Muster Richard Löwenherz einst nicht glücklicher war, und dessen Krone Leopold genannt wurde, stolz auf ihres Hauses und ihren eigenen Ruhm, prachtliebend, lebhaft und ungeduldig, die Früchte auch schon im Augenblick der Aussaat zu ärnten, aber Friedrich äußerst reizbar, daher heftig, obgleich sein Grundcharakter gütig und sanft, furchtbar nur im Anbeginn seiner Unternehmungen, wo er die Fülle seiner Kraft ungestüm anzuwenden pflegte, aber von geringer Standhaftigkeit, leicht zu ermüden durch Widerstand, durch Widerwärtigkeiten sogleich in Ueberdruß und tiefe Traurigkeit verfallend, viel versuchend, viel weniger vollbringend, tapferer, als dem geziemt, der für mehr zu sorgen hat, als für den glücklichen Ausgang eines Treffens; er hatte alle Tugenden des Ritters und Privatmannes, aber beständiges Unglück in Allem, was er unternahm, weil zum Herrschen über Viele diese Tugenden nicht genug sind. Dagegen besaß Leopold leichten und hellen Verstand, noch weit mehr überschäumende Kraft; daher hatte er der Unternehmungen nie genug vor sich und stürzte sich immer in neue, bevor er noch die alten geendiget hatte. Dieser Grad und diese Art von Feuer läßt sich nicht wohl einem ganzen Heer mittheilen: einen Haufen Auserwählter mag er wohl entzünden und ist darum ein Kleinod an dem Untergeordneten, den der Feldherr zur einzelnen Großthat

beruft; am Feldherrn selbst ist er meistens verderblich. Dennoch wollte Leopold nur immer schlagen, welches stolzer und schneller, aber weder klüger noch menschlicher ist, als aus den Fehlern der Feinde gewissen unblutigen Vortheil zu ziehen. Offen gegen Freund und Feind, weil er ohne Furcht und ohne Tadel war, zeigte er sich doch bald schlau, bald kühn, nachdem es die Lage gebot; streitet doch auch jeder Krieger mit Pfeil und Schleuder gegen den, den er mit Schwert und Lanze nicht erreichen kann. Was er einmal gewollt, starb in seinem Herzen und Gedächtniß niemals aus. Uebermacht und Unglück zwangen ihn höchstens zum Aufschub. Er liebte zärtlich und haßte bis in den Tod. Diese Heftigkeit zerriß das feste Gebäude seiner Nerven schon im 34. Jahr seines Lebens. Weil sein gerechter Racheburst wider Ludwig den Bayer nicht vollkommen gekühlt war, im Beginn neuer Rüstungen wider diesen Feind, wurde Leopold in der Raserei des hitzigen Fiebers weggerafft.

„Friedrich war eben damit beschäftiget, die nöthigen Anstalten zu einem neuen Feldzug wider die Böhmen zu treffen, welche treulos ihr feierlich gegebenes Wort gebrochen und, anstatt einen Prinzen aus dem Hause Habsburg-Oestreich zu ihrem König zu wählen, den Herzog Heinrich von Kärnthen auf den böhmischen Thron gerufen hatten. Plötzlich erscholl die schreckliche Kunde von der Ermordung Albrechts, und Friedrich, seiner ersten und vorzüglichsten Stütze beraubt, durfte sich nicht weiter mit der Hoffnung schmeicheln, Böhmens Krone auf seinem Haupte zu tragen. Um jedoch nicht zaghaft zu erscheinen und nicht zu voreilig auf gemachte Eroberungen Verzicht zu thun, ließ er eiligst die Besatzungen, welche sein Vater im vorigen fruchtlosen Feldzug an mehren Orten in Böhmen und Mähren zurückgelassen hatte, mit allem Nöthigen versehen und ging mit dem mächtigen ungrischen Grafen Matthäus von Trentschin ein Bündniß ein, in welchem sich derselbe verpflichtete, dem Herzog 500 schwere Reiter und 1000 Schützen zu stellen.“ Ich lasse indessen diese und eine Reihe der ihr folgenden Fehden unberührt, um sofort zu jener überzugehen, welche Herzog Friedrich mit Ludwig von Bayern zu führen hatte.

Herzog Otto von Niederbayern war den 9. Sept. 1312 gestorben, außer seinem dreizehn Tage alten Söhnlein Heinrich zwei Neffen hinterlassend. „Diese drei Prinzen empfahl Otto auf seinem Sterbebett der Obsorge der getreuen Städte Straubing und Landshut, die ihm eidlich versprechen mußten, Herzog Ludwig in Oberbayern als Vormund derselben anzuerkennen. Ottos Wille wurde vollzogen, und Herzog Ludwig übernahm die vormundschaftliche Sorge über die drei unmündigen Prinzen. Um ihr väterliches Erbtheil möglichst zu schützen und vor allem Schaden zu bewahren, fand ihr Vormund, Herzog Ludwig, nöthig, in ihrem Namen mit Herzog Friedrich von Oestreich und desselben Brüdern einen Vertrag einzugehen, der, am 13. November 1312 in Linz abgeschlossen, beiden Theilen im Falle der Noth eine gegenseitige Hülfe zusicherte. Die Herzoge Friedrich und Leopold von Oestreich versprachen den noch unmündigen Söhnen der verstorbenen Herzoge Stephan und Otto von Bayern mit einem Eid, ihnen „„zu helfen und zu rathen mit guten Treuen ohne alle Gefährde, wenn sie das an Uns suchen und bringen, gegen allermänniglich,““ jedoch Einige, welche namentlich angegeben wurden, davon ausgenommen. Dagegen verpflichteten sich im Namen der jungen Prinzen ihr Vormund, Herzog Ludwig, und mehrere ansehnliche Mitglieder ihres Rathes ebenfalls eidlich, den Herzogen von Oestreich auf eine vorausgegangene Aufforderung getreulich gegen jedermann, nur wenige davon ausgenommen, Beistand zu leisten. Dieses Versprechen ihres Vormunds und ihrer Räthe sollte die Prinzen so lange binden, bis der junge Heinrich, Herzog Stephans Sohn, sein vierzehntes Lebensjahr werde zurückgelegt haben, wo er dann als volljähriger Prinz selbst entscheiden sollte, ob er diesen gegenwärtigen Vertrag mit Oestreich für die folgenden Jahre verlängern oder aufgeben wolle; der Vormund und die Räthe des Prinzen sind alsdann ihrer eingegangenen Verbindlichkeit ledig. Dieser Vertrag war im Grunde eine bloße Erneuerung des zwischen den Herzogen Otto und Friedrich zu Passau im J. 1311 abgeschlossenen Friedens, aber zugleich auch ein offenbarer Beweis, daß Friedrich damals noch keineswegs gesonnen

war, sich den Familien-Angelegenheiten der bayerischen Herzoge einzumengen, sondern daß er den Herzog Ludwig als Vormund der unmündigen Prinzen erkannte.

„Doch dieses gute Einverständniß zwischen Bayern und Oestreich war von einer nur sehr kurzen Dauer. Bald äußerte sich ein Mißvergnügen der herzoglichen Wittwen Juta und Agnes, Gemahlinen der Herzoge Stephan und Otto, gegen Ludwigs Vormundschaft, und ein großer Theil des Adels in Niederbayern hielt sein Ansehen dadurch für gekränkt oder beschimpft, daß Herzog Otto die Prinzen nicht der Mutter, nicht den Ersten im Lande, sondern den ihnen verächtlichen Bürgern zweier Städte anvertrauet hatte. In Verbindung mit der Herzogin Wittwe die Vormundschaft über die Prinzen zu führen und die Regierung des Landes bis zur Volljährigkeit derselben nach eigenem Belieben zu leiten, war ihr sehnlichster Wunsch. Zur Erreichung dieser Absicht ward Herzog Friedrich von Oestreich auserſehen, welcher den Namen eines Vormunds auf sich nehmen, die herzoglichen Wittwen und den Adel von Niederbayern bei ihren Ansprüchen schützen und den Herzog Ludwig von der Vormundschaft und von allem Einfluß auf Niederbayern verdrängen sollte. Bei der immer zunehmenden Unzufriedenheit der herzoglichen Wittwen und des Adels von Niederbayern gegen den Herzog Ludwig und bei der großen gegenseitigen Spannung konnte es nicht an Vorwänden zu Klagen fehlen, und während beide Theile sich mißtrauisch beobachteten und auf eine schickliche Gelegenheit lauerten, über den Gegner herzufallen und zu siegen, reifte die Gährung zum Ausbruch. Am 1. Sept. 1313 klagten die drei unmündigen niederbayerischen Prinzen und ihre Mütter, die Herzoginen Juta und Agnes, in einem langen Schreiben dem Herzog Friedrich von Oestreich die Unbilden, welche sich Herzog Ludwig und sein Bruder auf eine ungerechte Weise gegen sie erlaubet haben, riefen seinen Beistand an und erklärten ihn mit Beistimmung ihres Raths und mehrerer Großen des Landes auf sechs Jahre zum Vormund der Prinzen; jedoch sollte er sich verpflichten, gewisse Bedingnisse einzugehen, welche er während seiner Vormundschaft den verwittweten Herzoginen, den Prinzen, dem Adel und dem

ganzen Lande getreulich halten sollte. Friedrich entschloß sich, ihren Wunsch zu erfüllen, die Vormundschaft der Prinzen zu übernehmen und so dem in Linz abgeschlossenen Vertrag Genüge zu thun, der es ihm zur Pflicht machte, nach geschehener Aufforderung den Prinzen Beistand zu leisten, wenn sie desselben bedürftig. Schwer und beinahe unmöglich ist es, über die Klagen der Mütter der unmündigen Prinzen, die sich in ihren Rechten gekränkt glaubten, und über das Benehmen Herzog Friedrichs gegen sie ein Urtheil sprechen zu wollen, weil wir Ludwigs Einreden und Gegengründe nicht kennen; aber billig darf man voraussetzen, daß er es für eine offenbare Verletzung seiner Würde ansah und dazu nicht stillschweigen konnte, daß sich ein auswärtiger benachbarter Fürst das Recht herausnehmen sollte, sich in Bayerns Angelegenheiten zu mischen und dem störrigen niederbayerischen Adel ein Uebergewicht über die Landesfürsten zu verschaffen.

„Ein unseliges Schicksal waltete über die zwei edlen großmüthigen Fürsten. Herzog Ludwig, am Hofe zu Wien erzogen, war der Jugendgefährte Herzog Friedrichs. Gut waren beide und von der Natur mit herrlichen Anlagen begabt. Sie wußten den hohen Werth der Großmuth, eines redlichen Sinnes und einer herzlichen, innigen Freundschaft zu schätzen, und doch waren sie zu ihrem und ihrer Völker Unheil den größten Theil ihres Lebens hindurch Feinde gegen einander: dazu bewog sie das Feuer der Jugend und ein innerer Drang, die höchste Höhe zu ersteigen, und ein heißer Durst nach ruhmvollen Thaten. Darüber ward die erste Jugendverbindung, die gewöhnlich am längsten zu dauern pflegt, gänzlich vergessen, und einer erblickte in dem andern zuletzt nicht mehr den Freund, sondern einen verhaßten Nebenbuhler und gefährlichen Feind. Im J. 1313 kamen Ludwig und Friedrich in Landau zusammen, um sich wegen des Streits über die Vormundschaft persönlich besprechen zu können. Wollen wir dem Abt Volkmar von Fürstenfeld glauben, der sich jedoch nicht scheute, aus einem unreifen und viel zu heißen Patriotismus die geschichtliche Wahrheit zu verletzen, so hätte sich Ludwig von einem unzeitigen Eifer so weit hinreißen lassen, daß er während der Unterredung mit Friedrich nach dem Schwerte

griff und auf ihn eindringen wollte, wäre ihm nicht von den Umstehenden Einhalt geschehen. Volkmar mag diesmal die Wahrheit gesprochen haben, denn ein Fürst, der kurz zuvor in einem Krieg mit seinem eigenen Bruder Rudolf in dem gemeinsamen Vaterland Bayern mit eigener Hand ein Dorf anzünden und sich über die hoch auflodernden Flammen recht sehr erfreuen konnte, war allerdings auch im Stande, in der aufbrausenden Hitze eines hohen Unwillens nach dem Schwert zu langen und auf einen Fürsten einzuhauen, der von ihm etwas Unbilliges verlangt haben mochte. Nach einem solchen Auftritt war an keine Ausgleichung, an keine Versöhnung mehr zu denken; die Waffen sollten zwischen ihnen entscheiden.

„Herzog Friedrich eilte zu seinem Bruder Leopold nach Schwaben, um dorten gegen den Herzog Ludwig Truppen zu sammeln. In Oestreich betrieb die Kriegsrüstungen Ulrich von Walsee, welcher durch einige ungrische Hülfstruppen verstärkt nach Niederbayern hinauf zog, wo sich der über Ludwig mißvergnügte Adel mit ihm vereinigte. Ludwig befand sich allerdings in einer bedenklichen Lage. Von Osten und von Westen her bedrohte ihn eine feindliche Armee, und was für ihn um so niederschlagender sein mußte, sein älterer Bruder Rudolf, mehr Friedrichen als Ludwigen geneigt, schien sich um diesen und um die nahe Gefahr gar nicht zu bekümmern. Ludwig rief alle Benachbarten zu Hülfe und forderte sein ihm ergebenes Volk, vorzüglich die getreuen Städte, zur Rettung des Vaterlandes auf. Bald hatte sich um ihn eine beträchtliche Menge von Streitern versammelt; er schien die obere Gegend seines Landes decken und der Armee Friedrichs, welche aus Schwaben herankommen sollte, das Vordringen nach Bayern verwehren zu wollen. Als sich aber die Ankunft derselben verzögerte, faßte er einen kühnen Entschluß, welcher, schnell und tapfer ausgeführt, ihn aus der Verlegenheit riß, bei längerm Zaudern es mit zwei feindlichen Armeen zugleich aufnehmen zu müssen. Er wählte aus seinem Heerhaufen 400 der auserlesensten Geharnischten und eilte mit ihnen dem Lager Ulrichs von Walsee zu, der sich unweit der Dörfer Isareck und Gamelsdorf, nahe bei der Stadt

Mosburg, aufgestellt hatte. Ein dicker Nebel verbarg den Feinden seine Ankunft. Man darf billig voraussetzen, was jedoch die bayerischen Chronikenschreiber geflissentlich verschweigen, daß sich dem Ulrich von Walsee gegenüber ein bayerisches Corps werde befunden haben, um ihn zu beobachten und alles weitere Vorrücken der Feinde möglichst zu erschweren. Mit diesen Truppen und mit seinen 400 mitgebrachten Reitern griff Ludwig am 9. Nov. 1313 das Heer der Oestreicher und des niederbayerischen Adels an, schlug es nach einem langen, sehr hartnäckigen Widerstande und machte viele von höherem Rang zu Gefangenen. Was sich in unsern Zeiten so oft zugetragen hat, war auch schon damals Sitte: im Taumel der ersten Freude über den erfochtenen Sieg sahen einige Bayern meilenlange Felder mit Leichen bedeckt; andere vergrößerten die Zahl der gebliebenen und gefangenen Feinde aus Prahlerei oder aus Haß gegen die Ueberwundenen, und wenn uns einer gar treuherzig erzählt, Ludwig habe den ganzen Adel von Oestreich, Steyermark, Mähren, Kärnthen und von Niederbayern gefangen, niedergemacht und samt einer unzählbaren Menge gemeinen Volks so vernichtet, daß auch nicht ein Einziger übrig blieb, der die schreckliche Nachricht hätte bringen können, so glaubt man einen französischen Armeebericht über einen in Spanien erfochtenen Sieg zu lesen, wo sich dergleichen Vernichtungen fast alle Monate ereignet haben. Der sehr patriotische Abt Volkmar von Fürstenfeld gibt die Zahl der gefangenen Edlen auf 350 an; östreichische Chroniken setzen sie auf 50 herab: die Wahrheit mag in der Mitte liegen. Die Wichtigkeit des Sieges, welchen Ludwig über Ulrich von Walsee bei Gamelsdorf erfochten hat, erhellt am besten aus seinen herrlichen Folgen. Ludwig nahm die vorzüglichsten Anführer des feindlichen Heeres gefangen, eroberte ihr Lager und erreichte vollkommen seinen Zweck, die Oestreicher von der Vormundschaft der niederbayerischen Prinzen auszuschließen. Wichtige Begebenheiten, die sich unterdessen ereignet haben und Ludwigs und Friedrichs Aufmerksamkeit auf höhere Gegenstände hinzogen, beschleunigten die Herstellung des Friedens," der nach dem Ausspruch des Erzbischofs Weichard von Salzburg, des Bischofs

Nicolaus von Regensburg und des Herzogs Heinrich von Kärnthen erfolgte.

Herzog Friedrich, der sich bereits 1308 vergeblich um die deutsche Krone beworben hatte, war noch vor K. Heinrichs Ableben mit dem Gedanken, dessen Nachfolger zu werden, beschäftigt. „Zwischen den Brüdern Rudolf und Ludwig Herzogen von Bayern herrschte schon seit einigen Jahren eine unnatürliche Feindschaft, die folgends in einen offenbaren, verheerenden Krieg ausgebrochen war. Die gegenseitige Erbitterung ist auch nach dem Abschluß des Friedens zwischen ihnen nicht erloschen, denn Rudolf unterstützte seinen Bruder keineswegs, als sich dieser mit dem Herzog von Oestreich und mit dem niederbayerischen Adel wegen der Vormundschaft über die noch unmündigen Prinzen in einen Krieg verwickelt sah. Allenthalben feindselig gegen seinen Bruder Ludwig, gab er dem Herzog Friedrich von Oestreich bei jeder Gelegenheit Beweise der Zuneigung und Freundschaft; ihm zur deutschen Krone einstens behülflich zu sein, wenn sie durch den Tod K. Heinrichs erledigt würde, hat er sich schon im Oct. 1312 gegen die Erzbischöfe von Trier und Cöln in einer Urkunde verpflichtet. Noch näher rückte Herzog Friedrich seinem Ziele, als K. Heinrich Katharinen, die Schwester desselben, zur Braut verlangte; denn es war zu vermuthen, daß sich K. Johann näher den Habsburgern anschließen würde, wenn diese sich mit dem Hause Luxemburg durch eine Vermählung enger verbänden. Diese Aussicht wurde zwar durch Heinrichs plötzlichen Tod vereitelt, aber desto mehr setzte Friedrich nun Alles in Bewegung, seinen Plan auszuführen, mächtige Freunde zu gewinnen, alle Hindernisse zu beseitigen und sich auf den deutschen Thron zu schwingen.

„Um sich von der Seite Italiens Ruhe zu verschaffen, wurde die Verlobte Kaiser Heinrichs, die Herzogin Katharina von Oestreich, dem Herzog von Calabrien zur Gemahlin gegeben, wodurch sich Friedrich die Freundschaft des Königs Robert von Neapel, dessen einziger Sohn Karl war, und zugleich auch die Gewogenheit des Papstes und des Königs von Frankreich erwarb, welche beide sich zum Schutze Roberts gegen den Kaiser Heinrich kurz zuvor so sehr ereifert hatten. Der Erzbischof Heinrich von Cöln

wurde ebenfalls durch eine Vermählung für das Haus Oestreich gewonnen, denn die Tochter seines Bruders, des Grafen Ruprecht von Virnenburg, wurde für Heinrich, Friedrichs Bruder, zur Gemahlin bestimmt; aus Dankbarkeit versprach der Erzbischof, Friedrichen seine Wahlstimme zu geben und mit 500 Bewaffneten zum Schutze desselben zu erscheinen. Die übrigen Wahlstimmen hoffte Friedrich durch Geld oder durch Verheißung großer Privilegien zu erlangen; denn auch jetzt eröffneten die geldgierigen Kurfürsten wieder den einträglichen Handel um die deutsche Krone, an welchem nicht so viel eine gesunde, für das gemeine Wohl gut berechnete Staatspolitik, als der möglichst größte Gewinn, der sich dabei erhaschen ließ, Antheil hatte. Um sich des gemeinsamen Beistandes seines Hauses zu versichern, vielleicht auch um die nöthigen Summen aufzutreiben, deren man zum Ankauf der deutschen Krone bedurfte, und um die benachbarten Fürsten samt dem mächtigen Adel des Landes seinem hochwichtigen Unternehmen geneigter zu machen, veranstaltete Friedrich eine große Versammlung in Wien, auf welcher K. Karl von Ungern, Herzog Heinrich von Kärnthen, vormaliger König von Böhmen, seine vier Brüder, seine damals noch lebende Mutter Elisabeth, seine Schwester Agnes, verwittwete Königin von Ungern, Erzbischof Wichard von Salzburg und viele Grafen und Barone erschienen. Friedrich berathschlagte mit ihnen über sein Vorhaben, sich um die Kaiserkrone zu bewerben, erbat sich ihren Rath und, wenn sie ihm beistimmen würden, auch ihre Hülfe und Unterstützung. Alle erfreuten sich über sein hohes Unternehmen, riefen ihm Beifall zu und versprachen ihm allen möglichen Beistand. Durch den freudigen Zuruf dieser zahlreichen Versammlung in seinem Vorhaben bekräftigt und zu weitern Fortschritten ermuntert, knüpfte Friedrich mit mehren Reichsfürsten Unterhandlungen an, und war auch so glücklich, von denselben feierliche Zusicherungen zu erhalten, daß sie ihm entweder, wenn sie Kurfürsten waren, ihre Wahlstimme geben, oder mit Hülfstruppen gegen seine Gegner Beistand leisten würden. Der für Friedrich bereits gewonnene Erzbischof von Cöln zog bald den Markgrafen Waldemar von Brandenburg in das Bündniß. Der

Markgraf erklärte in einer am 18. Nov. 1313 ausgestellten Urkunde, daß er und Erzbischof Heinrich von Cöln übereingekommen seyen, ihre Stimmen bei der nächsten Wahl einer und der nämlichen Person zu geben und bei dem Neugewählten ihr gegenseitiges Wohl möglichst zu befördern. Das Nämliche soll auch in dem Falle gelten, wenn es dem Erzbischof gelänge, noch einen Kurfürsten für seinen Plan zu gewinnen. Nach wenigen Tagen schloß Friedrich mit dem Herzog Heinrich von Kärnthen einen Freundschaftsbund, in welchem sie sich verbanden, die vier nächsten Jahre hindurch einander getreulich Beistand zu leisten. Diese und noch mehre ähnliche Bündnisse waren freilich zunächst des Krieges halber abgeschlossen, welchen Herzog Friedrich wegen der Vormundschaft über die niederbayerischen Prinzen mit dem Herzog Ludwig führte, und der erst am 17. April 1314 durch einen Friedensspruch gewählter Schiedsrichter geendiget wurde; indessen hatte Friedrich schon im J. 1313 der großen Versammlung in Wien seinen Willen, sich um die deutsche Krone zu bewerben, öffentlich erklärt und auch den vollen Beifall derselben samt dem einstimmigen Versprechen erhalten, daß er von allen Anwesenden möglichst werde unterstützt werden: ein klarer Beweis, daß sich Friedrich bei dem ohnehin schon nahen Frieden nicht sowohl um Verbündete umsah, den Krieg wegen der Vormundschaft noch länger fortzusetzen, sondern um sich ihres Beistandes zur Erringung der deutschen Krone zu bedienen.

„Der Friede vom 17. April 1314 machte dem Zwist ein Ende, welcher zwischen Friedrich und dem Herzog Ludwig wegen Niederbayern obgewaltet hatte. Von dieser Sorge befreiet, konnte Friedrich desto ungestörter seinen Lieblingsplan verfolgen und seine ganze Macht verwenden, um sich den Weg zum deutschen Königsthron zu bahnen. Die beiden Herzoge, welche sich in Salzburg mit einander ausgesöhnt hatten, schliefen dort zum Zeichen ihrer wiedererwachten Jugendfreundschaft in dem nämlichen Zimmer und besprachen sich traulich über die bevorstehende Königswahl. Da gestand Ludwig mit der ihm eigenen Offenherzigkeit, daß er sich selbst zur Königswürde keineswegs geeignet finde, denn zu gering sei seine Haus-

macht, um diesen Posten würdig zu behaupten: aber Friedrich besitze Reichthum und Macht, um Alles zu leisten, was sich einem Römischen König gezieme; er dürfe auch sicher erwarten, daß sich Ludwig gegen ihn als gefälliger Freund und Helfer benehmen werde. Von diesem Versprechen Ludwigs, Friedrichen zu der deutschen Königskrone behülflich zu sein, reden zu viele gleichzeitige und spätere Geschichtschreiber verschiedener Länder, daß es vermessen sein würde, heutzutage eine Sache, die sich vor 500 Jahren zugetragen hat, besser wissen zu wollen als sie. Es wäre um allen geschichtlichen Glauben geschehen, wenn es erlaubt wäre, ohne vollgültigen Gegenbeweis mehre gleichzeitige Zeugnisse zu verwerfen oder mit einer hohen Miene zu bezweifeln, um nur seinen angebeteten Lieblingshelden ganz makellos im reinsten Glanze darstellen zu können. Wir wollen Ludwigen keineswegs einer Falschheit oder einer Hinterlist zeihen, daß er Friedrichen versprach, ihm nach seinem Vermögen als ein ergebener Freund zur Königswürde zu verhelfen, denn höchst wahrscheinlich dachte er damals noch gar nicht daran, daß er späterhin selbst als Nebenbuhler Friedrichs auftreten würde. Veränderte Umstände haben nach wenigen Wochen auch Ludwigs Ansichten geändert, denen gemäß er handeln zu müssen glaubte. Wollte man ihm dieses als ein arges Versehen hoch anrechnen, was müßten wir von der spätern gepriesenen feinen Staatspolitik mancher Regenten denken, welche mit ihren abgeschlossenen feierlichen Freundschaftsbündnissen nur zu spielen schienen und sie leichtsinnig in Kriege umwandelten, wenn sich die Aussicht darbot, eine Provinz oder irgend einen Gewinn erhaschen zu können?

„Die Unterhandlungen Herzog Friedrichs für seine Erhebung auf den Königsthron, die schon früher eingeleitet waren, machten nun schnelle Fortschritte. Am 28. April versprach ihm Herzog Rudolf von Bayern, Ludwigs Bruder, eidlich seine Wahlstimme. Würde Friedrich noch vor der Königswahl sterben, so verpflichtete er sich, desselben Bruder Leopold zum König zu erwählen. Am 1. Mai stellte Markgraf Heinrich von Brandenburg, am 3. und 9. Mai der Erzbischof Heinrich von Cöln eine Urkunde des nämlichen Inhalts aus. Der Markgraf Wal-

demar von Brandenburg hatte sich schon im verflossenen Jahre verpflichtet, daß er nur demjenigen seine Stimme geben wolle, welchen der Erzbischof Heinrich von Cöln zum Römischen König erwählen würde. Der Erzbischof hatte sich aber bereits in einer Urkunde feierlich für Friedrich erkläret; desto sicherer durfte man also auch auf Waldemars Stimme rechnen. Dessen ungeachtet mußte nach der damaligen Sitte der Kurfürsten der Kauf der Wahlstimme ordentlich abgeschlossen werden, bevor man derselben vollkommen sicher sein konnte. Am 9. Mai ertheilte Herzog Leopold dem Erzbischof Heinrich von Cöln und dem Bischof Johann von Straßburg die Vollmacht, mit dem Markgrafen über die Summe Geldes und über die Privilegien zu unterhandeln, die er für seine Wahlstimme verlangen würde; Herzog Friedrich werde als Römischer König Alles, was sie mit Waldemar festsetzen werden, bestätigen und getreulich erfüllen. Am nämlichen Tage hat Herzog Leopold auch den Kauf der Wahlstimme mit dem Erzbischof Heinrich von Cöln abgeschlossen. Die unersättliche Habsucht der Kurfürsten überstiege allen Glauben, wenn sie nicht durch unverwerfliche Urkunden in ihrer vollen Blöße dargestellt würde. Von den vielen Bedingnissen, zu deren Bewilligung Herzog Leopold von dem Erzbischof Heinrich für seine Wahlstimme genöthiget wurde, mögen nur wenige angeführt werden. Dem Erzbischof mußte die ganz unglaublich große Summe von 40,000 Mark reinen Silbers und seinen Räthen mußten 2000 Mark zugesichert werden; wegen der richtigen Erlegung dieser Summe in verschiedenen Terminen schwur Leopold einen persönlichen Eid und stellte überdies mehre Bürgen. Dem Bischof von Straßburg und den genannten Bürgen wurde ein vollkommener Kostenersatz für ihre Bemühung verheißen. Die Herzoge Rudolf von Bayern und Rudolf von Sachsen mußten sich ebenfalls als Bürgen für die richtige Bezahlung der oben genannten Summe verschreiben. Würde dessen ungeachtet die Bezahlung verspätet, so sollte der Erzbischof das Recht haben, mehrere genannte Ortschaften in Besitz zu nehmen und sie als sein Eigenthum zu behalten. So feierlich Herzog Leopold dem Erzbischof die unverschämten Forderungen verbürget hatte, so

mußte er ihm doch am 24. Sept. einen neuen schriftlichen Zusatzartikel ausstellen, in welchem von noch mehr Bürgen Meldung gemacht und dem Grafen Ruprecht von Birnenburg, dessen Tochter Elisabeth Leopolds Bruder, Herzog Heinrich, zur Gemahlin nehmen mußte, eine Summe von 12,000 Pfund Heller zugesichert wurde.

„Um seine Partei noch mehr zu verstärken, errichtete Herzog Friedrich mit dem Grafen Heinrich von Görz und Tirol einen Bund, in welchem sich dieser verpflichtete, dem Herzog Friedrich und desselben Bruder Leopold wider Alle mit seiner ganzen Macht Beistand zu leisten. Wenige Tage hernach verband sich der Erzbischof Wichard von Salzburg mit einem Eid, dem Herzog Heinrich von Kärnthen innerhalb der nächsten drei Jahre gegen Alle beizustehen, nur das Römische Reich und den Herzog Friedrich von Oestreich ausgenommen. Von noch größerer Wichtigkeit war für Friedrich das Versprechen, welches ihm am 23. Jul. K. Karl von Ungern gemacht hat, daß er ihn und seine Brüder gegen Alle unterstützen und mit Niemanden einen Frieden eingehen werde, in welchen nicht auch die Herzoge von Oestreich würden eingeschlossen werden. So nützlich dieses Bündniß auch dem K. Karl selbst gewesen ist, indem er dadurch dem berüchtigten Rebellen Matthäus von Trentschin alle Aussicht auf eine Verbindung mit Oestreich, die dieser schon einigemal gesucht hatte, abschnitt, so mußte doch Friedrich wieder bedeutende Opfer bringen, um sich des Beistandes des Königs zu versichern; Preßburg samt dem Gebiet umher und die Insel Schütt, worin die Aussteuer der verwittweten Königin Agnes, einer Schwester Friedrichs, bestand, wurde an Ungern zurückgegeben. Am 29. Jul. gab Herzog Rudolf von Sachsen in Wien das eidliche Versprechen, daß er dem Herzog Friedrich seine Wahlstimme ertheilen werde; sterbe Friedrich noch vor der Wahl, so würde er desselben Bruder Leopold zum König erwählen. Wir kennen bei weitem noch nicht alle Summen, welche Herzog Friedrich verschwendet hat, um sich die deutsche Krone zu erkaufen und sich den Besitz derselben möglichst zu sichern, und doch ist das, was wir davon aus einigen Urkunden wissen, schon ungeheuer viel. Dergleichen übermäßige Ausgaben konnte kein einziger noch so mächtiger

Reichsfürst aus eigenem Vermögen bestreiten: das heilige Römische Reich mußte immer zuletzt selbst wieder die Summen bezahlen, welche der Kauf der Wahlstimmen, die Bündnisse und Vermählungen der neuerwählten Könige und ihrer Familien verschlungen haben; dieses lehret uns die Geschichte früherer und späterer Zeiten. Wie viel dem Reich die Wahl und die lange Regierung des immer geldarmen Königs Ludwig des Bayers gekostet habe, erzählen uns sattsam alle Reichsgeschichten der damaligen Zeit. Das ewige Versetzen, Verpfänden, Verkaufen und Einziehen von Reichsgütern, die öffentliche Feilbietung der Kurstimmen und so viele andere Dinge zeigen uns offenbar die großen Mängel der alten Reichsverfassung, an welchen sie so viel und so lange gelitten hat, bis die hohe kaiserliche Würde zuletzt zu einem leeren Namen herabsank und Gut, Macht und Gewalt den gierigen Fürsten, Grafen und Rittern zu Theil wurden.

„Aber woher bekam dann Herzog Friedrich die ungeheuren Summen, um sich nur einige Wahlstimmen und den Beistand mehrerer Bundesgenossen erkaufen zu können? Anstatt einer bestimmten Antwort lassen sich nur sehr wahrscheinliche Muthmaßungen angeben. Seit Rudolf von Habsburg herrschte unter seinen Nachkommen in Oestreich bis zu dieser Zeit eine vollkommene Harmonie. Eltern, Kinder und Geschwister umschlang ein liebevolles Familienband, das alle Eifersucht von ihnen entfernte und ihr allgemeines und auch eines jeden Einzelnen Wohl zu befördern trachtete. Um die gesamte Macht des Hauses durch unkluge Theilungen nicht zu schwächen, ward der Aelteste unter ihnen als Vorsteher des ganzen Hauses betrachtet; seine Brüder unterwarfen sich willig seiner obersten Leitung und sahen sein Wohl als ihr eigenes Glück an. So standen die Familienverhältnisse des Regentenhauses, als Friedrich sich um die deutsche Krone bewarb. Daß dieses sein Streben nach der höchsten Würde auf Erden gegen viele Hindernisse anstoßen, daß es ungeheure Summen verschlingen würde, ließ sich leicht voraussehen. Um allen möglichen Vorwürfen zu entgehen und seinen persönlichen Wunsch zu einer Angelegenheit seiner ganzen Familie und auch

seiner Länder zu machen, trug er sein Vorhaben in einer zahlreichen Versammlung in Wien seiner Mutter, seinen Geschwistern und Anverwandten sowie dem höhern Adel vor und erbat sich ihren Rath und Beistand. Alle riefen ihm Beifall zu, bestrebten sich, ihn reichlich zu unterstützen, und fanden sich selbst durch Friedrichs hohe Würde geehret. Aber mochte die Mutter, mochten die Geschwister noch so große Geldsummen vorschießen, so reichten diese doch kaum hin, nur den einzigen Erzbischof von Cöln zu befriedigen, und die Herzoge Rudolf von Bayern und Rudolf von Sachsen, die Heinriche von Brandenburg und von Kärnthen und noch so viele andere Verbündete wollten doch auch für ihre Anhänglichkeit und treuen Dienste der herrschenden Sitte gemäß reichlich belohnet werden. Was in diesem Fall die deutschen Könige auf Kosten des Reiches zu thun pflegten, das that nun Friedrich auf Kosten seines Hauses: er verpfändete und verkaufte Familiengüter; denn willkürliche Steuern wurden damals höchst selten verlangt, von welchen noch dazu der Adel immer verschont blieb, und gezwungene Darlehen kannte man noch nicht. Es gibt in den Archiven allerdings noch mehre Urkunden, welche von Friedrichs damaliger Geldnoth zeugen; er verpfändete den Rittern und Baronen des Landes Güter, Unterthanen, Zölle und Gerichte. Wegen ihrer Geringfügigkeit für die Geschichte des Landes übergehen wir diese Urkunden mit Stillschweigen und erwähnen nur der einzigen, die uns erzählet, daß Friedrich die Stadt und das Schloß Portenau um 1000 Mark reinen Silbers nach Wiener Gewicht und um 360 Mark nach Grätzer Gewicht versetzt habe.

„Herzog Friedrichs Bestreben, sich die deutsche Krone zu erwerben, und die zu diesem Ende von ihm verwendeten großen Summen haben wir kennen gelernet. Man mache ihm darüber ja nicht zu voreilig einseitige Vorwürfe: denn was er that, haben auch seine Nebenbuhler um die Königskrone gethan, und auch diese haben feile Kurfürsten und Anhänger gefunden, die sich ihre Wahlstimmen und ihren Beistand abkaufen ließen; so leicht bestechbar sind die Reichsfürsten, so verkäuflich sind im Mittelalter Würden, Aemter und Freundschaften gewesen. Wenn von

dem Trachten und Streben der übrigen Kronwerber gleich nicht so viele Urkunden bekannt geworden sind wie über das Benehmen Friedrichs, so wissen wir doch bestimmt, daß sich der kaum erst mündige Jüngling, K. Johann von Böhmen, ebenfalls hervorgedränget und Geld und Verheißungen angewendet habe, um sich einen Anhang zu verschaffen, der ihn auf den deutschen Königsthron erhebe. Johann hatte allerdings wohlgegründete Ursachen, zu wünschen, daß es ihm gelingen möchte, seinem Vater Heinrich im Kaiserthum nachfolgen zu können, denn diese höchste Würde hätte ihn auf seinem noch immer gefährdeten Thron in Böhmen vollkommen gesichert. Noch immer hatte er zwei Gegner zu befürchten, die sich im Fall einer günstigen Gelegenheit wider ihn verbinden, mit Ansprüchen auf Böhmen hervortreten und ihm den ruhigen Besitz seines Königreichs stören und bestreiten konnten. Von mißlichen Umständen genöthiget, mußte es Friedrich geschehen lassen, daß K. Heinrich zu Speier im Jahr 1309 seinem Sohn Johann das Königreich Böhmen zusprach, ohne auf jene feierlich beschworene Urkunde zu achten, welche die Böhmen dem K. Albrecht ausgestellet, und in der sie ihm versprochen hatten, im Fall kinderlosen Todes ihres Königs Rudolf den Herzog Friedrich oder einen andern Abkömmling des Hauses Habsburg auf ihren Thron zu erheben. Rudolf starb nach einem Jahre. Die Böhmen, in wilde Parteien getheilet, brachen den Eid und das gegebene Wort und riefen den Herzog Heinrich von Kärnthen als ihren König herbei, der von ihnen aber ebenfalls wieder aus dem Königreich vertrieben wurde. Weder Friedrich noch Heinrich hatten bisher förmlich auf Böhmen Verzicht geleistet, und jener besaß noch die Urkunde der böhmischen Barone und der übrigen Stände des Königreichs, in welcher sie den Habsburgern die ununterbrochene Thronfolge in Böhmen zugesichert hatten. Der Macht und dem Ansehen eines Römischen Kaisers war es leichter möglich, diese Ansprüche auf Böhmen zum Stillschweigen zu bringen oder sie vollends zu entkräften; daher eilte auch K. Johann, sich die deutsche Krone zu erwerben. Zuerst wendete er sich an Herzog Rudolf von Bayern, dem er für seine Wahlstimme verschiedene

Vortheile versprach und welche ihm der Erzbischof von Trier in einer Urkunde feierlich verbürgte. Den Grafen von Görz, von Jülich und noch mehreren Großen des Reichs verschrieb sich K. Johann als Schuldner gewisser Summen Geldes, die er ihnen für den Beistand zu zahlen versprach, den sie ihm zur Erlangung der Kaiserwürde leisten sollten. Doch Herzog Rudolf ergriff die Partei Friedrichs von Oestreich und beschloß am 12. Mai 1314, samt dem Erzbischof von Cöln, daß sie für keinen Fall dem K. Johann ihre Wahlstimme geben würden, weil es leicht geschehen könnte, daß die Wahl desselben wegen seines unreifen Alters nach dem bestehenden Recht für ungültig erkläret würde, wo dann die Kurfürsten für diesen Fall ihr Stimmrecht verlören.

„Im Monat Mai 1314 versammelten sich die Kurfürsten zu Rhens, um über die künftige Königswahl sich vorläufig zu berathschlagen und sich vorhinein mit einander zu verständigen über den Fürsten, welcher dem deutschen Reiche vorstehen sollte. Der Abt Peter von Königsaal, welcher wahrscheinlich als des K. Johann von Böhmen Geschäftsträger dieser Versammlung der Fürsten beiwohnte, erzählet, daß sich die Kurfürsten keineswegs in ihren Urtheilen über den neu zu wählenden König vereinigen konnten. Im Monat Jun. ward eine zweite Versammlung beliebet; aber auch diese lösete sich wieder fruchtlos auf, denn die Erzbischöfe von Mainz und Trier blieben unbeweglich dabei, daß K. Johann von Böhmen erwählt werde; der Erzbischof von Cöln wich nicht von seinem Friedrich von Oestreich, und die übrigen Fürsten theilten sich in verschiedene Meinungen. Der Streit der Kurfürsten verbreitete sich zuletzt auch unter dem anwesenden Volk, und es entstand ein großer Lärm, der nur dadurch gestillet werden konnte, daß ein Ritter sich erhob, mit einem Handzeichen Stillschweigen gebot und im Namen des Erzbischofs von Mainz bekannt machte, am 19. Oct. sollten sich die Fürsten oder ihre Abgesandten in Frankfurt zur Königswahl einfinden; wer von ihnen nicht erscheine, verlöre für diesmal das Recht, seine Wahlstimme zu geben. Durch eine zweimalige fruchtlose Zusammenkunft belehret, daß sie mit ihrem Liebling, dem K. Johann von Böhmen, wegen seines unmann-

baren Alters — er zählte erst 17 Jahre — keineswegs auslangen würden, faßten die Erzbischöfe von Mainz und Trier den Entschluß, dem Friedrich von Oestreich einen neuen Kronwerber entgegenzustellen, denn mit ihrem Willen sollte kein Habsburger den Thron Deutschlands besteigen, weil K. Albrecht in dem Kriege wider die Kurfürsten, die ihn absetzen wollten, das Domstift Mainz höchlich beleidiget und hart gezüchtiget hat, und weil zu befürchten stand, Albrechts herzhafter Sohn Friedrich könnte in Vereinigung seines kriegerischen Bruders Leopold vielleicht einstens in die Fußstapfen seines gehaßten und gefürchteten Vaters treten. Der Erzbischof Balduin von Trier war ein Oheim K. Johanns: Ursache genug, daß er sich Allen möglichst entgegensetzte, welche seinem Hause Luxemburg, das sich erst seit sechs Jahren zu Bedeutenheit erhoben hatte, gefährlich werden konnten.

„Zum Gegner Friedrichs wurde von den zwei ersten geistlichen Kurfürsten der Herzog Ludwig von Bayern auserſehen. Der Ruf von seinen Feldherrntalenten hatte sich seit dem Sieg über seinen Bruder Rudolf, vorzüglich aber nach der Schlacht bei Gamelsdorf, in welcher er die Oestreicher überwunden hatte, durch ganz Deutschland verbreitet. Dieser Kriegsruhm und die Feindseligkeiten gegen Oestreich, welche erst vor kurzer Zeit durch einen Friedensschluß sind beendiget worden, erweckten bei der Luxemburgischen Partei die Hoffnung, daß Ludwig in jeder Rücksicht dazu geeignet wäre, als Nebenbuhler Friedrichs um die deutsche Krone aufzutreten, denn käme es zu einem Kriege, so hätten es die Habsburger mit einem siegreichen Helden zu thun, dessen tapferer Arm ihren Anmaßungen gegen Bayern bei der gewagten Vormundschaft über die Prinzen Stephans und Ottos ein Ziel gesetzt hatte. Daß Fürsten, welche erst unlängst die Waffen abgelegt und einen Frieden mit einander abgeschlossen haben, gar leicht zu bewegen sind, dieselben wieder zu ergreifen und den Krieg zu erneuern, wußte man damals eben so gut als jetzt, und ganz sicher stand zu erwarten, daß Ludwig sich lieber als einen Feind Oestreichs erklären, als die Kaiserkrone verschmähen würde. Diese Voraussetzung der Luxemburgischen Partei hat sich auch vollkommen bestätiget. Es ward eine Botschaft an

den Herzog Ludwig von Bayern abgesendet, die ihn im Namen der Erzbischöfe von Mainz und Trier einladen und auffordern mußte, sich um die Kaiserkrone zu bewerben. Unerwartet kam Ludwigen diese Nachricht allerdings; aber daß seine Seele keine Freude darüber empfand, daß er sich der übergroßen Bürde einer Kaiserkrone nicht gewachsen fühlte, daß er bloß aus demüthigem Gehorsam ohne Verzug den rufenden Kurfürsten zueilte, um ihnen mit frommer Herzenseinfalt zu sagen, sie sollten abstehen von ihrem Vorhaben und keinen Untauglichen und Machtlosen auf den Königsthron erheben, und daß er endlich nothgedrungen ihren Vorstellungen ein geneigtes Gehör verliehen und sich geduldig in die Rathschlüsse Gottes ergab: alles dies mag dem Abt Volkmar, einem blinden Eiferer für Ludwig und einem heißen Gegner Friedrichs, glauben wer da will. Andere ebenfalls gleichzeitige und sehr wohl unterrichtete Schriftsteller, die Ludwigen eben so wenig abhold waren, erzählen, daß sich derselbe auf die erhaltene Nachricht der Kurfürsten eiligst auf die Reise zu ihnen begeben und sich in vertraulichen Gesprächen ihre Gewogenheit bald erworben habe: eine für die roheren Zeiten des Mittelalters gewiß sehr feine und politische Sprache, denn der böhmische Hofmann, Abt Peter von Königsaal, verstand unter diesem Ausdruck die Verhandlungen Ludwigs mit den Kurfürsten, unter denen sich auch sein König Johann befand, und die Festsetzung der Preise, um welche sie ihm ihre Wahlstimmen verkaufen wollten. Was soll man aber von Ludwigs Versprechen denken, daß er Friedrichen zur Erlangung der Kaiserkrone behülflich sein würde? Als er noch gar nicht daran dachte, daß ihn selbst die Reihe treffen könnte, dem K. Heinrich auf dem Thron nachzufolgen, war es ihm mit seinem Versprechen ohne Zweifel voller Ernst. Unerwartet, wie sich der Abt Peter von Königsaal ausdrückt, kam ihm die glückliche Botschaft, die ihn im Namen einiger Kurfürsten aufforderte, sich als Kronwerber Friedrichen entgegenzustellen. Das übereilte Versprechen, letzterm zur Erfüllung seines Wunsches beizutragen, mußte Ludwigen allerdings einige Verlegenheit verursachen, denn es stand zu erwarten, daß Friedrich über Verletzung des gegebenen Wortes laute Klagen erheben würde,

wenn Ludwig, der ihm seinen Beistand zugesichert hatte, nun plötzlich als sein Gegner auftreten sollte. Um den öffentlichen Ruf zu schonen und sich nicht mit unfürstlicher Gleichgültigkeit eines Treubruches beschuldigen lassen zu müssen, während doch das heißeste Verlangen in ihm erwachte, von der Erfüllung des gemachten Versprechens losgesaget zu werden, rief man die Advocaten zusammen, deren Weisheit bald einen Grund entdeckte, warum Friedrich nicht erwarten dürfe, daß ihm Ludwig zum Königthum verhelfen sollte, denn es sei nicht denkbar, sagten sie, daß man ein Versprechen zu seinem eigenen Nachtheil machen und seine eigene Person durch einen Vorbehalt nicht schon vorhinein schützen sollte. Diese oder eine ähnliche Erklärung war zur Ehrenrettung Ludwigs in Bayern hinreichend, und nun konnte er sich getrost um die deutsche Krone bewerben, ohne seine Ehre zu verletzen.

„Doch nicht als eine Frucht seiner erhabenen Eigenschaften sollte er sie erlangen, sondern um baare Bezahlung, und auch dann nur in der Absicht, der Partei des Hauses Luxemburg das errungene Uebergewicht gegen Oestreich zu erhalten. Am 12. Sept. war der Kauf der Wahlstimme zwischen dem Erzbischof von Mainz und dem Herzog Ludwig abgeschlossen. Es wäre zu lang und zu ekelhaft, alle Artikel der beinahe unersättlichen Habsucht des Erzbischofs herzusetzen, zu deren Erfüllung sich Ludwig verpflichten mußte, denn nebst einem Geschenk von 10,000 Mark Silbers, nebst der Abtretung mehrerer Ortschaften und nebst verschiedenen Privilegien, mußte Ludwig auch die Bezahlung fremder Schulden auf sich nehmen. Der Erzbischof hatte den jungen König Johann nach Böhmen begleitet und ihn als erster Rathgeber und geheimer Minister dem Willen Kaiser Heinrichs gemäß in Prag eingeführet und gekrönet. Für diese seine Mühe und für eine Reise zum Kaiser nach Italien glaubte der Erzbischof noch 3000 Mark fordern zu können; Ludwig mußte sie ihm aus den Einkünften des Zolls zu Ehrenfels ersetzen. In der Unverschämtheit, Freundschaftsdienste recht theuer zu verkaufen, kam dem Erzbischof von Mainz der junge König von Böhmen sehr nahe. Er verlangte, daß ihm von Ludwigen die Anwartschaft

auf Lothringen (Lothier), Brabant und Limburg zugesichert werden sollte. Nebst der Bestätigung der alten Privilegien des Königreichs Böhmen wurden noch neue gefordert: der K. Johann soll wider seinen Willen nicht genöthiget werden können, bei einem ausgeschriebenen Hoftag oder bei einem Kriegszug des Reichs zu erscheinen; seine Unterthanen werden nie vor ein Reichsgericht gefordert werden, so lange ihnen von ihrem eigenen Regenten das schuldige Recht nicht verweigert wird. Ludwig wird sich bestreben, es dahin zu bringen, daß der Herzog von Oestreich jene Urkunden ausliefere, durch welche er einen Anspruch auf Böhmen gründen könnte, und deren Auslieferung er schon dem verstorbenen Kaiser Heinrich verheißen hat. Ebenso soll Ludwig seinen Bruder Rudolf vermögen, die Schuldbriefe herauszugeben, die er von K. Johann und desselben Oheim, dem Erzbischof Balduin von Trier, erhalten hat, um von ihm seine Wahlstimme für den K. Johann zu erhalten. Der Herzog von Oestreich besitzt für eine gewisse Summe Geldes zum Unterpfand einige Distrikte in Mähren, unter welchen sich Znaim und Pohorlitz befinden. Ein Theil der Schuld ist dem Erzbischof bereits bezahlet worden; Ludwig muß sich verbinden, es dahin zu bringen, daß sich der Herzog entschließe, gegen Erlegung einer Summe Geldes die Distrikte in Mähren an das Königreich Böhmen zurückzugeben. Den Grafen von Görz, Jülich und Berg und dem Otto von Kuyk hat sich K. Johann als Schuldner für gewisse Summen verschrieben, um sich ihres Beistandes zur Erlangung der Kaiserkrone zu versichern; Ludwig wird ihnen die von K. Johann verheißenen Summen auszahlen und die berichtigten Schuldbriefe demselben einhändigen. Die zur Wahl Ludwigs nöthigen Ausgaben schlug K. Johann nur auf 10,000 Mark Silbers an; anstatt dieser Summe mußte ihm Ludwig das Egergebiet, Floß und Parkstein verschreiben. Den Preis der Wahlstimmen der übrigen Kurfürsten kennt man nicht. Folgten sie, wie man kaum zweifeln darf, dem Beispiel des Königs Johann von Böhmen und des Erzbischofs von Mainz, so muß man billig die Gelassenheit Ludwigs bewundern, mit welcher er so ungeheuere Forderungen auf eigene oder des deutschen Reichs Kosten zu erfüllen versprach. Die Unterhandlungen

der Luxemburgischen Partei mit den übrigen Kurfürsten wurden indessen so geschickt eingeleitet, daß der Markgraf Heinrich von Brandenburg-Landsberg und Markgraf Waldemar den Herzog Friedrich verließen und sich als Anhänger Ludwigs erklärten, und doch hatte es Heinrich bei Verpfändung seiner Treue verheißen, seine Wahlstimme dem Herzog Friedrich zu geben, und Waldemar hatte sich verpflichtet, keinen Andern zu wählen, als nur denjenigen, welchem der Erzbischof von Cöln seine Stimme geben würde; so wenig achteten damals die Fürsten eingegangene Verträge, ausgestellte Urkunden, gemachte Versprechen und feierliche Eide! So selten war unter ihnen jene Treue und Redlichkeit, die man ohne hinreichenden Grund dem Mittelalter beileget und lobpreisend bewundert!

„Der Wahltag, von dem Erzbischof Peter von Mainz auf den 19. Oct. festgesetzt, nahete heran. Bei der allgemein bekannten Entzweiung der Kurfürsten ließ sich keine einstimmige Königswahl erwarten, und was für Deutschland das Schlimmste: für einen solchen Fall gab es damals noch kein Reichsgesetz, welches den Parteien Einhalt gethan und das deutsche Vaterland vor innern Unruhen und vor einem Bürgerkrieg bewahret hätte. Nicht einmal dafür war noch gesorget, daß eine allgemein anerkannte Regel bestimmt hätte, welchem Fürsten die Wahlstimme gebühre, wenn von einem Kurfürsten mehrere Söhne vorhanden waren, oder ein Kurhaus sich in mehrere Linien theilte. Deßwegen fanden sich auch diesesmal zwei Fürsten aus dem Kurhause Sachsen ein, von welchen Rudolf dem Herzog Friedrich von Oestreich, Johann hingegen dem Herzog Ludwig von Bayern anhing. Dazu kam noch der Uebelstand, daß zwei Fürsten auf die böhmische Wahlstimme Anspruch machten: der junge König Johann von Böhmen und Herzog Heinrich von Kärnthen; jener behauptete, dem wirklichen Regenten von Böhmen gebüre die Kurstimme, dieser aber erwiederte, daß ihn ein Aufruhr seiner Unterthanen in Böhmen und ein eingedrungener Usurpator keineswegs der Kurwürde und des Königreichs, worauf er bisher niemals Verzicht gethan habe, berauben können. Da beiden Parteien der Kurfürsten daran lag, die Anzahl

ihrer Anhänger zu vermehren, so wurde auch von einer oder der andern Seite ein jeder, der nur unter irgend einem Schein sich zu einer Kurstimme berechtiget glaubte, freudig aufgenommen und zu dem Wahlcollegium der Kurfürsten zugelassen.

„Zur bestimmten Zeit eilten beide Parteien mit ihren Kronwerbern gegen Frankfurt. Um ihren Willen auch mit Gewalt durchzusetzen, ließen sie sich von einer ansehnlichen Truppenzahl begleiten, um auf der Stelle dem Gegner Widerstand leisten zu können, wenn er nicht gutwillig von seinen erkauften Ansprüchen auf die deutsche Krone abstehen würde. Die Erzbischöfe von Mainz und Trier waren die ersten, welche in Frankfurt ankamen und mit ihren Truppen die dortigen Vorstädte besetzten; letzterer führte 4000 Helme herbei, mit welchen sich noch 1000 Luxemburger vereiniget haben. Die Grafen von Jülich und Berg, welche K. Johann schon früher zu seinem Beistand angeworben, späterhin aber mit ihren Geldforderungen an den Herzog Ludwig von Bayern angewiesen hatte, befanden sich in seinem Gefolge. Nach den beiden genannten Erzbischöfen langten der K. Johann von Böhmen mit einer bewaffneten Macht, Herzog Johann von Sachsen und die beiden Markgrafen Waldemar und Heinrich von Brandenburg in Frankfurt an. Letzterer soll so stumpfsinnig gewesen sein, daß er aus keinem andern Grunde Friedrichs Partei verließ, als weil er wähnte, es könne ihm selbst noch gelingen, Römischer König zu werden, welches nach so langen Unterhandlungen mit dem Herzog Ludwig von Bayern, der ebenfalls in Frankfurt zugegen war, kaum glaublich ist.

„Als sich Herzog Friedrich mit seinen Reisigen der Stadt Frankfurt näherte und die Vorstädte von seinen Gegnern bereits besetzet fand, lagerte er sich gegenüber zu Sachsenhausen. Bei ihm befanden sich Herzog Rudolf von Pfalzbayern, Herzog Rudolf von Sachsen, Herzog Heinrich von Kärnthen unter dem Namen eines Königs von Böhmen. Der Erzbischof von Cöln übertrug seine Wahlstimme dem Herzog Rudolf von Bayern, indem er, wie er vorgab, wegen der Feindseligkeiten des Erzbischofs von Trier und des Grafen Johann von Luxemburg — so nannte er den König von Böhmen, weil er als Anhänger Friedrichs

den Herzog Heinrich von Kärnthen als den wahren König von Böhmen erklärte — die Reise nach Frankfurt nicht ohne Gefahr antreten konnte. Die Stadt Frankfurt, von schlagfertigen Truppen umgeben, verschloß zur eigenen Sicherheit und auch der alten Wahlsitte gemäß beiden Theilen die Thore.

„Am 19. Oct. erwarteten die Kurfürsten, welche Ludwigen anhingen, ihrer Gegner von Sachsenhausen, um sich entweder noch am Wahltage selbst auszugleichen, oder doch nach alter Gewohnheit auf dem Wahlfelde zu Frankfurt gemeinschaftlich die Wahl vorzunehmen. Aber die Partei Friedrichs erschien nicht und erwählte denselben noch am nämlichen Tage zum Römischen König. Die Kurfürsten der Gegenpartei ließen ruhig den angesetzten Wahltag verstreichen; als sie sich aber in ihrer Erwartung getäuscht sahen und Friedrichs Anhänger nicht erschienen, so schritten auch sie am 20. Oct. zur Wahl und riefen den Herzog Ludwig von Bayern zum Römischen König aus. Diesem öffnete die Stadt Frankfurt die Thore, wo er nach alter Sitte in der Bartholomäus-Kirche auf den Hochalter erhoben und dann außerhalb derselben dem versammelten Volke als König vorgestellt wurde. Dem Beispiel folgten bald mehre große Reichsstädte, huldigten dem K. Ludwig und verstärkten dadurch seinen ältern Anhang. Umsonst bemühte sich der Gegenkönig Friedrich, daß die Bürger von Frankfurt auch ihm die Thore öffneten, damit auch er seinen Einzug halten und allen jenen Feierlichkeiten Genüge leisten könnte, welche die hergebrachte Gewohnheit von einem neuerwählten Römischen König verlangte, die Bewohner von Frankfurt hatten bereits Partei genommen und sich für den K. Ludwig erkläret. Daß Friedrich die Erfüllung seines Wunsches nicht mit Gewalt erzwingen und die Stadt Frankfurt mit keiner Belagerung ängstigen konnte, dafür sorgte der Erzbischof Peter von Mainz; er schnitt den östreichischen Truppen die Zufuhr der Lebensmittel zu Wasser und zu Lande ab. Mangel und Hunger rissen unter ihnen ein, worauf sie sich bald zurückzogen, theils in ihre Heimath begaben. Friedrich eilte nach Bonn, um seinem Freunde, dem Erzbischof von Cöln, und der Krönungsstadt Aachen näher zu sein; aber auch da kam ihm

Ludwig zuvor, welchen die Bürger mit großem Jubel empfingen. Da alle Vorstellungen Friedrichs und des Erzbischofs von Cöln fruchtlos blieben, krönte dieser seinen Freund Friedrich am 25. Nov. in der Stiftskirche zu Bonn. An Ludwigen vollzog diese Feierlichkeit der Erzbischof Peter von Mainz am folgenden Tage in der Stadt Aachen, wodurch von beiden Theilen die alte Krönungssitte gar schwerlich verletzt wurde: denn Friedrich wurde nicht an dem vorgeschriebenen Orte und Ludwig nicht von dem Erzbischof von Cöln gekrönet, welches doch ein altes Vorrecht seines Erzstiftes war, sobald die Krönung in seiner Diöcese vorzunehmen.

„Das unglückliche Deutschland hatte also zu gleicher Zeit zwei Römische Könige und mit diesen auch zwei Parteien, die sich Jahre lang einander verfolgten, bekriegten und das gemeinsame Wohl ihrem Starrsinn aufopferten. Schande den Männern, die als Stützen des Reichs, mit der Kurfürstenwürde prangend, ihres wichtigen Amtes vergaßen und aus schnöder Gewinnsucht oder aus andern kleinlichen Nebenabsichten so großes Unheil herbeiführten, die deutschen Völker unter einander entzweiten und sie in tiefes Verderben stürzten. Sie waren die vorzüglichste Ursache des Jammers und Elends und der vielen tausend Schlachtopfer, die ein Bürgerkrieg auffraß, den sie angezettelt und angefacht haben. Hätten sich die Kurfürsten klüger benommen, hätten sie nicht nach Art gemeiner Seelen ihren persönlichen Vortheil dem gemeinen Besten der Nation vorgezogen; wären sie nicht nur dem Namen nach, sondern im vollsten Sinne des Worts die Grundpfeiler des deutschen Reichs und die Sachwalter der Völker gewesen, die ihnen die hohe Macht, einen König zu wählen, anvertrauet haben: gewiß das Unwesen wäre vermieden worden, daß auf dem nämlichen Throne zu gleicher Zeit zwei Könige saßen, welche eben so leidenschaftlich handelten wie die Kurfürsten, die sie auf diesen Thron erhoben haben. Es ist ganz unnöthig, nach der Sitte des Abtes Volkmar und seiner kurzsichtigen Gesellen, der Chronikenschreiber derselben Zeit, Partei zu nehmen und, während man einen dieser beiden Könige vergöttert, den andern zu verteufeln, ihm sogar höchst niedrige Gedanken anzudichten und ihn zu einem Zerrbild herabzuwürdigen; ein

Zeitraum von 500 Jahren soll die Parteiwuth doch endlich einmal erstickt und aufgeklärtere Zeiten ein reiferes, gesünderes Urtheil über die Handlungsweise dieser beiden Gegenkönige herbeigeführt haben. Wer wird so ungerecht sein und einem derselben jene herrlichen Eigenschaften absprechen wollen, die beide nach dem Zeugniß der Gleichzeitigen in einem hohen Grade besaßen? Hätte einer von ihnen den deutschen Königsthron ruhig besteigen und besitzen können, er wäre ohne Zweifel, so viel es die Zeiten zuließen, die Wonne, das Glück und der Ruhm des deutschen Volkes geworden. Aber Deutschlands Unglück wollte es, daß diese zwei hell glänzenden Gestirne zu gleicher Zeit aufgingen und sich einander verdunkeln wollten. Eine regellose Ruhmsucht, ein heißes Bestreben, die Macht ihres eigenen Hauses über alle übrigen Fürstenfamilien zu erheben, und also auch ungezweifelt eine nach Allem lüsterne Gewinnsucht verblendete ihren reinen Sinn so sehr, daß sie, anstatt Wohlthäter von Millionen zu sein, ihre Peiniger und Verderber wurden.

„Man spreche über den K. Friedrich ja nicht zu voreilig das Verdammungsurtheil aus. Unbezweifelt wahr ist es, daß Ludwig drei unbestrittene Wahlstimmen, Mainz, Trier und Brandenburg, für sich hatte, während Friedrich deren nur zwei zählte, nämlich Cöln und Pfalz; alle übrigen waren von beiden Seiten zweifelhaft. War K. Johann gleich im Besitze des Königreichs Böhmen, so sind doch die Ansprüche Heinrichs von Kärnthen auf das Königreich, also auch auf die Kurstimme, nicht ohne allen Grund, ohne alle Bedeutung gewesen, weil sich der Kaiser Heinrich kurz vor seinem Tode und späterhin der K. Johann sehr bemüheten, den Herzog Heinrich über diese Ansprüche zufrieden zu stellen. Daß aber wegen der Mehrheit einer einzigen Kurstimme das Recht, deutscher König zu sein, ohne allen Zweifel und Streit auf der Seite Ludwigs gewesen sein soll, wie dieses seine alten und neuen Anhänger mit voller innerer Ueberzeugung behaupten wollten, möchte doch nicht so ausgemacht richtig und historisch bewiesen sein. Was im Falle einer streitigen Königswahl Rechtens sei, darüber hat es damals noch kein Reichsgesetz gegeben. Man mochte ganz im Geiste der alten Deutschen voraussetzen,

die beiden in einer streitigen Wahl ausgerufenen Könige würden ihren Zwiespalt entweder durch einen Vertrag oder noch rühmlicher mit dem Schwerte beendigen. Rohe Unwissenheit und lange Gewohnheit, welche der kriegerische Geist der Nation unterhielt, hatte das wilde Mittel, anstatt weiser Gesetze die Waffen entscheiden zu lassen, schon so sehr geheiliget, daß sich auch Päpste nicht schämten, die Deutschen zu einer solchen Entscheidung aufzufordern, und ganz in demselben Geiste gaben dem K. Friedrich die Bürger von Aachen zur Antwort, daß sie demjenigen zugethan sein wollten, dessen Macht über den andern siegen würde. Zum Unglück für Deutschland erfolgte der entscheidende Sieg eines dieser beiden Gegenkönige erst nach mehreren Jahren, und ein jeder Menschenfreund wird wünschen, daß Friedrich und Ludwig viel früher jene Eintracht unter sich möchten gestiftet haben, von der sie späterhin, durch Leiden und Unglücksfälle belehret, ein so seltenes Beispiel aufgestellet haben. Damit aber das ganze deutsche Reich es gesetzlich erfahre, auf welche Weise K. Friedrich erwählet und gekrönet worden sei, erließ der Erzbischof Heinrich von Cöln ein sogenanntes Verkündigungsschreiben an ganz Deutschland, in welchem er unter andern Dingen erzählet, daß er Friedrichs Salbung und Krönung geflissentlich aufgeschoben habe, um dem Gegenkönig Ludwig und seinen Anhängern, denen er Zeit und Ort, ihre Ansprüche und Einreden vorzutragen, bestimmt hatte, volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Auch die Bürger von Aachen seien dreimal aufgefordert worden, Friedrichen die Thore zu öffnen, damit er dort nach alter Gewohnheit gekrönt werden könnte... Aber weder Ludwig noch ein Abgesandter desselben erschien auf die geschehene Vorladung, und die Bürger von Aachen weigerten sich, Friedrichs Krönung in ihrer Stadt vornehmen zu lassen. Dieser Trotz konnte ihn aber nicht abhalten, sein wohlgegründetes Recht auszuüben und zur Verhütung großen Unheils, das dem Reich und der ganzen Christenheit drohte, Friedrichen zu Bonn die Krone aufzusetzen. Am Schlusse dieses Krönungs-Manifestes ermahnte der Erzbischof die Unterthanen des Reichs, dem von ihm rechtmäßig gekrönten König die schuldige Treue und willigen Gehorsam zu leisten.

„Mit Oestreich hatten der König von Ungern, der Herzog von Kärnthen und mehrere Bischöfe ein Bündniß errichtet; aber schwach war die Hülfe der letztern, gering der Beistand des Herzogs von Kärnthen, und der König von Ungern konnte sich kaum der Aufrührer in seinem eigenen Lande erwehren, die sich nicht scheuten, gegen ihn im offenen Feld mit einem Kriegsheer zu erscheinen. Ludwigs Partei war zahlreicher und handelte mit einer größern Kraftanstrengung, weil sie nicht sowohl um die Erhaltung ihres Königs, als durch ihn für ihr eigenes Wohl zu kämpfen hatte, welches gefährdet worden wäre, wenn Friedrich gesiegt hätte. Mainz und Trier nährten noch immer einen heimlichen Groll gegen den K. Albrecht von Habsburg, der sie der angemaßten Zölle und schöner Güter beraubt hatte; Ludwig war auf Kosten des Reichs freigebig genug, durch die Zurückgabe der Zölle und Güter die schmerzliche Wunde zu heilen. Für die Erhaltung ihres eigenen Hauses und des neu erworbenen Böhmens mußten der Erzbischof Balduin von Trier und der K. Johann von Böhmen muthig kämpfen; mit Ludwigen wären alle ihre herrlichen Aussichten einer glänzenden Zukunft verschwunden. Kräftiger noch, als der Beistand dieser Aller, war die Hülfe der Reichsstädte, welche sie Ludwigen gegen die Habsburger geleistet haben. Im Mittelalter verstanden sich nur die Bürger der größern, vorzüglich aber der freien Reichsstädte darauf, sich Reichthümer zu erwerben und dieselben durch weise Sparsamkeit zu bewahren. Die Hansestädte lieferten davon sehr auffallende Beweise. Aber nicht nur reich waren die Bürger dieser Städte, sondern auch frei von allen drückenden Fesseln der Knechtschaft: ein köstliches Gut zur Zeit allgemeiner Bedrückung und Armuth, welchen beiden Uebeln das gemeine Volk damals noch überall unterlag. Das erhebende Gefühl von Freiheit und Reichthum bildete die Bürger zu tapfern Vertheidigern ihrer Vorrechte und Güter, und verfochten sie in brüderlicher Vereinigung irgend eine Sache, so unterlagen ihnen gewöhnlich zahlreiche Heere von gemietheten Söldnern, die nur um Lohn, nicht für Ehre oder für eine ihnen heilige Sache kämpften, und selbst die einst so sehr gefürchteten Schaaren der gepanzerten Ritter wichen, von

den Reihen tapferer Bürger geworfen, zurück und lernten genöthiget und beschämet einsehen, daß es etwas noch Stärkeres als Eisen und Stahl, etwas noch Edleres gebe als einen wohlbewaffneten Ritter. K. Ludwig war so glücklich, daß er einen zahlreichen, mächtigen Anhang von den wichtigsten Reichsstädten gewann. Frankfurt und Aachen, ehrwürdige Orte für die alten Deutschen, weil dort ihre Könige erwählet und gekrönet wurden, hatten das erste Beispiel gegeben und den K. Ludwig für den rechtmäßigen Oberherrn erkannt; bald folgten ihnen andere Städte nach und verstärkten durch ihren Beitritt Ludwigs Partei. Vorzüglich die Städte waren es, welche der ohnehin schon mächtigen Luxemburgischen Partei und durch diese dem König Ludwig das Uebergewicht über die Habsburger verschafften.

„Im Anfang des J. 1315 kehrte K. Friedrich aus den Rheingegenden nach Wien zurück. Sein Bruder Leopold hatte das Geschäft übernommen, die östreichischen Vorlande vor feindlichen Anfällen zu sichern und den Anhängern K. Ludwigs allen möglichen Abbruch zu thun. Zu Selz hatte er eine starke Besatzung, und von dort aus beunruhigte er ohne Unterlaß die Adelichen und die Bürger derjenigen Städte, die sich zur Partei Ludwigs bekannten. Auch Friedrichen und seinen Unterthanen in Oestreich war keine Ruhe vergönnt; das Bündniß mit dem K. Karl von Ungern machte einen Kriegszug zu desselben Beistand nöthig. Der mächtige und seinem König wie der benachbarten Fürsten höchst lästige Rebell, Graf Matthäus von Trentschin, ward neuerdings so verwegen, daß er mit einem zahlreichen Heer in Mähren einfiel und im Einverständniß mit einigen Großen Böhmens selbst dem K. Johann gefährlich zu werden drohte. Johann sammelte Truppen und zog dem Mordbrenner entgegen. Bei der Annäherung der Böhmen zündeten die Ungern jene Orte, die sie bisher in Mähren besetzt hatten, an und zogen sich zur Hauptarmee des Matthäus von Trentschin zurück. K. Johann verfolgte sie und eroberte auf seinem Zuge einige Schlösser mit Sturm. Als er aber sein Heer vor die Festung Stuhlweissenburg gelagert hatte, eilte Matthäus zum Entsatz herbei und brachte die Böhmen durch einen Pfeilregen in eine solche Unordnung, daß sie

sich umwendeten und zu fliehen anfingen. Nur Ein Held war es, den der allgemeine Schrecken nicht mit fortriß, und der die Fliehenden mit Scheltworten und gewaltigen Streichen zum Stehen brachte, sie sammelte und wieder gegen den Feind vorführte. Dieser tapfere Anführer war der berühmte böhmische Reichsbaron Heinrich von Lippa. Die deutschen Truppen, welchen Johann seine königliche Fahne anvertraut hatte, waren noch keinen Schritt zurückgewichen, hielten standhaft den Anfall der Ungern aus und behaupteten den ihnen angewiesenen Platz. Diesen Braven schloß sich Lippa mit seinen zurückkehrenden Böhmen an und überraschte die Ungern durch einen neuen, ganz unerwarteten Angriff so sehr, daß sie zu weichen anfingen und sich zurückzogen. Wenn uns der warme böhmische Patriot, Abt Peter von Königsaal, mit dessen eigenen Worten dieses Gefecht hier beschrieben wurde, glauben machen will, daß die Böhmen nur einen einzigen Mann dabei verloren haben, so muß man ihn mehr bemitleiden, als ihm zürnen. Uebrigens konnte weder der so hoch gepriesene Sieg der Böhmen, noch auch die Niederlage der Ungern von großer Bedeutung gewesen sein, denn letztere haben selbst nach der Aussage der Sieger nur beiläufig 150 Mann verloren. Der K. Johann war bald des Krieges satt. Als Ursache davon wurde angegeben: daß es der Stadt und der Umgebung von Brünn zu lästig fiele, die böhmische Armee noch länger mit Lebensmitteln zu versorgen; dann wäre es auch nicht räthlich, durch dichte Wälder und auf gefährlichen Wegen tiefer in Ungern vorzudringen; auch habe K. Karl sein Versprechen, den Böhmen wider den Matthäus von Treutschin Beistand zu leisten, schlecht erfüllet. Johann schloß also mit dem Grafen Matthäus einen Frieden und kam schon am 26. Jul. nach Brünn zurück. Die Friedensbedingnisse müssen für die Böhmen eben nicht sehr ehrenvoll gewesen sein, weil sie von ihnen in ihrer Geschichte dieses Krieges mit Stillschweigen übergangen werden. Während Graf Matthäus mit den Böhmen beschäftiget war, zog auch Friedrich auf die Bitte des K. Karl wider ihn zu Felde. Die Festung Comorn war es, deren Eroberung dem König vorzüglich am Herzen lag, um mit

Oestreich, dessen Bundesgenosse er war, in einer ungehinderten Verbindung zu stehen und den rebellischen Grafen von den Grenzen des Königreichs zu verdrängen. Die Belagerung von Comorn übernahm K. Friedrich; Vissegrad umzingelte K. Karl selbst mit seinen eigenen Truppen. Beide Festungen wurden dem Grafen entrissen. Karl dankte Friedrichen für die Eroberung der Festung Comorn, die für die Rebellen ein sehr wichtiger Waffenplatz war, und versicherte ihn, daß Oestreich für den ihm geleisteten Dienst einen gerechten Anspruch auf einen Gegendienst der Ungern machen dürfe. K. Friedrich schied voll Zuversicht auf den verheißenen Beistand von dem dankbaren König und eilte nach Oestreich zurück. Wichtige Geschäfte machten seine Gegenwart anderswo nöthig.

„Oestreich fing nun an, die drückende Last in vollem Maße zu empfinden, welche Friedrich sich selbst und seinen Unterthanen durch die zweispaltige Königswürde aufgebürdet hatte. Durch den Kauf der Wahlstimmen waren alle seine Kassen erschöpft, und doch stand ihm ein langer kostspieliger Krieg gegen seinen Nebenbuhler Ludwig und gegen desselben mächtigen Anhang bevor, welcher neue Anstrengungen und noch größere Opfer von seinen Unterthanen erheischte. Viele Güter und Einkünfte des Staats waren bereits verkauft oder verpfändet; aber die dafür erhaltenen Summen reichten noch bei weitem nicht hin, den Bedarf zu decken, welchen die unbefriedigten Forderungen der Kurfürsten, seiner Wähler, seine geldgierigen Anhänger und der nahe drohende Krieg gegen Ludwigs Partei nothwendig machten. Geld mußte herbeigeschafft werden. Bei dem gänzlichen Mangel der Kenntniß feinerer Finanz-Speculationen nahm man nach der Sitte des rauheren Mittelalters zu sehr drückenden Maßregeln seine Zuflucht. Den reichen und mächtigen Adel zu besteuern, durfte man damals nicht wagen: er hätte sich gegen den eigenen Landesfürsten nach der Sitte des Faustrechtes zur Gegenwehr gestellt; denn darin bestanden eben die kostbaren Privilegien seines Standes, frei von allem Zwang, von aller Abgabe zu sein. Höchstens freiwillige Geschenke, die er selbst bestimmte, brachte er auf Ersuchen dem Staat zum Opfer, wenn dieses gebieterische Umstände

ganz unentbehrlich machten. Nur Eines erkannte er für eine rühmliche Pflicht: sein Streitroß geharnischt zu besteigen und dem Feind entgegenzuziehen, wenn sein Vaterland von einer Gefahr bedrohet wurde, und die alten Gesetze des Heerbanns genau zu erfüllen, welche den persönlichen Zuzug vorzüglich dann forderten, wenn der Landesfürst selbst gegen den Feind in das Feld rückte. Diese Rücksichten bewogen den K. Friedrich, ungeachtet der großen Geldnoth, in der er sich befand, den östreichischen Adel mit ungewöhnlichen Abgaben zu verschonen. Die schwere Last traf also ganz allein den Clerus, den Bürger- und den Bauernstand. Von den Weingärten fing man an, ging aber bald zu dem ganzen Vermögensstande über, den ein jeder Besitzer eidlich angeben mußte; der zehnte Theil davon mußte als Steuer entrichtet werden. Die allgemeine Bestürzung, welche eine so ungeheure Forderung hervorbringen mußte, kann man ihn ihrem ganzen Umfang erst dann ganz deutlich erkennen, wenn man bedenket, wie geldarm die damaligen Zeiten noch waren.

„Während Friedrich in Oestreich alle Quellen, aus denen ihm das mangelnde Geld zufließen konnte, nicht mit Schonung öffnete, sondern gewaltsam aufriß, brach sein kampflustiger Bruder Leopold schon im Monat März gegen den ihm verhaßten Gegner Ludwig los. Dieser hielt sich in der ihm ergebenen Stadt Speier auf. Der Herzog Leopold hatte schon während des Winters in Selz Truppen gesammelt, die er nun gegen Speier vorführte, entweder um diese Stadt für ihre Anhänglichkeit an Ludwig zu züchtigen, oder diesen aus einer Gegend zu vertreiben, die er vom Feind ganz gereinigt zu sehen wünschte. Ludwig wich mit seinen Truppen von dem freien Felde in den Kirchhof der Juden zurück und sah aus dieser seiner Verschanzung nothgedrungen ruhig zu, wie der Feind nach der damaligen wilden Kriegssitte die ganze Gegend herum mit Feuer und Schwert verwüstete. Zu einer Belagerung der Stadt Speier war Leopold keineswegs gefaßt, konnte auch nicht füglich die Absicht haben, ein so großes, langwieriges Unternehmen auszuführen, da es ihm unmöglich gewesen wäre, einem zahlreichen Kriegsheer bei der fürchterlichen Hungersnoth, die eben damals den größten Theil von Deutsch-

land überfallen hatte, Lebensmittel zu verschaffen. Das, was wir heutzutage einen Krieg nennen, hat es in denselben Zeiten äußerst selten gegeben. Die Kriege des Mittelalters waren im eigentlichsten Sinne vielmehr Raubzüge und Ueberfälle in das feindliche Land. Beute war das Erste und Vorzüglichste, nach welchem man strebte; eine zweite Nebenabsicht war, dem Feind großen Schaden zuzufügen. Daher kam es dann, daß der wilde Soldat gleichsam nach einem bestehenden Kriegsrechte sich Alles erlauben durfte, um dem Feind nur recht wehe zu thun. War dieses Ziel erreicht, so kehrten gewöhnlich die Truppen nach Haus zurück, um dort ihre Arbeiten zu besorgen und bei guter Gelegenheit einen neuen Raubzug in eine andere Gegend zu machen.

„Man vergebe dem Verfasser diese kurze Abschweifung von der Geschichte; sie war nöthig, um das Betragen der beiden Feldherren, Ludwigs und Leopolds, gehörig zu würdigen und über den Erfolg des Streits, über Sieg und Niederlage ein gerechtes Urtheil zu fällen. Ludwigs Lobredner preisen ihn als Sieger und bewundern sogar seine großen Feldherrentalente, und doch hat er keine andere Großthat bei Speier ausgeübt, als daß er sich nicht getraute, es mit Leopolden im offenen Felde aufzunehmen, und sich hinter die Mauern der Stadt Speier zurückzog. Leopold trieb in der ganzen Umgebung von Speier große Brandsteuern ein und wüthete allenthalben mit Feuer und Schwert, und Ludwig der Sieger bewegte sich nicht, denselben Einhalt zu thun. Leopold kehrte endlich nach vollbrachter Rache mit Beute beladen auf seine Erbgüter zurück, weil ihm der Mangel an Lebensmitteln nicht gestattete, eine noch größere Strecke Landes zu verwüsten, und Ludwig verließ ebenfalls Speier, aber ja nicht, seinen Gegner zu verfolgen, sondern sich nach München zu begeben. Welcher von Beiden hat wohl gesiegt? Die Absicht eines Raubzuges hat Leopold erreicht und Ludwig sie keineswegs verhindert; zuletzt gingen aber Beide, ohne sich um einander zu bekümmern, ruhig nach Haus. Der Unparteiische findet da von keiner Seite einen Sieg oder eine Niederlage, von keiner Seite ein großes Feldherrentalent, und zu bedauern ist die Leichtgläubigkeit derjenigen, welche es einem Volkmar treuherzig nacher-

zählen, daß Ludwig, von seiner übergroßen Herzensgüte irregeleitet, seinen Nebenbuhler, den er doch so leicht irgendwo hätte gefangen nehmen können, geflissentlich entwischen ließ und den Krieg eben dadurch zum Unheil Deutschlands auf so viele Jahre hinaus verlängerte, oder welche aus Vorliebe für ihren Ludwig gegen alle historische Kritik anstoßen und, auf das Zeugniß von Chroniken aus dem 16. Jahrhundert gestützt, ihm einen vollkommenen Sieg wider Leopold bei Speier zuschreiben wollen. Einmal mußte eine so ganz zwecklose Parteilichkeit für den K. Ludwig gerüget werden, um diejenigen, welche sich mit historischen Untersuchungen aus den Urquellen nicht befassen können, aufmerksam zu machen, daß sie nicht Alles auf das Wort irgend eines neuen beliebten Schriftstellers als eine Wahrheit aufnehmen, die über alle Zweifel weit erhaben wäre. Aber ekelhaft würde es sein, und für eine unrühmliche Streitsucht würde es gelten, wenn ähnliche Bemerkungen bei einem jeden Gefecht, das zwischen Ludwig und seinen Gegnern vorfiel, wiederholet würden. Wollen Einige an Ludwigen bloß nur herrliche Vorzüge ohne alle beigemischte Makel, wollen sie an ihm bewunderungswürdige Feldherrntalente bemerken, während es seinen Gegnern an allen guten Eigenschaften gebrach, wir werden sie in der Seligkeit ihres Glaubens durch keine Widerrede stören, um nicht selbst als parteiisch für den K. Friedrich verschrien zu werden. Was unverwerfliche Urkunden und vollgültige Zeugnisse beider Parteien als eine Thatsache darstellen, das soll uns als reine historische Wahrheit gelten, die wir erzählen, unbekümmert, ob es diesem oder jenem von den beiden Gegenkönigen zum Ruhm gereiche.

„Dem Kriegsgetümmel folgten hochzeitliche Freuden. Schon vor einem Jahr war K. Friedrichs Braut, die königliche Prinzessin Elisabeth von Aragonien, in den Erbstaaten ihres Bräutigams angekommen. Die Chroniken melden uns nichts von einer Vermählungsfeier; indessen ist es nicht glaubwürdig, daß Friedrich dieselbe länger als ein Jahr sollte verschoben haben. Wann und wo ihm Elisabeth angetraut wurde, wissen wir nicht. Um sie mit geziemender Pracht als die Gemahlin eines deutschen Königs vorzuführen, ward auf den 11. Mai 1315 ein großer

Hoftag nach Basel ausgeschrieben. Dort hielt Friedrich mit ungewöhnlicher Pracht seine öffentliche Hochzeitsfeier und setzte seiner Gemahlin die königliche Krone auf das Haupt. An dem nämlichen Tage vermählte sich sein Bruder Leopold mit Katharina von Savoyen, mit der er sich schon im J. 1310 verlobt hatte. Zu den Ritterspielen, welche zur Verherrlichung des Festes gegeben wurden, strömte eine solche Menge von Zuschauern zusammen, daß die errichteten Gerüste zusammenstürzten und viele der Zuschauer erdrückt oder schwer verwundet wurden. Der Graf von Katzenellenbogen verlor zur allgemeinen Betrübniß im Turnieren das Leben. Mehr noch als die Pracht der Turniere zogen die Reichskleinodien, welche bei dieser Gelegenheit zur Schau ausgestellt wurden, die Aufmerksamkeit des Volks auf sich.

„Die Lage, in der sich K. Ludwig befand, war noch immer manchem gefährlichen Unfall ausgesetzt; von einer vollen Sicherheit, von einem entschiedenen Uebergewicht über seine Gegner konnte noch keineswegs die Rede sein. Sein gutes Geschick führte aber jetzt zwei Ereignisse herbei, die seiner Sache einen ungemeinen Vorschub verschafften. Die Herren von Oestreich besaßen zu Pfand von dem Reich die Thäler Schwiz und Unterwalden. K. Albrecht und noch mehr seine Vögte mögen einige Gemeinden hart behandelt und mit ungerechtem Druck belastet haben. Das führte zu Contestationen um die zu leistenden Gülten, dann um deren vollständige Verweigerung. Daß Hirten und Bauern den K. Friedrich nicht anerkennen wollten, das konnte der ungestüme Herzog Leopold nicht gedulden; er beschloß ihren Untergang, wenn sie nicht willigen Gehorsam leisten würden. Ihm zu dienen, zogen etwan 400 Ritter durch die Pässe, verwickelten sich in einen gefrornen Mattengrund, wo die Pferde nicht stehen, nicht weichen konnten, und erlagen also einer durch die Aussicht auf Beute herangezogenen Uebermacht, 15. Nov. 1315. Denn Leopold, majestätisch groß, „„gerecht und auch mild, hübsch und auch wyß, klug die Heimlichkeit zu erfahren, und erwarb die Gunst aller Lüt, ein sinnreich und gemeinlich ein gemeinter Herre, der eins Löwen Muth führt, in allen Sachen großmüthig und fürsichtig,““ war kein Feldherr. Leopold selbst

mußte fliehen, dem Himmel danken, daß er Winterthur erreichte. Die Uebrigen, die Blüthe des ersten Adels im Lande, wurden von den ergrimmten Bauern mit Keulen oder mit Hellebarden erschlagen. So schmerzlich dieser Verlust für den Herzog Leopold und für den K. Friedrich war, so sehr hatte K. Ludwig Ursache, sich über denselben zu erfreuen, denn die Macht des Hauses Habsburg hat durch die Niederlage bei Morgarten einen empfindlichen Stoß erlitten, und in ihrem Rücken stand von nun an immer ein Widersacher bereit, den man nie ohne Sorge aus dem Auge verlieren durfte. Ludwig säumte auch nicht, als Vertheidiger der Schweizer, freilich nur in Briefen und Urkunden, aufzutreten und sie durch Lobpreisungen und Schmeichelworte noch mehr anzufeuern. Es stieg ihm der Muth bald so hoch, daß er am 23. März 1316 die Güter, welche die Herzoge von Oestreich in der Schweiz besaßen, als dem Reich verfallen und die Herzoge sogar als Beleidiger seiner königlichen Majestät erklärte. Den Schweizern bestätigte er freudig ihre alten Freiheiten und Rechte.

„So empfindlich der bei Morgarten erlittene Verlust für den Herzog Leopold gewesen ist, so wurde seine Kriegsmacht doch nicht auf zwei volle Jahre gelähmt, denn nach einigen Monaten finden wir ihn an der Seite seines Bruders Friedrich schon wieder an der Spitze eines Heeres, welches bestimmt war, einige Reichsstädte zu züchtigen, die sich als Ludwigs Anhänger erkläret hatten. K. Friedrich hatte in den ersten Monaten des J. 1316 ein neues Kriegsheer in Oestreich und Steyermark gesammelt, zu dessen Verpflegung neuerdings eine sehr drückende Steuer ausgeschrieben wurde. Im Frühling führte Friedrich diese Truppen durch Kärnthen und Tyrol in seine Vorlande, vereinigte sich dort mit seinem Bruder, ging vor die Stadt Eßlingen und fing die Belagerung derselben an. Die Bürger vertheidigten ihre Stadt mit großer Tapferkeit und riefen den Beistand K. Ludwigs an, denn die Anhänglichkeit an ihn hatte denselben alle Schrecknisse des Krieges herbeigeführet. Noch immer zu schwach, den Oestreichern die Spitze bieten zu können, hat Ludwig durch Gesandte und Briefe den K. Johann von Böhmen und die eben in Prag anwesenden Erzbischöfe von Mainz und von Trier um

die ihm nöthige Hülfe und erhielt sie. Auf Verlangen der böhmischen Großen beschloß K. Johann, daß der Erzbischof Peter von Mainz in Prag zurückbleiben, im Namen des abwesenden Königs die Geschäfte Böhmens besorgen und Ruhe und Einigkeit erhalten sollte. Erzbischof Balduin von Trier und K. Johann verließen am 17. Aug. 1316 Prag. Nur wenige Ritter begleiteten sie nach Nürnberg, wo sie K. Ludwig empfing, denn Balduin hatte die Anstalt getroffen, daß sich aus allen Gegenden Deutschlands Hülfstruppen zu dem Heere Ludwigs versammelten. Der Zug ging dann nach Eßlingen, welches sich noch immer gegen die Angriffe Friedrichs standhaft vertheidigte. Die beiden feindlichen Heere trennte nun bloß der Fluß Neckar. Fünf Tage hatten sich die Gegner trotzig angesehen, geschimpft, herausgefordert, als es endlich am 19. Sept. Nachmittags zu einer der sonderbarsten Schlachten gekommen ist. Einige Soldaten hatten sich gegenseitig so lange gereizt, bis es zuletzt von den beiden Ufern des Neckars und dann im Flusse selbst zu einem Streit kam. Der Lärm wurde immer größer, je nachdem die Streitenden im Wasser aus ihren Lagern Unterstützung von den Ihrigen erhielten, welche nicht auf irgend einen gegebenen Befehl, sondern freiwillig, ohne Ordnung, und wie einen jeden Muth, Zorn und Tollkühnheit forttrieb, in den Fluß hinabeilten. Zu tief war das Flußbett, als daß es die Fußgänger durchwaten konnten; also versuchten es vorzüglich die Reiter, über den Fluß zu setzen und das jenseitige Ufer zu erreichen, um über die Feinde herfallen zu können. Viele derselben geriethen in Abgründe und wurden von den Wellen verschlungen. Mehrere wurden getödtet oder verwundet, nur wenige gefangen; den größten Verlust haben beide Theile an ihren Pferden erlitten. Nachdem beide Armeen bis zum Untergang der Sonne an den Ufern und auch im Flusse selbst ausgetobet hatten, trennten sie sich, und am folgenden Tage brach Ludwig mit seinen Truppen gegen Heilbronn auf, um diese Stadt mit Lebensmitteln zu versehen, und K. Johann, der nach der ganz unnützen Schlacht im Flusse Neckar die Ehre des Ritterschlags erhalten hatte, begab sich in Gesellschaft des Erzbischofs Balduin nach Luxemburg, wo

er sich immer besser befand, als unter seinen rauhen Böhmen, die bereits anfingen, eines so leichtsinnigen, flüchtigen Königs satt zu werden und seine Gegenwart zu verabscheuen. Eben so unbegreiflich planlos, wie seine Gegner, hat auch K. Friedrich gehandelt. Auch er führte seine Armee, die noch nichts gethan und doch so viel gekostet hatte, bis sie von Oestreich aus nach Eßlingen kam, an den Rhein zurück, als wäre das Ziel des Kriegszugs schon vollkommen erreicht. Bei einer so elenden Art, Krieg zu führen, bei so ganz verkehrten Maßregeln wurden die Leiden der Völker unnütz verlängert. Weise und tapfere Feldherren ziehen nicht einander entgegen, um sich einige Tage gegenseitig zu schimpfen, ein Scharmützel zu wagen und ohne Niederlage, ohne Sieg mit der Armee nach Hause zu eilen und auszuruhen. Ganz anders hat K. Ottokar gegen die Ungern und K. Rudolf von Habsburg gegen die Böhmen gefochten; aber bei Eßlingen war kein Ottokar, kein Rudolf vorhanden.

„Herzog Leopold, der keine Ruhe fand, so lange seinem Bruder Friedrich ein Nebenbuhler um die deutsche Krone noch gegenüber stand, entschloß sich im J. 1317 neuerdings, die Stadt Speier, eine warme Anhängerin Ludwigs, dafür zu strafen, daß sie Friedrichen ihren Gehorsam versagte. Seine Truppen umgaben die Stadt, plünderten und verheerten nun zum zweitenmal die Gegend und kehrten nach kurzer Zeit sieglos, aber mit Beute beladen nach Haus zurück. Bei diesen Raubzügen Leopolds haben sich die Bürger der Stadt Landau gegen Speier ganz vorzüglich durch Feindseligkeiten ausgezeichnet, um dem K. Friedrich ihre volle Ergebenheit zu bezeigen. Darüber klagten die Speierer dem K. Ludwig, baten ihn um Beistand gegen die feindseligen Nachbarn und um Schadenersatz. Den erlittenen Schaden mußten auf Ludwigs Befehl die ganz unschuldigen Juden, welche sich zu Speier aufhielten, mit einer neuen Abgabe von jährlichen 4000 Pfund Hellern ersetzen. Damit aber auch Landau den gegen Speier verübten Unfug büße, versetzte K. Ludwig die Stadt und die Bürger von Landau, die man aber erst überwältigen mußte, der Stadt Speier um 5500 Pfund Heller auf so lange, bis entweder Ludwig selbst oder einer seiner Nachfolger

im Reich diese Summe würde erlegt haben; der Nutzen, welchen Speier von Landau ziehen würde, dürfe davon nicht abgerechnet werden. Um den Bürgern von Speier zu zeigen, daß er sie keineswegs mit leeren Versprechen täuschen wolle, traf Ludwig ohne Verzug Anstalten, Landau zu belagern, wozu Speier mit großer Bereitwilligkeit Truppen stellte. Um diese gegen die verhaßte Feindin und Nebenbuhlerin noch mehr anzufeuern, stellte Ludwig am 18. Oct. 1317 eine zweite Urkunde aus, in welcher er den Bürgern von Speier bei seiner königlichen Ehre feierlich versprach, daß er alle Festungsthürme und Mauern von Landau wolle niederreißen und die Gräben ausfüllen lassen, sobald die Stadt in seine Gewalt kommen würde. So lange nicht Landau der Stadt Speier würde Genugthuung geleistet haben, dürfe an die Herstellung neuer Festungswerke gar nicht gedacht werden. Landau, zu keiner Belagerung gefaßt, erschrak über den unvorhergesehenen Anzug der Speierer und zeigte sich zu Friedensunterhandlungen geneigt. K. Ludwigs Zorn ließ sich mit einer Summe Geldes besänftigen, und die Speierer erhielten die 5500 Pfund Heller, um welche Summe ihnen Landau von K. Ludwig verschrieben ward. Die Festungsthürme und Mauern wurden durch diese Uebereinkunft von der angedrohten Zerstörung bewahret; aber K. Friedrich verlor doch an Landau für die Zukunft eine ihm ergebene Stadt, weil sie genöthiget wurde, sich an Ludwigs Partei anzuschließen.

„Nicht glücklicher, aber ruhmwürdig endete die Fehde, welche Leopold im J. 1318 wider Solothurn aus gleicher Ursache führte, weil die Stadt auch von Ludwigs Partei war. Zu beiden Seiten der Aar standen seine Völker und ängstigten die Stadt. Durch eine fliegende Brücke hingen beide Lager zusammen. Da begab es sich, daß unaufhörlicher Regen und reißende Wässer die Aar dergestalt anschwellten, daß die Maschinen zu Belagerung und Sturm verdarben, die Brücke selbst, mit ihr die überaus wichtige Verbindung der herzoglichen Scharen, in die äußerste Gefahr kam. Da befahl Leopold, die Brücke wider des Wassers Gewalt mit Steinen zu beschweren, und stellte eine große Zahl Reisiger darauf, den Zug des Stroms zu zähmen und die daher rollenden

Steine abzuhalten. Gleichwohl riß ein plötzlich hereinbrechendes Gebirgswasser die Brücke und alles, was darauf, mit Donnergebrüll zusammen. Die belagerten Solothurner, an deren Herz dies fürchterliche Schauspiel und das Jammergeschrei der mit den letzten Kräften gegen den gewaltigen Strom Kämpfenden drang, vergaßen Feindschaft und Alles, was sie so eben von ihnen erduldet, und wagten sich mit Kähnen und Flößen auf das reißende Wasser, erretteten die meisten und nahmen sie mit sich in die Stadt. Des andern Morgens, als schon darauf gedacht worden, die Gefangenen zu lösen, sandten sie selbe, neu bekleidet, erwärmt und erquickt, frei zurück in das Lager. Hoch wallte dem edlen Leopold das Herz; solchen Feind hatte er noch nie gefunden. Nur von 30 der vornehmsten Heeresfürsten begleitet, ritt er sogleich an die Stadt und begehrte Einlaß, gab den Bürgern sein Banner zum ewigen Andenken und gestand mit Freuden, daß ihr Edelmuth sein Herz bezwungen und seine Feindschaft überwunden habe.

„Länger als vier Jahre schon hatte Deutschland bloß wegen der Herrschsucht der zwei Nebenkönige unter der drückenden Last eines erschöpfenden, höchst verderblichen Krieges geseufzt, als endlich im J. 1319 beide Parteien mochten eingesehen haben, daß halbe Maßregeln nichts taugen, und daß ein langer, mit unzureichenden Mitteln geführter Krieg mehr erschöpfe als eine schnelle Kraftanstrengung, die alles Mögliche aufbietet und in kurzer Zeit alle Hindernisse überwältiget, die der Erreichung des Zieles im Wege stehen. Beide Theile bestrebten sich, durch Bündnisse die Zahl ihrer Anhänger und die eigenen Streitkräfte zu vergrößern und sich auf einen großen entscheidenden Schlag vorzubereiten, der in diesem Jahre sollte ausgeführt werden. Aber auch diese sehr ernsthaften Vorbereitungen zu dem künftigen Feldzug gingen so mühevoll, so langsam von Statten, daß Frühling und Sommer verflossen, ehe man in das Feld rücken konnte. Noch war es zu keinen kriegerischen Auftritten gekommen, als K. Ludwig schon einen empfindlichen Verlust erlitten hat: einer seiner tapfersten Kriegsgefährten und zugleich sein vertrautester Rathgeber, der in alle seine Geheimnisse einge-

weiht war, Graf Ludwig von Oettingen, verließ plötzlich seine Partei und trat aus uns unbekannten Ursachen zu König Friedrich über, der ihm zum Lohn dafür seine Schwester Guta zur Gemahlin gab. Daß er nach der gewöhnlichen Art der Ueberläufer nun gegen die Partei, der er zuvor gedienet hatte, heftig wüthen würde, stand zu erwarten; indessen war sein Uebertritt bei weitem nicht von jener Wichtigkeit, die man ihm heutzutage zuschreiben will. Wer Freund oder Feind unseres Friedrich war, mußte dieser während eines vierjährigen Krieges doch gewiß schon sattsam erfahren haben. Erhabene, undurchdringliche Kriegsplane gab es weder bei K. Ludwig noch bei Friedrich; Ludwig von Oettingen konnte also auch so wichtige Geheimnisse nicht verrathen.

„Seit beinahe neun Monaten hatten sich finstere Kriegswolken aufgethürmt; endlich einmal sollte das Donnerwetter losbrechen. Der Erzbischof Friedrich von Salzburg war ein eifriger Anhänger K. Friedrichs von Oestreich; diesen Frevel sollte er nun hart büßen. K. Ludwig eröffnete zu Ende Sept. 1319 den Feldzug damit, daß er sich mit einem zahlreichen Heere vor dem Salzburgischen Städtchen Mühldorf lagerte und dort einen nahen Berg besetzte. Der Wunsch, sich an dem verhaßten Erzbischof zu rächen und den Schauplatz des Krieges von den bayerischen Provinzen zu entfernen, hatte diese Stellung räthlich gemacht. Unterdessen rückte der Herzog Leopold aus Schwaben bis zum Lech und K. Friedrich aus Oestreich bis zum Innfluß mit ihren Kriegsheeren vor. Die Annäherung zweier Kriegsheere erregte im Lager Ludwigs Furcht und Angst. Bald verbreitete sich auch das Gerücht, es seien Meuchelmörder bestellt, welche Ludwigen nach dem Leben strebten. Anstatt für das theure Leben des Königs zu wachen und unerschrocken dem Feind entgegen zu ziehen und ihn zu schlagen, hielt es Ludwigs Heer für sicherer, sich aufzulösen und nach Haus zu eilen. Es war der Michaelistag, an welchem sich Ludwigs Truppen mit Schmach und Schande bedeckten und ihren König zwangen, mit ihnen eine schimpfliche Flucht zu ergreifen, ohne den Angriff des Feindes abgewartet zu haben. Eine Armee, die sich durch ein grundloses

Gerücht von der erdichteten Gegenwart einiger Meuchelmörder zerstreuen läßt und das Vaterland den nachfolgenden Feinden preisgibt, besteht gewiß nicht aus Helden; sowohl die Anführer als auch der gemeine Soldat sprechen sich selbst durch ihr zaghaftes Benehmen das Urtheil. Wie auf ein Zauberwort war die bayerische Armee verschwunden, und den Oestreichern standen alle Eingänge in das Land der Gegner ohne irgend Widerstand offen. Friedrich und Leopold benützten nach dem damaligen wilden Kriegsbrauch diese schöne Gelegenheit auf eine schreckliche Weise und bezeichneten ihren Zug mit einer greulichen Verwüstung des Landes. Anstatt ein höheres Ziel rastlos zu verfolgen, den günstigen Zeitpunkt zu benützen, dem muthlos zagenden Feind keine Erholung zu vergönnen und rühmlichst den Krieg zu beendigen, begnügten sich die östreichischen Heerführer damit, dem Feind durch Verwüstung seines Landes einen ungeheuern Schaden zuzufügen. Anstatt gegen München zu ziehen, wohin sich K. Ludwig geflüchtet, näherten sie sich der Stadt Regensburg, die ihnen die Thore verschloß und dafür durch Raub und Brand in der nahen Umgebung hart gezüchtiget wurde, worauf sich auf eine wahrhaft unbegreifliche Weise K. Friedrich mit einem Theil des Heeres nach Oestreich, Herzog Leopold mit dem andern nach Schwaben zurückzog, ohne einen Gegner gefunden zu haben, der sie genöthigt, das feindliche Land zu verlassen.

„Die Stadt Speier hatte schon öfter als einmal durch die Truppen Herzog Leopolds großen Schaden gelitten; zur Vergeltung quälte sie die Habsburgischen Unterthanen auf alle nur mögliche Weise: alle Sicherheit auf den Straßen war für sie gefährdet, aller Handel zu Wasser und auf dem Lande gehemmt; denn die Bürger von Speier behandelten die Bewohner der östreichischen Vorlande und alle ihre Güter auf eine feindselige Weise. Leopold beschloß, dem übermüthigen Stolz dieser ihm verhaßten Bürger Einhalt zu thun und sich von einem ihm äußerst ungelegenen Feind zu befreien, der immer seinen Rücken bedrohte, wenn er gegen Bayern ins Feld zog. Im Herbst des J. 1319 verließ er Bayern, und zu Ende des Monats December stand er mit seinem Heer vor Speier. Am Stephanstag begann die

Belagerung der Stadt. Von sechzig verschiedenen Heeren und von vielen Städten, welche Leopolden Hülfstruppen zugeschickt, sah man die Kriegsfahnen in seinem Lager wehen. Wenn sich im Mittelalter die Soldaten nicht weigerten, einen Winterfeldzug mitzumachen, wovon man nur wenige Beispiele findet, so muß man immer voraussetzen, daß das Ansehen und der Ruhm ihres Feldherrn sehr groß war, denn sonst hätten sie sich gegen die allgemeine Sitte, im Herbst nach Haus zu gehen, gewiß nicht entschlossen, selbst dem Winter zu trotzen und bei ihrem Anführer auszuhalten, so lange er es befehlen würde. Indessen machten die Belagerer so schlechte Fortschritte, daß sich Herzog Leopold endlich bequemte, am 6. Aug. 1320 mit den Bürgern von Speier einen Waffenstillstand auf folgende Bedingnisse abzuschließen: bis künftigen Martinitag ruhen von beiden Seiten die Waffen; wollte späterhin ein Theil den Krieg wieder erneuern, so müßte er einen Monat zuvor den Stillstand aufkünden; in diesem Fall muß Leopold einen offenen Fehdebrief in die Rathsversammlung zu Speier, die Bürger dieser Stadt aber einen solchen Brief nach Landau schicken; geschähe während dieses Stillstandes jemanden auf irgend eine Weise ein Schaden, so dauert dessen ungeachtet die Waffenruhe fort, aber Schiedsrichter werden die Beschädigung untersuchen und den Schadenersatz bestimmen; während des Stillstandes verpflichteten sich die Bürger von Speier, die Güter des Herzogs, welche auf dem Wasser oder zu Lande durch ihr Gebiet geführt werden, vor allem Anfall zu schützen; den nämlichen Schutz werden die Güter der Bürger von Seiten des Herzogs und seiner Unterthanen genießen; Herzog Leopold verspricht allen Rittern und Soldaten, die zuvor bei der Landwehr gegen ihn gefochten haben, während dieses Stillstandes vollkommene Ruhe und Sicherheit; würde einem Anhänger des Herzogs irgend eine Unbild oder ein Schaden zugefüget, so mag er ihm Beistand leisten, jedoch ohne Schaden der Stadt; der Waffenstillstand bleibt auch dessen ungeachtet in voller Kraft. Herzog Leopold, der Bischof Johann von Straßburg und der Landvogt im Elsaß, Otto Herr von Ochsenstein, bekräftigten diese Uebereinkunft und hingen an die Stillstandsurkunde ihre Siegel.

„Als die Oestreicher im Herbst des J. 1319 Bayern verlassen hatten, und Herzog Leopold gegen Speier zog, schlich ihm K. Ludwig mit einer sehr geringen Begleitung nach, nicht um ihn an der Belagerung der Stadt zu hindern — dazu reichten Ludwigs schwache Kräfte nicht hin —, sondern um ihn in der Nähe zu beobachten, Bundesgenossen an sich zu ziehen und, wenn es Zeit und Umstände zugeben würden, eine günstige Gelegenheit, die sich darbieten könnte, ohne Verzug zu benützen, um seinem Gegner einen Verlust zuzufügen oder wenigstens Speier von der Belagerung zu befreien. Aus den Unterschriften mehrer Urkunden erhellet, daß sich nicht nur K. Ludwig, sondern auch K. Friedrich im J. 1320 in den Rheingegenden aufgehalten und sich zu einem Feldzug vorbereitet haben. Ludwigen gelang es endlich, eine zahlreiche Armee am Rhein zu versammeln; es sollen sich in derselben bei 3000 gepanzerte Reiter befunden haben. Dieser wichtige Umstand hat wahrscheinlich den Herzog Leopold bewogen, mit den Bürgern von Speier einen Waffenstillstand einzugehen, um seine ganze vereinigte Macht Ludwigen entgegenstellen zu können. Er und sein Bruder Friedrich betrieben ebenfalls sehr eifrig die Zurüstungen zum nahe bevorstehenden Ausbruch des Krieges und beflissen sich, durch das Beispiel der Schweizer bei Morgarten belehrt, die Zahl der Fußgänger möglichst zu vermehren und durch sie der zahlreichen Reiterei Ludwigs eine undurchdringliche Mauer entgegenzusetzen. Der Erfolg hat es bewiesen, daß sie klug gehandelt haben, und mit Unwillen mußten die stolzen Ritter, ganz in Eisen gehüllt, es immer mehr und mehr einsehen und gestehen, daß sich das Ende des Ritterruhms in Feldschlachten herannähere, und daß mit den Großthaten der Schweizer, die sie zuvor spottweise nur elende Bauern zu nennen beliebten, eine ganz neue Art des Kriegs den Anfang genommen habe.

„K. Ludwig beschloß, den Kriegsschauplatz auf Habsburgischen Boden im Elsaß zu versetzen und so Friedrichen und Leopolden die Verwüstungen zu vergelten, die sie im vorigen Jahr in Bayern angerichtet hatten. Er hatte seinen feierlichen Einzug in Straßburg gehalten und war von dem gemeinen Volk

mit großem Frohlocken aufgenommen worden; aber beinahe wäre er in das höchste Verderben gerathen: ein Theil der Bürgerschaft war ihm, der andere, und zwar der mächtigere, dem K. Friedrich ergeben; schon war der Anschlag gefaßt, Ludwig in seiner Wohnung gefangen zu nehmen und ihn seinen Gegnern auszuliefern, als er, noch frühzeitig davon unterrichtet, sich durch eilige Flucht retten konnte. Nicht glücklicher erging es ihm in dem kurzen Feldzug, den er mit einer großen Macht unternommen hatte, aber auch bald wieder ruhm- und fruchtlos aufzugeben genöthigt wurde. Noch hatte K. Friedrich mit seinem Heer sich mit Leopolden nicht vereinigt, als letztern seine ungestüme Hitze fortriß, sich allein dem vorrückenden Ludwig entgegenzustellen. Seine Hauptstärke bestand in dem Fußvolk, unter welchem sich viele wackere Schweizer befanden. Leopold sprang vom Pferde, wahrscheinlich um diesen braven Fußgängern zu schmeicheln, und führte sie zu Fuß gegen den Feind vor. Ludwig mußte weichen. Am folgenden Tage stieß Friedrich mit seinen Truppen zu Leopolds Heer, und vereinigt fielen beide neuerdings über ihren Gegner her. Ludwig wurde zum zweitenmal geschlagen und floh so eiligst, daß ihn die Sieger vier Tage verfolgten, ohne ihn zu einem neuen Gefecht nöthigen zu können. Merkwürdig ist die Anecdote, welche der gleichzeitige Albrecht von Straßburg erzählt. Als K. Friedrich im Lager Leopolds angekommen war, drückte ihn dieser freudig an seine Brust, und mit Thränen in den Augen, welche den Helden zierten, rief er aus: Herr, wie gar so lang verweiltest du! Wie groß war die Gefahr, die mir drohte, und du warst nicht bei mir! Darauf ließ Leopold alle Pferde auf die Seite schaffen und gebot bei Todesstrafe, die Spornen abzulegen. Alles bereitete sich zur Schlacht. Da Ludwigs Heer nur eine kleine Viertelmeile davon aufgestellt stand, verbreitete sich bald unter demselben die Nachricht von Friedrichs Ankunft. Ein Theil der Truppen Ludwigs weigerte sich geradezu, gegen Herzog Leopold zu fechten, indem sie vorgaben, daß auch ein Sieg, gegen ihn erkämpft, doch nichts beitragen würde, den Streit der beiden Nebenkönige um die deutsche Krone zu beendigen, wenn Friedrich einem Entscheidungskampfe

ausweichen würde. Ludwig entschloß sich also, einen Ritter mit sicherm Geleit an K. Friedrich abzusenden, welcher ausforschen sollte, ob derselbe bereit, ihr beiderseitiges Schicksal durch die Waffen entscheiden zu lassen und so den langwierigen Krieg zu beendigen. Beinahe sollte man glauben, daß Ludwig seiner Sache so sicher war, daß ihn nur Eine Sorge mehr drückte: nicht die Ungewißheit des Sieges, sondern nur der Zweifel, ob es Friedrich wage, sich mit ihm in eine Schlacht einzulassen, von deren Ausgang sein künftiges Loos abhängen sollte. Als Ludwigs abgesandter Ritter dem K. Friedrich vorgeführt wurde und seine Botschaft abgelegt hatte, antwortete er ihm: Saget meinem Oheim, daß ich hier zur Schlacht bereit stehe, und daß es endlich Zeit sei, unserm Krieg zum Heil der Getreuen des Reichs ein Ende zu machen. Der Erfolg davon war, daß Friedrich seinen gerechten Wunsch durch die eilige Flucht Ludwigs vereitelt sah, und daß das unglückliche Deutschland noch mehre Jahre hindurch wegen des unseligen Zwistes der beiden Nebenkönige Mord, Raub und Brand erdulden mußte. Dieses war das Ende des Feldzugs im J. 1320, von dem man sich so große, erfreuliche Hoffnungen gemacht hatte. Zur Muthlosigkeit der Truppen Ludwigs mag die getäuschte Erwartung, aus dem Elsaß eine reiche Beute zu holen, Vieles beigetragen haben. Nach zwei mißlungenen Gefechten lösete sich Ludwigs ganze Armee auf und kehrte nach Haus zurück, weil dieses auch ihr Anführer that, dem es an Muth, an Geschicklichkeit und an Geld mangelte, eine Armee länger auf den Beinen zu erhalten, sie tapfer anzuführen, den Feind zu schlagen und so dem Krieg ein Ende zu machen. Muth und Tapferkeit hätten Friedrich und Leopold genug besessen; aber die höhere Kriegskunst hat Beiden gemangelt, die es versteht, einen Hauptschlag, der den Krieg endigen kann, vorzubereiten und auszuführen. Wenige Tage verfolgten sie den fliehenden Feind, dann kehrten sie um, gingen nach Haus und pflegten der Ruhe, bis ein neuer Sommer im folgenden Jahr sie wieder ins Feld rufen würde.

„Die erste Hälfte des J. 1322 wurde von den beiden Römischen Gegenkönigen zu den Zurüstungen für den nächsten Feld-

zug, der ihr Schicksal endlich entscheiden und in Deutschland vollkommene Ruhe herstellen sollte, mit großem Eifer benutzt. Im Sommer kam Herzog Heinrich mit seinen Truppen aus Italien nach Oestreich zurück, und nun erging an die Steyermärker und Oestreicher der Aufruf zum Krieg. Die Bundesgenossen wurden eingeladen, die verheißenen Hülfstruppen zu senden; sie erfüllten auch treulich ihr gegebenes Wort. Die vorzüglichsten derselben waren König Karl von Ungern, Erzbischof Friedrich von Salzburg und Bischof Albrecht von Passau. Herzog Leopold von Oestreich sammelte ein Heer im Elsaß und in Schwaben, mit welchem er in Oberbayern einfallen und sich späterhin mit seinem Bruder Friedrich vereinigen sollte, der mit seinen Kriegsvölkern aus Oestreich und Steyermark durch das Salzburgische Gebiet zu gleicher Zeit nach Niederbayern vorzurücken gedachte. Im Monat Sept. begann endlich der Marsch des Kriegsheers K. Friedrichs gegen Bayern. Ein Theil desselben, welcher vermuthlich aus Steyermärkern bestand, zog über Admont in das Gebiet von Salzburg; die Oestreicher rückten auf dem rechten Ufer der Donau, die ungrischen Hülfstruppen, unter welchen sich auch wilde Cumanen befanden, auf dem linken herauf. Anstatt ihren Marsch zu beschleunigen, um den noch immer unvorbereiteten Ludwig zu überfallen und ihn zum Frieden zu nöthigen, verweilten sie geflissentlich in Oestreich, um ihre Raubsucht zu befriedigen und Bürger und Bauern auf eine ganz unmenschliche Weise zu quälen. Die Wildheit der Cumanen ist bekannt, aber daß sie sich auch im Lande des mit Ungern verbündeten Freundes wahrhaft viehische Grausamkeiten erlauben durften, und daß ihnen selbst die östreichischen Truppen in manchen Stücken sehr ähnlich waren und sich gegen ihre eigenen Landsleute im gemeinsamen Vaterland als zügellose Räuber betrugen, wäre unglaublich, wenn es nicht durch mehre unverwerfliche Zeugnisse bestätigt würde. Der gleichzeitige Verfasser der Chronik von Klosterneuburg schildert uns die Rohheit und Grausamkeit der damaligen östreichischen Soldaten auf folgende Weise:

„„Als sie zum Krieg gegen Bayern auszogen, plünderten sie ihr eigenes Land Oestreich und betrugen sich gegen dasselbe

noch feindseliger als die Heiden (nämlich die Cumanen). Aus ihrer Handlungsweise schien die Ueberzeugung hervorzuleuchten, daß sie nimmermehr nach Haus zurückkehren würden. Keiner verschonte den andern; ein jeder plünderte, so viel es ihm möglich war, die Güter der Bauern, Bürger und Adelichen. Die Bauern wurden allenthalben zusammen gefangen, mochten sie als Unterthanen wem immer angehören. Kaufte man sie mit Geld nicht los, so wurden sie bei einem Feuer gebraten oder auf irgend eine andere Weise gemartert. Geschirre, Fässer und Hausgeräthe wurden zerschlagen oder verbrannt, und was noch das Uebelste: die Lebensmittel und den Wein, welchen sie nicht fortschleppen konnten, warfen sie entweder in den Straßenkoth oder in ein vorbeifließendes Wasser, wenn ihnen diese Dinge nicht abgekauft wurden; ja sogar die Schlösser des minder mächtigen Adels wurden feindlich angefallen, was bisher etwas ganz Unerhörtes war, und mit Pfeilen und Flammen geängstigt, wenn sich die Besitzer derselben nicht mit Geld abfanden. Auf ähnliche Weise hauseten die Ungern und Heiden auf dem linken Donauufer; sie zündeten die Dörfer an, schändeten Matronen, Wittwen und Jungfrauen, erbrachen und plünderten die Kirchen, warfen die Reliquien der Heiligen und die geweihten Hostien auf die Erde und verübten noch viel anderes Böse. Solche Greuelthaten haben sowohl die Heiden als auch die Oestreicher, die sich doch Christen nannten, verübt, nachdem sie einmal alle Gottesfurcht abgelegt hatten. Kein Alter, kein Geschlecht, kein Klostermann, kein Geistlicher, Niemand wurde geschont, mochte er zu was immer für einem Stande gehören. Deßwegen hat sie auch Gottes Strafgericht ereilt; sie wurden gefangen, mußten viel Ungemach und Schimpf erdulden und wurden rein ausgeplündert, alles zur Vergeltung ihrer begangenen Sünden.""

„Endlich verließen die wilden Horden das verwüstete Oestreich und kamen beiläufig den 20. Sept. bei dem Salzburgischen Städtchen Mühldorf an, wo Friedrich, von seinem Bruder Heinrich, von dem Erzbischof von Salzburg und den Bischöfen von Passau und Lavant begleitet, ein Lager aufschlug. Herzog Leopold hatte sich bereits mit seinem Heer dem Flusse Lech genähert

und verwüstete die Besitzungen des Grafen von Montfort, als eines getreuen Anhängers des K. Ludwig. Eilboten, die er an seinen Bruder Friedrich abschickte, sollten ihm Verhaltungsbefehle und Nachrichten von dem vereinigten Heer desselben überbringen, aber diese wurden ebenso wie Friedrichs Eilboten an Herzog Leopold bei dem Kloster Fürstenfeld angehalten und ihrer Pferde beraubt, und Friedrich und Leopold harrten einige Tage umsonst auf die Nachrichten von dem Heere des Bruders. Dieser für die Oestreicher ungünstige Zufall verschaffte König Ludwigen den herrlichen Vortheil, daß seine Feinde getrennt blieben und er nach wenigen Tagen, durch herbeieilende Truppen gestärkt, im Stande war, Friedrichen die Spitze zu bieten. Sehr wahrscheinlich wäre es um Ludwigen geschehen gewesen, wenn Herzog Leopold keine unzeitige Rache gegen den Grafen von Montfort, kein fruchtloses Wüthen gegen die Güter desselben in seinem Zug aufgehalten, wenn er seinen Marsch gegen Ampfing und Mühldorf herab möglichst beschleunigt und K. Ludwig im Rücken angefallen hätte, während Friedrich mit seinem hohen Heldenmuth den Kampf von vorn begann. Aber große Fehler wider die Kriegskunst, von Leopold und Friedrich begangen, oder ein höheres Schicksal bewahrte Ludwig vor der nahen Gefahr und wälzten sie von ihm auf seinen unvorsichtigen Gegner hinüber.

„K. Ludwig zog mit den Truppen seiner Verbündeten, des K. Johann von Böhmen, der Herzoge von Niederbayern und des Erzbischofs Balduin von Trier, seinem Gegner Friedrich entgegen und stellte sich bei Ampfing auf, 22. Sept. 1322. Sein Heer war noch schwach und keineswegs der Macht Friedrichs gewachsen; doch während dieser fortwährend zauderte und die Ankunft seines Bruders abzuwarten schien, strömten zahlreiche Heereshaufen in Ludwigs Lager zusammen, worauf K. Johann von Böhmen ohne Verzug die nöthigen Anstalten traf, Friedrichen eine Schlacht zu liefern, bevor noch der gefürchtete Herzog Leopold mit seinen Truppen anlangen konnte. Beinahe dieselbe Stellung nahmen die Bayern ein, welche am 2. Dec. 1800 Moreau vor der Schlacht bei Hohenlinden inne hatte. Friedrich, dessen froh, ließ sogleich sein Heer von Landshut und Mühldorf schnell vorrücken gegen

Ampfing und Haag, wo er den lang erwarteten Feind im Gesicht hatte. Noch einmal versuchten die Gebrüder Ulrich und Heinrich von Walsee ihn vom Streit abzuhalten, bis die Antwort seines Bruders angelangt wäre — umsonst. K. Friedrich, der noch vor einigen Tagen den günstigen Augenblick eines vortheilhaften Angriffs auf den noch schwachen unvorbereiteten Gegner durch Zaudern unbenutzt vorbeieilen ließ, bestand nun hartnäckig darauf, die angebotene Schlacht anzunehmen und Leopolds Ankunft nicht länger abzuwarten. Umsonst bemüheten sich die angesehensten Anführer im östreichischen Kriegsheer, der Marschalk Dietrich von Pilichdorf, die Brüder Ulrich und Heinrich von Walsee und mehre Andere, Friedrichen zu bereden, daß er eine Schlacht vermeide und die Vereinigung der Truppen des Herzogs Leopold mit seinem Heer abwarte; alle Vorstellungen waren vergebens. Friedrichs ganzes Sinnen und Trachten war auf die Schlacht, die er liefern wollte, gerichtet, und seinen Räthen machte er seinen gefaßten Entschluß mit den Worten kund: durch mich sind schon so viele Personen zu Wittwen und Waisen geworden, und ich bin an so vielem Unheil schuld, welches die Christen getroffen hat, daß ich die Schlacht nicht länger mehr verschieben darf, mag daraus was immer erfolgen. Möglich ist es, daß den frommen Friedrich die Leiden rührten, welche seine unbändigen Krieger über die Gegenden gebracht haben, durch die sie zogen und in welchen sie verweilten, denn haben sie in Oestreich schon so schrecklich gewüthet, was werden sie sich erst auf feindlichem Boden erlaubt haben? Vielleicht aber sah Friedrich es zu spät ein, daß er sich eines groben Fehlers wider die Regeln der Kriegskunst schuldig gemacht habe, indem er zuerst viel zu lange zauderte, vorzurücken, und dadurch den Feinden Zeit und Gelegenheit gab, sich zu sammeln und so zu verstärken, daß sie sich ihm mit vollem Bewußtsein ihrer Kraft entgegenstellen und eine Schlacht anbieten konnten. Schwer fällt es einem König, ein großes Versehen seinen Untergebenen gestehen zu sollen, und rühmlicher mochte es Friedrichen scheinen, lieber das Vergangene zu vergessen, unter einem guten Vorwand den Feinden kühn entgegenzutreten und durch Heldenthaten das Versäumte

zu ersetzen, als Vorwürfe über einen begangenen Fehler anhören zu müssen, oder ihn gar durch einen Rückzug über den Inn noch kundbarer, schimpflicher zu machen. Der 28. Sept. wurde also von beiden Theilen zur Schlacht bestimmt. Friedrichen galt es für eine günstige Vorbedeutung, daß dieser Tag eben das fünfzigste Jahr eröffnete, seit die Krone der Deutschen zu Habsburg gekommen (28. Sept. 1273). Bei Ludwigs Heer verlangten die Böhmen ungestümm den gleichen Tag zur Schlacht, an dem sie das Fest ihres heiligen Königs Wenzeslaus feierten.

„Durch eine siebenjährige Erfahrung belehrt, daß er keineswegs verdiene, den berühmten und siegreichen Generalen beigezählt zu werden, wagte es K. Ludwig nicht, bei der nahen Entscheidungsschlacht den Oberbefehl über das verbündete Heer selbst zu übernehmen. Diese Ehre ward einem alten gebrechlichen Ritter, Seyfried Schweppermann, zu Theil, dessen Erwählung Ludwig mehr Nutzen und Ehre verschaffte, als wenn er seiner eigenen Ruhmsucht und Eitelkeit ein viel zu theures Opfer gebracht, die Schlacht selbst geleitet und verloren hätte. König Johann von Böhmen hatte bei Turnieren wohl schon manche Lanze gebrochen, aber als einen klugen Feldherrn sich noch niemals gezeigt; ihm konnte Ludwig also auch nicht den Oberbefehl anvertrauen, dem er sich selbst nicht gewachsen fühlte. Schweppermann erschien erst am Tage vor der Schlacht in Ludwigs Lager. Sein ungestalteter schwacher Körper erregte bei den muthwilligen Soldaten Spott und Gelächter; sein hoher Verstand und sein besonnener Muth blieb den Augen des kurzsichtigen Pöbels verborgen. Den Abend und die Nacht benutzte Schweppermann zu den Anstalten für die Schlacht, die am folgenden Tag, 28. Sept., geliefert werden sollte. Der linke Flügel wurde den Böhmen unter ihrem K. Johann und den Reitern des Herzogs Heinrich von Niederbayern, das Centrum den oberbayerischen Rittern unter der Anführung des tapfern Ritters Rindsmaul, der rechte Flügel einigen bayerischen und verschiedenen Hülfstruppen angewiesen, welche zum Beistande Ludwigs herbeigeeilt waren. Der Burggraf Friedrich von Nürnberg mußte sich mit 400 Rittern an das Flüßchen Isen in einen Hinterhalt legen, um zu

gelegener Zeit ganz unvermuthet den Oestreichern in den Rücken zu fallen. Die Armee der Oestreicher wurde in vier Heerhaufen getheilt: einem derselben, bei dem sich K. Friedrich befand, wurde das Reichspanier, dem zweiten die östreichische Fahne vorgetragen; diesem stand der Marschalk Dietrich von Pilichdorf als Oberbefehlshaber vor, obgleich Herzog Heinrich, K. Friedrichs Bruder, an seiner Seite focht; den dritten Heerhaufen führten die Brüder Ulrich und Heinrich von Walsee an; der vierte versammelte sich unter dem Panier des Erzbischofs von Salzburg. So schön war Friedrich noch niemals erschienen, als an diesem entscheidenden Tage, furchtbar und lieblich zugleich, in seiner weithin erglänzenden Rüstung, die Krone auf dem Helm, den Reichsadler an der Brust. Er sprach zu den Seinen von dem glorreichen Gedächtnißtag der Wahl seines Ahns, von Rudolfs Sieg über eben diejenigen, so die Vordersten in Ludwigs Heer, heute von ihrem König Johann, wie damals von Ottokar geführt, von dem ungerechten Hasse Johanns, seines Oheims Balduin von Trier und des Arztes Peter von Mainz wider die Söhne K. Albrechts und schloß also: „„Wollten wir noch mehr Volks und Hülfe erwarten, so würde zwar die Ueberlegenheit, so jetzt des Feindes ist, mit uns sein, aber auch desto geringer die Ehre des Siegs. Ich bin mit euch zufrieden, wenn ihr in Allem thut, wie ihr euern Herzog und König werdet handeln sehen, wenn ihr den zum blutigen Streit erhobenen Arm nicht eher sinken lasset, bis ihr den meinigen feiern sehet."" Die Anzahl der Reiter von beiden Theilen läßt sich unmöglich bestimmen, so verschieden wird sie von den gleichzeitigen Geschichtschreibern angegeben.

„Vier Tage hatten die Heere beider Theile in einer kleinen Entfernung von einander zugebracht, ohne sich in ein bedeutendes Gefecht einzulassen; endlich nahte sich die ernste Entscheidungsstunde. Schon am frühen Morgen des 28. Sept. kündigte alles die nahe Schlacht an. Klug, aber furchtsam legte Ludwig alle Kennzeichen der königlichen Würde ab, deren Besitz ihm nun Andere erkämpfen sollten, verkleidete sich, zog einen gewöhnlichen blauen, mit weißen Kreuzen besetzten Wappenrock eines wallfahrenden Ritters an und mengte sich keineswegs in den Streit,

sondern verbarg sich als Zuschauer an einem sichern Ort. Den K. Friedrich riß aber sein ungestümer Heldenmuth fort. Durch seine königliche herrliche Rüstung Allen kennbar, suchte er geflissentlich Gefahren auf und wollte sich selbst den Sieg und durch diesen die deutsche Krone erkämpfen. Der feurige K. Johann von Böhmen begann den Streit und fiel in einem äußerst raschen Angriff mit seinen eigenen und mit bayerischen Rittern die Reihen der Oestreicher an. Von beiden Theilen wurden höchst rühmliche Thaten vollbracht; aber unter allen Helden ragte vorzüglich K. Friedrich hervor: einen kühnern Ritter hatte man in der Schlacht nicht gesehen. Fünfhundert der besten Ritter hatten die Oestreicher dem K. Johann bereits von den Pferden heruntergestoßen, als ihn selbst das nämliche Schicksal traf; auf die Erde hingestreckt lag Johann unter den Füßen des Pferdes, welches der Marschalk Dietrich von Pilichdorf ritt. Ein Adlicher aus Oestreich, dessen Namen die gleichzeitige Geschichte verschweigt, rettete den König von dem nahen Untergang. Welche Ursache diesen Mann bewogen habe, dem Feinde Vorschub zu leisten, wissen wir nicht.

„Der linke Flügel des bayerischen Heeres konnte den heftigen Andrang der Oestreicher nicht länger mehr aushalten: die Böhmen und das bayerische Fußvolk wichen und ergriffen die Flucht; der Sieg schien sich für die Oestreicher entschieden zu haben. Während sich bayerische Reiter bemühten, das fliehende Fußvolk aufzuhalten, zu sammeln und in den Streit zurückzuführen, sah man in der Ferne einen neuen Heerhaufen sich dem Schlachtfeld nähern, der aus lauter Rittern bestand. Bald erkannte man deutlich die östreichische Fahne, die an ihrer Spitze wehte, und ein Freudenruf erhob sich unter K. Friedrichs Truppen: das sei der Vortrab des lang ersehnten Heeres, welches Herzog Leopold eben in dem günstigsten Augenblick zur gänzlichen Besiegung des Feindes herbeiführe. Wie schrecklich mußte die Ueberraschung wirken, als diese Ritter näher herankamen und auf die Reihen der Oestreicher einhieben! Nicht der Herzog Leopold war es, sondern der Burggraf Friedrich von Nürnberg. Das höchst Unerwartete dieser Kriegslist veränderte plötzlich die ganze Lage der

Dinge: Böhmen und Bayern ermannten sich wieder; die Ungern ergriffen zuerst eine eilige Flucht; Verwirrung riß in die Reihen der Oestreicher ein, und bald ward ihre Niederlage und Zerstreuung allgemein. Ihre Tapfersten thaten am längsten einen bereits unnützen Widerstand, wurden umringt und gefangen genommen. Dieses Schicksal hat nebst vielen Adlichen auch die beiden Herzoge Heinrich von Oestreich und Heinrich von Kärnthen getroffen. Aber noch ist Friedrich zu überwinden. Mit eigener Hand hat er über 50 Feinde erlegt. Schon war die Schlacht entschieden, als er und der Marschalk von Pilichdorf noch immer den tapfersten Widerstand leisteten. Da schon Alles flieht oder von allen Seiten umzingelt sich in ritterliche Haft gefangen gibt, ficht Friedrich unerschrocken mit Wenigen, die ihm ein Bollwerk mit ihren Leibern machten. Zuletzt ward er von Allen verlassen, und sein Pferd, von Pfeilen durchbohrt, stürzte zur Erde. In dieser hülflosen Lage drängte sich ein bayerischer Ritter, auf dessen Schild ein schwarzer Büffelkopf mit einem Ring im Maul auf güldnem Grund, an ihn heran, um ihn gefangen zu nehmen, ohne ihn erkannt zu haben. Da fragte ihn Friedrich, wessen Diener er wäre, und erhielt zur Antwort: des Burggrafen von Nürnberg. Friedrich ließ den Burggrafen herbeirufen, reichte ihm sein Schwert und ergab sich ihm. Der Burggraf versprach seinem hohen Gefangenen volle Sicherheit des Lebens und führte ihn zum K. Ludwig, der ihn mit den Worten empfing: Oheim! mit Vergnügen sehe ich Euch. Friedrich gab vor Betrübniß keine Antwort. Die nächst folgende Nacht wurde der gefangene König im nahen Schloß Dornberg an dem Isen bewacht; dann führte man ihn über Regensburg nach dem festen Schloß Trausnitz bei Nabburg, oder vielmehr nach Landshut, wo er das Wagestück, Ludwigs Gegenkönig gewesen zu sein und ihn in vielen Gefechten in die Flucht geschlagen zu haben, Jahre lang bereuen und abbüßen sollte. Der Gefangenen von Adel waren 1400, der Erschlagenen von beiden Theilen an 5000; Ludwig schenkte jene dem Burggrafen. Die Ehre, Friedrich gefangen genommen zu haben, eigneten sich Viele zu, die in seiner Nähe gefochten; er that den Ausspruch, musterte die Schilde, und als

er zu jenem mit dem Büffelkopf kam, sprach er: „„Vor diesem Kühmaul hab ich mich heute nimmer erwehren mögen."" Der Schild war Albrechts von Rindsmaul.

„Man hat von jeher Ludwigs gefühlvolles, edles Herz hoch angerühmt, daß er seinen Gegner nicht getödtet, ihn nicht mit schweren Ketten belastet, und daß er ihm gnädigst erlaubt habe, sich den täglichen Lebensunterhalt um sein eigenes Geld nach Belieben anzuschaffen. Wann wird man doch aufhören, einem Fürsten schon dafür mit freigebiger Hand Weihrauch zu streuen, daß er sich nicht nach der Weise roher Barbaren benommen, daß er nur menschlich gehandelt habe? Wie es Ludwigen ergangen wäre, wenn ihn Friedrich gefangen genommen hätte, wissen wir nicht. So glänzend der Sieg gewesen ist, welchen Schweppermann über die Oestreicher erfochten hatte, so war doch Ludwig nicht zu bewegen, auch nur die nächste Nacht der damaligen Sitte gemäß auf dem Schlachtfelde zu verweilen und zu erwarten, ob es noch Jemanden gäbe, der einen Kampf wagen und ihm den Siegesruhm streitig machen möchte. Furcht ergriff die Sieger, daß der Herzog Leopold kommen, den Kampf erneuern und ihnen die Früchte der gewonnenen Schlacht, die Gefangenen, wieder entreißen könnte. Sie eilten also nach Oettingen und dann nach Regensburg, wo man in der Erwartung eines hohen Lösegeldes die Gefangenen theilte. Den Herzog Heinrich von Oestreich traf das traurige Loos, mit dem K. Johann nach Böhmen wandern zu müssen, wo noch ein viel roheres Kriegsrecht gegen Gefangene galt; er wurde nach dem Schloß Bürglitz gebracht, in Ketten gelegt und wie ein gemeiner Verbrecher grausam behandelt.

„Einen Tagmarsch vom Schlachtfelde entfernt, erhielt Leopold am andern Morgen zu Alling Nachricht von dem, was inzwischen vorgegangen. Sein erster Gedanke war, eilends auf Ludwig loszuziehen, ihm ein Treffen zu bieten und durch dessen Gewinn Friedrichen wieder zu befreien: allein Zaghaftigkeit ergriff einen großen Theil seines Heeres; Andere, die für ihn dachten, aber nicht fühlten wie er, sprachen von nichts als von der großen Ueberlegenheit des Feindes. Das Volk der Reichsstädte und Städte, so bisher Friedrichen angehangen, verließ ihn.

Seiner Seele bemächtigte sich Ingrimm und tiefe Verachtung des ganzen Geschlechts, das, wie das Eisen vom Magnet, so von dem launenhaften Glück angezogen werde und feil und knechtisch ihm nachziehe wie die Mücken und Strichvögel der warmen Sonne. Wie von einem bösen Geist getrieben eilte er spornstreichs nach Basel und schloß sich mehre Tage hindurch ein, ohne ein menschliches Antlitz zu sehen, ohne Speise oder Trank. Was seit seines Vaters Tod, vierzehn Jahre hindurch, der heißeste Wunsch seines Herzens gewesen, wofür seit acht Jahren Ströme Bluts geflossen, lag vor seinen Augen durch ihn selbst zerstört. Unzeitiger Rachgier den Lauf lassend, hatte er Montforts Burgen zerstört, eben des Grafen von Montfort, der am Tage von Mühldorf einer der ersten bayerischen Kampfhelden war, Friedrichen, den er doch so heiß geliebt, seinen Feinden Preis gegeben, und — als hätte der Feind und das tückische Schicksal auch noch seiner Verzögerung und Verzweiflung spotten wollen — waren es Leopolds Fahnen, mit denen der Burggraf von Nürnberg die Oestreicher getäuscht und in sorglosen Schlummer gewiegt hatte. So klagte er sich selbst unaufhörlich an, solche Vorwürfe durchstürmten unausgesetzt seinen Geist und kochten fieberhaft in seinem Blute auf. Hauptkhaar und Bart ließ er wachsen, in jedem Zug lag der Ausdruck tiefen Schmerzes, ruheloser Rachgier und Selbstanklage. Von der Schlacht bis zu seinem Tod hat man ihn nie wieder lächeln sehen; selbst seine Freundlichkeit lag nur im Wort, und Zorn in Stimme und Blick. Nur mit einer Natur wie die seinige konnte er diesen gewaltsamen Zustand vierthalb Jahre hindurch ausdauern. Einzig die Hoffnung besserer Tage und die Furcht, zu sterben, bevor er sie erkämpft, hielten ihn am Leben. Nach den ersten Wochen stummen und starren Schmerzes bot er sogleich alle Fürsten, den Papst, Freunde und Feinde seines Hauses für Friedrichs Befreiung auf, versuchte es, Himmel und Hölle wider Ludwig zu waffnen. Nur die Grafen von Würtemberg, Baden und Hochberg waren ihm als Freunde im Unglück gefolgt; mit ihnen, mit den Grafen von Oettingen, Werdenberg und Bregenz schloß er zu Stuttgart am 8. Oct. 1322, mit K. Karl Robert von Ungern am 20. Febr. 1323 zu Peterwardein ein

Angriffsbündniß. Karl leistete Leopolden einen noch größern Dienst, indem er Johann von Böhmen von Ludwigs Partei abzog und am 18. Sept. 1323 zu Göding an der March durch ihn ein gleicher Bund zwischen Böhmen und Oestreich zu Stande kam.

„Ludwig, von diesen furchtbaren Zurüstungen unterrichtet, entließ Heinrichen von Kärnthen seiner Haft, und am 21. Sept. 1323 that dieser zu München einen Schiedsspruch zwischen beiden Königen, den Leopold alsogleich, als der Würde seines Hauses unanständig, verwarf. Die Erwerbung der Mark Brandenburg und die Heurath mit der Erbtochter von Holland und Hennegau, Gräfin Margarethe, hatte Ludwigen zugleich viele Feinde zugezogen. Eben so glücklich waren Leopolds Bemühungen bei dem Papst Johann XXII und K. Karl dem Schönen von Frankreich gewesen. Jener befahl Ludwigen von Avignon aus, 8. Oct. 1323, der Reichsregierung und dem königlichen Titel binnen drei Monaten zu entsagen, und verbot allen Reichsständen in Deutschland und Italien, ihm fernerhin den mindesten Gehorsam zu leisten. Dem K. Karl versprach Leopold seinen Beistand, die Krone zu erhalten, die Ludwigen entrissen werden sollte; denn seines Bruders Freiheit war es, was er am schnellsten zu erreichen trachtete. Bei derselben Zusammenkunft zu Bar an der Aube in Champagne, 27. Jul. 1324, gelobte ihm K. Karl noch ferner, die Besitzungen des geächteten Brudermörders Grafen Eberhard von Kyburg lehenbar und die Thäler Schwiz und Unterwalden, welche Leopold nach Erbrecht anspreche, demselben als eigen zu verschaffen. So wenig hatte dieser im Schmerz über seines Bruders Unglück jenen über seine eigene Niederlage vergessen, welche er vor neun Jahren bei Morgarten erlitten. In demselben Jahr schloß Leopold noch fernere Bündnisse wider Ludwig mit dem Grafen von Thierstein, den Erz- und Bischöfen von Salzburg, Passau und Chur; eben so gelang es ihm, den bei Mühldorf gefangenen Bruder Heinrich aus der Haft des böhmischen Königs Johann zu erledigen, indem er ihm am 26. Febr. 1324 zu Bruck an der Leitha 9000 Mark Silbers Lösegeld erlegte und ihm bis zur völligen Bezahlung dieser Schuld die Städte Laa und Weitra verpfändete.

„Ludwig versuchte nun neuerdings bei Leopold den Weg der Unterhandlung. Vielen Schwachen hatte es von jeher Bedenken gegen ihn erregt, daß Friedrich noch immer im Besitz der Reichskleinodien war. Ludwig versprach Friedrichen seiner harten Haft zu entledigen, wenn ihm Leopold diese Heiligthümer ausliefern würde. Leopold that es augenblicklich, aber als Ludwig ihrer habhaft, war er niederträchtig genug, so viele neue Bedingungen zu machen, daß die Unterhandlung nothwendig wieder abgebrochen werden mußte. Mit Recht hierüber ergrimmt, verwüstete Leopold Bayern und das Gebiet der Ludwigen ergebenen schwäbischen Reichsstädte auf die schrecklichste Weise. Der größte Schaden geschah diesen Landen von dem festen Städtchen Burgau aus, in welchem Burkard von Ellerbach, ein stattlicher Kriegsmann, mit seinen Söhnen lag und noch feindlicher handelte, als der Sinn seines erzürnten Herrn war. Ludwig sah sich endlich genöthigt, in der rauhesten Jahreszeit, Ende Nov. 1324, mit einem starken Heer vor Burgau zu rücken. Obgleich die Stadt stark besetzt, muthig vertheidigt und, falls sie mit Gewalt genommen würde, für die Besatzung wenig Gutes, daher von ihr verzweifelte Gegenwehr zu erwarten war, riethen doch Ludwigs Hauptleute in ungestümer Hitze zum Sturm oder dazu, aus den nahen Wäldern viele Holzstöße herbeischleppen, nahe an den Stadtmauern aufhäufen und bei starkem Wind in Brand stecken zu lassen. Ersteres verwarf Ludwig aus angeborener Zaghaftigkeit, das zweite aus Furcht vor einer noch grausamern Rache Leopolds. Da wichen ungeduldig und überdrüssig Viele von ihm, die Reichsbürger nahmen Urlaub bei herannahenden Weihnachten, und Leopold rückte zugleich, bald hier, bald dort sich zeigend, um seine wahre Absicht desto gewisser zu verbergen, in möglichster Stille auf Abwegen heran. Das bayerische Heer wurde sohin am 10. Jänner 1325, mit Verlust seines ganzen Lagers und all seines Kriegsgeräths, in eine unordentliche Flucht geschlagen. Mit genauer Noth rettete sich Ludwig nach Lauingen. Die Niederlage wäre noch ungleich größer, Ludwig selbst ein Gefangner gewesen, hätte sich nicht der Burggraf von Nürnberg Tags vorher mit neuen Vergleichsvorschlägen bei Leopold befunden,

wäre er nicht mit der Warnungsnachricht noch im letzten Augenblick eingetroffen.

„Als Unterhandlungen dem gefangenen Friedrich die Freiheit nicht verschaffen konnten, nahm Herzog Leopold seine Zuflucht zur List. Ein Student wurde beredet, das Wagestück zu unternehmen, sich durch irgend eine Maschine dem Fenster des Gefängnisses in Trausnitz zu nähern und Friedrichen heraus zu holen. Daß noch einige Bewohner des Schlosses bestochen waren und dem Studenten zu seinem Unternehmen eine hülfreiche Hand geleistet haben, darf wohl nicht erst erinnert werden. Nacht war es, und Friedrich wußte von den Anstalten nichts, die sein Bruder Leopold zu seiner Befreiung getroffen hatte. Plötzlich erschien ihm vor seinem Fenster eine in der Luft schwebende Gestalt. Da ergriff ihn Furcht und Entsetzen. Ueberwältigt von dem damals allgemein herrschenden Glauben an Gespenster, wähnte Friedrich einen Poltergeist erblickt zu haben, bekreuzigte sich und machte Lärm, wodurch der Student genöthigt wurde, sich eiligst zu entfernen, um nicht ergriffen zu werden. Die Kunde von dem Gespenst verbreitete sich bald allgemein, und die Chronikschreiber wußten darüber gar Vieles zu erzählen, wie nämlich der Herzog Leopold mit einem Schwarzkünstler unterhandelt und dieser einen dienstbaren Geist nach Trausnitz geschickt habe, der aber das Geschäft seiner Sendung nicht vollbringen konnte, weil ihn Friedrich durch das Zeichen des Kreuzes verscheuchte. — Friedrich war schon befreiet, als ihm späterhin der Student begegnete, der ihm als Gespenst an seinem Fenster erschienen war; da rief er aus: Dieser ist der Geist, der mich holen wollte!

„Ludwig fühlte endlich, daß es nicht mehr an der Zeit sei, durch kleinliche Falschheit kleinlichen Zeitgewinn zu ärnten. Er begab sich selbst zu Friedrich nach Trausnitz, des Uebergewichts gewiß, welches rohe Gewalt und List allemal über ein edeles Gemüth haben. Friedrich war nun drei lange Jahre von seinen königlichen Sorgen, von der Wollust des Wohlthuns, von der geliebten Gattin und den Kindern, deren erstes Lallen er kaum vernommen hatte, von Leopold geschieden, allein in des Kerkers eintöniger Nacht, nicht mehr der Schöne, düstere Schwermuth

hatte die Anmuth seiner Züge entstellt, die goldenen Locken verwildert, ein langer, struppichter Bart floß über seine Brust herab; hölzerne Pfeile verschiedenen Gebrauches zu schnitzen, war in diesen drei Jahren sein einziger Zeitvertreib gewesen. So sanft hatte man ihn behandelt, daß, als die Thüre des Gefängnisses sich öffnete und Ludwig hereintrat, seine feste Ueberzeugung war, dieser finde zur Sicherstellung seiner Macht Friedrichs Tod nothwendig und komme, ihm das Ende seiner Leiden anzukünden; aber Ludwig war als Vetter, als Befreier da — unter diesen, vertraut und großmüthig klingenden Worten, wie die Schlange unter Blumen, desto härtere Bedingnisse verbergend. Um aus seinem Kerker befreit zu werden, läßt sich ein Gefangener Vieles gefallen; deßhalb nahm auch Friedrich bereitwillig alle jene Punkte an, die ihm Ludwig als Bedingnisse seiner Loslassung angeboten hatte. Als Räthe waren zugegen: bei Ludwig Graf Berthold von Henneberg; zu Friedrich wurde herbeigerufen der östreichische Marschalk Dietrich von Pilichdorf, welcher ebenfalls in der Schlacht bei Mühldorf gefangen und bis zu seiner kostspieligen Befreiung in Bayern zurückbehalten wurde. Dem Karthäuser-Prior Gottfried von Mauerbach, Friedrichs Beichtvater, schreiben die Chroniken einen großen Theil der erfolgten Aussöhnung zwischen den beiden Königen zu. Die Artikel des Befreiungstractats, welcher am 13. März 1325 zu Trausnitz abgeschlossen wurde, enthalten Folgendes: Herzog Friedrich von Oestreich thut auf die Königswürde und auf alle Ansprüche zu derselben vollkommen Verzicht; er liefert alle Urkunden aus, die sich auf sein Königthum beziehen, und wird sich durch nichts mehr bewegen lassen, nach der deutschen Königswürde zu streben, so lange K. Ludwig lebt. Alles, was Friedrichs Brüder vom deutschen Reiche besetzt halten, werden sie Ludwigen übergeben; hätten sie Reichsgüter verpfändet, so müssen sie dieselben auslösen und dann abtreten. Die Herzoge von Oestreich, Friedrichs Brüder, verpflichten sich, dem K. Ludwig und seinen Kindern wider Alle, namentlich wider den Papst, Beistand zu leisten; zu größerer Sicherheit der Erfüllung dieses Versprechens werden sie mehrere Bürgen stellen, welche diesen Artikel beschwören müssen.

Die Herzoge von Oestreich werden den K. Ludwig als das rechtmäßige Oberhaupt des Reichs erkennen, ihm als solchem gehorchen und von ihm ihre Lehen empfangen; dazu werden sie auch den Herzog von Kärnthen und alle ihre Anhänger zu bewegen trachten und diejenigen zu Gunsten Ludwigs als Feinde behandeln, die sich weigern würden, sich von demselben belehnen zu lassen oder ihm als rechtmäßigem König zu gehorchen. Friedrich verlobet seine Tochter Elisabeth an Ludwigs Sohn Stephan zur Gemahlin und übergibt sie alsogleich Ludwigen zur Erziehung; das Heurathgut für sie werden Graf Berthold von Henneberg und der Burggraf von Nürnberg bestimmen; zum Unterpfand des Heurathguts räumen indessen die Herzoge dem K. Ludwig Burgau und Riesenburg ein; um die päpstliche Dispensation zur Vermählung ihrer Kinder werden sich Ludwig und Friedrich bewerben, wenn einmal der päpstliche Stuhl mit einer tauglichen Person wird besetzt sein. Würde Ludwig oder Friedrich, oder würden gar beide sterben, so bleibt der gegenwärtige Vertrag dessen ungeachtet unter ihren Kindern bei voller Kraft und Verbindlichkeit, und Friedrichs Brüder werden ihn getreulich erfüllen. Würde Friedrich nach dem Tode Ludwigs zum Römischen König erwählet, so wird er den Kindern desselben alles dasjenige zu Lehen geben, was ihnen vom Reich gebürt, namentlich die Markgrafschaft Brandenburg, und sie bei allen ihren Besitzungen schützen. Ludwig soll die Herzoge von Oestreich beschirmen in Rücksicht alles dessen, was ihnen Kaiser Heinrich oder auch seine Vorfahren im Reich verpfändet haben. Den Anhängern beider Theile wird Vergebung zugesichert. Die Gefangenen erhalten ihre Freiheit. Friedrich wird schwören, alle diese Artikel genau zu erfüllen; würde ihm aber die Vollziehung derselben unmöglich, so muß er sich am Sonnenwendetag wieder in das Gefängniß zu Trausnitz stellen, in welchem er sich jetzt befindet. Zugleich muß sich Friedrich für seine eigene Person nach dem Ausspruch des Grafen von Henneberg und des Burggrafen von Nürnberg dem König Ludwig verpflichten. Dieser Vertrag wurde von beiden Fürsten angenommen, beschworen und dadurch noch mehr bekräftiget, daß sie zur höchsten Versicherung ihres gegebenen Wortes während der Messe, der sie

mit einander beiwohnten, das heilige Abendmahl empfingen und so sich zu einer ewigen Freundschaft verbanden. Friedrich verweilte dann noch einige Wochen in Bayern und kehrte zu Ende des Monats April nach Oestreich in seine Residenzstadt zurück.

„Friedrich wurde von seinen getreuen Unterthanen in Oestreich mit außerordentlichem Jubel empfangen, der desto inniger war, da sich Mitleiden der Liebe gesellte, mit der man dem ankommenden Fürsten nach einer langen, schmerzlichen Trennung entgegeneilte. Friedrich, der einst schöne, herrliche Mann, trug noch alle Spuren seiner langwierigen Gefangenschaft an sich; ein langer Bart machte ihn selbst seinen vormaligen Vertrauten beinahe unkenntlich. Man denke sich die unaussprechliche Wonne hinzu, mit welcher die fromme Elisabeth, die durch unablässiges Weinen über das Unglück ihres Gemahls das Augenlicht verloren hatte, ihren theuren Friedrich aus der Gefangenschaft wieder zurück erhielt, und wie beide von einer unzählbaren Menge eines freudetrunkenen Volkes umgeben ihrer Burg einzogen, und wir haben ein rührendes Schauspiel vor uns, das sich nicht beschreiben, nur empfinden läßt. Das erste und wichtigste Geschäft, das nun Friedrichen vorzüglich am Herzen lag, war die gewissenhafteste Erfüllung des Vertrags, den er mit Ludwig in Trausnitz zu seiner Befreiung abgeschlossen hatte. Er mußte eilen, innerhalb zweier Monate alles dasjenige zu Stand zu bringen, wozu er sich verpflichtet hatte, oder sich entschließen, in sein Gefängniß zurückzukehren, wenn er seinem gegebenen Wort und seinem heiligen Schwur nicht untreu werden wollte. Nicht nur seinen Brüdern, sondern auch dem ganzen deutschen Reich machte er es durch Ausschreiben bekannt, daß er der Krone entsagt habe, und ermahnte zugleich die Fürsten und Städte, Ludwigen, ihrem und seinem König, den schuldigen Gehorsam zu leisten. Zugleich schickte er dem Vertrage gemäß seine Tochter — ein Chronikenschreiber macht gar von seinen beiden Töchtern Meldung — nach München, damit sie dort als künftige Braut des Sohnes Ludwigs erzogen würde. Und um Deutschland eine vollkommene Ruhe zu verschaffen und allen Streit gänzlich zu beseitigen, machte er auch einen Versuch, den Papst mit Ludwig zu versöhnen.

„Nun bestand Friedrichs Edelmuth die höchste Probe; das Heiligthum seines gegebenen Wortes galt ihm mehr als Ehrgeiz und der Durst nach Rache: als er jenes nicht erfüllen, Leopolden nicht zum Frieden und zur Genehmigung jenes Vertrags bewegen konnte, seine alten Anhänger nicht von ihm wichen, so ernstlich er sie auch in seinen Pflichtentlassungsschreiben dazu ermahnte, stellte er sich am 25. Jun. wieder zu München und warf sich seinem Gegner in eben dem Augenblick in die Arme, als ihm, dem von allen Seiten bedrängten Ludwig, eben die Nachricht von dem nahen Verlust der Mark Brandenburg durch Aufruhr und das unfreundliche Schwert der benachbarten Slaven zukam. Ludwig, selbst ein Fürst von hohem Sinn, würdigte Friedrichs Handlungsweise vollkommen nach ihrem innern Werth und ehrte sich selbst und seinen vormaligen Gegner. Nicht in den Kerker nach Trausnitz sollte Friedrich wandern, sondern in der Burg zu München bei Ludwig verbleiben, ein Freund beim Freund. Nach zehn grausenvollen, blutigen Jahren erwachten in ihren Herzen wieder jene süßen innigen Gefühle der Freundschaft, die sie als Jünglinge und auch noch als Herzoge einstens so enge mit einander verbunden hatte, und was sie vor ihrer unseligen Königswahl schon einmal in Salzburg gethan hatten, das thaten sie jetzt zur Verwunderung von ganz Deutschland wieder: sie aßen am nämlichen Tisch und schliefen als traute Freunde im nämlichen Bett; den stärksten Beweis des Vertrauens zu Friedrichs Rechtlichkeit hat Ludwig dadurch gegeben, daß er keinen Anstand nahm, sein ganzes Haus und alle seine bayerischen Unterthanen der Obhut Friedrichs anzuvertrauen, als er selbst Willens war, nach Brandenburg zu eilen und seinem bedrängten Sohn gegen die Litthauer Beistand zu leisten, welche vom Papst aufgereizt mit viehischer Grausamkeit in diesem Lande gewüthet und als Heiden vorzüglich an Kirchen und Klöstern ihre Raublust auf eine den Christen höchst anstößige Weise befriediget haben. Da diese wilden Feinde aber bald wieder in ihre Wälder zurückeilten, um die gemachte Beute zu sichern, so unterblieb Ludwigs persönlicher Kriegszug; dessen ungeachtet war es für ihn und für seinen neuen Hausfreund rühmlich, ein so

inniges, von allem Argwohn weit entferntes Zutrauen sich gegenseitig zu schenken und dasselbe zu verdienen. Nur Ein Umstand könnte vielleicht den hohen Werth dieser vortrefflichen That Ludwigs in etwas vermindern. Herzog Leopold stand nämlich in nicht weiter Entfernung noch immer zu einem feindlichen Anfall der bayerischen Provinzen bereit. Der bei Burgau erlittene Verlust war noch in frischem Andenken, und noch größeres Unheil stand zu befürchten, wenn Leopold während der Abwesenheit des Landesfürsten mit gewohnter Schnelligkeit nach Bayern vordringen würde. Mit großer Klugheit wählte Ludwig das sicherste Mittel, seinen Ländern den erwünschten Frieden zu erhalten und sie vor Leopold zu sichern: Friedrich sollte sein Statthalter sein und durch Liebe seinen raschen Bruder zurückhalten, damit er des Landes schonte, wo sein geliebter Friedrich als Statthalter für die Ruhe, Ordnung und den Frieden der ihm Anvertrauten väterlich wachte und sorgte.

„Friede, Ruhe, Sicherheit waren Ludwig eben so erwünscht und nöthig wie dem deutschen Reich, und da sich seine Lage, die in ihm den Vorsatz erzeuget hat, in Trausnitz mit Friedrich allein einen Vertrag abzuschließen, noch keineswegs verbessert, sondern vielmehr verschlimmert hatte, so entschloß er sich nun zum zweitenmal, dem Drang der Umstände nachzugeben und sich mit seinem Gegner auf eine Weise zu versöhnen, welcher die Herzoge von Oestreich und selbst der furchtbare Leopold ihren vollen Beifall geben würden. Zugleich mußte es Ludwig rühmlich scheinen, mit dem edelmüthigen Friedrich an Edelmuth wetteifern zu können und ihm gleichsam freiwillig Vorzüge einzuräumen, die er ihm nicht länger mehr versagen konnte. Neue Unterhandlungen begannen in München, welchen auch der Herzog Leopold beiwohnte. Daß der zärtliche Bruder und rüstige Feldherr keinen Vertrag eingehen würde, der die Würde Friedrichs und die Ehre des Hauses Habsburg nicht vollkommen sicherte, stand zu erwarten, denn für diese beiden Dinge hat er länger als zehn Jahre unermüdbar gestritten und war noch immer bereit, dafür bis zu seinem letzten Lebenshauch zu streiten. Die Umstände waren so gebieterisch, daß Ludwig es für räthlicher fand, sich in dieselben

zu fügen und einen Vertrag einzugehen, der selbst Leopolden nichts zu wünschen übrig ließ, indem dessen Grundlage die völlige Regierungsgemeinschaft beider Könige war. Als nahe Vorboten desselben waren einige Urkunden anzusehen, welche Friedrich zu München ausgestellt hat. Am 1. Sept. verpflichtete er sich Ludwigen, in desselben Abwesenheit für seine Gemahlin, die Königin Margareth, für seine Kinder, für seine Länder und Unterthanen in desselben Namen getreulich zu sorgen, nach seinem Vermögen ihr Bestes zu befördern und sie gegen ihre Feinde zu schützen. Würde Ludwig sterben, so wolle er so lange als Vormund für desselben Kinder sorgen, bis sie zu ihrem reifern Alter gelangt sind, und während dieser Zeit werde er die Rechte Aller handhaben. Dagegen müssen ihn aber auch Alle als einen Vormund der königlichen Familie erkennen, ihm gehorchen und den erforderlichen Beistand leisten. Am 3. Sept. stellten Ludwig und Friedrich eine gemeinschaftliche Urkunde aus, in der sie dem Herzog Heinrich von Kärnthen versprachen, ihn bei dem Besitz der Reichspflege von Padua zu schützen. In diesen beiden und in einigen andern Urkunden hat sich Friedrich noch Herzog von Oestreich genannt.

„Am 5. Sept. 1325 sah Herzog Leopold endlich alle seine Wünsche erfüllt und hatte das unaussprechliche Vergnügen, seinen geliebten Bruder Friedrich als Römischen König begrüßen zu können. Das war die Frucht zehnjähriger Anstrengungen, und reichlich lohnend mußte für Leopold das höchst angenehme Bewußtsein werden, daß er ganz allein es gewesen, der den Gegner Ludwig genöthiget hat, seinen Bruder Friedrich aus dem Gefängniß in Trausnitz zu entlassen und ihn zuletzt gar für seinen Mitregenten und für einen Römischen König zu erklären. Der in München errichtete Vertrag enthielt folgende Artikel: Zur Herstellung des Friedens im deutschen Reich und zur Beförderung des allgemeinen Besten haben sich Ludwig und Friedrich dahin vereiniget, daß sie in gleicher Würde mit ganz gleichen Rechten, gleichsam als Eine Person, das Römische Reich regieren werden. Sie werden sich in allen Dingen gegenseitige Treue und Hülfe erweisen; Glück und Unglück sollen beide in gleichem Maße mit einander theilen und tragen. Keiner soll vor dem andern rück-

sichtlich äußerlicher Ehrenbezeigungen einen Vorzug haben; beide sollen sich Römische Könige und Mehrer des Reichs schreiben und sich einander Brüder nennen und als Brüder behandeln. Derjenige aus ihnen, welcher dem andern zuschreibt, muß dessen Namen voransetzen; in Urkunden, die sie gemeinschaftlich ausfertigen, wird mit der Voransetzung des Namens täglich gewechselt. Handelt einer von ihnen in Abwesenheit des andern in was immer für Regierungsgeschäften, so muß dieses im Namen beider geschehen, denn ihre Regierung ist ungetheilt. Es sollen zwei neue königliche Siegel von ganz gleicher Größe und Form verfertiget werden, auf welchen sich die Namen der beiden Römischen Könige befinden; auf dem Siegel Ludwigs muß der Name Friedrich und auf dem Friedrichs der Name Ludwig voranstehen. Größere Reichslehen, nämlich Königreiche, Fürstenthümer und Grafschaften, müssen von beiden Königen zugleich vergeben werden. Kleinere Lehen kann einer von ihnen vergeben, und der andere bestätiget die Verleihung; der Lehenseid muß aber beiden geschworen werden. Wichtigere Reichsgeschäfte, wozu auch die Verpfändungen der Reichsstädte, Burgen, Festungen, Herrschaften und der Länder und Leute gehören, müssen von beiden Königen zugleich vorgenommen werden. Verfüget sich einer von ihnen nach Italien, so ertheilet ihm der in Deutschland zurückbleibende seine Vollmacht, und letzterer erhält auch von jenem eine ähnliche Vollmacht. Was dann in diesem Falle einer beschließt, soll der andere durch eine Urkunde bestätigen. Die frühern Handlungen beider Könige, sie mögen Lehen, Verpfändungen oder was immer für Dinge in geistlichen und weltlichen Sachen betreffen, wozu sie damals berechtigt waren, bleiben in voller Kraft; daher sind alle Verfügungen vollkommen gültig, welche K. Ludwig für seinen Sohn in Brandenburg und für seinen Tochtermann in Meissen getroffen hat. Die Güter, welche sie beide Jemanden geliehen, verpfändet oder verkauft haben, bleiben den Besitzern derselben. Die Besitzungen beider Könige, die sie jetzt haben oder noch erlangen werden, sind beiden zugleich als Reichsgüter unterworfen. Der Eid der Treue muß von allen geistlichen und weltlichen Fürsten, Grafen, Dienstmannen, Städten

und Märkten beiden Königen geschworen werden; der Freund und Anhänger des einen muß auch Freund und Anhänger des andern sein. Weigert sich dessen Jemand, so soll er mit vereinigter Macht der beiden Könige dazu genöthiget werden. Um die Einheit des königlichen Gerichts zu erhalten, bleibt bei demselben nur ein Hofrichter und Hofschreiber, welche ihren Wohnsitz alle halbe oder Vierteljahre wechselweise bei einem der beiden Könige aufschlagen sollen. Was während dieser Zeit bei einem König abgeurtheilet wird, bestätiget der andere; Processe, die bei einem König während dieser festgesetzten Zeit eingeleitet, aber nicht geendiget wurden, werden bei dem andern fortgeführt und abgethan. Verfällt Jemand in die Acht eines der beiden Könige, so kann er von dem andern nach Ordnung des Gerichts wieder losgesprochen werden. Klagen und Urtheilssprüche aus den Zeiten, in welchen sich die Anhänger beider Könige noch als Feinde verfolgten, werden von jetzt an als aufgehoben und abgethan angesehen; für die Zukunft wird einem jeden Kläger und Beklagten Recht widerfahren. Keine Noth, kein Zufall soll die beiden Könige von einander trennen; gegen geistliche und weltliche Widersacher werden sie sich mit vereinigter Kraft vertheidigen. Beide Könige haben sich mit einem Eide verpflichtet, alle diese Vertragsartikel getreulich zu erfüllen, wie sie sich schon früher in Trausnitz vor ihren Beichtvätern zur Beobachtung eines Vertrags verbindlich gemacht haben. Diese Uebereinkunft besiegeln beide Fürsten unterdessen mit denjenigen Siegeln, die sie eben jetzt zu ihrem Gebrauch verwenden können; sobald sie aber die oben festgesetzten neuen Siegel haben werden, soll der gegenwärtige Vertrag auch mit denselben bekräftiget werden. — Um das Freundschaftsband noch enger zu knüpfen, nahm K. Friedrichs Bruder, Herzog Otto, auf Zuthun K. Ludwigs die niederbayerische Prinzessin Elisabeth zur Gemahlin, nach wenigen Jahren die Miturſache eines unseligen innern Kriegs in Oestreich.

„Vertrauend auf die Macht und den Muth seines Bruders und durch ihn vollkommen gesichert, fing K. Friedrich an, von seiner neu erworbenen Würde und vorzüglich von dem letzten Ulmer Vertrag Gebrauch zu machen, der ihm Deutschland bei-

nahe mit Ausschließung K. Ludwigs zu seinem Wirkungskreis anwies. Da dieser Vertrag von Ulm ganz neue Bestimmungen des gegenseitigen Verhaltens der beiden Könige festsetzte, so konnte von vielen Artikeln des ältern Münchener Vertrags jetzt weiter keine Rede mehr sein, denn sie wurden durch die spätere Uebereinkunft von Ulm theils geradezu aufgehoben, theils bis zu nähern Bestimmungen doch wenigstens auf eine Zeit als nicht verbindend außer Acht gelassen. Wir wollen nur von einem dieser Artikel Erwähnung thun. Der Vertrag von München setzte fest, daß sich beide Könige ein Siegel sollten verfertigen lassen, auf dem sich ihre Namen, Ludwig und Friedrich, befänden, um dadurch auszudrücken, daß sie gemeinschaftlich, ohne allen Vorzug eines von ihnen beiden, das ganze Römische Reich miteinander beherrschten. Der Ulmer Vertrag theilte das Römische Reich und wies einem jeden der beiden Könige den Bezirk an, über welchen sich vorzüglich seine Macht erstrecken sollte: Friedrich sollte in Deutschland, Ludwig in Italien herrschen. Jetzt schien ein gemeinsames Siegel nicht mehr passend, und Friedrich und Ludwig stellten unter ihren eigenen Siegeln Urkunden aus. War es zuvor verschiedener Ursachen halber räthlich, den Münchener Vertrag bis zu einer mehr gelegenen Zeit zu verheimlichen, so fielen in Rücksicht des letzten Vertrags von Ulm alle Bedenklichkeiten hinweg, auch mit ihm geheimnißvoll zu thun, weil ihn die beiden Könige auch wider den Willen der Kurfürsten erfüllen und alle Hindernisse mit vereinigter Macht beseitigen wollten. Friedrich trat daher schon am nächstfolgenden Tage nach dem Abschluß des Ulmer Vertrags, am 8. Januar 1326, als regierender König auf und bestätigte dem Grafen von Henneberg, dem vielgetreuen Anhänger und geheimen Rath K. Ludwigs, „„alle Briefe und Handvesten, die er von Königen und von Kaisern hat, die vor Uns gewesen sind, und namentlich die Briefe, die ihm König Ludewig, Unser Bruder, gegeben hat."" Einen deutlichern Beweis der innigsten Freundschaft und des ernstlichsten Willens, Friedrichen die Regierung in Deutschland dem Ulmer Vertrag gemäß einzuräumen, konnte Ludwig nicht geben, als da er seinen vertrautesten Minister anwies, sich gleich jetzt, bei dem

gemeinsamen Hoflager der beiden Könige in Ulm, zu K. Friedrich zu begeben und von ihm die Bestätigung der Privilegien zu verlangen, die ihm Ludwig schon im J. 1315 auf seinen Namen allein verliehen hatte.

„Bruderliebe und die hohe Pflicht der Dankbarkeit forderten K. Friedrichen auf, die vortrefflichen Dienste zu vergelten, die ihm Leopold und seine übrigen Brüder seit der unglücklichen Schlacht bei Mühldorf mit einer gänzlichen Hingebung ihrer Personen und Güter und mit unermüdbarer Anstrengung aller Kräfte so getreulich erwiesen haben. Zugleich hatten sie ungeheure Summen verwendet, um ihren vielgeliebten, hochgeehrten Bruder aus der Gefangenschaft zu befreien und ihn auf den deutschen Königsthron zu erheben, dafür sollten sie nun einigen Schadenersatz erhalten. Als König der Deutschen konnte er sich der nämlichen Mittel bedienen, welche Ludwig bei seinem gewöhnlichen Geldmangel bisher angewendet hatte, sich und seinen Thron gegen Feinde zu schützen, seinen Anhang zu vergrößern, ersprießliche Dienste zu belohnen und die Macht seines eigenen Hauses zu vermehren. Diese Mittel waren: Verpfändungen der Reichsgüter und das Einziehen und Verleihen der dem Reich heimgefallenen Lehen. Friedrich benutzte mit Vorwissen und Genehmigung mehrer Reichsfürsten und wahrscheinlich auch seines Mitkönigs Ludwig diese beiden Quellen zu seinem eigenen und seiner Brüder Vortheil und stellte darüber am 10. Febr. zu Selz zwei Majestätsbriefe aus. Graf Eberhard von Kyburg hatte seinen Bruder Hartmann ermordet und durch diese Greuelthat seine Besitzungen in Alemannien verwirkt; K. Friedrich gab sie als Belohnung für getreue, ersprießliche Dienste seinen Brüdern und ihren Erben aus königlicher Machtvollkommenheit zu Lehen. Zum Schadenersatz wurde ihnen eine Summe von 26,000 Mark reinen Silbens zugesichert, wofür ihnen unterdessen mehre Städte und Flecken verpfändet wurden, nämlich Schafhausen, St. Gallen, Pfullendorf, Rheinfelden, Mühlhausen, Kaisersberg, Ehenheim, Selz und das Thal Uri. — Andere Urkunden, welche volle Beweise geben, daß Friedrich seine neuerworbene königliche Macht im deutschen Reich wirklich ausgeübt hat, übergehen wir.

„Drei Verträge hatte Ludwig mit Friedrich abgeschlossen, und dennoch war kein vollkommener Friede hergestellt. Widersetzten sich einerseits einige Kurfürsten, vom Papst und vom König von Frankreich zum Widerspruch angehetzt, diesen Verträgen, und klagten sie nicht ohne Grund, daß man ihr Wahlrecht dadurch beeinträchtiget habe, so stand anderseits der fürchterliche Herzog Leopold da, drohend und bereit, über Alle herzufallen, die es wagen würden, der Erfüllung des von ihm erpreßten Vertrags ein Hinderniß entgegenzusetzen. Die Lage, in der sich Ludwig und mit ihm ganz Deutschland befand, war keine Ruhe, war kaum ein Waffenstillstand zu nennen. Die gegenseitige Spannung nahm täglich zu, und Alles schien wieder einen nahen Ausbruch einer allgemeinen Verwirrung, eines unseligen Kriegs der Deutschen gegen Deutsche anzukündigen, als eine höhere Macht ein so großes Unheil abwendete und noch mehrem Blutvergießen Einhalt that. Kränkelnd und wider den Rath seiner Aerzte zog Herzog Leopold mit einem Heer gegen Speier aus und wollte die Stadt belagern; doch bald kehrte er nach Straßburg zurück, gab dort nach kurzem Krankenlager an einem hitzigen Fieber am letzten Februar 1326 seinen Geist auf und wurde zu Königsfelden an der Seite seiner Mutter zur Erde bestattet. Untröstlich war Friedrich, als er zu Judenburg die traurige Nachricht von dem Tode seines Bruders vernahm, der mit ganzer Seele an ihm hing, der sein Erretter, seine Stütze war. Und Friedrich trauerte mit vollem Recht, denn unersetzlich war der Verlust, den er durch den Tod Leopolds erlitten; bald mußte er die bittere Erfahrung machen, daß die unverbrüchliche Treue, mit der er selbst den Tractat von Trausnitz erfüllte, keineswegs das Eigenthum aller Fürsten, und daß nur gar zu leicht Verträge zum Gespötte werden, auf deren Verletzung kein Racheschwert drohet.

„Für den Kriegsruhm Leopolds und für das hohe Ansehen, das er sich von K. Ludwig und von allen übrigen Reichsfürsten zu verschaffen oder zu erzwingen wußte, gibt es keinen vollgültigern Beweis, kein klareres Zeugniß, als die Geschichte desjenigen, was sich nach seinem Tode zugetragen. Die Habs-

burgische Macht hat bei seinem Tode in Rücksicht ihrer Ausdehnung nichts verloren, ist ganz die nämliche geblieben; aber mit seinem Leben hörte zugleich alle Scheu auf, ihr zu nahe zu treten oder sie gar zum Unwillen, zum Widerstand zu reizen; ihre Kraft, die sich unter Leopolds Anführung so oft und so lange fürchterlich geäußert hatte, war nun gleichsam gelähmet, und schwach und ohnmächtig stand der Coloß da, vor dem man noch kurz zuvor gezittert. Dessen freute sich vorzüglich K. Ludwig, denn von nun an hielt er sich an keinen der Verträge, die er mit Friedrichen unter den feierlichsten Betheuerungen abgeschlossen, weiter gebunden, und froh war er, des Mannes entlediget zu sein, der ihn würde genöthiget haben, dem gegebenen Wort treu zu bleiben und eingegangene Verpflichtungen genau zu erfüllen. Vergleicht man Ludwigs Benehmen gegen seinen Mitkönig Friedrich nach dem Tode des Herzogs Leopold mit seinem frühern Betragen, das er gegen ihn äußerte, als sich derselbe dem in Trausnitz geleisteten Eide gemäß wieder zur Gefangenschaft stellte, so kann man sich beinahe des Gedankens nicht erwehren, jene romantische, dem damaligen Rittersinn vollkommen gemäße Freundschaft könne erkünstelt gewesen und bloß als ein sicheres Verwahrungsmittel gegen Leopolds viel gefürchtete Angriffe gebraucht worden sein: denn nur der Freund Friedrichs wurde auch von Leopolden geschont, geliebt und geachtet; wer seinen Bruder beleidigte, den traf gewiß Leopolds unversöhnliche Rache.

„Da Leopold sein Leben in Straßburg endigte, stand sein Bruder Albrecht mit einem Heer im Elsaß und schickte sich eben an, die Stadt Mühlhausen einer Beleidigung halber mit einer Belagerung zu züchtigen. Truppen waren allenthalben in einer großen Anzahl vorhanden, denn Leopold hatte bei seinem Tod ein beträchtliches Heer hinterlassen; aber an einem tüchtigen Anführer fehlte es, dessen Abgang weder durch Herzog Albrecht noch durch K. Friedrich selbst ersetzt werden konnte, der sich aus seinen Erblanden ohne Verzug in die obern Reichsgegenden verfügte, um dem Schauplatz, von dem sein Bruder durch den Tod viel zu frühzeitig abgerufen ward, näher zu sein und seine eignen so wie auch seines Gesamthauses Geschäfte möglichst zu

besorgen. Doch Zeit und Umstände hatten sich gänzlich geändert. An die Erfüllung des Münchener oder Ulmer Vertrags wurde nicht weiter gedacht; Friedrich mußte sich damit begnügen, daß Ludwig nicht geradezu allen äußern Anstand verletzte, ihn nicht gewaltsam seiner Mitregentschaft oder der zugestandenen Königswürde beraubte, sondern es geschehen ließ, daß er sich auch jetzt noch einen Römischen König und seinen Bruder nennen und als solcher einige wenig bedeutende Gnadenbezeigungen ausspenden durfte. Wem sollte er klagen, bei wem Hülfe suchen? Für ihn gab es keine Hülfe mehr, denn er hatte sich selbst verlassen, seitdem er muthlos geworden und sich nicht, wie sein Bruder Leopold, getraute, kühn vor seinen Gegner hinzutreten und ihm zu sagen: Erfülle dein gegebenes Wort!

„Ob Friedrich auch späterhin noch einige schwache und nutzlose Versuche gemacht habe, dasjenige zu erhalten, was ihm Ludwig in den Verträgen von München und Ulm so feierlich zugesichert, sagen die gleichzeitigen Geschichtschreiber nicht; nur geschieht noch beim J. 1326 Erwähnung einer Zusammenkunft beider Könige in Innsbruck, wo sie sich mit einander besprachen und wahrscheinlich über ihr künftiges gegenseitiges Verhalten bestimmte Regeln festsetzen wollten. Ludwig muß sein erlangtes Uebergewicht Friedrichen haben hart empfinden lassen, muß ihn tief gekränkt haben, sonst wäre der edle Fürst, der demselben im vorigen Jahr eine so seltene Treue gehalten, mit dem er als innigster Freund und Bruder in einem und demselben Zimmer gewohnt, gespeiset und geschlafen hatte, von ihm nicht so mißmuthig geschieden. Friedrichs Schicksal war entschieden: er mußte sich mit dem leeren Titel eines Römischen Königs begnügen, weil es Ludwig für nützlicher fand, den günstigen Augenblick zu benutzen und Verträge einseitig zu brechen und aufzuheben, als sie doch zum Theil mit Darbringung einiger Opfer getreulich zu erfüllen. Friedrich kehrte dann nach Oestreich zurück und bekümmerte sich, einen einzigen schwachen Versuch seines Bruders Albrecht bei dem Papst ausgenommen, ferner nicht mehr um die unselige Würde, Römischer König zu sein, die ihm so viele Leiden und Kummer und seinen Unterthanen so viele Drangsale

und eine große Erschöpfung ihrer innern Kräfte zugezogen hatte. Der Name eines Römischen Königs, den er bis zu seinem Tod noch beibehielt, war für alles dieses ein schlechter Ersatz. Das Gefängniß in Trausnitz und jahrelanger Gram und Kummer hatten seinen festen Körper so sehr erschüttert, daß er sich nicht wieder erholen konnte. Zur Kränklichkeit gesellte sich noch ein Trübsinn, der ihm alle Freuden der Welt verhaßt machte. Er sehnte sich nach Ruhe, nach stiller Abgeschiedenheit, und glaubte sie in dem Carthäuserkloster Mauerbach, das er selbst gestiftet, zu finden. Dort verlebte er glückliche Stunden in heiliger Andacht, dort fand er einen Frieden, den diese Welt nicht geben kann, dort ruhte der müde Wanderer aus und sehnte sich nach seinem wahren Vaterlande. Doch er hatte den Leidenskelch noch nicht gänzlich geleert. Gleich in den ersten Wochen des J. 1327 raubte ihm der Tod seinen Bruder Heinrich, der in der Schlacht bei Mühldorf sein tapferer Streitgenosse, dann für ihn Kerker und Fesseln in Böhmen erdulden mußte. Den härtesten, aber auch den letzten Stoß versetzte seinem Herzen eine unselige Zwietracht in seinem eigenen Hause, deren Geschichte nachfolgend wird erzählet werden.

„Der Tod zweier geliebten Brüder, deren einer ganz unersetzlich, und die Kränkung über verletzte, gänzlich unerfüllte Verträge hatten dem Herzen K. Friedrichs tiefe Wunden geschlagen, welche noch bluteten, als ein ungerathener Bruder sie grausam wieder aufriß und so dem Leidenden den letzten harten Todesstoß versetzte. Dieser Mann, den Oestreich immer mit Schauder und Abscheu nennen wird, war Herzog Otto. Er hatte eine niederbayerische Prinzessin, Elisabeth, zur Ehe. So lange der Herzog Leopold lebte, bestand unter den Brüdern die innigste Eintracht, und alle ihre Wünsche und ihr vereinigtes Streben gingen nur dahin, dem Bruder Friedrich die Römische Königskrone zu sichern und das Wohl und den Ruhm des Hauses Habsburg zu befördern. Während Friedrich in der Gesellschaft Leopolds wider seinen Gegner Ludwig in den obern Reichsgegenden Jahre lang kämpfte und späterhin zu Trausnitz im Gefängniß lag, verwalteten seine Brüder in seinem und ihrem

Namen die östreichischen Provinzen, gaben Gesetze, ertheilten Privilegien, errichteten Bündnisse, schlossen Frieden. Dieser enge Bruderbund, welchen nur Ein Wunsch, nur Eine Seele belebte, nämlich das Wohl des Stammhauses, dauerte bis zum Tode der Herzoge Leopold und Heinrich; dann aber erregten Herrschsucht und Eigennutz eine höchst verderbliche Zwietracht im eigenen Hause, und der verblendete Bruder rief auswärtige Feinde herbei und bewaffnete sogar die eigenen Unterthanen Oestreichs gegen ihren Regenten, um sein schändliches Vorhaben gegen seinen Bruder ausführen zu können. Immer lauter und ungestümmer verlangte Herzog Otto von seinen Brüdern Friedrich und Albrecht eine Theilung der östreichischen Länder und klagte über Mangel und Armuth, welche ihn hinderten, sich seinem Stande gemäß zu benehmen und seine Familie würdig aufrecht zu erhalten. Oestreich hatte allerdings seit mehren Jahren große Lasten getragen, aber man müßte die Kraft und die noch übrigen Hülfsmittel des ganzen vereinigten Staates nicht kennen, wenn man der Klage Ottos Glauben beimessen und es für wahr annehmen wollte, daß ein Prinz von Habsburg an den nöthigsten Dingen Mangel erlitten habe. Otto wollte ganz unabhängig von seinen Brüdern über ein abgesondertes Land herrschen, dahin ging sein Wünschen und Streben. Aber eben das mußten ihm seine beiden Brüder versagen, denn nach der Anordnung des großen Kaisers Friedrich I, der im Jahr 1156 die Markgrafschaft Oestreich zu einem Herzogthum erhob, sollten alle Theile desselben ein vollkommenes ungetrenntes Ganzes bilden, und nach dem Willen ihres eben so berühmten Großvaters, K. Rudolf von Habsburg, sollte immer der ältere unter den Brüdern regieren, die übrigen aber demselben gehorchen, wenn sie gleich nie aufhörten, Mitbesitzer der Gesamtgüter des Hauses zu sein.

„Als der Herzog Otto von seinen weisern Brüdern, die sich einer Zerstückelung ihrer Hausmacht widersetzten, die Erfüllung seines unklugen Wunsches nicht erwarten durfte, ließ er sich von seiner Leidenschaft so sehr fortreißen, daß ihm kein Mittel zu schändlich war, das er nicht anwendete, um nur sein Ziel zu erreichen. Er suchte unter den Baronen und Rittern in Oestreich

sich einen Anhang zu machen, welcher ihn in seinem Unternehmen gegen die beiden Brüder unterstützen und sie nöthigen sollte, eine Ländertheilung nach seinem Verlangen zu bewilligen. Der Adel freute sich über die herrliche Gelegenheit, unter der Anführung eines Prinzen aus dem Regentenhause seine Lust nach Krieg und Beute befriedigen zu können, und eine große Anzahl erklärte sich bereit, dem Otto wider seine Brüder Beistand zu leisten; aber Viele gab es noch, die Ottos Vorhaben mißbilligten und als unziemlich verwarfen. Mochten sich beide Parteien gleich nicht auf der Stelle feindlich anfallen, so war doch leider der Samen der Zwietracht im Lande ausgestreuet, und eine innere Gährung war einmal schon vorhanden, die immer mehr und mehr zum Ausbruch reifte, welchen Otto auf alle mögliche Weise zu beschleunigen suchte. Noch schien es unsicher, welcher Theil über den andern siegen würde. Um sich das gewisse Uebergewicht über seine Brüder zu verschaffen, rief Otto die Könige von Ungern und Böhmen zu seinem Beistand auf, und Oestreich sollte allen Jammer eines grausamen Kriegs erdulden, damit nur seine Wünsche befriediget würden und er mit seiner Gemahlin über ein eigenes Land herrschen könnte, ohne auf den Willen des ältern Bruders achten zu müssen.

„Unglaublich mochte es Friedrichen scheinen, daß sein treuester Bundesgenosse, K. Karl von Ungern, mit welchem die Herzoge von Oestreich erst im J. 1323 die alte Freundschaft durch einen feierlichen Vertrag erneuert hatten, sich so weit vergessen würde, daß er sich in die Familienangelegenheiten Oestreichs mischen und von dem Vorsteher des Regentenhauses etwas Unbilliges zum Vortheil eines unruhigen Bruders desselben verlangen könnte, und doch geschah es. K. Karl schrieb den beiden Brüdern Friedrich und Albrecht und forderte sie auf, den Herzog Otto zufriedenzustellen; im Weigerungsfall drohte er ihnen, mit einer zahlreichen Armee nach Oestreich zu kommen und ihrem Bruder Beistand zu leisten. Der Aufruf, dem Herzog Otto Beistand zu leisten, kam dem K. Karl zu gelegener Zeit, denn zwischen ihm und Friedrich herrschte ohnehin eine unheilschwangere Spannung wegen einiger Districte, auf welche Karl Anspruch machte, die aber Friedrich

nicht herausgeben wollte, vorzüglich aber wegen Friedrichs Tochter Anna, welche mit dem bayerischen Herzog Heinrich dem Natternberger verlobet war. K. Karl befürchtete, daß dieser Heinrich, ein Sohn des aus Ungern vertriebenen K. Otto, Herzogs von Niederbayern, die Ansprüche seines Vaters auf Ungern erneuern und von Friedrich unterstützet werden möchte. Dieses zu verhindern, beschloß er wider Oestreich den Krieg.

„Konnte K. Karl Bündnisse, die er selbst mit einem Eidschwur bekräftiget hatte, so leichtsinnig verletzen und brechen, was mußte Friedrich erst von seinem alten Gegner, dem K. Johann von Böhmen befürchten, der mit feierlichen Verträgen nur spielte und nach Ritterlaunen bald als Freund und dann wieder als Feind gegen Nahe und Entfernte aufzutreten pflegte? Auch Johann hatte sich im J. 1323 mit Oestreich vollkommen ausgesöhnet; doch dieses konnte ihn nicht abhalten, freudig eine Gelegenheit zu ergreifen, Friedrich neuerdings den Krieg anzukündigen und dem Herzog Otto Beistand zu leisten. Jetzt hatte er noch dazu nicht einmal nöthig, sich eines Treubruchs schuldig zu machen, der Krieg gegen Oestreich bot sich gleichsam von selbst an. Ein östreichischer Ritter, der Herr von Rutenstein, focht mit dem böhmischen Reichsbaron Heinrich von Lippa an den Grenzen von Mähren eben damals eine Fehde aus. Den streitenden Mährern schickten die Böhmen, den Oestreichern Friedrich Hülfstruppen zu. Während die allgemeine Aufmerksamkeit dorthin gerichtet war, brach Herzog Otto mit seinem Anhang gegen seinen Bruder Friedrich los. Ein zahlreiches Heer der Ungern eilte zu gleicher Zeit dem Herzog Otto zu Hülfe und verwüstete das unglückliche Land. Der Bürgerkrieg wüthete zwischen den Parteien Ottos und Friedrichs, und grausame Ungern vermehrten seine Schrecken. Das war für den K. Johann von Böhmen, der sich seiner Gewohnheit gemäß auch damals wieder in Luxemburg aufhielt, eine höchst erfreuliche Nachricht; er eilte nach Prag, wo er am 17. Jul. ankam, versammelte rasch ein Truppencorps, brach schon am sechsten Tag nach seiner Ankunft von Prag auf und drang nach kurzer Zeit in Oestreich vor, wo er Feldsberg, Drosendorf, Egenburg und noch viele andere Ort-

schaften und Schlösser desto leichter eroberte, da er nirgends einen Widerstand, nirgends ein feindliches Heer, aber wohl den Herzog Otto antraf, der ihm bei der Belagerung der Städte und Schlösser einen sehr thätigen Beistand leistete. Groß war die Verwüstung, welche die Böhmen auf dem linken Donauufer angerichtet hatten, und desto trostloser und eigentlich verzweiflungsvoll die Lage der getreuen Unterthanen Friedrichs, da Oestreicher, Ungern und Böhmen sie quälten, und sich ihr Landesfürst keineswegs in der Verfassung befand, so vielen Feinden zugleich Widerstand leisten zu können. Die Noth war äußerst dringend und von nirgends her Hülfe zu erwarten; Friedrich mußte sich entschließen, auf jede Weise dem Krieg ein Ende zu machen und die schweren Leiden seiner Unterthanen abzukürzen, wenn er sie gänzlichem Verderben entreißen wollte. Zuerst unterhandelte er mit seinem Bruder und dem K. Karl von Ungern, um sich von den zwei nächsten und lästigsten Feinden zu befreien. Die Friedensbedingnisse mit dem Herzog Otto kennen wir nur aus ihrem Erfolg; er behielt die Stadt und das Schloß Haimburg an der ungrischen Grenze und reisete nach Schwaben und dem Elsaß, wo er bald hernach die Stelle seines verstorbenen Bruders Leopold einnahm und gegen den K. Ludwig als Feldherr auftrat.

„Die ungrischen Kriegsvölker hatten Oestreich geräumt, aber die Böhmen sogen noch immer dem Lande auf dem linken Donauufer das Mark aus und quälten das unglückliche Volk. Um den Drangsalen ein Ende zu machen, entschloß sich Friedrich, mit dem K. Johann persönlich zu unterhandeln; es wurde zwischen ihnen eine Zusammenkunft an einem bestimmten Ort festgesetzt. Als Johann dem K. Friedrich entgegenkam, entblößte er sein Haupt und begrüßte ihn. War es Verwirrung oder eine plötzliche Aufwallung des Unwillens beim Anblick des Königs, der dem Hause Habsburg schon so vielen Schaden zugefügt hatte, oder war es eine Schwäche, die Friedrichen zur höchsten Unzeit beschlich und ihn erinnerte, daß er ungeachtet des Widerstandes K. Johanns dennoch die Würde eines Römischen Königs nicht ganz verloren habe, genug, Friedrich erwiderte den Gruß Johanns mit sichtbarer Kälte und rückte nur wenig seinen Hut.

Das verdroß den K. Johann; er hielt sich für verachtet und brach auf der Stelle die Friedensunterhandlung ab: ich bin der Sohn eines Kaisers, sagte er, und selbst ein König; ich weiß es nicht, wer von uns beiden den Vorzug verdiene. — Indessen mochten es doch beide Fürsten bald wieder eingesehen haben, daß ein so erbärmlicher Streit es keineswegs verdiene, mit dem Blut von mehren Tausenden unschuldiger Unterthanen und mit der Verheerung einer ganzen Provinz geschlichtet zu werden. Es wurde eine zweite Zusammenkunft beliebt, bei welcher aber K. Johann seine Forderungen außerordentlich hoch spannte und sich zur Zurückgabe der gemachten Eroberungen nicht herbeilassen wollte, was er doch dem Herzog Otto schon versprochen hatte. Jetzt brach diesem die Geduld, und voll Unwillen sagte er zu seinem bisherigen Bundesgenossen: König! wenn Euch nach dem Besitz unseres Eigenthums gar so sehr gelüstet, so brechet Ihr vielfach mit Schande Euer gegebenes Wort. — Dieses, zu rechter Zeit und mit Nachdruck gesprochen, hatte doch die Folge, daß sich Johann mit einer großen Summe Geldes begnügte, die eroberten Plätze zurückgab und sich wenigstens dem Schein nach sehr freundschaftlich gegen den K. Friedrich betrug. Nach Herstellung des Friedens begab sich K. Friedrich nach der Steyermark, hielt sich einige Zeit in Gratz und dann im Schlosse Gutenstein auf, um in einer reinern, stärkern Luft, von allen ermüdenden Geschäften entfernt, seiner zerrütteten Gesundheit aufzuhelfen, denn sichtbar schwanden seine Leibeskräfte, und Alles schien sein nahes Ende anzukünden, welches denn auch bald erfolgte. Er starb daselbst am 13. Jänner 1330 und wurde in dem von ihm gestifteten Karthäuserkloster Mauerbach begraben.

„Friedrich war gütig, gerecht und bieder, und doch ward ihm während einer 24jährigen Regierung das Glück nicht zu Theil, als Vater seiner Unterthanen Frieden und Ruhe von innen und außen herzustellen und dadurch ihr Wohl zu begründen und zu befördern. Unaufhörliche Kriege fraßen das Vermögen und den Wohlstand der östreichischen Provinzen auf, kosteten vielen tausend Menschen das Leben und schwächten die Kraft des sonst mächtigen Staats. Das Königreich Böhmen war die erste

und vorzüglichste Ursache des unseligen Zwistes, der so viel Unheil angerichtet hat, der dem Schein nach durch Tractate beigeleget wurde und eine kurze Zeit hindurch ruhte, aber immer von Neuem wieder losbrach und mit einer Erbitterung fortgesetzt wurde, welche keiner Aussöhnung Platz gab.

„So lange K. Albrecht lebte, mußte Friedrich seine ganze Macht aufbieten, um die Vergrößerungsplane des Vaters gegen die Böhmen ausführen zu helfen. Nach Albrechts Ermordung ward Heinrich VII Römischer König. Sehr einladend war für diesen eine Gelegenheit, die geringe Macht seines Hauses Luxemburg mit dem Königreich Böhmen zu vergrößern, und sie wurde begierig ergriffen. Mochte das Haus Habsburg noch so gegründete Ansprüche auf Böhmen haben, mochte es sein Nachfolgerecht in diesem Königreich durch hoch betheuerte und feierlich beschworene Urkunden unwidersprechlich beweisen, umsonst war aller Widerspruch: K. Heinrich gab seinen Sohn Johann den Böhmen zu ihrem König und schämte sich nicht, den Herzogen von Oestreich mit der Entziehung ihrer Erbgüter zu drohen, wenn sie seinem Verlangen nicht nachgeben und auf Böhmen nicht Verzicht leisten würden. Eingedenk der Ungerechtigkeit, welche sich sein Bruder K. Heinrich gegen die Herzoge von Oestreich erlaubt hatte, mußte sich Erzbischof Balduin möglichst bemühen, die Erwählung Friedrichs zum Römischen König zu verhindern, denn sonst lief sein Neffe Johann Gefahr, seine böhmische Königskrone an die Habsburger zu verlieren. Balduin gelang es, an Ludwig von Bayern einen Gegner Friedrichs zu finden, welcher der deutschen Krone zu Liebe das seinem Freund gegebene Wort brach, und Deutschland hatte zu seinem Verderben zu gleicher Zeit zwei Könige, deren Herrschsucht ihr gemeinsames Vaterland mit Raub, Mord, Brand, Jammer und Elend erfüllte. Zum Unglück der bedrängten Völker fehlte es den beiden Gegenkönigen und selbst dem fürchterlichen Herzog Leopold an dem nöthigen Feldherrntalent, welches jahrelange Kriege abzukürzen, den entscheidenden Schlag vorzubereiten, auszuführen und einen rühmlichen Frieden zu erkämpfen versteht, der den Völkern neue Leiden ersparet und ihnen eine vollkommene Ruhe und Sicherheit verbürget.

„Höchst ehrwürdig erscheinet Friedrichs edler Charakter im Unglück. Kein vorgeblicher Zwang, kein Vortheil, der sich für seine Person und seine Völker erhaschen ließ, keine sogenannte feine Politik, welche gewöhnlich nur auf List und Trug sich gründet, konnte ihn zu einem Wort- und Eidbruch verleiten; selbst das Machtgebot des Papstes prallte an seiner felsenfesten Treue ab, und Friedrich stellte sich am bestimmten Tage wieder als Gefangener ein, weil seine Brüder die Bedingnisse seiner Loslassung durchaus nicht erfüllen wollten. Je weniger damals Könige und Fürsten ihr gegebenes Wort und Eidschwüre achteten, je leichtsinniger sie eingegangene Verträge verletzten und umstießen, wovon selbst K. Ludwig einige Beispiele gab, desto achtbarer, desto preiswürdiger erscheint Friedrichs Benehmen, welchem selbst sein bisheriger Feind Ludwig die gerechte Bewunderung nicht versagen konnte. Doch diese Bewunderung und die romantische Freundschaft, die aus derselben hervorging, erlosch allgemach wieder und hörte bei dem Tode des Herzogs Leopold gänzlich auf, weil Ludwig dafür hielt, daß nun Niemand mehr vorhanden wäre, der als Rächer verletzter Freundschaftsverträge auftreten würde.

„Da Friedrichs und seiner Brüder Sinnen und Trachten weit mehr nach außen, nach Erwerbung von Kronen und Ländern, als nach innen gerichtet war, so konnten sich seine Unterthanen unter seiner ganzen Regierung unmöglich glücklich fühlen. Während ihre Söhne in häufigen Schlachten dem Krieg erlagen, mußten die Väter die Früchte ihres Fleißes zur Erhaltung der Armeen hinopfern, und nur Krieg war viele Jahre hindurch das allgemeine Losungswort in Oestreich, nur Krieg das Erste und Vorzüglichste, welchem alle übrigen Rücksichten des Staats weichen mußten. Und dieser fortdauernde Zustand einer Ueberspannung der Kräfte, der eigentlich nicht abgenöthigt, sondern geflissentlich aufgesucht und herbeigerufen war, ermüdete das Volk desto mehr, je weniger der Erfolg so ungeheuren und langwierigen Anstrengungen entsprochen hatte. Als Friedrich aus seiner Gefangenschaft von Trausnitz nach Wien zurückkehrte, ward er von seinen treuen Unterthanen mit unbeschreiblichem Jubel empfangen, denn

der Freude des Wiedersehens des geliebten Fürsten gesellte sich das Gefühl innigsten Mitleids über sein hartes Geschick, dessen Spuren auf seinem abgehärmten Angesicht man deutlich bemerken konnte. Als er aber nach dem Tode seines Bruders Leopold zum zweitenmal ruhmlos nach Oestreich kam und von so vielen Opfern, die seiner Ruhmbegierde gebracht worden, nur den leeren Titel eines Römischen Königs als Frucht eingeärntet hatte, verschwand allmälig alle Ehrfurcht und Liebe zu ihm, und dem Bruder Otto war es ein Leichtes, sich einen großen Anhang zu verschaffen und Friedrichen dasjenige abzunöthigen, was er nicht gutwillig geben wollte. Schlecht hat sich damals Otto, wahrscheinlich von seiner bayerischen Gemahlin dazu angefeuert, schlecht haben sich die Könige von Ungern und Böhmen gegen K. Friedrich benommen; aber sehr glaublich ist es, daß dieser durch eine kluge Nachgiebigkeit dem Uebel vorbauen und den Ausbruch desselben hätte vermeiden können; zu spät ward er gewahr, daß der Strom denjenigen fortreiße, der sich ihm eigensinnig entgegenstemmen will und die Kraft nicht hat, seine Fluthen zu brechen und zu bändigen. Der Anblick der schrecklichen Verwüstung, welche die Ungern, vorzüglich aber die Böhmen über einen großen Theil Oestreichs verbreitet hatten, erbitterte die Gemüther der Unterthanen gegen Friedrich noch mehr, weil er ganz unthätig ihrem Verderben zusah, zu spät demselben Einhalt that, und alles dieses hatte endlich zur Folge, daß er nur von Wenigen bedauert seine Tage beschloß: das gewöhnliche Ende der Fürsten, welche ihren ganzen Ruhm nur auf Eroberungen gründen wollen und, unglücklich in ihren Unternehmungen, ganz fruchtlos das Wohl ihrer Unterthanen einem Blendwerk aufopfern. Ein schöner Mann war Friedrich und ein herrlicher, wackerer Ritter; er hätte auch der Vater und das Glück seiner Unterthanen werden können, hätte er sich nur mit dem reichen Erbe seiner Vorfahren begnüget. Was er versah, hat sein Bruder und Nachfolger, Albrecht der Lahme, auch der Weise genannt, reichlich ersetzet."

Keine 16 Jahre nachdem K. Friedrich herabgelassen worden in die kühle Gruft, hatte St. Cassien Stift abermals einer

Königskrönung zu dienen. Noch bei Friedrichs III Lebzeiten war dessen Gegenkönig, vornehmlich durch Mißgriffe seiner Hoftheologen, dem h. Stuhl unbeliebt geworden. „Nach dem Tod des Papstes Clemens V war Johann XXII auf den päpstlichen Stuhl erhoben worden, abermal ein Franzos, von Cahors gebürtig, der dem Hause Frankreich noch mehr ergeben war als sein Vorfahrer, indem dieser doch wenigstens so viel einsah, daß die Vereinigung der Kaiserwürde mit der Macht eines Königs von Frankreich ganz Europa, vor allem aber den päpstlichen Hof in die Sklaverei stürzen könnte. Allein Johann setzte sich auch über das Interesse seines eigenen Stuhls weg und suchte Frankreich, so viel immer möglich, zu erhöhen. Ob er schon fest überzeugt war, daß ihm das Entscheidungsrecht bei der streitigen Wahl des Ludwig und Friedrich zukomme, so betrieb er es doch keineswegs, daß sie vor ihm ihre Sache ausmachen sollten, sondern ließ sie sich unter einander herumbalgen. In Ludwigs Appellation an ein allgemeines Concilium, die im J. 1324 zu Sachsenhausen eingeleget worden, wird ihm der Vorwurf gemacht, daß er oft zu sagen pflege, die Uneinigkeiten der Könige und Fürsten machten den Papst erst zum Papst, indem er alsdann nur gefürchtet werde, insonderheit aber seien die Zwietrachten der deutschen Fürsten das Heil und der Friede des Papstes und der römischen Kirche. Er habe daher, so viele Uebel auch aus der streitigen Wahl Friedrichs und Ludwigs erfolget, niemals nur ein Schreiben ergehen lassen, oder jemanden geschickt, die Streitenden auseinander zu setzen, ob er schon zur nämlichen Zeit Geldsammler in Deutschland gehabt, denen er dieses Geschäft leicht hätte auftragen können. In der That zeigte sich auch Johann viel geschäftiger, sein vermeintliches Reichsvicariat in Italien geltend zu machen, um den Päpsten dadurch den Weg zur Oberherrschaft über Italien zu bahnen, als die Streitigkeiten in Deutschland beizulegen. Bald nach seiner Thronbesteigung erklärte er, „„daß, indem es von Rechtswegen klar erhelle, und auch von alten Zeiten her unverbrüchlich sei gehalten worden, daß bei erledigtem Reich, weil zu solcher Zeit kein weltlicher Richter vorhanden sei, an den man sich wenden könne, dem Papst, welchem in der Person des h.

Petrus Gott selbst die Rechte des zeitlichen sowohl als geistlichen Reichs anvertrauet habe, die höchste Gewalt, die Regierung und Anordnung gedachten Reichs zustehe, alle diejenigen, die von dem vorigen Kaiser den Titel eines Reichsvicarius oder sonst ein Amt bekommen, solches sogleich ablegen und nichts dergleichen führen oder annehmen sollen, ohne des Papstes Vorwissen und Erlaubniß.""

In dieser Lage der Dinge sah K. Ludwig sich veranlaßt, dem durch den päpstlichen Legaten, den Cardinal Bertrand du Poyet gedrängten Galeaz Visconti eine Hülfsmacht unter dem Befehl der Grafen von Reussen, Trüdingen und Graisbach zuzusenden. Diese mit ihren 800 Reisigen nöthigten die Päpstlichen, die Belagerung von Mailand aufzuheben. Aeußerst übel nahm dieses Papst Johann XXII, „der von nun an, jeder Mäßigung vergessend, sich alle Mühe gab, den Ludwig als den letzten unter den deutschen Kaisern, den dieses Schicksal traf, alle möglichen Bitterkeiten der päpstlichen Excommunication verkosten zu lassen, um dadurch theils seine Aussichten auf Italien und die Anmaßung des Reichsvicariats durchzusetzen, theils die an Philipp dem Schönen mißlungene Excommunication an einem deutschen Kaiser, wo die Sache immer besser abging, wieder in Achtung zu bringen. Ja, was noch mehr war, Johann faßte den Entschluß, den König Karl von Frankreich anstatt Ludwigs zum Kaiserthron zu erheben, welches um so leichter zu sein schien, da der noch immer mächtige Herzog Leopold von Oestreich nebst seinem Anhang bereit war, alles seiner Rache aufzuopfern und das Aeußerste zu versuchen, um seinen Bruder Friedrich aus der Gefangenschaft zu befreien. Johann ging so eifrig dabei zu Werk, daß, wenn der König Karl ebenfalls so viel Thätigkeit gezeigt hätte, es sehr wahrscheinlich sein würde, daß die Sache zu Stande gekommen, wodurch eine der wichtigsten Revolutionen in Europa hätte erwachsen können.

„Da aber Ludwig zuvor erst mußte gestürzt sein, ließ Johann einen sogenannten Proceß gegen ihn zu Avignon den Kirchenthüren anheften, 8. Oct. 1323, in welchem er sagt, daß, nachdem diejenigen, denen die Wahl eines Römischen Königs zukomme, in ihren Wahlstimmen sich getrennt, ihm als Papst gebüret hätte,

diese zwiespaltig ausgefallene Wahl, wie auch die Person selbst zu examiniren, zu approbiren, anzunehmen, oder auch zurückzusetzen und zu verwerfen; dem ungeachtet aber habe Ludwig, wie es ganz offenkundig, ohne daß noch seine Wahl sei angenommen oder seine Person approbirt worden, sich den Namen eines Römischen Königs beigeleget, da doch, ehe und bevor einer von ihnen beiden von dem päpstlichen Stuhl sei approbirt oder verworfen worden, keinem erlaubt gewesen, den erwähnten Namen und Titel anzunehmen, weil sie in der Zwischenzeit keine Römische Könige seien, sondern nur gewählt zu Römischen Königen, und daher auch noch nicht dafür zu halten oder so zu nennen. Ludwig, noch nicht zufrieden damit, habe auch zur großen Beleidigung und Verachtung Gottes und zur offenbaren Unbild seiner Mutter, der Römischen Kirche, der bei erledigtem Reich dessen Verwaltung zustehe, zum Aergerniß der Meisten und zu seinem eigenen Seelenschaden sich unterfangen, dieser Verwaltung sich zu unterziehen, den Eid der Treue in Deutschland sowohl als einigen Theilen von Italien sich leisten zu lassen, über Reichsämter und Würden Anordnungen zu treffen, wie er es insonderheit mit der Markgrafschaft Brandenburg gethan, auch sich nicht gescheuet, den Feinden der Römischen Kirche, und unter andern dem Galeazius Visconti und seinen Brüdern, die doch von ihren rechtmäßigen Richtern als Ketzer wären verdammt worden, seine Gunst zu bezeugen und sie zu unterstützen.

„Weil er nun zu so verwegenen Unternehmungen nicht länger mehr still sitzen könne, so ermahne er ihn hiemit, lege es ihm auch auf in Kraft des heiligen Gehorsams und unter der Strafe der Excommunication, daß er innerhalb dreier Monate, von dem Tag dieser Mahnung an (den 8. Oct. 1323) zu rechnen, von gedachter Reichsverwaltung und Beschützung der Ketzer sich enthalte und die Reichsverwaltung nicht eher wieder zu Handen nehme, bis seine Wahl und seine Person von dem Papst werde approbirt und angenommen sein, auch daß er dasjenige, was er bis dahin gethan, in der That selbst, so viel es möglich sein werde, zurückrufen solle; indeß solle sich Niemand unterstehen, ihm in Reichssachen, ehe er von dem Papst approbirt

sei, als Römischen König zu gehorchen."" Diese Anmaßung Johanns XXII war wieder etwas ganz Neues, daß ein erwählter Römischer Kaiser nicht Macht haben solle, das Reich zu verwalten, ehe er von dem Papst examinirt und approbirt sei, wovon man die ersten Spuren in einem Schreiben des Papstes Bonifacius VIII an die geistlichen Kurfürsten antrifft, der diesen Schritt über Innocentius III, der sich zuerst des Rechtes, die Kaiser zu examiniren und approbiren, angemaßet, hinaus gewagt hat. Um so auffallender war auch des Papstes Unternehmen, und kaum konnte man sich in Deutschland vorstellen, daß er es auf das Aeußerste treiben werde. Da der Papst Ludwigen nicht einmal einen sogenannten Proceß zugeschickt, sondern behauptete, daß es schon genug sei, daß derselbe den Kirchthüren zu Avignon angeschlagen worden, um ihm hinlänglich bekannt zu werden, konnte man sich um so weniger in diese Sache finden. Ludwig ging doch zur Vorsorge, als er die erste Nachricht davon bekommen, nach Nürnberg und legte daselbst vor einem Notarius und Zeugen eine merkwürdige Protestation und Appellation ein, in welcher er öffentlich erklärte, daß er nie gesonnen gewesen, etwas gegen die Römische Kirche zu unternehmen, sondern vielmehr allezeit sie als seine Mutter zu verehren, zu schützen und ihre Rechte beizubehalten; wenn er etwas gegen sein Wissen diesem zuwider gethan, sei er bereit, es zu verbessern; was aber die ihm gemachten Vorwürfe betreffe, so sei es bis daher von undenklichen Zeiten in Ansehung der Römischen Könige von Rechts- und Gewohnheitswegen beobachtet worden, und so hielten es auch dafür, sagten und dächten und hätten beständig gedacht die Reichsfürsten sowohl als die verständigsten Leute des Reiches, ohne daß jemanden noch ein Zweifel darüber eingefallen, daß ein Römischer König dadurch allein, daß er gewählt sei von den Kurfürsten oder dem größern Theil derselben und an Ort und Stelle gekrönt, ein wahrer König sei, die Reichsrechte frei verwalten, sich huldigen lassen, Lehen vergeben und über Reichsgüter, Aemter und Ehrenstellen frei schalten könne.

„Er könne es auch nicht so ganz unbedingt zugeben, daß dem Papst zustehe, die gewählte Person zu examiniren, approbi-

ren oder zurück zu setzen. Wenn es auch sei, so könne es bloß in dem Fall Platz finden, wenn das Geschäft durch eine darüber erhobene Klage oder durch eine Supplication oder Appellation an den päpstlichen Stuhl gekommen, welches doch im gegenwärtigen Fall nicht Statt habe, oder wenn Ludwig vielleicht die Kaiserkrönung oder die Ernennung zum König gesucht und von dem Papst aus rechtmäßigen, in den Gesetzen enthaltenen Ursachen wäre abgewiesen worden; denn die Ernennung der Person und die Gutheißung der Wahl hätten ihm kein Recht oder Rechtsgrund an die Hände gegeben, indem er solches durch die Wahl selbst schon habe, sondern vielmehr eben dieses Recht entdecket und allenthalben kund gemacht, und diese Wahrheit, fährt Ludwig fort, gründe sich in den Canonen und Gesetzen und werde durch den Ausspruch der größten Lehrer beider Rechte gut geheißen. Von dem, daß er den Rebellen der Römischen Kirche oder Ketzern soll Beistand geleistet haben, wisse er gar nichts, indem er niemal weder durch den Papst, noch sonst jemand erfahren, daß Galeazius Visconti ein Ketzer sei; so viel sei ihm auch bekannt, daß man an dem päpstlichen Hof diejenigen für Rebellen der Römischen Kirche halte, die dem Reich getreu seien. Sonst könne man vielmehr dem Papst den Vorwurf machen, daß er die Ketzer begünstige, welches Ludwig auf sich nehme, entweder vor den Cardinälen oder auf einem allgemeinen Concilium zu erweisen, indem er, ungeachtet der vielen gegen die Franziscaner von Erz- und Bischöfen erhobenen Klagen, daß sie die Geheimnisse, die sie durch die Ohrenbeicht erfahren, bekannt machen und dadurch die Leute vom Beichten abschrecken, dennoch dieselben begünstige und das Aergerniß hiernach bestehe.

„Ludwig schickte zugleich auch den Großmeister des Johanniterordens in Deutschland, den Albert von Straßburg, den Ernest von Seebach, Würzburgischen Archidiacon, und den Magister Heinrich von Prag als Gesandte nach Avignon, die einen weitern Termin verlangen sollten, damit Ludwig, der ohnehin den päpstlichen Proceß nur aus dem Gerüchte vernommen, durch eine andere feierliche Gesandtschaft seine Rechte über die in dem Proceß enthaltenen Punkte darthun und seine Unschuld könne er-

klären lassen. Der Papst antwortete hierauf, daß ihm die drei Monate keineswegs seien gegeben worden, um sich zu vertheidigen, indem der Proceß auf lauter Dingen beruhe, die an sich schon offenkundig und ausgemacht seien, sondern bloß die ihm zur Last gelegten Punkte, so viel an ihm wäre, zu widerrufen und von denselben fürs Künftige abzustehen; es habe demnach bei dem Proceß sein gänzliches Verbleiben: nur sollten ihm noch zwei Monate, vom 7. Jänner 1324 an gerechnet, an welchem Tag den Gesandten die Antwort ertheilt worden, gestattet sein, um alles dem ersten Proceß gemäß in Erfüllung zu bringen. Da Ludwig fortfuhr, sich als Kaiser zu betragen, erfolgte am 1. März ein abermaliger Proceß, vermöge dessen der Papst erklärte, daß Ludwig nun, weil er den angesetzten Termin verstreichen lassen, wirklich in die Excommunication gefallen und als ein Excommunicirter anzusehen sei, mit dem Beisatz, daß von nun an Niemand mehr, weder Geistlich noch Weltlich, unter Bedrohung des Banns und bei Verlust aller Würden, Aemter, Lehen und Privilegien dem Ludwig als einem Römischen König gehorchen solle. Jedermann ward von seinen ihm geleisteten Eiden und Pflichten losgezählt, und alle Verbindungen, Verträge und Gemeinschaften, die mit Ludwig eingegangen worden, sollten nichtig und aufgehoben sein; mit den übrigen Strafen wolle der Papst jedoch noch drei Monate lang zurück halten, binnen welcher Zeit Ludwig alles dem ersten Proceß gemäß in Erfüllung bringen, das ist, den Titel eines Römischen Königs und die Reichsverwaltung niederlegen, den Gibellinen in Italien nicht beistehen, und was er als Römischer König gethan, so viel an ihm sei, wieder zernichten solle.

„Ludwig hatte indeß eine neue Protestation und Appellation an ein künftiges Concilium zu Sachsenhausen eingeleget, wo er hauptsächlich den Papst als einen Mann schildert, der nichts anders suche, als die Rechte des Reichs, der Kurfürsten und anderer gänzlich zu Grunde zu richten, welches satlsam daraus erhelle, weil er alle diejenigen, die dem Reich zugethan, aufs Aeußerste verfolge, diejenigen aber, die sich gegen dasselbe auflehnen, hege und mit Gnaden überhäufe, auch sich im öffentlichen Con-

sistorium habe verlauten lassen, daß er alle Kräfte anwenden wolle, die erzene Schlange, das ist das Reich der Deutschen, zu Boden zu werfen. Zu seiner eigenen Entschuldigung sagt er ferner, daß, wenn es auch wahr wäre, daß seine Wahl zwiespältig gewesen, er doch das Recht gehabt habe, sich der Verwaltung des Reichs zu unterziehen, gleichwie Lothar und Konrad, Philipp und Otto IV, Richard und Alfons, Adolph und Albrecht, ob sie gleich in Uneinigkeit gewählet worden, doch das Reich verwaltet hätten, wie sie es auch von Rechtswegen gekönnt; nie wäre es einem Papst eingefallen, es ihnen streitig zu machen. In Ansehung der Hülfe, die er den Gibellinen geleistet, wiederholt er die vorigen Gründe. Hingegen bekam der Vorwurf, den er dem Papst wegen der Franziscaner gemacht, in der jetzigen Appellation eine ganz andere Wendung. Dem Johann, sagt er, sei es nicht genug gewesen, die Rechte der zeitlichen Souveraine anzutasten und zu untergraben, sondern er habe sich auch an Jesum Christum, den König der Könige und Herrn aller Herrschenden, gewagt und die Lehre des Evangeliums von seiner und seiner Apostel Armuth durch giftige und ketzerische Sätze verkehret, indem er behaupte, daß Christus und seine Apostel Eigenthum gleich andern Gemeinden gehabt, welches offenbar ketzerisch sei.

„Auf diese Materie hatten den Johann die Streitigkeiten geführt, die die Franziscaner über ihre Armuth Anfangs mit Privatlehrern, zuletzt aber mit dem Papst selbst bekommen. Die Frage war, da der Orden gar nichts Eigenes haben wolle, ob er nicht wenigstens das Eigenthum von denen Dingen habe, die durch den Gebrauch verzehrt werden, als z. B. von Speise und Trank, indem es scheine, das Eigenthum könne in solchen Fällen ganz und gar nicht von dem Gebrauch getrennt werden. So unbedeutend auch der Gegenstand an sich war, so hartnäckig widersetzten sich die Franziscaner diesem ihnen gegen ihren Willen aufgedrungenen Eigenthum, indem sie sonst nicht auf der Stufe der vollkommensten Armuth, jener nämlich, welche Christus und die Apostel selbst ausgeübt, stünden. Da nun Johann nicht allein das ihm von dem Orden gegen seinen Willen cedirte Eigenthum von dergleichen Dingen ebenfalls nicht wollte, sondern sogar er-

klärte, daß Christus und die Apostel, auf deren Beispiel die Franziscaner sich beriefen, wahrhaft Eigenthum besessen, verschrien ihn die Franziscaner aller Orten als einen Erzketzer, und obgleich einige von der Inquisition darüber verbrennet wurden, gaben sie sich doch nicht zur Ruhe, sondern fuhren fort, in ihren Predigten auf den Papst als einen Mann zu schimpfen, der die Lehren des Evangeliums verkehre und die christliche Vollkommenheit zu Grund zu richten suche, um seinen eigenen Geldgeiz desto mehr zu beschönigen, welches mehr Eindruck auf das Volk machte als alle Appellationen Ludwigs. Da sich mehrere davon zu ihm flüchteten, gab ihnen Ludwig nicht allein Schutz, sondern bediente sich auch ihrer in seinen eigenen Angelegenheiten, die sie ihm mit Mund und Feder vertheidigen halfen, worunter sich besonders der sonst auch in der gelehrten Welt nicht unbekannte Engländer Wilhelm Occam auszeichnete. Auch andere Gelehrte, als Marsilius von Padua und Johann von Gent, ergriffen zu Gunsten Ludwigs die Feder und suchten zu erweisen, daß die weltliche Macht von der geistlichen nicht abhängig sei. Es fehlt zwar sehr viel, daß diese Schriftsteller allemal auf die wahren Grundsätze verfallen wären, aus denen diese Materie muß beurtheilt werden; doch muß man bekennen, daß durch ihre Bemühungen das erste, obgleich noch schwache Licht über dieselbe verbreitet worden, und man wenigstens in der Folge kein Blut mehr vergießen sehe, um zu wissen, ob der Papst Herr über den Kaiser oder der Kaiser über den Papst sein sollte. Daß sie auch mehre Sätze mit eingemischt, die sich mit der ursprünglichen Lehre der Kirche von der Gewalt des Papstes nicht vereinigen lassen, ist ebenso unleugbar."

Vermöge der seit den Zeiten K. Friedrichs II allmälig zu Wirksamkeit gelangten Erschlaffung in der Disciplin der Kirche sollten die Censuren Johanns XXII tiefen Eindruck gemacht haben, allein sie fanden an Herzog Leopold von Oestreich einen gleich mächtigen und thätigen Sachwalter. „Nicht zufrieden damit, daß er Ludwigs Anhänger in Oberdeutschland, besonders die Reichsstädte, fortwährend anfeindete und plagte, hatte Leopold die päpstlichen Processe aller Orten bekannt machen lassen und sogar es

auf sich genommen, den Plan des Papstes wegen Erhebung des Königs Karl von Frankreich auf den deutschen Thron nach Kräften zu unterstützen, zu welchem Ende sein eigener Bruder Friedrich seinem Recht auf denselben entsagen sollte. Leopold wollte auch eine Zusammenkunft der vornehmsten deutschen Fürsten mit dem König an der französischen Grenze zu Stande bringen, wo die nähere Verabredung wegen des ganzen Geschäfts sollte genommen werden. Die Sache schien um so weniger Schwierigkeiten ausgesetzt zu sein, weil der König Johann durch eine doppelte Eheversprechung, vermöge deren seine Schwester Maria den König Karl, Johanns Sohn aber die französische Prinzessin Blanca heurathen sollte, sich hatte verleiten lassen, auf französische Seite zu treten, und sogar seinen jungen Sohn Wenzel, der hernach unter dem Namen Karl IV unter den Kaisern berühmt geworden, an den französischen Hof schickte, um dort erzogen zu werden. Dem ungeachtet aber fand sich zu Bar an der Aube, einem Städtchen in Burgund, wo die Zusammenkunft des Königs und des Herzogs Leopold wirklich vor sich ging, außer dem Herzog, Niemand von deutschen Fürsten ein. Dieser selbst ging nicht sonderlich vergnügt von Bar weg, weil der König Anstand nahm, die Befreiung seines Bruders mit Gewalt zu erzwingen, welches nicht anders als durch einen Krieg hätte geschehen können, wozu aber Karl wenig Lust hatte.

„Da Leopold auf solche Art seine Absicht nicht erreicht hatte, schlug er einen andern Weg ein: er schickte nämlich, auf Anrathen seiner Freunde, die Reichsinsignien, die er noch in Handen hatte, dem Ludwig freiwillig zu und suchte ihn dadurch zur Loslassung seines Bruders zu bewegen; allein Ludwig, dem es zu gefährlich vorkam, besonders in seiner jetzigen Lage, wo er sich nicht die geringste Hoffnung zur päpstlichen Bestätigung machen konnte, einen so mächtigen Gegner auf freien Fuß zu setzen, nahm zwar die Insignien an, schlug aber die Loslassung ab, wodurch der Herzog nur noch mehr zum Unwillen gereizt ward, so daß er wieder förmlich, obgleich der Winter vor der Thür war, zu den Waffen griff, wozu ihm der Papst den Zehnten aller geistlichen Einkünfte aus den gesamten östreichischen

Ländern gestattete. Den meisten Schaden fügte er diesmal dem bayerischen Gebiet aus dem benachbarten festen Schloß Burgau zu, woraus seine Leute zugleich die dem Kaiser ergebenen Reichsstädte in Schwaben beunruhigen und das offene Land weit und breit ungehindert verheeren konnten. Ludwig rückte zwar, der rauhen Jahreszeit ungeachtet, vor Burgau; allein da Leopold zum Entsatz herbei kam, mußte er eiligst mit Zurücklassung des ganzen Lagers und aller Kriegsgeräthschaften die Flucht ergreifen, so daß er fast mit all den Seinigen wäre gefangen worden.

„Diese Begebenheit hatte um so schlimmere Folgen für Ludwigs Ansehen, da auch der Papst indeß nicht nachgelassen, die Kurfürsten gegen ihn aufzubringen, so daß sich diese nebst den päpstlichen und französischen Gesandten und dem Herzog Leopold nun wirklich zu Rhens versammelten und förmlich von der Wahl des Königs Karl von Frankreich handelten, welche auch vermuthlich zu Stand gekommen wäre, wenn nicht der Deutschordens-Comthur zu Coblenz, Berchtold von Bucheck, ein Bruder des damaligen Kurfürsten zu Mainz, des Matthias von Bucheck, diesen für Deutschlands Ehre und Freiheit so gefährlichen Schritt durch seine Beredtsamkeit noch abgewandt hätte. Indeß hatte es doch die Folge, daß Ludwig nun selbst einsah, daß keine Rettung für ihn übrig sei, als in der Aussöhnung mit seinem Gegner und den übrigen östreichischen Prinzen. Er ging zu diesem Ende nach Trausnitz zu dem gefangenen Friedrich und bot ihm die Freiheit unter gewissen Bedingungen an. Friedrich ließ sich Alles gefallen, was man von ihm verlangte, um nur frei zu werden. Es ward demnach ein förmlicher Vergleich errichtet, vermöge dessen Friedrich allen Ansprüchen und Rechten an das Königreich entsagen und alle in Handen habende Briefe, die seine Wahl betreffen, herausgeben, seine Brüder aber Alles, was sie vom Reich inne hätten, ebenfalls wieder dem Reich zustellen sollten. Er und seine Brüder sollten sich dagegen zu dem Ludwig ewiglich gegen Jedermann, Pfaffen und Laien, und mit Namen wider den, der sich Papst nennt, verbinden und ihm beholfen sein, dafür auch gewisse Grafen und Herren zu Bürgen stellen; auch sollen sie nebst Allen, die ihnen bis daher angehangen, ihre Lehen von Ludwig empfangen,

Friedrich noch dazu seine Tochter Elisabeth Ludwigs Sohn Stephan zur Ehe geben und, bis der Brautschatz ausgemacht und ausgezahlt sei, Burgau und Riesenburg an Bayern abtreten. Auf diese Bedingungen kam auch Friedrich wirklich aus seiner Gefangenschaft los.

„Eine so unerwartete Begebenheit mußte nothwendig ganz Deutschland, den Papst und Alle, die an den bisherigen Vorfällen Theil genommen, aufmerksam machen. Man erstaunte eben so sehr darüber, als man begierig war, die eigentlichen Punkte des Vergleichs zu erfahren. Nicht sobald hatte Leopold einige davon vernommen, als er, weit davon, sie gut zu heißen, schon wieder Bayern und die Anhänger des Kaisers durch Einfälle und Plünderungen ängstigte. Der Papst aber zernichtete den Vergleich, ohne noch zu wissen, worin er bestünde, nur weil Viele dafür hielten, wie er sich ausdrückte, daß Dinge darin enthalten sein müßten, die Gott zuwider, dem Friedrich schädlich und dem gemeinen Wesen gefährlich seien. Um so mehr wurde dadurch Leopold gereizt, Alles, was sein Bruder eingegangen, für unverbindlich zu halten und seine Feindseligkeiten gegen Ludwig fortzusetzen, besonders da er von dem Papst durch eigene Schreiben dazu ermuntert ward."

Die Hoffnung aufgebend, den vielfältig angefochtenen Vergleich durchzusetzen, bequemte sich Ludwig zu einer andern Transaction, wonach „er und Friedrich künftig am Reich gleichen Antheil haben, sich mit unverbrüchlicher Treue begegnen, einander niemal verlassen, sondern gemeinen Nutzen und Schaden zusammen gewärtigen sollten; jeder sollte den Titel eines Römischen Königs führen, den andern Bruder nennen und in der Vorsetzung des einen oder andern Namens bei Urkunden von Tag zu Tag wechseln; keiner sollte für sich und ohne den andern etwas Wichtiges vornehmen; die großen Lehen sollten von beiden zugleich verwilliget und die Lehensleistungen sowie die Huldigungen in gemeinsamem Namen angenommen werden; ginge einer nach Italien, sollte indeß der andere das deutsche Reich verwalten; auch sollte nur ein Hofrichter und ein Hofschreiber bestellt werden, damit das Hofgericht unzertheilt verbleibe; in Ansehung des Orts

aber sollte dasselbe alle Halb- oder Vierteljahre unter ihnen wechseln; auch sollten zwei Siegel verfertiget und in jedes beider Namen gegraben werden, so daß in Ludwigs Siegel Friedrichs Namen und in Friedrichs Siegel Ludwigs Namen voranstehe. Uebrigens versprachen beide Fürsten einander bei allen denen Eiden, welche sie ehemals vor ihren Beichtvätern zu Trausnitz abgelegt hatten, diesen Gemeinschaftstractat aufrichtig zu halten, und die Namen von zehn ansehnlichen Zeugen wurden zu mehrer Bekräftigung demselben angehängt.

„Mit diesem Vergleich, der Anfangs sehr geheim gehalten ward, war zwar Leopold zufrieden; allein sobald er einigermaßen bekannt wurde, schrie alles zusammen, die Kurfürsten, indem ihr Wahlrecht dadurch verletzt sei, und hauptsächlich der Papst, dem eine solche Gemeinschaft mit einem Excommunicirten als die verabscheuungswürdigste Sache vorkam. Die Widersetzung der erstern selbst soll auf sein Anstiften geschehen sein. Man machte daher einen neuen Vergleich, vermöge dessen der eine Italien, der andere Deutschland regieren sollte, und Ludwig gab sogar die Versicherung von sich, daß dieses Statt haben solle, es sei nun mit der Fürsten Willen oder nicht. Aber auch dieses war dem Papst höchst unangenehm. Dem K. Karl von Frankreich schrieb er alsbald, daß daraus größere Gefahr entstehen könnte, als man sich vorstellen möge, besonders wenn Ludwig für sich nach Italien gehen und Friedrich in Deutschland verbleiben würde; er solle demnach seine Lauigkeit einmal ablegen und wachsamer werden, besonders da die Sachen in einer solchen Lage sich befänden, daß sein Verlangen noch könne erfüllet werden.

„Hingegen verfielen die Oestreicher, da sie von Seiten der Kurfürsten und des Papstes so vielen Widerstand fanden, nun auf ganz andere Gedanken. Weil doch nun einmal alle Hoffnung für Ludwig verloren zu sein schien, daß er jemals von dem Papst sollte bestätigt oder anerkannt werden, so glaubten sie, es würde ihnen leicht fallen, bei eben diesem es dahin zu bringen, daß er den Friedrich als Kaiser bestätige und anerkenne, welche Bestätigung ihrer Meinung nach bald auch die Einwilligung des ganzen Reiches nach sich ziehen würde. In der That

schickten auch bereits die Erzbischöfe von Mainz und Cöln ihre Brüder, die Grafen von Bucheck und Virnenburg zu diesem Ende nach Avignon; von Seiten der Oestreicher aber machte sich selbst der Herzog Albrecht, Friedrichs und Leopolds Bruder, mit auf den Weg, um diese Bestätigung zu bewirken. Albrecht schickte zugleich einige Boten voraus, die das Geschäft einstweilen auf gute Wege leiten und Alles vorbereiten sollten. Allein er irrte sich gar sehr, denn der Papst, der noch immer festen Sinnes war, den König von Frankreich zum Kaiserthum zu erheben, ließ dem Albrecht durch seine Boten mündlich zurücksagen, daß er bereit sei, dem Friedrich Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, das ist, wenn er wolle von dem Papst bestätigt sein, daß er erst seine Ansprüche in der Form Rechtens darthun müsse. Um jedoch die Oestreicher nicht ganz ohne Hoffnung zu lassen, setzte er noch dazu, daß er sich auch günstig und gnädig gegen Friedrich erzeigen wolle, wenn es geziemend werde verlangt werden, insoweit es nämlich ohne Beleidigung Gottes, ohne Nachtheil seiner Kirche und derjenigen Fürsten, die das Recht hätten, einen Kaiser zu wählen, geschehen könne. Die Oestreicher sahen nun schon ein, wie sie in der Sache daran waren; noch deutlicher konnten sie des Papstes Gesinnungen abnehmen aus der Versicherung, die er den Luxemburgern, den alten Feinden ihres Hauses, gegeben, daß er nie ohne ihr Vorwissen und Gutheißen einen Vergleich zwischen den Bayern und Oestreichern gutheißen werde."

Wiederum traten arge Verwicklungen ein, als der unvermuthet eingetretene Todesfall des Herzogs Leopold (29. Febr. 1326) die ganze Lage der Dinge veränderte, so daß Ludwig es wagen durfte, die längst projectirte Römerfahrt anzutreten. Ausgerichtet wurde darin nichts, nur daß Ludwig Einlaß erhielt zu Rom, auch Anstalten zu einer Krönungsfeier getroffen wurden. „Weil kein Cardinal vorhanden war, verrichteten vier der vornehmsten Römer die Krönung, einige Bischöfe aber die Salbung. Man ging noch weiter. Die Syndici des Römischen Volks stellten eine förmliche Klage gegen den Papst Johann als einen Ketzer und Verletzer der beleidigten Majestät an, der zufolge ihn der Kaiser des Papstthums von Christo selbst beraubt erklärte und

zugleich vermöge seines kaiserlichen Ansehens ihn desselben mit Einwilligung der Geistlichkeit und des Volks zu Rom wie auch mehrer deutschen und italienischen Kirchenprälaten auch seinerseits entsetzte. Ludwig machte auch den Römern zu Gefallen eine Satzung, daß fürs Künftige die Päpste sich nicht über zwei Tagreisen von Rom ohne Vorwissen und Willen des Volkes entfernen sollten, widrigenfalls sie ihrer Würde verlustig erachtet würden und zu einer neuen Papstwahl geschritten werden sollte. Um die Sache vollkommen zu machen, ward ein neuer Papst unter dem Namen Nicolaus V in der Person des Minoriten Peter Rainalucci von Corvara gewählet, den der Kaiser bestätigte und gleichsam durch Ansteckung des Ringes und Umhängung des Mantels investirte."

Es ergaben sich jedoch die deutlichsten Anzeigen, daß die Posse zu Ende, besonders noch Ludwig von seinen Römern eine Krönungssteuer von 30,000 Goldgulden gefordert hatte. „Nichts blieb nun übrig, als daß er nach einem fast achtmonatlichen Aufenthalt zu Rom von dannen weg zu kommen suchte, so gut er konnte, welches auch den 4. Aug. in Begleitung seines Papstes geschah. Bei seinem Abzug mußte er noch sehen, daß das Volk auf seine Leute mit Steinen warf und ihnen aus vollem Halse nachrief: Es sterben die Ketzer und es lebe die heilige Kirche! Alle Gnaden- und Freiheitsbriefe, die er und Nicolaus den Römern gegeben, wurden auf dem öffentlichen Platz des Capitols verbrannt. Der wüthende Pöbel, noch nicht zufrieden damit, verging sich sogar an den todten Körpern der Deutschen, welche er aus den Gräbern scharrte und in die Tiber warf."

Nicht ohne Freude wird auf seinem Rückmarsch zu Trident der König die Kunde von seines vormaligen Widersachers Tode (13. Januar 1330) vernommen haben, und es schien sich Alles zu der endlichen Beruhigung von Deutschland anzulassen. Das blieb doch nur ein vorübergehender Hoffnungsstral. „Der Papst Johann hatte den Ludwig auf seinem italienischen Zug mit Bannflüchen begleitet und Alles, was er gethan, so viel an ihm war, zernichtet, und nun, damit nur Niemand ihn für einen rechtmäßig gekrönten Kaiser oder gar den Nicolaus für einen wahren Papst halten möchte, erneuerte er alle vorigen Excommunicationen

oder ließ, nach der Kirchensprache zu reden, eine Aggravation gegen Ludwig ergehen. Die Meisten kehrten sich zwar nicht daran, indem man der Excommunicationen bereits zu sehr gewohnt war; Viele jedoch wurden schüchtern gemacht, zumal Papst Johann Alles aufbot, eine dem K. Ludwig feindliche Gesinnung zu nähren: dem Herzog Otto versprach er 50,000 Goldgulden zur Fortsetzung des Krieges und machte, daß die Bischöfe von Straßburg, Constanz und Augsburg ihm beitraten, verhieß ihm auch noch überdies, daß Niemand künftig ohne seine Einwilligung zu einem Bisthum in Oberdeutschland gelangen sollte, um eines starken Anhangs in den dortigen Gegenden allzeit gesichert zu sein. Aber Ludwigs Hauptstütze, das Haus Luxemburg, wankte nicht, und er wurde zu Speier, Worms, Mainz, Cöln in Begeisterung empfangen. Anders gestalteten sich die Dinge freilich in Schwaben und Elsaß, indem sich Herzog Otto mit einem Kriegsheer von 20,000 Mann zu Fuß und 1400 Reitern ihm widersetzten, als er die dortigen Gegenden besuchen wollte, auch noch dazu die Stadt Colmar einige Monate lang belagerte. Ludwig brachte zwar so geschwind als möglich einige Truppen zusammen, um die Stadt zu entsetzen; allein der gegenseitigen Macht war er lange nicht gewachsen. Er mußte es daher als eine große Wohlthat ansehen, daß der eben in der Nähe sich aufhaltende König Johann von Böhmen sich ins Mittel schlug und endlich einen Frieden zwischen beiden Häusern, dem östreichischen und bayerischen, zu Stande brachte, vermöge dessen den Oestreichern alle Fürstenthümer und Herrschaften, welche sie vor Ludwigs Erhebung zum Reich zu eigen oder pfandweise innegehabt hatten, bestätiget wurden. Dagegen sollten sie alle Reichsgüter und Leute wieder herausgeben, die sie von ihrem Herrn und Bruder Herrn Friedrich seligen, der von etlichen Wahlfürsten zum Römischen König gewählet worden, oder auch von andern Römischen Königen und Kaisern bekommen hatten und nicht Lehen oder Pfandschaft waren; jeder Theil sollte dem andern auf den Fall eines Angriffs wider alle dessen Feinde beholfen sein, außer wider die Römische Kirche, die Kurfürsten und einige andere bekannte Herren. Alle Verbundene sollten auch mit in den Frieden ein-

geschlossen sein. Was aber sonst zwischen dem Kaiser und ihrem Herrn Bruder Friedrich verabredet oder geschlossen sein möchte, so einem oder dem andern Theil schaden könnte, sollte gänzlich ab und unkräftig sein. Ludwig überließ ihnen zugleich die bisherigen Reichsstädte Breisach, Schaffhausen, Rheinfelden und Neuburg am Rhein, die sie künftig als Pfandschaften vom Reich im Besitz haben sollten.

„Der König schickte sogar nebst seinem Oheim, dem Erzbischof Balduin von Trier, eine eigene Gesandtschaft nach Avignon, um Ludwigs Aussöhnung mit dem Papst zu Stand zu bringen; auch ließ er nach Italien besondere Unterhändler abgehen, welche die mißvergnügten Gibellinen wieder mit dem Kaiser vertragen oder doch zu jährlichen Steuern an ihn nach Deutschland vermögen sollten. Als es zu Avignon mit der Aussöhnung nicht recht fort wollte, zog er den Herzog Otto von Oestreich mit in das Geschäft, so daß nun der Graf Gottfried von Leiningen im Namen des Königs, des Erzbischofs und Herzogs aufs Neue nach Avignon gehen mußte. Die Punkte, auf welche die Aussöhnung zu Stand kommen sollte, waren folgende: nur gedachte Fürsten machten sich kraft der von Ludwig erhaltenen Vollmacht anheischig, daß dieser seinen ketzerischen Nicolaus, seine Appellation gänzlich zurücknehmen, alles, was er gegen die Person des Papstes gethan, widerrufen, ingleichem bekennen, daß er gefehlt, und daß er wirklich excommunicirt gewesen, endlich sich der Barmherzigkeit und Gnade des Papstes überlassen wolle. Wenn er einen dieser Punkte nicht halten werde, wollen sich gedachte Fürsten gänzlich von ihm abwenden; jedoch wäre alles dieses dergestalt zu verstehen, daß Ludwig König und Kaiser bleibe.

„Dieses Anerbieten schien hart und demüthigend genug für Ludwig zu sein, allein bei weitem noch nicht hinreichend, den nun äußerst aufgebrachten Papst Johann zu besänftigen; denn, so schrieb er einige Zeit hernach dem K. Johann von Böhmen, man sehe wohl daraus, daß Ludwig weder Gott noch der Kirche einige Genugthuung für so viele Unbilden zu leisten gedenke; den Gegenpapst abzusetzen stünde ohnehin nicht in seiner Macht, wenn er auch rechtmäßiger Kaiser wäre, weil dieser schon alles

Vergangene verflucht; daß Ludwig von seiner Appellation abstehen wolle, wäre ebenfalls umsonst, weil sie ohnehin schon nichtig gewesen, da sie von einem Ketzer eingeleget worden; überhaupt könne auch von dem Papst, weil er Niemand über sich habe, nicht appellirt werden; daß Ludwig Alles widerrufen wolle, was er wider ihn und die Kirche vorgenommen, wäre nicht genug, er müsse auch das ihnen zugefügte Unrecht wieder ersetzen; wenn Ludwig sich der Gnade des Papstes überlassen wolle, hieße solches nichts anders, als daß er bloß den Papst um Verzeihung bitten wolle, ohne ihn schadlos zu halten; der vollkommenste Beweis, daß es ihm mit seiner Buße nicht Ernst sei, erhelle daraus, weil er das Reich und Kaiserthum behalten wolle, wozu er doch weder einiges Recht habe, noch künftig haben könne; die deutschen Fürsten sollten vielmehr ungesäumt zu einer neuen Wahl schreiten und eine solche Person auf den Thron erheben, unter welcher der katholische Glaube bestätiget und vor Ketzereien bewahret würde."

Nichtsdestoweniger blieb Deutschland für diesmal in Ruhe, was vermuthlich eine Folge der politischen Stellung, zu welcher ganz unvermerkt K. Johann von Böhmen sich aufgeschwungen hatte. „Es ging im Reich die gemeine Rede, ohne ihn könne nichts zu Stand gebracht werden: den er wolle, erhöhe er; den er nicht wolle, erniedrige er. Dieses währte so lange Johann nur für Andere arbeitete; sobald er aber anfing, auf eigene Vergrößerung zu denken, ward Jedermann auf ihn aufmerksam, und eben dadurch veränderte sich auch nach und nach das ganze bisherige Staatssystem von Deutschland, so daß die so warmen ehemaligen Freunde des bayerischen Hauses, die Luxemburgischen Prinzen, zuletzt dessen ärgste Feinde und die ehemaligen Feinde desselben, die östreichischen, dessen Freunde wurden. Es hatte nämlich des Johann alter Gegner, der Herzog Heinrich von Kärnthen und Graf von Tyrol, nur eine einzige Tochter, die er von Ludwig als erbfähig in Ansehung seiner Länder erklären ließ. Auf diese warf Johann seine Augen, um durch sie Kärnthen und Tyrol an sein Haus zu bringen. Er bestimmte ihr daher seinen erst achtjährigen Prinzen Johann Heinrich zum

künftigen Gemahl und zahlte dem Herzog 40,000 Mark Silbers, um ihn wegen seiner alten Ansprüche auf Böhmen zufrieden zu stellen, wogegen er die Prinzessin und ihre künftige Erbschaft für seinen Sohn zugesichert bekam. Johann ging hierauf selbst nach Tyrol und nahm zum voraus alle Stände des Landes auf den Sterbfall Herzog Heinrichs für seinen Sohn in Pflichten. Diese an sich schon ansehnliche Erwerbung bahnte ihm bald den Weg zu neuen Aussichten, die seinem romantischen Genie ungemein angemessen waren."

Die Alpen überschreitend wurde er im Nu von beinahe ganz Italien als Oberherr anerkannt; allein sein Schattenreich schwand, sobald Gibellinen und Welfen sich gegen ihn vereinigten. „Da sich auch seine Leute indeß größtentheils verliesen und in Deutschland selbst bedenkliche Auftritte für ihn sich äußerten, ging er, da man sichs am wenigsten versah, aus Italien zurück. Ludwig hatte indeß eine genaue Verbindung mit den beiden Herzogen Otto und Albrecht von Oestreich zu Stand gebracht, vermöge deren sie einander gegen alle und jede geistlich oder weltlich wollten behülflich sein, und zwar in allen Sachen, wegen welcher sie künftig von seinet- und des Reichs wegen in Krieg gerathen würden. Auch die Pfalzgrafen Rudolf und Ruprecht, der Markgraf Friedrich von Meißen, nebst Ludwigs ältesten Söhnen, dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg, dem Herzog Stephan von Bayern, waren demselben beigetreten."

Fehden, ohne Sinn und ohne Ehre geführt, blieben, gleich den päpstlichen Excommunicationen, ohne Wirkung, „bis endlich bei Gelegenheit des Todes des Herzogs Heinrich von Kärnthen dasjenige, was wechselweise Furcht und Hoffnung in den Herzen bis daher noch zurückgehalten hatte, zum Ausbruch kam. Johann glaubte, daß der Besitz von Kärnthen und Tyrol seinem Prinzen gar nicht fehlen könnte; allein allen Nachbarn dieser Provinzen fiel es bedenklich, einen Prinzen aus dem Hause Luxemburg neben ihnen zu sehen. Die Italiener sogar fürchteten sich, der König von Böhmen, der nun durch Tyrol freien Zutritt nach Italien hatte, dürfte seine alten Projecte wieder hervorsuchen. Ludwig war ohnehin noch äußerst mißtrauisch auf ihn, da er ihm noch

neuerdings gedroht hatte, daß er ihn zu seiner Abdankung mit Gewalt zwingen wolle. Keine aber widersetzten sich mehr als die Herzoge von Oestreich." Mit diesen einigte sich K. Ludwig durch die ihnen ertheilte Belehnung mit Kärnthen. Die Alliirten, K. Ludwig und die Herzoge von Oestreich, strengten alle ihre Kräfte an, den unruhigen Nachbar zu bestreiten, entzweiten sich aber, bevor Erfolge von Bedeutung zu erringen, und das benutzte K. Johann, um sich mit den Herzogen von Oestreich auszusöhnen. Er überließ ihnen Kärnthen gegen Empfang einer bedeutenden Summe.

„Gleichwie K. Johann alles Mögliche that, dem Ludwig im Feld zu schaden, ebenso viele Mühe gab er sich nun, dessen Aussöhnung mit dem Papst zu hindern, die ohnehin auch von den Königen von Frankreich und Neapel aus allen Kräften hintertrieben ward. Man weiß nicht, soll man das Betragen christlicher Souverains gegen ihre Mitsouverains, oder die Bemühungen Ludwigs, von einem Bann ledig zu werden, aus welchem Privatabsichten und übertriebene Anmaßungen aller Orten hervorsahen, mehr bewundern. Kaum zeigte sich nur von weitem eine Aussicht und Gelegenheit, als er mit beiden Händen danach griff. Nach dem Tod des alten unbeugsamen Johann XXII (1334) ward Benedict XII auf den päpstlichen Stuhl erhoben, der zwar ein Franzos von Geburt war wie sein Vorfahrer, doch Redlichkeit genug besaß, das allgemeine Beste der Kirche den Privatvortheilen seines Königs nicht aufopfern zu wollen. Was ihn noch mehr in diesen Gesinnungen bestärken mußte, war die Wiederholung der ausschweifenden Forderungen, die Philipp bereits an Johann unter der Maske eines vorhabenden Kreuzzugs gethan hatte. Unter dem Vorwand eben dieses Kreuzzugs, der bei Niemand Glauben fand, verlangte er nun auch von Benedict die Zehnten von allen geistlichen Einkünften in der ganzen Christenheit, und zwar auf zehn Jahre, zugleich auch den ganzen von Papst Johann hinterlassenen Schatz, der sich nach des Villani Angabe, der es von seinem Bruder gehört, der das Geld mitzählen helfen, auf 18 Millionen Goldgulden an barem Geld nebst 7 Millionen an kostbaren Geräthschaften belaufen, und noch

nicht zufrieden damit, begehrte er für sich das Reichsvicariat über Italien, indem das Reich nach den Grundsätzen des päpstlichen Hofs noch immer erledigt war, für seinen Sohn aber das Königreich Vienne. Diese Dreistigkeit mußte auch dem entschlossensten Vertheidiger des französischen Interesses die Augen öffnen. Selbst am päpstlichen Hof fing man an, sich wieder nach Rom zu sehnen, um nicht ganz in französische Sclaverei zu versinken. Um so weniger schien es auch in solchen Umständen vortheilhaft, Frankreich zu Gefallen den ewigen Haß anderer Souveraine und Nationen auf sich zu laden.

„Benedict that daher einen in der Geschichte ungemein selten vorkommenden Schritt; er bot nämlich Ludwigen in einem Schreiben an den Herzog Albrecht von Oestreich und in einem andern an Pfalzgraf Ruprecht, ja sogar durch eigene an Ludwig abgeschickte Gesandten von selbsten die Versöhnung an. Da Ludwig eben dieses schon so lange und so sehnlich gewünschet, schickte er sogleich die Grafen Ludwig von Oettingen mit dreien geistlichen Herren und dreien Rittern nach Avignon, um die Bedingungen des zu treffenden Vergleichs zu vernehmen. Aus den Vollmachten, die ihnen Ludwig bei der zweiten Reise mitgegeben, läßt sich schließen, was man von Seiten des päpstlichen Hofs von ihm verlangt, nämlich alle Eide dem Papst zu leisten, die je einer seiner Vorfahrer geleistet, Alles zu zernichten und zu widerrufen, was gegen den Papst Johann XXII geschehen ist, wie auch Alles, was von Ludwig als Kaiser geredet oder gethan worden, alle Processe, Sentenzen und Achtserklärungen des Kaisers Heinrich VII gegen König Robert, seine Vasallen, Freunde und Anhänger zurückzunehmen und für nichtig zu erklären, ingleichem was Ludwig entweder selbst oder Andere unter seinem Namen zu Rom gethan, besonders aber die Schenkungen aus den Gütern des Kirchenstaats die er möchte unternommen haben, zu zernichten, von denselben nichts an sich zu ziehen oder einzunehmen, auch keiner Treue, Lehenserkenntniß oder einiger Vogtei über Rom und die Provinzen des Kirchenstaats oder die Lehen desselben sich anzumaßen, und wenn er diese Punkte nicht halten werde, soll der Papst nicht allein Macht haben, ihn zu

excommuniciren, sondern auch andere Strafen über ihn zu verhängen und sogar auch, wenn es ihm gut dünken wird, den Ludwig seiner kaiserlichen, königlichen und jeder andern Würde zu berauben, ohne eine andere Vorladung oder sonst eine Form Rechtens. Nebst diesem sollte er noch versprechen, daß er nicht eher nach Rom kommen wolle, als eben den Tag, der ihm zur Krönung werde anberaumt werden, und auch noch an eben dem Tag, wenn kein rechtmäßiges Hinderniß vorhanden sei, die Stadt mit allen seinen Leuten wieder verlassen wolle, überhaupt auch nicht nach Italien gehen wolle, ehe seine Person von dem Papst approbirt worden; daß er diejenigen, die gegen des Papstes Willen dermalen den Kirchen vorstünden, von ihren Bisthümern und Beneficien verdrängen, denen hingegen, welchen der Papst Bisthümer und Beneficien gegeben, auf alle Weise zum Besitz derselben helfen wolle, auch den König Robert von Sicilien zum Reichsvicarius in Thuscien machen und ihm sogar einen seiner Söhne übergeben wolle, den er nach Belieben verheurathen könne. Wenn ein Zweifel über diese Punkte entstehen werde, soll der Papst Macht haben, die Auslegung zu geben, und alle Widerrufung eines oder des andern desselben, die Ludwig vornehmen möchte, soll von nun an schon für nichtig geachtet sein.

„So hart auch und zum Theil schimpflich und all seinen bis daher geäußerten Grundsätzen entgegen diese Bedingungen waren, so genehmigte sie doch Ludwig, der durch viele Widerwärtigkeiten mürbe gemacht war und endlich selbst nicht recht wußte, wie er mit seiner Excommunication daran war, ob er sie für gültig oder ungültig halten sollte. Die Gesandten wurden alsbald wieder nach Avignon zurückgeschickt und bekamen selbst so geneigtes Gehör, daß sie bereits nicht anders dachten, als des andern Tags würde die Absolution vor sich gehen. Allein sie fanden sich sehr betrogen, indem zu eben der Zeit die Könige von Frankreich und Neapel, hinter denen noch K. Johann von Böhmen und der König von Ungern versteckt lagen, das Aeußerste versuchten, die Aufhebung der Excommunication zu hintertreiben. Warum er ihrem der Kirche so sehr geneigten Herrn

einen Ketzer vorziehen wolle? fragten sie den Papst; er solle nur Obacht haben, daß er nicht selbst als ein Freund und Gönner der Ketzer in Verdacht komme. Benedict antwortete, ob sie vielleicht gar damit umgingen, daß das Römische Reich solle vertilgt werden? Nein, sagten sie, gegen das Reich hätten ihre Herren Nichts, sondern nur gegen einen Prinzen, der der Kirche so viel Uebles zugefügt hätte. Eine große Frage, erwiderte Benedict, ob wir ihm nicht mehr Uebles zugefügt haben; wenn meine Vorfahrer gewollt hätten, würde er anstatt des Scepters mit einem Stabe in der Hand gekommen sein, um sich ihnen zu Füßen zu legen; was er gethan hat, hat er auf gegebene Veranlassung gethan. Benedict stellte ihnen zugleich vor, daß er sich bessere Bedingungen für ihre Königreiche von ihm herauszubringen getraue, als wenn sie ihn in einem Thurm gefangen hielten, allein Alles umsonst. Da zur nämlichen Zeit K. Johann von Böhmen und Herzog Heinrich von Niederbayern nach Avignon schrieben, daß sie durch Hülfe der Könige von Ungern und Polen eine andere Kaiserwahl zu Stand zu bringen hofften, ward als eine Maxime daselbst angenommen, daß man einem schwachen und verlassenen Herrn zu Gefallen nicht so viele Mächtige sich zu Feinden machen müsse, und auf solche Art zerschlug sich das ganze Geschäft."

Der unerwartete Ausgang des Kärnthner-Kriegs blieb nicht ohne Einfluß auf die Stimmung in Rom; K. Ludwigs jüngste Gesandtschaft wurde um so geneigter aufgenommen, da ihr ein Schreiben beigegeben, wie keines noch eingelaufen. Es war eine Art öffentlicher Beichte, in welcher Ludwig bekennt, „daß er niemal geglaubt habe, daß Johann XXII rechtmäßig abgesetzt oder Peter von Corvara wahrer Papst sei, sondern daß alles dieses nur von ihm verstellter Weise geschehen, um dem Johann wehe zu thun und ihm ebenso zu begegnen, wie er es ihm gemacht; daß er selbst erkannt habe, daß er übel thue, daß er die Geistlichen angehalten, gegen das päpstliche Interdict zu handeln, oder da er des Papstes Provisionen in Deutschland nicht gelten lassen; auch sollen sie bekennen, daß er wohl gewußt, daß er zu Rom den Titel eines Kaisers und die Krönung unrechtmäßiger Weise

annehme; den Johann von Gent, den Marsilius von Padua und die Minoriten habe er nur in Schutz genommen, insoweit sie ihm die Reichsrechte vertheidigen geholfen; wenn sie aber ihre übrigen irrigen Meinungen nicht ablegen und dem Papst sich nicht unterwerfen wollten, sei er gesonnen, sie wie andere Ketzer auszurotten. Da er nun für seine Verbrechen eine Buße verdienet, wolle er anstatt derselben einen Kreuzzug vornehmen und denselben so lange fortsetzen, als es dem Papst beliebig sein werde, auch so viel Kirchen und Klöster bauen und so viele andere Bußen und Strafen auf sich nehmen, als der Papst befehlen werde.

„Weil man aber in Deutschland wohl wußte, daß ohne Einwilligung K. Philipps von Frankreich die Absolution niemal zu Stand kommen werde, bekam der Markgraf von Jülich, der die Gesandtschaft nebst dem Pfalzgrafen Ruprecht übernahm, die Vollmacht, über alle zwischen Ludwig und dem König vorwaltenden Zwistigkeiten einen Vergleich und noch außerdem ein genaues Bündniß zu schließen. Die Kaiserin gab ihm zugleich ein Schreiben an den König, ihren Oheim, mit, worin sie um dessen Freundschaft auf das Beweglichste anhielt und auf eine Verbindung zwischen ihm und ihrem Gemahl, auch auf eine Heurath unter ihren Kindern antrug. Der König fragte den Papst, was er unter diesen Umständen thun solle; dieser antwortete: daß allerdings die Verbindung mit Ludwig vortheilhaft für ihn wäre, nur dürfe sie nicht vor sich gehen, ehe Ludwig mit der Kirche ausgesöhnt sei; es würde auch gut sein, wenn die deutschen Fürsten, besonders die von Ludwigs Seite, mit zu den Tractaten gezogen, diese aber selbst am päpstlichen Hof vorgenommen würden; indeß müßten sich Ludwig und die deutschen Fürsten anheischig machen, daß sie, so lange das Geschäft währe, sich in keine Verbindungen mit Andern einlassen und die bereits eingegangenen wieder aufheben wollten. Philipp folgte diesem Rath und ließ sich von den Gesandten das eidliche Versprechen leisten, daß Ludwig sich mit keinem Feind der französischen Krone einlassen wolle, welches sie auch gern thaten, in der Hoffnung, daß nun die Tractaten wegen der Absolution ihren ungehinderten Fortgang haben würden. Man machte ihnen aber die Zeit so lang, daß sie ungeduldig

wurden und Avignon verließen, ohne etwas in der Sache zu Stand gebracht zu haben. Der Papst hatte zwar den 1. Oct. 1337 zur Fortsetzung der Tractaten anberaumt, allein Ludwig, der fest glaubte, daß K. Philipp hinterlistig mit ihm umgehe und die einzige Ursache des Verschubs der Absolution sei, war indeß auf ganz andere Gedanken verfallen und ließ den Termin verstreichen, ohne neue Gesandte oder Bevollmächtigte auf denselben zu schicken."

Heinrich von Virneburg, großentheils durch Ludwigs Verwendung zu dem Erzstift Mainz erhoben, „versammelte die Bischöfe seiner Provinz zu Speier 1338, wo auch Ludwig sich einfand und seine alten Klagen gegen den Papst vorbrachte. Unerachtet schon so viele Versuche mißlungen waren, so wurden die Bischöfe dennoch einig, den Bischof Ulrich von Chur und den Grafen Gerlach von Nassau nach Avignon zu schicken und zugleich den Papst schriftlich auf das Inständigste zu ersuchen, daß er den Ludwig endlich einmal zur Gnade der Aussöhnung annehmen möge, indem er sich nicht gescheuet, in Betreff dieses Punktes sich der Anordnung der Bischöfe gänzlich zu unterwerfen und sich noch erboten habe, Bürgen dafür zu stellen; der Papst solle demnach seiner gewohnten Güte gemäß den Gefahren, Mühseligkeiten und Drangsalen der deutschen Kirchen und geistlichen Personen ein Ende machen. Benedict sagte den Gesandten halb weinend in das Ohr, daß er den Ludwig gern absolviren würde, allein K. Philipp habe ihm wissen lassen, daß er in diesem Fall ärger mit ihm umgehen würde, als ehemals Philipp der Schöne mit Bonifacius VIII. Und dabei hatte es sein Verbleiben; die Gesandten bekamen nicht einmal ein Antwortschreiben mit zurück. Nur schrieb Benedict dem Erzbischof Wallram von Cöln, Ludwig sei selbst Schuld, daß seine Aussöhnung noch nicht vor sich gegangen, theils weil er den zur Fortsetzung der Tractaten anberaumten Termin verstreichen lassen, theils weil er sich indeß gegen K. Philipp von Frankreich in Verbindungen eingelassen, den er sowohl als die Römische Kirche, die niemal von den Königen von Frankreich verlassen worden, nun auch nicht verlassen dürfe. Diese Gesandtschaft war die siebente, die fruchtlos nach Avignon

abgeschickt worden. Bei dem Allen war noch das Schlimmste, daß Ludwig bei allen seinen so feierlichen Protestationen und Appellationen selbst in der Ungewißheit schwebte, was er aus seinem Bann machen sollte. Aus mehren Urkunden sieht man ganz deutlich, daß er wenigstens in Ansehung desjenigen, was er zu Rom wegen der Absetzung Johanns XXII und Erhebung des Nicolaus auf den päpstlichen Stuhl vorgenommen, starke Gewissensangst empfunden, ja daß er sich sogar für wirklich excommunicirt gehalten; in andern hingegen will er ganz deutlich erweisen, daß alle gegen ihn ergangenen Processe unkräftig und nichtig seien. Nur das Einzige konnte ihn noch einigermaßen beruhigen, daß er mehrmalen seine Reue darüber bezeuget, sich zur Buße erboten und überhaupt Alles glaubte gethan zu haben, was er unter solchen Umständen zu thun schuldig. Und das scheint die allgemeine Ansicht der Nation geworden zu sein.

„Da das Mißvergnügen auf solche Art allgemein ward, glaubte endlich Ludwig, daß er einen auffallenden Schritt wagen müsse, durch welchen diesen Folgen theils vorgebeugt würde, theils die Gesinnungen der Nation sowohl in Ansehung seiner als ihrer eigenen Angelegenheiten eine beständige und feste Richtung bekämen. Ein Reichstag, der nach Frankfurt ausgeschrieben ward, schien ihm das bequemste Mittel dazu. Nicht allein alle Fürsten und Herren, sondern auch die Reichsfreien und Edlen, die Domcapitel und die Abgeordneten von den Städten wurden dazu gerufen, um insgesamt zu berathschlagen, wie die vielen Aergernisse und Seelengefahren, die aus seinen Zwistigkeiten mit dem Papst theils entstanden wären, theils täglich entstünden, könnten gehoben werden. Ludwig zeigte sich bei Eröffnung desselben in kaiserlicher Pracht, erzählte, was bis daher wegen seiner Aussöhnung vorgegangen, betete öffentlich das Vaterunser, das Ave Maria und den Glauben, um zu erweisen, daß er kein Ketzer sei, und beschwerte sich hauptsächlich über den König von Frankreich, der seine Absolution bis daher gehindert und mit nichts Anderm umgehe, als die Würde und Vorrechte des Reichs zu vernichten. Alles, was anwesend war, betheuerte, daß er genug gethan, um sich wieder mit der Kirche auszusöhnen, mehr könnte nicht von

ihm gefordert werden, und ebendaher seien auch alle päpstlichen Processe und das Interdict nichtig. Wenn die Geistlichen nicht gutwillig den Gottesdienst halten wollten, müsse man sie dazu zwingen.“ Die Kurfürsten selbst fühlten sich von der allgemeinen Entrüstung ergriffen und einigten sich, ihre Gerechtsamen zu vertheidigen, zu dem ebenso berühmten als unbedeutenden ersten Kurverein.

„Am nämlichen Tage, wo Ludwig während dieses berühmten Reichstags eine neue Vertheidigung gegen Johann XXII zu Frankfurt an eine Thüre der Bartholomäuskirche anschlagen ließ, schlugen Andere aus Commission des Papstes an dieselbe Thüre die päpstlichen Processe, Excommunicationen und Interdicte an. Die Canonici dieser Kirche gaben sogleich dem Pöbel die Losung, an welchen Theil er sich halten müsse, indem sie dem Papst gehorchten, wogegen ihnen Ludwig den größten Theil ihrer Einkünfte einzog. Die Dominicaner, die ebenfalls das päpstliche Interdict hielten, schaffte Ludwig andern Tags zur Stadt hinaus; mit den Karmelitern that es der Mainzische Erzbischof Heinrich von Virnenburg Ludwigen zu Gefallen. Auch die Deutschordensritter und die Franziscaner hielten keinen Gottesdienst; man getraute sich aber nicht, wegen ihres großen Credits, den sie bei dem Volk hatten, ihnen etwas zu Leide zu thun. Das einzige Leonhards-Stift hielt sich an den Kaiser und bekam dafür den Zehnten in Praunheim, und dies war der Zustand nicht allein in Frankfurt, sondern am ganzen Rheinstrom und in Schwaben.

„Von Frankfurt ging Ludwig nach Coblenz, wo sich K. Eduard von England einfand, der bereits die ernstlichsten Vorkehrungen zu seinem Krieg gegen Frankreich getroffen hatte. Auf öffentlichem Markt standen zwei Throne aufgerichtet, einen für den Kaiser, der andere für den König. Ludwig erschien mit den kaiserlichen Ehrenzeichen und ließ vor Allem die zu Frankfurt gemachte Satzung ablesen, damit man aus Abgang der päpstlichen Approbation kein Mißtrauen auf seine Macht setzen möchte. Eduard trug alsdann seine Beschwerden gegen K. Philipp von Frankreich öffentlich vor, wie widerrechtlich er ihm die Normandie und Guyenne samt der Grafschaft Anjou, ja selbst die fran-

zösische Krone entrissen, wozu er vermöge seiner Mutter ein weit näheres Recht habe als Philipp, der nur ein entfernter Seitenverwandter sei, und begehrte daher von dem Kaiser, als oberstem Richter und Handhaber der Gerechtigkeit, Hülfe und Recht. Ludwig beklagte sich auch seinerseits über Philipp, weil er die Lehen, die er vom Reich innehabe, nicht von ihm als Kaiser aufgenommen und die Lehenspflichten nicht darüber geleistet, und erklärte zuletzt Eduards Forderung als gerecht, Philipp hingegen alles Schutzes und der Freiheiten des Reichs verlustig.

„Damit auch die niederländischen Fürsten, die zum Theil Philipps Lehenleute waren, unbeschadet ihrer Ehre und Rechte, die Waffen gegen ihn führen dürften, ward Eduard, den Ludwig noch besonders zu seinem Sohn annahm, zum Reichsverweser in allen Ländern jenseits Cöln auf der linken Seite des Rheins ernannt, eben diese Fürsten aber angewiesen, ihm in solcher Eigenschaft in seinem Krieg gegen Frankreich beizustehen, welches auch der Kaiser und die übrigen Fürsten auf sieben Jahre eidlich zusagten. Einige behaupten, Ludwig habe bei dieser Gelegenheit verlangt, Eduard solle ihm als weltlichem Oberhaupt der Christenheit die Füße küssen, dessen sich aber Eduard geweigert, weil er selbst auch ein gesalbter König und daher nicht schuldig sei, sich so sehr herabzulassen als andere nicht gesalbte Könige, welches zu einiger Kaltsinnigkeit Anlaß solle gegeben haben.

„So spröde auch bis daher Philipp in Ansehung des Ludwig gethan hatte, so ward er doch schüchtern und ungemein nachgiebig, als er gehört, was zu Coblenz vorgegangen. Der Papst mußte daher den Arnold von Verdaln nach Deutschland schicken unter dem Vorwand, von Ludwigs Gesinnungen in Ansehung seiner Buße Nachricht einzuziehen, in der That aber um das dem König von Frankreich so bedrohlich scheinende Bündniß zu trennen, mit solchem Erfolg, daß in dem Feldzug von 1339 nur hundert bayerische Helme den Engländern zuzogen, und 1340 K. Ludwig, nachdem Philipp ihm unter der Hand versprochen, daß er ihm seine Absolution bewirken wolle, von der englischen Allianz abtrat und dagegen einen Freundschaftstractat mit Philipp errichtete, wovon die Folge war, daß er sogleich das an Eduard übertragene

Reichsvicariat widerrief. Die Ursache, die er zu seiner Entschuldigung vorbrachte, war, weil Eduard selbst ohne Ludwigs Vorwissen bereits einen Stillstand mit K. Philipp gemacht, woraus die Fürsten und Räthe geschlossen, daß auch Ludwig ohne Verlust seiner Ehre mit demselben in Freundschaft und Verbindung treten könne. Ludwig erbot sich zugleich, zwischen beiden den Mittler zu machen. Eduard aber verbat sich das letztere und beschwerte sich um so mehr in einem Schreiben wegen des erstern, indem es der herannahende Winter und die weite Entfernung nicht gestattet, Ludwigen von dem Stillstand Nachricht zu geben, auch in den Tractaten, die sie unter einander gehabt, nichts Anderes versprochen worden, als daß keiner ohne den andern einen endlichen Friedensschluß eingehen solle."

Jetzt ohne allen Zweifel für den Erfolg neuer Unterhandlungen, ließ Ludwig eine Gesandtschaft nach Avignon abgehen, wohin auch K. Philipp Gesandte schickte, „theils seine Freundschaft mit Ludwig zu entschuldigen, indem der Papst nur nicht glauben solle, daß sein treuer Sohn der König von Frankreich etwas versprochen, das gegen ihn und die Kirche sei, theils auch daß er unbeschadet der Ehre der Kirche in Rücksicht des Königs die Aussöhnung Ludwigs sich gnädig wolle angelegen sein lassen, indem auf solche Art unzählige Seelen, die in Gefahr wären, wieder könnten zur Seligkeit gebracht werden. Allein so sehr man zuvor am päpstlichen Hof die Trennung der zwischen dem König von England und Ludwig bestehenden Freundschaft gewünscht hatte, so sehr war man nun betroffen, daß auch der Liebling der Päpste mit einem Ketzer, Schismatiker, Excommunicirten und Gönner der Ketzer, dessen Anhänger und Freunde ebenfalls schon lange excommunicirt worden, ohne Erlaubniß und Rath des päpstlichen Hofes Freundschaft errichtet und demselben sogar versprochen, sein wahrer, guter und beständiger Freund zu sein, indem es eine unerhörte Sache sei, daß die allerchristlichsten Fürsten des französischen Hauses mit Ketzern, die sie vielmehr aus Eifer für den wahren Glauben allzeit verfolgt hätten, Freundschaft errichtet hätten. Was Ludwigs Aussöhnung betreffe, antwortete der Papst, sei er bereit dazu, wenn Ludwig nach der Form Rechtens die Sache

angehen werde. Nun war man also immer wieder an dem alten Platz."

Dagegen verschaffte sich Ludwig durch die 1340 erfolgte Besitznahme von Niederbayern einen außerordentlichen Zuwachs für seine Hausmacht, und bald darauf ergriff er eine andere Gelegenheit, sein Haus zu vergrößern, die um so mehr Aufsehen erregte, je weniger noch dergleichen Statt gefunden. Weiland des Herzogs Heinrich von Kärnthen an den böhmischen Prinzen Johann Heinrich vermählte Tochter Margaretha war dieses Herren überdrüssig geworden, und ein ihr lästiges Ehebündniß zu lösen, gab sie vor, daß ihr Gemahl untüchtig sei, die Pflichten des Ehestandes zu erfüllen. „Dem Bischof Leopold von Freisingen machte sie die erste Eröffnung davon, der ihr die tröstliche Zusicherung gethan, daß, wenn sich Alles nach ihrem Vorgeben verhielte, ihr Ehestand ungültig sei. Im J. 1341 ließ Frau Margaretha die Stände von Tyrol zusammenberufen und hat sie gebeten, ihren unmannbaren Herrn, der ihr nie die eheliche Pflicht leistete und sie nach vielen auf alle mögliche Weise gemachten Versuchen nie habe leisten können, von ihr zu treiben und sie mit einem andern kräftigern Herrn und Landesfürsten zu versehen, so dann von den Ständen geschehen ist. Sobald Ludwig dieses erfuhr, kam er auf den Gedanken, daß dieses eine vortheilhafte Gelegenheit sein könnte, das ihm so wohl gelegene Tyrol an sein Haus zu bringen, und da eben sein ältester Sohn Ludwig, den er zum Kurfürsten von Brandenburg gemacht hatte, ein Wittwer war, schlug er ihn der Margareth zum künftigen Gemahl vor. Margareth nahm es mit Freuden an, und nun war die Frage, wer die Ehescheidung vornehmen und noch dazu dispensiren solle, da Margareth und ihr neuer Gemahl im dritten Grad mit einander verwandt waren. Bischof Leopold machte wenig Schwierigkeit, ein so christliches Werk zu unterstützen, brach aber, als er eben mit dem Kaiser auf dem Weg nach Tyrol war, um das Werk zu vollziehen, den Hals. Nun war guter Rath theuer, da doch einmal die Sachen so weit gekommen, daß es kaum möglich war, wieder zurückzugehen. Der berühmte Marsilius von Padua und der Minorit Wilhelm Occam stellten sich unter diesen Umständen auf und halfen dem Kaiser

aus der Noth. Da die Ehehindernisse, sagten sie, durch die Kaiser zuerst eingeführet worden, so käme es auch diesen vorzüglich zu, darin den Richter zu machen und zu dispensiren. Der aus Tyrol bereits entwichene Johann Heinrich ward sodann citirt, und als er nicht erschien, mit der Ehescheidung sowohl als Dispensation fortgefahren. Durch diese Handlung machte sich Ludwig nicht allein bei dem Volk ungemein verdächtig, als wenn er wirklich Irrlehren hegete, sondern auch den ohnehin schon aufgebrachten König Johann von Böhmen nebst seinem Sohn dem Markgrafen Karl von Mähren zum Todfeind, der von nun an auf Ludwigs äußersten Untergang und gänzlichen Sturz bedacht war. Zum Glück für Ludwig war er einige Jahre zuvor blind geworden; auch hatte er sein Königreich durch seine vielen Feldzüge in solche Schuldenlast versetzt, daß er nicht wohl im Stande war, einen Krieg anzufangen." Zwischen Böhmen und Oestreich kam einstweilen ein gegen K. Ludwig gerichtetes Defensivbündniß zu Stand, da eben, 1342, Papst Benedict XII starb, ein sehr gemäßigter Herr im Vergleich zu seinem Vorfahr sowohl als zu seinem Nachfolger Clemens VI zu achten. Wie zu erwarten, hat auch an diesen Ludwig eine Gesandtschaft entsendet, seine Glückwünsche darzubringen und Absolution sich zu erbitten.

„Da auch K. Philipp selbst auf geschehene Erinnerung an seine eidliche Zusage seine Sache dem Papst empfahl, erfolgte dennoch nach dreien Monaten keine andere Antwort, als daß Ludwig keine Gnade jemals zu hoffen hätte, wenn er nicht seine vormaligen Fehler und Ketzereien bußfertig erkennen und abbitten, das Reich zu den Füßen des Römischen Stuhls niederlegen und vor allem Andern die Grafschaft Tyrol ihrem letzten Besitzer wieder herausgeben werde. Am grünen Donnerstag ließ Clemens noch dazu eine förmliche Bulle gegen Ludwig ergehen, in welcher Alles wiederholt wird, was Ludwig jemals gegen den päpstlichen Stuhl sollte begangen haben, zum Schluß aber beigesetzt wird, daß, weil Ludwig zur großen Aergerniß noch immer hartnäckig auf seinen bösen Thaten und Anschlägen beharre, der Papst ihn hiermit mahnen wolle, daß er binnen dreien Monaten, die ihm zum endlichen Termin anberaumt würden, alle Verwaltung des

Reichs (regni et imperii) aufgebe, den Namen und Titel eines Königs, Kaisers, Herzogs oder jeder andern Würde ablege und denselben ohne Erlaubniß des Papstes nicht wieder annehme, alle päpstlichen Interdicte genau halten lasse, der Römischen und andern Kirchen für das große Unrecht, das er ihnen angethan, Genugthuung leiste und für seine vielen Lasterthaten, Gotteslästerungen und Verbrechen, die er gegen Gott und die Kirche begangen, persönlich nach Avignon komme, um alles dasjenige zu thun, was die Gerechtigkeit erheischen und dem Papst gutdünken werde, der sonst noch größere sowohl geistliche wie zeitliche Strafen, als sein Vorfahrer, gegen ihn verhängen werde. Um seinen Worten um so mehr Nachdruck zu geben, ließ er sogleich Schreiben an die Kurfürsten ergehen, daß sie sich zu der Wahl eines andern Römischen Königs anschicken sollten, wozu er ihnen Zeit und Ort nächstens bestimmen würde. Er drohte ihnen auch, daß, wenn sie sich hierin saumselig zeigen würden, er aus eben der apostolischen Gewalt, die das Kaiserthum auf die Abendländer übertragen habe, dem Reich ein neues Oberhaupt zu geben Willens sei."

Dagegen hatte König Ludwig im Febr. 1342 auf Schloß Tyrol das Beilager seines Sohnes Ludwig mit der Erbin von Tyrol begehen lassen, forderte aber damit seine Gegner in Deutschland zu erneuerter Thätigkeit. Kurfürst Balduin von Trier, K. Johann von Böhmen veranstalteten einen Kurfürstentag zu Rhens, der sofort alle muthigen Entschließungen des Kaisers brach. Wir haben gesehen, wie er von seiner ersten Protestation gegen die päpstliche Excommunication stufenweise von einer Demüthigung zur andern herabgesunken ist; nun schien er sich vollends in diesem Stück zu übertreffen. Vor Allem wandte er sich an K. Philipp und erinnerte ihn an seine gethanen Zusagen, der ihn auch durch ein verbindliches Handschreiben versicherte, daß er sich seiner nun auf das Nachdrücklichste zu Avignon annehmen wollte. Alsbald eilte Ludwig damit nach Rhens, um es den Kurfürsten vorzuzeigen. Seine unvermuthete Ankunft, seine guten Worte und gethanes Versprechen, sich in Allem nach dem Wink der Kurfürsten zu richten und Alles zu versuchen, um die Gnade der h. Kirche zu erwerben, erhielten sie diesmal noch bei guter Laune. Um auch

den Hof zu Avignon zu besänftigen, ließ er den Antrag bei demselben machen, daß man ihm den Aufsatz zu der Vollmacht seiner Gesandten selbst zusenden möge. Ludwig hatte sich bis daher Alles gefallen lassen, was man von ihm verlangt, nur daß er seinen kaiserlichen Titel, Stand und Rechte nicht ganz unbedingt wollte fahren lassen. Auch dieses that er nun kraft der von dem päpstlichen Hof ihm gemachten Ansinnung und gab seinen Gesandten wirklich den Auftrag, diesen Titel, den er auf eine böse und verkehrte Weise angenommen, ganz unbedingt abzulegen und zu versprechen, daß er sich desselben nicht mehr bedienen werde, über dieses auch seine Sachen, Person und seinen Stand ohne alle Ausnahme in die Hände des Papstes zu stellen und desselben Anordnung darüber sowohl als alle Händel, die Ludwig mit dem König von Frankreich und dem von Böhmen habe, sich zu unterwerfen, endlich auch den Papst zu ersuchen, daß er ihn wieder zu seiner Ehre, seinem guten Namen und seinem Stand annehmen wolle, in welchem er gewesen, ehe Johann seine Processe gegen ihn verhängt.

„Alles schien auf solche Art erschöpft zu sein, was man von Ludwig fordern konnte; demungeachtet aber machte der päpstliche Hof, der sich einer solchen Entschließung von Seiten Ludwigs gar nicht versehen hatte, neue Ausflüchte und Forderungen, und zwar solche, die mehr das Reich selbst als Ludwigs Person angingen, hauptsächlich aber darin bestunden, daß er auch Alles zernichten und zurücknehmen, was er als Kaiser oder König gethan, und den Papst ersuchen solle, daß er es aus Gnaden wieder wolle gelten lassen. Im J. 1335 hatte man nur von Ludwig verlangt, daß er dasjenige für ungültig erklären solle, was er als Kaiser gethan, welches seinen Bezug hauptsächlich darauf hatte, was von ihm zu Rom unternommen worden; durch das jetzige Verlangen fielen auch alle Handlungen Ludwigs in Teutschland, wobei eine Menge Reichsstände mit interessirt waren, und der Reichstagsschluß von Frankfurt, daß ein rechtmäßig gewählter König das Reich verwalten könne, auch ehe er die Bestätigung von dem Papst erhalten, förmlich umgestoßen ward. Und dennoch willigte Ludwig bereits darin, wenn nur der Papst den

nämlichen Tag und Augenblick, an welchem die Absolution werde ertheilt werden, Alles sogleich wieder gutheißen und genehmigen wolle. Indeß mochte ihm doch selbst eingefallen sein, wie anstößig dergleichen Punkte den Reichsständen vorkommen würden, wenn sie davon Nachricht erhalten sollten. Er hielt es demnach für rathsam, ehe er noch dem Papst die endliche Antwort ertheilte, dem gesamten Reich auf einem nach Frankfurt ausgeschriebenen Reichstag die Eröffnung von dem ganzen Hergang der Sachen zu machen. Alle Anwesende wurden durch Ludwigs schimpfliche Erniedrigungen aufs Höchste aufgebracht und sahen des Papstes Forderungen als äußerst nachtheilig für die Reichsrechte an. Weil den Kurfürsten am meisten an der Sache gelegen sein mußte, ward beschlossen, daß Ludwig besonders mit ihnen zu Rhens rathschlagen sollte, wie er sich fürs Künftige zu verhalten habe. Auch hier fiel die Meinung ebenso aus, und Ludwigen ward zugleich bedeutet, daß er sich nach so vielen fruchtlosen Versuchen nun nicht mehr um die Gnade des Papstes bewerben solle.

„Ob ihm dieses gleich einigermaßen erfreulich sein konnte, so machte ihm doch der König von Böhmen auf der andern Seite außerordentlichen Verdruß. Nebst den bittern Vorwürfen wegen seines Betragens gegen den päpstlichen Hof forderte er vor allen Kurfürsten Gerechtigkeit wegen der Tyrolischen Händel. Auch diese selbst ließen sich durch das Beispiel des Königs so weit hinreißen, daß sie Ludwigen öffentlich der Fahrlässigkeit in Reichssachen beschuldigten und sogar verlangten, daß er dem Reich zu Gunsten des Markgrafen Karl von Mähren, des Johann ältesten Prinzen, entsagen solle. Allein Ludwig war weit entfernt, etwas davon hören zu wollen, und schlug ihnen vielmehr, wenn es doch sein sollte, seinen eigenen Sohn, den Ludwig von Brandenburg vor, der aber den Kurfürsten ebenso unangenehm war, als Karl dem Ludwig. Man ging daher voller Verdruß auseinander. Im Weggehen machten die Kurfürsten dem Ludwig noch das Compliment: Das Reich ist unter dir, Bayer! so sehr geschwächt worden, daß man sich künftig wohl hüten muß, daß es nicht wieder an einen Bayer kommen möge!“

Wiederum schien jedoch der Handel auf einige unbedeutende bald wieder geschlichtete Fehden sich zu beschränken, als rasches Vorgehen des h. Stuhls die Zaudernden zu einem entscheidenden Schritt bestimmte. „K. Philipp von Frankreich", dem man zu Avignon seit längerer Zeit die Kaiserkrone zugedacht hatte, konnte sich kaum mehr der Engländer erwehren. Die Wahl mußte verändert werden und fiel auf den Markgrafen Karl von Mähren, der durch seinen Vater, den König Johann, und seinen Oheim, den Kurfürsten Balduin von Trier, kräftig konnte unterstützt werden. Bis daher hatte man es von Seiten des päpstlichen Hofes aus Furcht vor dem K. Philipp nicht wagen dürfen, einem andern Prinzen die Kaiserkrone anzubieten. Allein da Philipp jetzt mit England genug zu thun hatte, setzte man sich über diese Furcht hinaus, jedoch so, daß dem Philipp die Sache noch verborgen gehalten ward. Eine neue Bannbulle, die mit vielen Verwünschungen angefüllt war, sollte die Gemüther zu einer großen Revolution vorbereiten. „„Da Ludwig von seinem Vorfahrer als ein Abtrünniger und Ketzer sei erklärt worden,"" sagt der Papst, „„so habe er auch alle Strafen eines Ketzers verwirket, wovon er nur einige namhaft machen wolle. Ludwig sei nämlich ehrlos, untauglich zu öffentlichen Aemtern oder ein gerichtliches Zeugniß zu geben und eine Erbschaft anzutreten, könne Niemanden vor Gericht fordern als Partei oder Richter; alle seine Güter seien confiscirt, und seine Söhne oder Enkel könnten zu keinem geistlichen oder weltlichen Amt gelangen; allen Gläubigen sei die Gemeinschaft mit ihm untersagt, und nach seinem Tod könne er nicht nach Kirchengebrauch begraben werden; alle weltlichen Mächte seien gehalten, ihn aus ihren Gerichtsbezirken nach Kräften zu verbannen,"" welches zuletzt mit schweren Verwünschungen beschlossen wird. Damit aber nicht ferner das Römische Reich ohne Oberhaupt und die Kirche ohne Schutzherrn bleiben möge, so ermahnte Clemens zugleich alle geistlichen und weltlichen Kurfürsten, daß sie ungesäumt zu einer neuen Kaiserwahl sich bereit machen und dem päpstlichen Stuhl nicht Anlaß geben sollten, sein altes Recht bei der Bestellung eines Römischen Königs durch ein schickliches Mittel von selbst wieder auszuüben.

„Mittlerweile hatten sich auch schon der König von Böhmen und sein Sohn zu Avignon einfinden müssen, um erst die gewohnte Capitulation zu Stand zu bringen oder vielmehr sich Gesetze vorschreiben zu lassen, welche diesmal nebst den allgemeinen Juramenten darin bestunden, daß Karl Alles zernichten wolle, was Ludwig als Kaiser oder König in Italien oder irgendwo möge gethan haben, daß er sich keines Rechts über irgend einen Theil des Kirchenstaats anmaßen, und, um nicht dagegen zu handeln, daß er nicht eher in die Stadt Rom kommen wolle, als an dem Krönungstag, und den nämlichen Tag die Stadt auch wieder verlassen und gerades Weges aus dem Kirchenstaat in die Reichsländer abziehen, nach dieser Zeit aber niemal nach Rom oder in die Königreiche Sicilien, Corsica und Sardinien ohne ausdrückliche päpstliche Erlaubniß kommen wolle; alle Processe und andere Handlungen Heinrichs VII und Ludwigs, die einen Bezug auf den Kirchenstaat oder dessen Lehen haben, sollen nichtig und unkräftig sein; die gegen des Papstes Willen in geistliche Ehrenstellen Eingedrungene wolle er aus denselben treiben, hingegen denen, die der Papst damit versehen werde, zum Besitz derselben helfen; ferner heiße er nicht allein die Processe des Papstes gegen Ludwig gut, sondern werde sich auch alle Mühe geben, ihn als einen Ketzer und Schismatiker zu verfolgen und, so lange er mit dem päpstlichen Stuhl nicht werde ausgesöhnt sein, keine Freundschaft und Verbindung mit ihm eingehen, auch keine Schwägerschaft und Ehe mit einem, der von Ludwigen herstammt, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Papstes errichten. Die schimpfliche Bedingniß, wenn er nach Rom käme, gleich den nämlichen Tag die Stadt wieder zu verlassen, hatte auch Ludwig noch in den Jahren 1335 und 1336 zugestanden."

In der Ueberzeugung, daß es nicht gelingen werde, den Kurfürst von Mainz, Heinrich von Virnenburg, für die Wahl eines Gegenkönigs zu gewinnen, begann der päpstliche Hof mit dessen Absetzung, welcher sofort die Ernennung des Grafen Gerlach von Nassau folgte; sodann wurde, weil Frankfurt und Aachen dem K. Ludwig zugethan blieben, Rhens zum Wahlort ausersehen, wo sich die drei geistlichen Kurfürsten, der K. Johann und der

Herzog Rudolf zu Sachsen, der wegen Brandenburg gegen das bayerische Haus aufgebracht war, einfanden. Hier wurde König Karl von Böhmen, der im halben Sept. 1346 von Prag aufgebrochen war, am 10. Jul. 1346 zum Römischen König erwählt. „In Ermangelung des sonst zu dieser Feier bestimmten hohen Altars zu Frankfurt ward Karl auf den bei Rhens gelegenen sogenannten Königsstuhl gehoben und dem anwesenden Volk vorgestellt. Doch als das Vivat Rex ausgerufen ward, fiel von ungefähr das am Rhein aufgesteckte Reichspanier ins Wasser und ging, aller Bemühung ungeachtet, zu Grunde, welches man für eine üble Vorbedeutung ansah." Keiner der beiden Competenten scheint Lust gehabt zu haben, seinen Gegner aufzusuchen. Vielmehr begab sich Karl am 4. Nov. 1346 nach Bonn, wo er den 26. Nov. in St. Cassienstift in Gegenwart der Kurfürsten von Mainz und Trier, der Bischöfe von Münster, Metz, Lüttich, Verdun und anderer geistlichen und weltlichen Fürsten gekrönt wurde. Von dannen kehrte K. Karl nach Trier zurück. Nach kurzem Aufenthalt begab er sich, von einigen Baronen und Rittern begleitet, auf die Reise nach Böhmen. Er mußte im tiefsten Geheimniß einen weiten Umweg durch Elsaß und Schwaben nehmen, den Nachstellungen von K. Ludwig und dessen Getreuen zu entgehen. Zu Prag angelangt 13. Januar 1347, mußte er das Project einer Unternehmung auf Tyrol verschieben bis zum 5. April.

Vom 7. Januar 1347 ist das Schreiben, worin K. Ludwig seinen vollen Zorn gegen den Nebenbuhler ausspricht. Darin heißt es: „Wir wundern Uns sehr, ja Wir müssen über dein unbesonnenes Unternehmen in ein lautes Gelächter ausbrechen, daß du nämlich die Würde, welche Wir bekleiden, wie ein Mensch ohne Füße und Augen, anzunehmen dich unterfangest. Achtest du etwan die kriegerischen Fürsten und die unzählbare Menge des auserlesensten Kriegsvolks, womit Unser Hof umgeben ist, für nichts? Wir ermahnen dich auf das Ernsthafteste, den begangenen Fehltritt zu verbessern und Unsere kaiserliche Milde um Gnade und Vergebung, so lange es noch Zeit ist, anzuflehen, welche Wir, aus angeborner Güte, dir zu ertheilen geneigt sind.

Wenn du aber in deiner abscheulichen Narrheit verharrest, so werden Wir aus dem Schlaf erwachen und deine eingebildete Macht wie ein irdenes Gefäß zertrümmern und wie die Sonnenstäubchen in ein Nichts verwandeln." Karl antwortete ihm zu Eger beinahe im nämlichen Ton, und gibt diese Correspondenz ein Beispiel der gerühmten Feinheit der Ritterzeit.

Da Karl wegen der Feindschaft von Bayern und Oestreich genöthigt, Oeffentlichkeit zu meiden, ritt er, von nur dreien seiner vertrautesten Hofleute begleitet, alle vier als Kaufleute vermummt, bis Trident, ohne von jemand erkannt zu werden. Dort führte ihm Magnus Jacob von Carrara eine bewaffnete Schar zu, und es begannen die Feindseligkeiten. Feltre und Belluno wurden sogleich genommen; Meran leistete längern Widerstand, welchen Botzen hart büßte. Es folgte die Belagerung der Feste Tyrol, wo die Herzogin Margaretha sich mit einer guten Besatzung und einem reichlichen Vorrath von Lebensmitteln eingeschlossen hatte. Wenig war gegen die festen Mauern ausgerichtet, als der Kaiser in eigner Person zum Entsatz herbeikam. Die Belagerung mußte aufgehoben werden; trotz dem konnten die Bayern im Lande sich nicht halten, auch nicht das stärkere von dem Kurfürsten von Brandenburg herbeigeführte Heer. Aber auch K. Karl wurde des unfruchtbaren Kampfes müde, verpfändete die wenigen ihm gebliebenen Orte und zog hinab durch Ungern nach Böhmen. Zu Prag eingetroffen gegen Ende des Augustmonats, brachte er mit seiner und der Königin Krönung einen vollen Monat zu, dann wollte er doch sein Glück gegen Ludwig versuchen. Um Tauß versammelten sich seine Streitkräfte. Von dort ließ K. Karl den Marsch gen Bayern antreten; er selbst war aber kaum dort angelangt, als die Nachricht von dem unerwarteten Ende des Kaisers eintraf. Ihn hat unweit der Amber in der Nähe des Dorfes Buch auf der Bärenjagd ein Schlagfluß getroffen; „er sank vom Pferde in die Arme eines Bauers von Buch und starb als ein Weiser und Christ im J. 1347 den 11. Oct. Se. Majestät der König ließen zum verehrenden Andenken dieses großen Kaisers eine Pyramide, aus weißem Ettaler-Marmor gearbeitet, hart an der Straße auf-

stellen, weil der Ort des Hinscheidens, den Reisenden verborgen, im Walde entlegen ist. Die Inschriften lauten:

PIIS. MANIBUS.
DIUI. LUDOVICI.
BAVARI.
ROMANOR: IMPERAT:
LIBERAT: GERMAN:
DEFENSORIS.
LEGUM. BOICARUM.
CONDITORIS.
VIRI. FORT: ET. CONSTANT:
MONUMENTUM. POSUIT.
MAXIMILIANUS.
REX. BOIARIAE.
MDCCCVIII.

Auf der Gegenseite:

Hier starb in den Armen eines Bauers
vom Tode überrascht
den 11. October 1347
Ludwig der Baier,
Römischer Kaiser."

„Muth und Einsichten kann man dem Ludwig nicht absprechen," also beurtheilt ihn Mich. Ign. Schmidt; „nur war er niemal mit sich recht einig und äußerst wankelmüthig in seinen Grundsätzen sowohl als eingegangenen Verbindungen, auf die jeder äußere Umstand Einfluß hatte. Unter denen Kaisern, die excommunicirt sind worden, war er der letzte, aber auch derjenige, der sich am kleinsten und weinerlichsten dabei aufgeführet hat. Von der Aufnahme des Reichs unter ihm haben wir das Urtheil der Kurfürsten auf dem Reichstag vom J. 1344 gehöret, welches sie ihm unter das Gesicht gesagt; indeß muß man nicht glauben, daß, wenn die Verwirrung unter ihm zugenommen und fast seine ganze Regierung nichts anders gewesen als eine Kette innerlicher Unruhen, Ludwig allein Schuld daran war. Wir haben die Quelle davon gesehen. Nichts als ein einmüthiger und standhafter Schluß der Nation hätte den bösen Folgen vorbeugen können, der aber bei dem schon so sehr herabgesetzten

kaiserlichen Ansehen, dem starken Haß der vornehmsten Häuser unter einander und dem so sehr getheilten Interesse der verschiedenen Stände des Reichs nicht zu hoffen oder zu vermuthen war. Mit den Reichsgütern hat Ludwig besonders übel gewirthschaftet, indem er den Marggrafen von Meißen das Pleißner Land, den Herzogen von Oestreich die Reichsstädte Breisach, Schaffhausen, Rheinfelden und Neuburg am Rhein, auch, wenn es gelungen wäre, gar Zürich, dem König von Böhmen das so lange gesuchte Eger, den Marggrafen von Brandenburg das Herzogthum Pommern als ein Reichsafterlehen, den Grafen von Geldern den größten Theil von Ostfriesland, obgleich das letztere nur als eine Pfandschaft, überlassen hat."

Das Kloster der Capuzinessen.

Die Capuziner haben wirklich ihren Namen von der Capuze, die der h. Franziscus sehr lang und spitz getragen haben soll. Ihr Stifter, Pater Matthäus, nach seinem Geburtsort Bassi genannt, suchte im Kloster von Monte-Falco im Herzogthum Urbino die alte Tracht des h. Franziscus wieder hervor, und nach einer Abbildung seines Ordensstifters trug er die lange, spitze Capuze, ging barfuß und ließ sich den Bart wachsen. Im J. 1528 erhielt der neue Orden der Minoriten-Capuziner die päpstliche Bestätigung, und bald erwarb sich derselbe durch seine Predigten und durch den Beistand, den seine Mitglieder dem Volke bei Krankheiten gewährten, allgemeine Achtung. Seine Satzungen waren, neben den Urregeln des h. Franziscus, hart: um Mitternacht wurde die Mette gehalten; die Zeit zum Beten, zu Meditationen, zum Geißeln ꝛc. war genau bestimmt, und namentlich wurde auf strenges Fasten gehalten. Die lange, spitze Capuze aber verfiel schon 1537 zur Hälfte der Scheere.

Der Capuziner-Orden entfaltete sich übrigens immer mehr, und in der Mitte des 18. Jahrhunderts zählte er mehr als 50 Provinzen und fast 600 Klöster. Der Orden war sehr populair geworden und wußte mit Geschick seinen Einfluß auf das Volk

zu benutzen; was die Jesuiten in den höhern Classen gegen den Protestantismus wirkten, leisteten die Capuziner in den untern. Der 30jährige Krieg gab ihrem Seeleneifer ein weites Wirkungsfeld, und zu dieser Zeit erlaubten sie sich auch in einem Tone zu predigen, der oft scherzhaft war, und dessen sprüchwörtliche Benennung stets an sie erinnerte.

Bald nach dem Entstehen des Capuziner-Ordens wurden von der ehrwürdigen Mutter Maria Laurentia Longa 1532 zu Neapel auch Capuzinerinen gestiftet. Diese Dame stammte aus einer vornehmen Familie Cataloniens und war an einen edlen Italiener, königlichen Rath, vermählt. Während ihres ehelichen Lebens sah sie besonders auf Zucht und Ordnung bei ihren Untergebenen, hatte aber das Unglück, von einem ihrer Hausgenossen aus Rache für einige herbe Worte vergiftet zu werden. Es wurde zwar die Todesgefahr glücklich von ihr abgewendet, allein ihr Körper blieb siech. In dieser traurigen Lage ließ sich die fromme Dame zu U. L. F. nach Loreto bringen und genas zum Erstaunen Aller. Zum Dank entschloß sie sich, in Zukunft alle ihre Kräfte dem Dienste der armen und leidenden Menschheit zu widmen. Die Stiftung eines Hospitals für Unheilbare ist als ihr schönstes Werk zu betrachten; in demselben verpflegte sie nach dem Tode ihres Gemahls die Kranken bei frommen geistlichen Uebungen. Ebenso zeigte sie sich zur Pestzeit als eine heldenmüthige Helferin, und als 1530 Capuziner nach Neapel kamen, verschaffte sie ihnen das vor der Stadt gelegene Kloster Santa Eufemia. An der Ausführung ihres Wunsches aber, eine Wallfahrt nach Jerusalem zu unternehmen, hatte sie früher ihre Liebe zu den Armen gehindert, und jetzt hielt sie ihr hohes Alter davon ab. Sie ließ daher ein Nonnenkloster mit dem Namen U. L. F. von Jerusalem bauen, um auf diese Weise ihr Versprechen einigermaßen zu erfüllen, und trat 1534 in dasselbe, um nach der dritten Regel des h. Franziscus hier zu leben. Ihrem Beispiele folgten 19 Personen ihres Geschlechts, die sich sämtlich im J. 1538 unter die Leitung der Capuziner begaben. Jetzt verpflichteten sich die Schwestern auf die Urregel der h. Clara und befolgten alle deren Satzungen streng. Sie erhielten wegen ihrer Capuzinertracht den Namen

Capuzinerinen oder Capuzinessen. Sie verbreiteten sich in Rom, Mailand, Marseille, Paris rc. und fast überall den Spuren der Capuziner folgend über ganz Europa. Im Ganzen beobachten sie die Regel der strengen Clarissinen, haben auch deren Tracht mit wenigen Modificationen. Heute zählen sie nur noch wenige Klöster, außer Italien namentlich in der Schweiz zu Altdorf, Appenzell, Baden, Luzern, Rorschach, Solothurn und in Landshut in Bayern. Diese Capuzinessen, auch hier Schwestern von der Buß genannt, kamen ebenfalls unter Kurfürst Ferdinand gegen den Willen des Magistrats und der Bürgerschaft nach Bonn und zwar von Cöln.

Im J. 1328 hatte ein Weltpriester zu Cöln, Namens Kneyer, sein Wohnhaus auf der Breitenstraße, zum Graylach genannt, für die Wohnung von zwölf Frauenspersonen einrichten lassen, die allda in einer Versammlung und von der Welt abgesondert Gott in der Stille dienen möchten; diese nahmen hierauf die dritte Regel des St. Franciscus-Ordens an und bauten allda ein kleines Bethaus, welches zu St. Anna im Lämmchen genannt war. Die zur Zeit der Einführung des Capuzinerordens in Cöln lebenden Geistlichen dieses Klosters ließen sich die auferbauliche Lebensart dieser Ehrw. besonders gefallen, und entschlossen sich deren acht im J. 1619, die Regel und Constitutionen der gottseligen Anfängerin des Capuzinerordens zu St. Omer, Schwester Franzisca, anzunehmen und nach ausgehaltenem ganzen Probejahr den 4. Oct. folgenden J. 1620, als am Feste des h. Franziscus, in die Hände des kurfürstlichen Commissarius Aegidius Lampius und des P. Marcius Iprensis die öffentlichen Professionen abzulegen. Merkwürdig ist, was Gelenius Seite 566 meldet: es soll nämlich die Vorsteherin des Klosters, die zu dieser geistlichen Reform das Meiste beigetragen hatte, zuletzt zu wanken angefangen haben, und da sie von ihren andern geistlichen Mitschwestern in dem heil. Vorsatz wieder verstärkt worden, habe sie zu Gott inständig gefleht, daß, wann er vorsehen sollte, daß sie dem angefangenen heil. Werke in etwa hinderlich werden könnte, er sie viel lieber von der Welt abberufen sollte, und siehe da, innerhalb drei Tagen erkrankte sie und starb, läßt sich aber vor

ihrem Tode den neuen Ordenshabit nochmals anziehen und ermahnt ihre Schwestern zur Erfüllung ihres gottseligen Vorhabens.

Von diesem neuen Orden hatten einige beim Kurfürsten Ferdinand angestanden, in die Stadt Bonn aufgenommen zu werden. Der Stadtrath und die Bürgerschaft machten zwar lange Zeit viele Schwierigkeiten; Ferdinand aber drang zuletzt durch und ließ den 21. Sept. 1629 durch einen eigens nach Cöln abgeschickten Hofwagen drei Geistliche jenes Ordens und Klosters nach Bonn führen. Die besagtem Orden besonders geneigte Frau Agatha von Rensing, geborne Hammermans, kam mit hierhin, und ward ihnen Anfangs das in der Wenstergasse (Wenzelgasse) gelegene ehemalige Convent zur Wohnung eingeräumt, worin sie sich auch zwei Jahre aufhielten; hierauf kauften sie durch Belhülfe gottseliger Gutthäter in bemeldter Straße das Eckhaus, wo damals die kurfürstliche Hofapotheke stand, an der sogenannten Kesselsgasse, worin sie inmitten mehrer Verfolgungen 15 Jahre sich aufgehalten haben.

Im J. 1644 den 14. März legte Ferdinand im Beisein des ganzen Hofstaats den ersten Stein zu dem neuen Kloster- und Kirchenbau, wozu nach und nach die anliegenden kleinen Häuschen und Plätze angekauft wurden, bis an die Cölnstraße. Es ist wohl zu bewundern, daß diese geistlichen Schwestern nach ihrem eigenen Geständniß den Muth gehabt, mit dem Vorrath von 200 Rthlr. ein so weitläufiges großes Werk anzufangen: allein Kurfürst Ferdinand schickte denselben von Zeit zu Zeit reiche Almosen und ließ ihnen die nöthigen Baumaterialien durch seine Pferde zuführen; es fanden sich auch demnächst verschiedene andere Gutthäter ein, die zu diesem Werk sowohl öffentlich als heimlich Verschiedenes beigetragen, also, daß das Kloster binnen zwei Jahren in einen wohnbaren Stand gekommen, wo dann diese Nonnen, 7 an der Zahl, von ihren Ordensbrüdern, den Capuzinern, und vielen hohen und niedern Standespersonen den 11. Nov. 1646 in das Kloster mit den erbaulichsten Ceremonien eingeführt und begleitet worden, und ward die würdige Schwester Barbara von Trier zur ersten Oberin angestellt. Die Kirche aber wurde erst im J. 1648 fertig und den 20. Nov. von Franz

Wilhelm Bischof von Osnabrück in höchster Gegenwart des Kurfürsten Ferdinand und seines Coadjutors Maximilian Heinrich geweiht.

Dieses Kloster hat besonders in den Belagerungen viel gelitten, und brannte 1689 der Dachstuhl der Kirche sowie des Klosters ganz ab. Es wurde wiederhergestellt, und 1703 litt das Kloster und die Kirche wiederum sehr viel; auch sollen zwei Nonnen bei dem Bombardement todt geblieben sein. Das Kloster wurde 1802 aufgehoben und mit der Kirche durch die französische Regierung verkauft und abgebrochen. Der Domaine-Empfänger Nettekoven ward als Ankäufer Eigenthümer davon. Es ist die Stelle, wo jetzt Sarters und Sontags Haus, sowie in der Kesselgasse die neuen Häuser stehen, und wo die große Bleiche ist, da war früher der Klosterhof und Garten.

Der Welschnonnen Kloster.

Die Congregation de Notre Dame siedelte im J. 1664 eine Mademoiselle Duplessis aus dem Kloster Romeny in Lothringen nach Bonn über. Die „welschen Jungfrauen“ oder „Welschnonnen“, wie sie gewöhnlich genannt wurden, fingen sogleich an mit Beihülfe der beiden Novizen Anna Hedwig Buschmann und Teresa Billerbach und mit Unterstützung der Marquise de Grana auf dem angekauften sogenannten Blankenheimer Erbe in der Nähe des Cöln-Thores ein Kloster nebst Kirche zu erbauen und in offener Schule der weiblichen Jugend Unterricht zu ertheilen. Letzteres geschah mit dem besten Erfolg, was denn auch von Seiten der Stadt dankbar anerkannt wurde.

Stifter der Congregation B. M. V. war der selige Peter Fourier, geb. 30. Nov. 1564 zu Mirecourt in dem lothringischen Bisthum Toul. Frühe schon von seinen frommen Eltern für den geistlichen Stand bestimmt, machte er seine vorbereitenden Studien zu Pont-à-Mousson, trat 1586 unter die Regular-Canoniker in der Abtei Chaumousey, erhielt zwei Jahre später von dem Trierischen Weihbischof Peter von Binsfeld in der Stiftskirche

zum h. Simeon die Diaconats- und wieder zwei Jahre darauf von demselben die Priesterweihe. Hierauf noch eigentlichen theologischen Studien sich widmend, wirkte er nach deren Vollendung 1595 eine Zeitlang als Vicar an der Pfarrkirche zu Pont-à-Mousson; dann in seine Abtei zurückgekehrt, verwaltete er die Pfarrei gleichen Namens, bis er 1597 die Pfarrei Mattincourt erhielt. Die Zustände, die er in dieser sehr verwahrlosten Pfarrei angetroffen, und die Erfahrungen, die er bei seinem regen Seeleneifer gemacht hat, haben seinen Beruf allmälig zur Ausbildung gebracht, den Beruf nämlich, Stifter einer Congregation zu werden, die durch Unterricht und Erziehung der Jugend zur religiös-sittlichen Reform der Gesellschaft thätig sein sollte. Unwissenheit und Zügellosigkeit herrschten in seiner Pfarrei, so daß dieselbe in der ganzen Gegend verrufen war. Dies regte seinen Eifer dermaßen an, daß er Tag und Nacht bemüht war, eine Aenderung dieser traurigen Zustände herbeizuführen. In dem frühern Zustand seiner Pfarrei war ihm aber ein Abbild der Verhältnisse der Gesellschaft überhaupt entgegengetreten, und was er in seinem engern Wirkungskreise als Bedürfniß hatte erkennen lernen, das erschien ihm auch in weitern Kreisen erforderlich. Eine sorgfältige religiöse Erziehung der zarten Jugend bildete die Grundlage seines Planes, und diese suchte er zu erreichen durch getrennte Schulen, in denen die Jugend beiderlei Geschlechts, aber von einander geschieden, durch Lehrer und Lehrerinen unentgeltlich unterrichtet werden sollte. Zu diesem Behufe beschloß er ein neues Institut von Nonnen zu stiften, deren vornehmste Thätigkeit darin bestehen sollte, junge Mädchen zu unterrichten an allen den Orten, wohin sie etwa berufen werden sollten. Und als er der Jungfrauen, die seinem Zweck entsprechen wollten, eine genügende Anzahl gefunden, gründete Fourier die Congregation unter dem Schutz und dem Namen Unser Lieben Frauen nach der Regel des h. Augustinus und mit den nähern Bestimmungen, welche auf den besondern Zweck hinwiesen. Diese erhielten von Papst Paul V im J. 1615 die erforderliche Bestätigung.

Das Institut erwies sich so zeitgemäß und segenbringend, daß noch zu Lebzeiten des Stifters gegen 40 Klöster gegründet

wurden. Häuser entstanden zu Mallincourt, Nancy (1603), Verdun (1604), Chalons (1613), Metz (1623). Gehörte auch der Stifter selbst der Trierischen Kirchenprovinz an, so verpflanzte sich seine Stiftung doch erst im J. 1627 in das Gebiet des Erzstifts, und zwar mit dem in Luxemburg gegründeten Hause; zu Longwy war es, wo 1626 das zweite Haus in dem Erzstift Trier gegründet worden ist, in Trier 1641.

Die Congregation bestand nach den Statuten aus zwei Abtheilungen, nämlich Klöster für Nonnen und Häuser für Jungfrauen; beide hatten sich mit dem Unterricht und der Erziehung der weiblichen Jugend zu befassen und lebten nach denselben Vorschriften: nur legten die Nonnen in den Klöstern feierlichen Profeß ab, die Jungfrauen aber nicht; diese versprachen einfach nur, ihr ganzes Leben in der Congregation zu verbleiben und den Statuten derselben gemäß zu leben und zu wirken. Letztere hatten keine strenge Clausur und trugen nicht das eigentliche Ordenshabit. Jedes Kloster hatte eine mère supérieure, eine mère assistante und eine mère intendante (des écoles). Mères hießen überhaupt alle Nonnen der Congregation, wenn sie das 25. Jahr zurückgelegt und überhaupt 3 Jahre Profeß abgelegt hatten. Die Oberin jedes Hauses wurde von den Nonnen selbst durch Mehrheit der Stimmen gewählt, behielt 6 Jahre lang ihre Stelle, konnte jedoch auf 6 weitere Jahre gewählt werden. Die Nonnen und die Jungfrauen verpflichteten sich, Mädchen, die sich melden, ohne irgend eine Besoldung als Externe aufzunehmen und sie zu unterrichten in der katholischen Religion, in der Gottesfurcht, Bescheidenheit, im Gehorsam, sie anzuleiten zum häufigen Gebrauch der Sacramente, zur Ausübung der Werke der Barmherzigkeit und zur Erfüllung aller christlichen Pflichten. Und um den Mädchen Mittel an die Hand zu geben, sich ehrbar ernähren zu können und nicht leicht in Armuth zu fallen oder aus Noth in Gefahr und Verführung zu gerathen, werden dieselben in den für das bürgerliche und häusliche Leben nöthigen Kenntnissen und Fertigkeiten, Lesen, Schreiben, Rechnen, wie in ehrbaren und nützlichen Handarbeiten unterrichtet. Ferner soll die Congregation als Pensionaire Mädchen zur Erziehung annehmen in

angemessener Zahl und bestimmtem Alter; diese lernen, essen, wohnen und schlafen in einem besondern Quartier des Klosters, das durch eine Mauer nach außenhin abgeschlossen ist. Von diesen Pensionairinen nahm die Congregation zwar Zahlung, doch war sie eigentlich ganz auf die eingebrachten Doten der Klosterfrauen angewiesen, weshalb sie überall bei ihren anstrengenden und gemeinnützigen Diensten sparsam leben und meistentheils kümmerlich sich behelfen mußten.

Im J. 1802 wurde das Kloster in Bonn aufgehoben, obgleich der Consular-Beschluß vom 9. Jun. 1802, durch welchen alle Klöster in den vier neuen Departements aufgehoben wurden, ausdrücklich sagte, daß Stiftungen, welche sich einzig mit dem Unterricht oder der Krankenpflege beschäftigten, ausgenommen seien, und in Folge dessen auch die Congregation in Trier in fortgesetzter Reihe bis zum heutigen Tage besteht. Es scheint aber in Bonn an der nöthigen Energie, an der erforderlichen Persönlichkeit gefehlt zu haben. Die Gebäude wurden anfänglich zu einem Magazin benutzt, im J. 1818 aber zur Aufnahme eines Cavallerie-Regiments eingerichtet, welchem Bonn als Garnisonsort angewiesen ward, und zwar zuerst dem 7. Ulanen-, dann dem 7. (1. Rheinischen) Husaren-Regiment, seit der Thronbesteigung des Königs Wilhelm im J. 1861 den Ehrennamen Königs-Husaren führend, welches noch heute daselbst liegt. Die Kirche ward Speisesaal, das Kloster Kaserne; der große Klosterhof wurde rundum mit Stallungen umbaut, das Ganze überhaupt dem neuen Zwecke gemäß entsprechend eingerichtet.

Das Stift Dietkirchen.

Gegenüber dem Welschnonnenkloster lag das alte Stift Dietkirchen. Der h. Maternus, der um das Jahr 88 nach Bonn gekommen sein soll, ist angeblich der Erbauer einer Kirche zu Ehren des h. Johannes des Täufers gewesen. Der h. Maternus war nämlich nach der Legende einer der drei Männer aus der Zahl der 70 Jünger, welche St. Peter aus Rom sandte, um das Christen-

thum über die Alpen zu tragen. Eucharius und Valerius waren die beiden andern. Bei ihrer Wanderung den Rhein hinunter starb Maternus bei dem Castell Elegia (Eley) im Elsaß, wo man auch späterhin sein Grab zeigte. Ungesäumt eilen beide Gefährten nach Rom zurück, um seine Wiederbelebung von St. Peter durch ein Wunder zu erflehen, der sie zu diesem Zweck mit seinem Bischofsstab versah. Die Erweckung des Todten gelang und gab ihrer Predigt im Elsaß den erfreulichsten Erfolg. Nach Stiftung vieler Kirchen wandten sie sich aus dem Rheinthal nach Trier, wo die Bekehrung ebenfalls so günstigen Erfolg hatte, daß Eucharius sich die Stadt zum Bischofssitz wählte. Nach 25jährigem Episcopat folgte ihm Valerius, der nun 15 Jahre den Trierischen Stuhl inne hatte; sein Nachfolger wurde endlich Maternus, der unterdessen den Glauben am Niederrhein gepredigt, in Cöln und Tongern als erster Bischof Gemeinden gestiftet hatte und so ein dreifaches Bisthum bekleidete. Er starb in Cöln, doch wurde sein Leichnam nach Trier geschafft. Ja, wird weiter ausgeführt, er war ein naher Verwandter Jesu, war derselbe Jüngling, den der Herr im Thore zu Naim erweckte, so daß er dreimal gestorben und zweimal wieder erweckt ist. Zum drittenmal ereilte ihn der Tod, als er eben das Evangelium von sich selber, dem Jüngling zu Naim, verlesen hatte. Die Kirche, die Maternus erbaut, soll vor dem Cöln-Thor gerade an der Stelle gestanden haben, wo späterhin das Kloster Dietkirchen gegründet worden. Den Platz dazu soll endlich der Landesherr oder einer der ersten Christen der Gegend, Dedon oder Dieds geschenkt haben und daher der Name Dietkirchen herzuleiten sein. So weit die Sage. Gewiß ist, daß in späterer Zeit ein dem Apostelfürsten Petrus gewidmetes Kloster Benedictinerordens in Dietkirchen bestand und gleichzeitig ein Nonnenkloster für edle Jungfrauen dabei errichtet war. Letzterm stand Mathilde, die Tochter des Pfalzgrafen Ezzo oder Ehrenfried und Schwester des Erzbischofs Hermann von Cöln, gleichzeitig mit dem Kloster zu Vilich vor. In den Jahren 1015 und 1021 schenkte Kaiser Heinrich II dem letztern auf Bitten seiner Gemahlin Kunigunde Güter in Königswinter und Bieber im Engersgau. Erstes Gut

war die eigentliche Königspfalz, welche dem Orte den Namen gab; das letztere ward 1315 mit Gütern des Klosters Rommersdorf in Oberwinter vertauscht. Erzbischof Reinold führte im J. 1167 das gemeinschaftliche Leben und die Clausur der Nonnen ein, welche Anordnung bald darauf die Bestätigung des Papstes Calixtus III erhielt. Wegen der Bedrängnisse, in welchen das Kloster sich befand, übertrug ihm im J. 1253 Erzbischof Konrad von Cöln das Patronat über die Kirche zu Antweiler. Unter Kurfürst Ferdinand wurde das Kloster in ein freiadlich-weltliches Fräuleinstift umgewandelt. Bei den Kriegsunruhen mußten die Damen in die Stadt flüchten, und als in Folge derselben ihr Kloster eingeäschert worden, gestattete Kurfürst Maximilian Heinrich im J. 1680, daß das Stift innerhalb der Stadt Bonn wieder errichtet werde. Dies geschah auf dem Platze, wo seit alten Zeiten ein Gerichtshof des h. Paulus mit einer Capelle stand. Letztere war mit einem Hospital verbunden und ward nach einem berühmten Cölner Patrizier-Geschlecht, welches nach den langen Streitigkeiten mit der Bürgerschaft, den Zünften Cölns, seinen Wohnsitz in Bonn genommen, die Capelle St. Paulus zum Overstolz genannt. In dem Hospital fanden einstweilen die Stiftsdamen Unterkommen.

Im Jahr 1729 erbaute Kurfürst Clemens August die neue Stiftskirche zu St. Peter in Dietkirchen. Sie bildet ein Achteck mit angefügtem Hochaltar und Thurm darüber und ist in neuerer Zeit entsprechend restaurirt worden. Ihr war schon zu Anfang des 11. Jahrhunderts nicht nur ein Theil der Stadt Bonn, sondern auch die Orte Dransdorf und Rheindorf eingepfarrt, und auch späterhin versah der Pfarrer des Stifts noch die Seelsorge in einem Theile Bonns und in dem nahe gelegenen Dransdorf. Indessen waren die Vermögensverhältnisse des Stifts sehr in Verfall gerathen. Die Präbenden warfen nicht viel ab, so daß die Aebtissin eine Haushaltung führen mußte, an welcher die Damen Theil nahmen. Das Stift bestand in letzter Zeit aus 12 Fräulein, 5 Canonical-Präbenden und ebenso viel Vicarien. Zuletzt war der Personalstand folgender: Frau Aebtissin und Kirchenmeisterin Maria Anna Gabriela Freiin von Bourscheidt

zu Burgbrohl († 1801); Maria Katharina Freiin Forst von Lombeck, Seniorissa; Coadjutorin Maria Ludovica Freiin von Leerodt; Maria Teresa Freiin Forst von Lombeck; Maria Elisabeth Freiin Zand von Merl; Sophia Caroline Freiin von Böselager; Henriette Freiin von Falkenstein; Caroline Freiin von Weichs zu Rösberg; Maria Sophia Freiin von Spieß zu Rath; Augusta Maria Freiin von Spieß zu Rath; Ludovica Freiin von Wambold zu Umstadt.

Wir befinden uns ganz in der Nähe des alten Cöln-Thors, dessen Beseitigung den ersten Anlaß zu einer Ausdehnung Bonns und zur Anlage neuer Straßen gab. Man begann aber erst im J. 1825 der Stadt durch Abbruch vieler Fortifications-Ueberreste — eine eigentliche Befestigung der Stadt fand schon seit dem J. 1717 nach Beseitigung der Werke an der Schloßseite nicht mehr statt — sowie durch Ausfüllung der Gräben rc. eine schönere Gestalt zu geben. Es hatte sich zu diesem Behuf ein eigener Verschönerungs-Verein gebildet, und welche Wichtigkeit dessen Bestrebungen beigelegt wurde, ergibt sich aus einer Urkunde, welche in Kupfer eingegraben dem Grundstein zu den 2 Häusern eingefügt wurde, welche als die seit langen Jahren ersten Neubauten entstanden. Am 19. Jul. 1827 wurde durch den Verein und durch die Verwaltungsbehörde der Stadt dieser Grundstein gelegt, dessen Inschrift lautet: „Unter der glorreichen Regierung Seiner Majestät Friedrich Wilhelms III, Königs von Preußen, wurden die unter dem Kurfürsten Konrad von Hochstädten im Jahre 1240 an dieser Stelle erbauten Thürme und Zwinger der Cölner Pforte niedergelegt. Nach Einebnung der damit verbundenen Bastionen, Wälle und Festungsgräben entstand die den Eingang der Stadt bildende neue Häuserreihe und die westlich damit verbundene Wallstraße. Die Ausführung der Arbeiten geschah durch Beiträge des Stadt-Magistrats und der Bürgerschaft zu Bonn unter Leitung des Vereins zur Verschönerung und Vergrößerung der Stadt Bonn. Möge die göttliche Vorsehung dem in Eintracht und Liebe begonnenen Werke kräftigen Fort-

gang, Schutz und Gedeihen gewähren und unsere Nachkommen sich der Segnungen des Friedens erfreuen, welche, nach langjährigen Kriegsstürmen, die Bürgerschaft durch die vielfachen Aufopferungen für die Einebnung der Festungswerke dauernd zu sichern bemüht war. Diese beiden Häuser wurden erbaut von den Handelsleuten Martin Edelbroch und Friedrich Burkart durch den Bau-Conducteur B. Greuel und Maurermeister Gath. Der Grundstein dazu wurde gelegt durch den oben benannten Vorstand des Vereins zu Bonn am 19. Jul. 1827."

Wer hätte damals auch nur ahnen können, welche Ausdehnung die Stadt jetzt, nach 40 Jahren, gewonnen hat, welche Menge schöner Straßen in dieser Zeit entstanden, welche Masse der prachtvollsten Häuser überall hervorgewachsen sind und noch täglich hervorwachsen. Mit dem Einrücken der Franzosen schien der Glücksstern Bonns für immer erloschen zu sein. Der Hof hatte früherhin die angesehensten Familien des Landes um sich versammelt, zahlreiche Beamte, viele hochgestellte Fremde belebten die Stadt; dies änderte sich plötzlich, denn der Ersatz durch eine Unterpräfectur, ein Tribunal erster Instanz und ein Lyceum, in dem alte Sprachen, Rhetorik, Logik, Moral und die Anfangsgründe der mathematischen und physikalischen Wissenschaften von 7 Professoren gelehrt wurden, war nur höchst unzureichend. Der frühere Wohlstand schwand in erschreckender Weise. Die reichen, adlichen Familien verließen ihre Wohnsitze, die selbst für geringe Preise keine Käufer fanden; die Auswanderung war überhaupt eine bedeutende, und die Bevölkerung der Stadt sank bis auf 8000 Seelen.

Wie Bonn in der traurigen Zeit seiner Verödung ausgesehen, davon gibt uns der Professor Dr. Wutzer ein treffliches Bild; er erzählt nämlich: „Es war im J. 1814, als des Krieges Wechselfälle mich Bonn zweimal näher betrachten ließen. Zuerst geschah es, daß der Befehl, nach Cöln zu gehen, eine muntere Kameradschaft mit mir zu Coblenz veranlaßte, die leichten Bretter einer kleinen Barke zu besteigen, um auf dem glatten Rücken des Rheins nach abwärts zu schwimmen. Aber Vater Rhein schien damals (es war im Monat April) noch wenig gewohnt zu sein,

die Söhne Norddeutschlands zu tragen; als wir Nachmittags bis unterhalb Plittersdorf gelangt waren, schüttelte er, von einem plötzlich auftauchenden Sturmwind unterstützt, das feuchte Haupt mächtig. Wir erinnerten uns zwar, daß wir unserm Kriegsherrn geschworen hatten, zu Wasser und zu Lande zu dienen, und jubelten, auch eine solche Fährlichkeit bestehen zu sollen. Nicht so der erfahrene Schiffer; des Widerstrebens ungeachtet setzte er uns am linken Ufer aus. Wir aber, zum Marsch leicht geschürzt, folgten den Krümmungen des Stromes scherzend und lachend, froh, den frühern Abenteuern jetzt auch noch ein „ächt rheinisches" im Tagebuch zufügen zu können. Doch nicht minder zu ernsten Betrachtungen hatte die Pilgerfahrt Gelegenheit geboten. Vergebens strebten wir den heitern Strom zu erkennen, von dessen rebenbekränzten Hügeln und epheuumschlungenen Burgen früh schon romantische Sagen und Erzählungen zur Phantasie gesprochen hatten. Ein schwerer Schleier schien auf die Wellen, die Hügel mit ihren blattlosen Reben, die Felsen mit ihren Mauerresten ehemaliger Herrlichkeit, auf die langsam hinschleichenden Uferbewohner zugleich zu drücken. Obgleich des blutigen Völkerzwistes Stürme seit Kurzem schwiegen, gewahrten wir auf der ganzen Fahrt doch nur zwei oder drei dürftige einmastige Schiffe. Augenscheinlich lag jeder Verkehr in tiefem Schlummer. Dem spitzen Münsterthurm, der zum Zielpunkt diente, uns nähernd, durchschritten wir in der Ebene weithin gedehnte, bis unmittelbar an die Stadt reichende Weingärten, deren Hecken dem Fußpfad der Wanderer hier und da Hindernisse bereiteten. In dieser fast menschenleeren Einsamkeit tauchte endlich vor dem erstaunten Blick das kolossale kurfürstliche Schloß auf. Vor ihm, in seinem nähern Bereich, entdeckten wir nur ein einziges, ziemlich beschränktes, achteckiges Gebäude unmittelbar am Ufer; wir wurden belehrt, daß dies die Vinea domini sei. Auffallend erschien dieser gänzliche Mangel an menschlichen Wohnungen in der herrlichen, fruchtbaren Ebene allerdings, die unmittelbar neben dem schiffbaren Strom sich nach Süden ausbreitet, um hier von einem höchst malerisch sich erhebenden Halbkreis mit zwei Armen umfangen zu werden. Denn diesen bilden rechts

vom Strom die Hügel des Ennert und des Finkenbergs, ihnen sich anschließend das von wohlberechtigten Dichtern so häufig besungene Siebengebirge mit seinen romantisch hervortretenden Trachyt- und Basaltspitzen, mit Burgruinen und Capellen, links die grünbewaldeten Hügel des Vorgebirgs, vom runden Thurm zu Godesberg bis zum Kreuzberg und seiner Klosterkirche hin. Unberechtigt vermochten wir jenen Mangel, die Wirkung einer deshalb erlassenen kurfürstlichen Verordnung, nicht zu erkennen. Ein so mächtig imponirendes Gebäude kann naturgemäß fordern, daß man seine Würde nicht durch zu nahe herangeschobene winzige Baugebilde beeinträchtige, die im Verhältniß zu ihm pygmäenartig erscheinen müssen, die nur gemacht sind, dem Beschauer den Genuß eines zum freien Beherrschen seiner Umgebungen augenscheinlich bestimmten Prachtbaues zu verkümmern. Wie oft sucht man in größern Städten vergebens nach einem Standpunkt, von welchem aus man sich eines solchen Genusses erfreuen könnte; hier bot er sich uns schon von fern dar.

„Als wir uns dem Michaelsthurm des Schlosses näherten, um durch sein Thor in die Stadt zu schreiten, lähmte aber Trauer die vorher angeregte Phantasie, Trauer über die allenthalben sich an dem Gebäude kund gebende Sorglosigkeit um seine Erhaltung. Mit dem frühern Herrscher war auch der Sinn für das Gedeihen der Residenz ausgezogen. Statt seiner hatten die Republikaner bald nach ihrer Ankunft das Schloß in ein Militair-Lazareth umgewandelt und damit den frühern Glanz aus seinen Räumen gründlich vertrieben. Später war dann eine Runkelrüben-Zuckerfabrik und ein kaiserliches Lycée eingewandert, dessen Schüler schon als Kinder nach dem dröhnenden Schall der Trommel zu marschiren geübt wurden, der sie ja doch früher oder später zu folgen bestimmt waren. Die schwarzen Wände waren augenscheinlich seit zwanzig Jahren nicht mehr gereinigt, die Dächer nicht gehörig unterhalten, die zerschlagenen Fenster gewährten an vielen Stellen einen traurigen Einblick in die öden Säle. Aber auch die sämtlichen Privatgebäude schienen — mit geringen Ausnahmen — der ausbessernden Hand eben so lange entbehrt zu haben; offenbar war an ihnen nicht mehr geschehen,

als dringend unentbehrlich war, sie für die mäßigsten Ansprüche bewohnbar zu erhalten. Auf dem Marktplatz angelangt, fanden wir, daß sich hier eine grüne Vegetation freiwillig und ungehindert entwickelt hatte, besonders in der südöstlichen Ecke. Wir waren grausam genug, das freudig aufstrebende Gras niederzutreten, um zur Rathhaustreppe gelangen zu können. Bei dem Viereckplatz konnten wir uns nicht enthalten, zu fragen, warum man das schöne Gras nicht zur Viehweide benutzte? Dieser Platz war aber auch mit der Asche eingeschmuggelter englischer Waaren gedüngt, denen man dort ihr Autodafé zu bereiten liebte, wo sich zugleich die Residenz der französischen Zöllner befand. Die uns auf den Straßen begegnenden Einwohner erschienen uns, im Verhältniß zum Umfang der Stadt, der Zahl nach spärlich; im äußern Auftreten zeigten viele unter ihnen etwas auffallend Gedrücktes. Mit einem Worte — die Stadt befand sich in augenfälligstem Zustande des Rückschritts, und doch war sie der Sitz einer kaiserlichen Unterpräfectur gewesen, unter deren Regierung freilich die Einwohnerzahl von 9500 bis auf 7500 herabgesunken war.

„Im August desselben Jahrs kehrte ich zum zweitenmal nach Bonn zurück, gleichfalls von Süden her kommend. Man hatte mich in Remagen mit einem karrenartigen zweirädrigen Fuhrwerk versehen, dessen Rossebändiger nicht die geringste Eile zu haben schien. Sehr zur Unzeit überfiel ihn indessen kurz vor dem Coblenzer Thor eine plötzliche Ungeduld; denn kaum hatten wir Zeit gehabt, ob des raschen Laufs unser Staunen auszudrücken, als der innerhalb des Thores angelangte Wagen mit einem Rad in ein tiefes Loch des städtischen Straßenpflasters stürzte. Das Rad zerbrach, der harte hölzerne Sitz, auf welchem wir uns bisher mühsam aufrecht gehalten hatten, verwandelte sich plötzlich in eine stark nach abwärts geneigte Fläche, die uns mit Nothwendigkeit den nächsten Weg anwies, in die unmittelbarste Bekanntschaft mit den ausgezeichneten Eigenschaften des Straßenpflasters der Stadt zu treten. Mein Gefährte und ich fielen damals gleich leicht, standen eben so leicht wieder auf den Füßen, nahmen den Tornister auf den Rücken, dessen Gewicht uns un-

gemein wenig beschwerte, und erfreuten uns vor allen Dingen der vollständigen Einsamkeit der Straße, die keine Spur einer den Unfall etwa bejubelnden Straßenjugend zeigte, an der es unter ähnlichen Umständen heutiges Tags schwerlich gefehlt haben dürfte. Bei dem Durchwandern der Straßen überzeugten wir uns außerdem, daß die, welche uns so eben einen unfreundlich komischen Empfang bereitet hatte, eine der am besten unterhaltenen des vernachlässigten Ortes war. In diesem theilte man uns jedoch erfreut mit, daß die Fortschaffung der französischen Douanen-Fesseln von den Ufern des deutschen Rheins bereits ihren belebenden Einfluß auf den Verkehr der Stadt äußere; nur das zahlreiche Heer der Schmuggler befinde sich in tiefer Trauer."

So war es 1814. Die Stadt aber hob sich bald wieder, und die Bevölkerung stieg mit den günstigern Verhältnissen, die sich nach und nach in erfreulichster Weise entwickelten, rasch empor. Schon im J. 1815 zählte man etwas über 9000 Einwohner; im J. 1830 war deren Zahl bis auf nahe 12,000 gestiegen, ohne Militair und Studenten; im J. 1842 zählte man schon 15,000 Einwohner, die sich auf 1240 Häuser vertheilten, und im J. 1864 deren 20,433. Von diesen waren 9618 männlichen, 10,815 weiblichen Geschlechts — Militair (im Ganzen 897 Individuen) und Studenten mögen wohl mehr wie das Gleichgewicht hergestellt haben. Zahlen beweisen, aber sie bezeichnen nicht gleichzeitig die Qualität des Zuwachses, welche günstiger ist, als wohl irgend eine Stadt, vielleicht mit alleiniger Ausnahme Wiesbadens, aufweisen kann. Allerdings hat in dem letzten Jahre, in Folge des Gesetzes vom 2. Mai 1867, nach welchem das städtische Einzugsgeld gänzlich wegfällt, der Zuzug solcher, welche, ohne irgend Vermögen mitzubringen, gerade so viel verdienen, als sie eben gebrauchen, sich erheblich vermehrt, aber der Zuzug wohlhabender Fremden, die sich längere Zeit hier aufhalten oder ihren festen Wohnsitz hier wählen, war doch immer im Zunehmen begriffen. Während von den im J. 1866 zugezogenen 92 Familien nur 12 unbemittelt waren, sind von den im J. 1867 zugezogenen 162 Familien 45 solche, die theils nicht, theils nur zur niedrigsten Classe der Communalsteuer heran-

gezogen werden können. Bonn ist mehr darauf angewiesen, in dem weitverbreiteten Ruf der Universität und in den verschiedenen Annehmlichkeiten des Lebens, welche die reizende Lage und die geistigen Genüsse der Kunst und Wissenschaft bieten, die Quellen seines Wohlstandes zu finden und zu pflegen, als in der Entwicklung einer großartigen industriellen Thätigkeit; sonach möchte die Aufhebung des Einzugsgeldes und die dadurch beförderte Freizügigkeit eben so wenig vortheilhaft für die Stadt erscheinen, wie sie dies z. B. für die in Festungsmauern eingeschnürte Stadt Coblenz ist. Der Flächenraum der Stadt Bonn in ihren alten Grenzen mit Einschluß der zu Gärten umgewandelten alten Wälle betrug 137⅜ Cölner Morgen; wie groß mag wohl jetzt die bebaute Fläche sein, die zu Bonn gehört?

Doch um auf die Häuser zurückzukommen, welchen die Ehre solch feierlicher Grundsteinlegung widerfuhr, so ward das eine davon im J. 1829 Eigenthum Niebuhrs, das andere erwarb Bethmann-Hollweg.

Barthold Georg Niebuhr ward den 27. Aug. 1776 zu Kopenhagen geboren. Sein Vater war der bekannte Reisende Carsten Niebuhr, der, als Ingenieur-Hauptmann verabschiedet, späterhin als Landschreiber in Dithmarschen lebte. Hier brachte Niebuhr seine Jugend zu, sich früh durch Fleiß und Verstand auszeichnend. 1792 kam er zu Professor Büsch nach Hamburg, kehrte aber schon nach 3 Monaten in die Heimath zurück, da ihm der Ton des Hauses nicht gefiel. Hier studirte er wieder fleißig namentlich Sprachen; sein Vater zählte einmal 20 Sprachen auf, die sein Sohn verstehe. Im J. 1794 besuchte dieser die Universität zu Kiel und blieb daselbst bis 1796, namentlich philologische und historische Studien betreibend. Da erhielt er den Antrag, als Privatsecretair bei dem Minister Grafen Schimmelmann einzutreten; er nahm denselben an und wurde in dem reichen, stets von Fremden und hervorragenden Persönlichkeiten besuchten Hause auf das Freundlichste empfangen. Der Minister Graf Bernstorf stellte ihn überdies als Secretair bei der Königl. Bibliothek an, welcher Stellung er sich späterhin ganz widmete. Im J. 1798 ging er nach England, wo er über ein Jahr weilte. Nach seiner Rückkehr nach Kopenhagen wurde er

als Assessor im Commerzcollegium angestellt. Obgleich Beförderung im Amte nicht mangelte, folgte er doch im J. 1806 einem Ruf nach Berlin. Kaum hier angelangt, ward er nach der schrecklichen Schlacht von Jena in die allgemeine Flucht hineingerissen; im Januar 1807 war er in Memel, kam selbst bis Riga, aber immer mehr in seinem Wirken anerkannt, auch in höhern Stellungen. In demselben Jahr bekam er den Auftrag, in Holland eine Anleihe zu negociren, womit man die Forderungen der Franzosen decken könne. In Holland weilte er bis April 1809, ohne das erwünschte Ziel erreicht zu haben, und kehrte dann nach Preußen zurück, um hier, zum geheimen Staatsrath ernannt, das Schuldenwesen und die Geldinstitute zu leiten. Bald nöthigten ihn aber Conflicte verschiedener Art, seine Entlassung zu fordern und die Stelle eines Professors an der Universität zu Berlin nachzusuchen.

Im J. 1810 wurde die Berliner Universität durch die Anstellung und die Vorlesungen der ausgezeichnetsten Männer in verschiedenen Fächern mit einem seltenen Glanz eröffnet. Ihnen schloß sich Niebuhr, der Geschäfte entbunden, die ihn bisheran der Wissenschaft allein zu leben gehindert hatten, freiwillig an mit seinen Vorlesungen über Römische Geschichte, deren weitere Ausarbeitung und Herausgabe seinen Namen bei der gelehrten Mit- und Nachwelt zieren und erhalten sollte. Fortwährend mit seinen Werken beschäftigt, wurde er im April 1813 zum König nach Dresden berufen, um die Unterhandlungen mit den englischen Abgeordneten wegen der Subsidien zu führen. Der Allianz- und Subsidien-Vertrag wurde den 14. Jun. 1813 unterzeichnet; Niebuhr blieb indeß noch einige Zeit im Hauptquartier und folgte demselben nach Schlesien und Böhmen; erst im Spätherbst kehrte er nach Berlin zurück. Im Febr. 1814 reiste er im Auftrag des Königs nach Holland, um die fernern englischen Subsidiengeschäfte zu unterhandeln. Sein Aufenthalt daselbst zog sich bis in den Monat Juni, dann kehrte er über Pyrmont und die Heimath wieder nach Berlin zurück. Hier ertheilte er auf den Wunsch des Königs dem Kronprinzen Unterricht in der Finanzkunde, den verschiedenen Finanz- und Administrationssystemen rc.; er lernte in diesen Stunden den Prinzen näher kennen und innig lieben;

Niebuhrs Herz hing bis an sein Lebensende mit wahrhaft zärtlicher Liebe an ihm, und vielfältige Andeutungen zeugen davon, daß auch der Prinz ein Herz für ihn hatte. Die kleine Schrift: Preußens Recht gegen den Sächsischen Hof, im Beginn des Jahres von Niebuhr zur Rechtfertigung Preußens herausgegeben, erregte großes Aufsehen. Sie mag wohl mit veranlaßt haben, daß ihm der Antrag gemacht wurde, als Gesandter nach Rom zu gehen, um mit dem päpstlichen Hof über die Einrichtung der katholischen Kirche in den preußischen Landen zu unterhandeln und eine Uebereinkunft abzuschließen. Er nahm den Antrag an, blieb aber noch in Berlin, theils mit Studien, theils mit verschiedenen literarischen Arbeiten beschäftigt, bis er im Jul. 1816 die Reise nach Rom antrat. Der 1867 verstorbene Professor Brandis in Bonn begleitete ihn als Legationssecretair. Erst im J. 1821 kam, durch mancherlei Hindernisse verzögert, der Abschluß der Unterhandlungen zu Stande; Niebuhr erhielt dafür den rothen Adlerorden zweiter Classe und von Seiten Oestreichs den Leopoldsorden erster Classe. Literarische, namentlich philologische Arbeiten wurden zwischendurch vorgenommen.

Im J. 1823 erhielt Niebuhr einen längern Urlaub, den er in Bonn zu verleben gedachte; er erfreute sich hier des Wiedersehens von Brandis und nahm mit frischem Eifer seine Römische Geschichte wieder vor, deren Fortsetzung und Besorgung neuer Auflagen der ersten Bände ihn erwünscht beschäftigten. Im J. 1824 erhielt er den erbetenen Abschied von seinem Gesandtschaftsposten in der Siebenhügelstadt, und eine feste Niederlassung in der Stadt der sieben Berge war die Folge. Auch schloß er sich der Universität frei an, hielt Vorlesungen, meistens über ältere Geschichte, mit dem größten Erfolg, und wirkte überhaupt durch seine man möchte sagen leidenschaftliche Thätigkeit äußerst anregend. Im J. 1829 kaufte er das von Burkart erbaute Haus und fühlte sich in eigenen Räumen sehr glücklich, als dasselbe am 6. Febr. 1830 durch eine Feuersbrunst zerstört ward. Er fand die erste Aufnahme bei Professor Hollweg und bezog dann eine gemiethete Wohnung, bis nach drei Vierteljahren das Haus, um einen Stock erhöht, wieder bewohnbar war. Er sollte sich

des neuen Hauses nicht lange erfreuen; eine Lungenentzündung raffte ihn am 2. Januar 1831 weg.

Niebuhr war mager und klein von Gestalt, seine Stimme scharf tönend. Er lebte sehr frugal und schnupfte früher stark; arbeiten konnte er, während Lärm um ihn war, seine Kinder spielten oder eine laute Unterhaltung geführt wurde. Er war zweimal verheirathet; aus zweiter Ehe hinterließ er einen Sohn und zwei Töchter, die 9 Tage nach seinem Tode ganz verwaist waren: denn nur so lange überlebte ihn die Frau, der sein Tod auch den ihrigen brachte. Beide ruhen vereint in Einem Grabe, das der Kronprinz mit einem Denkmal von Rauchs Meisterhand zieren ließ. Das Grab selbst deckt ein steinerner Sarkophag, an dessen Kopf sich eine Architektur mit Nischen, Säulen und dgl. erhebt. An der Nische befinden sich die sehr stark erhobenen Bildnisse Niebuhrs und seiner Gattin in Marmor, etwa Viertel-Lebensgröße, weiter oben das große Medaillonbild Christi mit der Dornenkrone, ebenfalls von Marmor. Niebuhr und seine Gattin reichen sich gleich solchen, die sich nach langer Trennung wiedersehen, herzlich die Hände. Diese lyrische Darstellung zeigt, daß der Künstler Niebuhrn nicht sowohl als Gelehrten, denn als Mensch, als Familienglied fassen wollte, der nach fruchtbarem öffentlichen Wirken gleichsam in den stillen Kreis der Seinigen zur Erholung zurückkehrt. Diese Motivirung ist wohl hier ebenso passend, als in einer monumentalen Statue Niebuhrs es fehlerhaft erschiene, wenn die gemüthliche Seite über den gelehrten Charakter, das Genreartige über die historische Auffassung dominirte. Die beiden Bildnisse, welche große Kenntlichkeit verrathen, sind sehr zierlich und fein ausgearbeitet. In der akademischen Bibliothek befindet sich auch die Marmorbüste Niebuhrs, 1838 von Emil Wolff, Schüler von Rauch und Thorwaldsen, in Rom mit anerkanntem Talent verfertigt.

Niebuhr ragte hoch empor durch umfassende Gelehrsamkeit, welche bei ihm mit der scharfsinnigsten Kritik verbunden war. Seine Römische Geschichte gilt als ein classisches Werk; sie zeigt am besten die reiche Fülle seiner Gelehrsamkeit, die Schärfe seiner Kritik, die Genialität seiner Combinationsgabe. Die Kritik

bewies sich nicht nur negativ, sondern anregend und hülfreich zum Schaffen, und den Schöpfungsact zu vollenden half eine reich ausgestattete Phantasie; denn ohne diese vermag der Geschichtsforscher, der, wie der Naturforscher aus einem Knochenstück die Gestalt des ganzen Thieres, ein geringfügiges Fragment zu einem bedeutungsvollen Ganzen ergänzt, den erloschenen Gestalten der Vorwelt so wenig scharfe Umrisse und Farben wiederzugeben, wie es der Poet vermöchte, wollte er sie dichterisch schildern. Mag auch öfters die Kühnheit der Hypothesen überraschen, erscheinen auch einzelne Ansichten trotz der festen Ueberzeugung von ihrer Wahrheit, mit der sie aufgestellt waren, späterhin wandelbar, das Ganze leidet nicht darunter und wird immerhin ein Werk bleiben, auf welches Deutschland mit gerechtem Stolz blickt.

Als Niebuhr nach Berlin kam, schrieb Schleiermacher an einen Freund: „Der hiesige wissenschaftliche Kreis hat bedeutenden Zuwachs erhalten durch einen Mann, der der Universität nicht angehört, sondern ursprünglich für Staatsgeschäfte berufen war — Niebuhr. Ich habe nie eine so bewunderungswürdige Gelehrsamkeit gesehen und ein so vielseitiges und tiefes kritisches Talent, selten auch ein so schönes Gemüth, ich würde noch hinzufügen einen so großen Charakter, wenn er nicht unter den Einwirkungen eines schwächlichen Körpers stände." Mit welchen Gefühlen, welcher Freude man aber die Niederlassung Niebuhrs in Bonn und seinen Entschluß, an der Universität Vorlesungen zu halten, aufnahm, davon möge ein Brief Zeuge sein, den A. W. von Schlegel, zu der Zeit Rector der Universität, an ihn schrieb: „Euer Hochwohlgeboren bitte ich um Erlaubniß, dem Akademischen Senat und meinen sämtlichen Collegen voraneilen zu dürfen, indem ich Ihnen persönlich und in meinem eignen Namen meine Freude über die Nachricht bezeuge, welche ich gestern amtlich durch ein Schreiben des Königl. Ministeriums empfing, daß Sie geneigt sind, hier öffentliche Lehrvorträge zu halten. Für die wissenschaftliche Bereicherung, welche Euer Hochwohlgeboren der hiesigen Universität gewähren wollen, müssen Ihnen alle Mitbürger derselben um so dankbarer sein, da es

Ihnen so leicht gefallen wäre, für die mündliche Mittheilung Ihrer tiefsinnigen und originalen Forschungen einen glänzendern Schauplatz zu finden. Ich meinerseits wünsche mir Glück dazu, daß ein für die Königl. Rheinische Universität so willkommnes und ehrenvolles Ereigniß in die Zeit meines Rectorats fällt. Wenn ich nicht fürchtete zudringlich zu sein, so würde ich Euer Hochwohlgeboren schon jetzt bitten, mich unter die Zahl Ihrer Zuhörer aufzunehmen: denn ich hoffe gewiß, welche Stunden Sie auch wählen mögen, für eine solche Benutzung mich von allen andern Geschäften frei machen zu können. Mit Verlangen sehe ich näheren Nachrichten über den Zeitpunkt Ihrer Ankunft und insbesondere darüber entgegen, ob wir in diesem Sommer-Semester noch einige Vorlesungen von Ihnen zu hoffen haben. Alle etwanigen hierauf bezüglichen Aufträge von Euer Hochwohlgeboren werde ich mich bemühen auf das Genaueste zu besorgen. Genehmigen Sie u. s. w. Bonn, den 18. März 1825." Und diesen Brief schrieb Schlegel, der im Jahr 1816 die Römische Geschichte Niebuhrs (erschienen der 1. Bd. 1811, der 2. Bd. 1812) in den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur einer scharfen Kritik unterzogen hatte.

Das Haus aber, welches Niebuhr bewohnte, ist das Hospital für die Besatzung Bonns geworden. Es ward im J. 1856 für die Summe von 14,500 Rthlr. zu diesem Zweck angekauft, ist für 50 Betten eingerichtet und konnte im J. 1858 bezogen werden.

Das gegenüberliegende Haus bewohnte längere Zeit Professor Bethmann-Hollweg, nachdem er im J. 1829 seinen Wohnsitz Berlin mit Bonn vertauscht hatte. Moriz August von Bethmann-Hollweg ist der Sohn Johann Jacobs Hollweg, welcher als Associé des großen Frankfurter Banquierhauses Gebrüder Bethmann nach seiner Verheirathung mit Susanna Elisabeth Bethmann den Namen und das Wappen dieser Familie annahm. Er ward geboren zu Frankfurt a. M. den 10. April 1795, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog im J. 1813 die Universität Göttingen, später jene von Berlin. Im J. 1818 ward er zu Göttingen zum Doctor der Rechte promovirt, und 1819 finden wir ihn als Privatdocenten in Berlin. Schon im

Jahre darauf wurde ihm eine außerordentliche Professur, drei Jahre später die ordentliche Professur für Civilrecht und Proceß übertragen. Im J. 1829 wurde er auf seinen Wunsch nach Bonn versetzt, und auch hier hielt er gleich Vorlesungen, bis er 1842 die Professur niederlegte und zum Curator der Universität ernannt wurde. Diese Stelle bekleidete er indeß nur bis zum J. 1845, von welchem Jahre ab, zum Mitglied des Staatsraths ernannt, er den Sitzungen desselben beiwohnte. Bei der Huldigung Friedrich Wilhelms IV ward er in den Adelstand erhoben; sein Wappen ist gespalten, vorn der halbe Reichsadler im goldenen Felde, hinten zwei rothe Schrägbalken im silbernen Felde. Im J. 1849 in die Kammer gewählt, gründete Bethmann-Hollweg hier die sogenannte alt-preußische Fraction, welche, der Rechten angehörig, auf Grund der Geschichte eine weitere Entwicklung der staatlichen Interessen anstrebte. Man konnte sie aber ebenso gut die evangelische Fraction nennen, wie sie denn allgemein die der Betmänner hieß, da sie gleichsam die Opposition gegen die katholische Fraction bildete. Die Größen derselben waren Mathis, jetzt Präsident des Oberkirchenraths, von Bardeleben, jetzt Regierungspräsident in Aachen, Graf Pourtales, Geheimrath Landfermann u. A. Das Preußische Wochenblatt war ihr Organ und wurde namentlich von Bethmann-Hollweg unterhalten und gestützt. Daß dies Blatt irgend einen größern Einfluß gehabt, kann nicht behauptet werden; nur hin und wieder brachte es einen Artikel von allgemeinem Interesse. Die Richtung der Fraction, die wohl mitunter einen liberalen Anflug wagte, zeigte sich indeß deutlich nach dem Austritt Bethmann-Hollwegs bei seiner Uebersiedelung auf den Ministersessel (9. Nov. 1858, als Nachfolger von Raumers); sie löste sich in Wohlgefallen in der Rechten auf. Als Minister fehlte Herrn von Bethmann-Hollweg die nöthige Energie; trotz allem und alledem wurden die berühmten „Regulative" beibehalten, und wegen ihrer ging manche Stunde der Kammersitzungen verloren. Hr. von Bethmann-Hollweg hatte nicht den Muth, sie mit Stumpf und Stiel auszurotten. Die Nichtzulassung der Juden zu Lehranstalten hielt er gleichfalls aufrecht, sich namentlich auf den offenbar christlichen

Charakter mancher Stiftungen an den Schulen berufend. Ohne Bedauern sah man ihn, den Professor κατ' ἐξοχήν, aus dem Ministerium scheiden (11. März 1862). Seitdem theils in Berlin, theils auf Rheineck lebend, benutzt er seine Muße in erfreulichster Weise. Ihr haben wir z. B. zu verdanken eine Uebersetzung von Thomas a Kempis Nachfolge Christi (Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses, 1864), unternommen, „weil noch keine Uebersetzung der Einfalt und Treuherzigkeit des Originals so nahe kommt, wie es unser liebes Deutsch zuläßt". Die Uebersetzung ist auch im Ganzen gut und gelungen und nur zu bedauern, daß einige Mängel aus Unkenntniß der katholischen Kirchensprache untergelaufen sind. (1) So viel möchte übrigens feststehen, wenn diese Uebersetzung, wenn alle Werke und alles Wirken des Uebersetzers längst der Vergessenheit anheimgefallen, wird der Name Bethmann-Hollweg noch glänzen als der des Wiederherstellers des Schlosses Rheineck (s. über dieses Rheinischer Antiquarius III Abth. 5. Bd. S. 490), wie denn auch Sixt von Armin dem Wiederaufbauer Rheinecks singt:

Es hebt sich neu aus Schutt und Trümmern
Empor ein schönes starkes Schloß,
Doch soll's den Wand'rer nicht bekümmern,
Begraben liegt der wilde Troß,
Der vormals schon nach Beute spähte
Und rastlos sann auf blut'ge Fehde.

Jetzt wölben sich die hohen Hallen
Zum freundlich gastlichen Empfang;
Manch frohes Lied wird niederschallen,
Wenn unter lautem Becherklang
Der Herr der neu entstand'nen Feste
Kredenzt das Edelste und Beste.

Und wenn auf deinen grünen Wogen,
Du ewig jugendlicher Rhein,
Von deinen Reizen angezogen,
Die Sommerfahrten sich erneu'n,

(1) Vita boni Religiosi I. 19. z. B. heißt doch nicht „das Leben eines wahrhaft Frommen", wenngleich etwa der Uebersetzer von einem rechten Ordensmann nichts wissen will (vergl. I. 25. 8), und tempus acceptabile, dies salutis (I. 23.) nicht „die angenehme Zeit", sondern die gnadenreiche Zeit der Vorbereitung, des Fastens, der Buße und Besserung.

Dann wird hinauf zu Rheinecks Zinnen
Wohl Mancher solchen Spruch beginnen:

„Der wahren Weisheit ächter Meister
Ist nur ein lebensfroher Mann,
Der mit Verstand den Schatz der Geister
So zu beschwören frisch begann,
Daß länger nicht im dunkeln Kasten
Die aufgehäuften Thaler rasten;

Daß rings sich fleiß'ge Hände rühren,
Der Künstler seiner Kunst sich freut,
Und auch die Nachbarn es verspüren,
Wo Gott den Segen ausgestreut:
Wer so sein Geld auf Zinsen legt,
Nur dem es süße Früchte trägt!"

Wo wär' ein Pinsel, um zu malen
Die Landschaft, die dein Söller beut?
All blinkend Erz kann nicht bezahlen
Den Prachtschmuck, welcher weit und breit
Strom auf und ab und in die Runde
Dein Auge fesselt jede Stunde.

D'rum wird es nimmer Dich gereuen,
Du Mann da oben! wohlgemuth
Den Bau so stattlich zu erneuen!
Ein solcher Sinn steht Männern gut,
Die gern von hoher Berge Rücken
Frei in Allvaters Werkstatt blicken.

C. H. W. Sixt von Armin war einer der eifrigsten Patrioten in den Zeiten der Unterdrückung. Er wurde am 2. Januar 1786 zu Erfurt geboren. In seinem elterlichen Hause verkehrte, außer andern später als Gleichgesinnte hervortretenden Männern, viel der nachmalige Feldmarschall von Gneisenau, sowie auch die Eltern in Berührung mit dem Freiherrn von Stein standen, und zu seinen eigenen nähern Jugendbekannten der zu Coblenz als General der Infanterie a. D. verstorbene H. von Holleben gehörte. Nach in Erfurt genossener Vorbildung studirte Sixt von Armin zu Jena, wo er die Katastrophe von 1806 erlebte. Die Einwirkung der vorhin erwähnten Bekanntschaften wies ihm von da an seine Richtung. Er begab sich zunächst nach Pommern und sollte, nach dem bald erfolgten Frieden von 1807, als Of-

ficier angestellt werden, schlug dies aber aus, nachdem der Minister von Stein ihm den Wunsch ausgesprochen hatte, daß er sich zu seiner Disposition frei halten möge. Mit den mannichfaltigsten Aufträgen bald hier- bald dorthin gesandt, auch mit dem besondern Vertrauen der Königin Louise beehrt, erlebte er eine Reihe romanhafter Abenteuer, stets in Gefahr, wegen seiner franzosenfeindlichen Gesinnungen und Bestrebungen, die er auf fortwährenden Reisen an geeigneter Stelle immer zu bethätigen suchte, in Untersuchung zu gerathen. Und dies geschah denn auch, wie er selbst berichtet:

„Den 20. Oct. 1812, in der Nacht zwischen 11 und 12 Uhr, wurde das Haus, in welchem ich zu Erfurt wohnte, von der französischen Polizei umstellt. Der Polizeiinspector Kahlert, ein den Franzosen ergebenes Instrument, hatte, wie er sagte, von Paris aus den Specialbefehl erhalten, mich zu verhaften. Der Polizeicommissair Beck, ein ehemaliger kurmainzischer Lieutenant, ein sonst unbedeutender Mensch, mit noch einigen Officianten, trat in mein Zimmer und forderte mich auf, schnell mich anzukleiden. Man suchte nach Papieren, fand aber nichts von Bedeutung, nahm jedoch alles Geschriebene mit. Mein guter Vater behielt seinen alten festen Muth. „„Du wirst wissen, was du zu thun, wie du dich der deutschen Ehre und Treue gemäß zu benehmen hast; Gott wird dich stärken und beschützen!““ das raunte er mir bei der Umarmung zu. Ein Druck der Hand und nun leb wohl! das war der Abschied. Die Commissaire nahmen mich in die Mitte, Gensd'armen und andere französische Soldaten empfingen uns vor der Thür; man führte mich aufs Rathhaus, wo ich vorläufig ganz oben in ein wohlverwahrtes Zimmer gebracht wurde, vor welchem ein Soldat Wache stand. Den folgenden Tag begann der Polizeiinspector Kahlert das Verhör; er gab vor, von all meinem Thun und Sinnen genaue Kenntniß zu haben, und forderte mich bald durch Schmeicheleien und Versprechungen, bald durch Androhen der schwersten Strafen zum offenen Geständniß alles dessen auf, was ich nach seiner Behauptung und nach den angeblich anderweitig schon erhaltenen Eingeständnissen anderer Verhafteten (— der Staatsrath Gruner

war, wie ich wohl wußte, schon im August in Prag verhaftet, aber von Oestreich nicht an Frankreich ausgeliefert, sondern nach Peterwardein gebracht worden —) genau und vollständiger als sonst jemand wissen müsse. Ich sollte den Schlüssel zu allen den Franzosen gefährlichen Geheimnissen haben, alle gegenstrebenden Tendenzen namentlich in den obersten Regionen in Preußen kennen. Ueber Gruner und seine Vertrauten, über Stein, Blücher, Scharnhorst, Gneisenau, Hardenberg, Gr. von Bülow, den Herzog von Weimar, die Kronprinzen von Bayern und Würtemberg, die deutschen Universitäten, den Tugendbund, vernahm ich sehr schlimme und feindliche Aeußerungen, und man bot alle Künste auf, um Zugeständnisse für die seltsamsten Fragen von mir zu erlangen. Man wollte nur meine Unterschrift für dergleichen gefährliche Angaben haben; ich hielt mich aber streng und mit aller Vorsicht nur an das, was mich persönlich betraf, und forderte die Beweise für die mir gemachten Anschuldigungen, was jedoch Kahlert in roher Art verweigerte. Daß er und die französische Polizei meist sehr im Dunkeln herumtappten, und trotz der vielen Kosten, die für das Spionenwesen von den fremden Machthabern aufgewendet wurden, doch sehr ungenügend und verworren unterrichtet waren und den immer mehr im deutschen Volke neu auflebenden Geist und Nationalsinn nicht zu begreifen und richtig zu deuten wußten, das wurde mir aus all den Verhören, die ich nach und nach in ziemlicher Anzahl zu bestehen hatte, immer klarer. Der General-Intendant des Vismes machte persönlich auch seine Versuche mit mir; er gehörte selbst zu den nur ihrem Gelüst und ihrem Gewinn fröhnenden napoleonischen Satelliten.

„Da man nicht zum gewünschten Ziele mit mir kommen konnte, so wurde die Haft sehr verschärft; ich wurde in ein Gefängniß geworfen, welches das Paradies hieß, worin nur die schlimmsten Räuber und Mörder gesessen hatten und angeschmiedet gewesen waren, kaum durch ein kleines Loch von oben ein wenig erhellt, Stroh das Lager, Wasser und Brod die Kost, eine Kette an Hand und Fuß. Das dauerte einige Monate; dann ging es wieder ein wenig leidlicher, und es glückte mir auch, die

Fallen, die man mir stellte, trotz der scharfen Bewachung, für mich und nach außen hin vortheilhaft zu benutzen. Es mochten wohl gar Manche bei meiner Verhaftung erschrocken und in Unruhe gerathen sein, da aber der Polizeicommissair Schütz (auch früher kurmainzischer Officier), ein der vaterländischen Sache befreundeter Mann, meiner Standhaftigkeit vertraute und ruhig auf seinem Posten blieb, auch durch meine Antworten im Verhöre Niemanden zu nahe getreten wurde, so schwand die Besorgniß, und die Theilnahme für mich nahm überall zu. Wie die Verhältnisse aber damals waren, mußte es für die gute Sache und viele bedeutende Personen nur sehr nachtheilig werden, wenn jene Theilnahme sich zu laut äußerte oder zu unzeitigen und unvorsichtigen Schritten und Unternehmungen verleitete, wozu es hier und da nicht an gutem Willen fehlte. Um mich etwa vertraulich auszuforschen, wie wahrscheinlich der Polizeiinspector Kahlert und der Intendant des Bismes beabsichtigten, kamen einigemal die Polizeicommissaire Edler und Kuchenbuch (beide Jugendbekannte von mir und gewiß meine bedenkliche Lage aufrichtig bedauernd) in mein Gefängniß; es war im Dec. 1812. Im Laufe des Gesprächs erfuhr ich mancherlei über die größern politischen Ereignisse, und was auch hier und da in Bezug auf mich und meine Befreiung je nach Umständen verhofft werde. Ich erklärte aber bestimmt, ich würde nicht von der Stelle gehen, wenn mir auch alle Thüren offen stünden, bis der Ungrund zu meiner Verhaftung und so strenger Behandlung sich gehörig dargethan habe. Auch der Dr. Zernentsch, den man zu mir ließ, als ich einmal ziemlich erkrankte, gab mir Gelegenheit, manchen Wink nach außen gelangen zu lassen. Der Gefängnißwärter Voigt, ein ehemaliger kurmainzischer Constabler, benahm sich gut; er kannte mich schon länger und hielt große Stücke auf meinen Vater. Ich hätte ihn vielleicht verführen können; er hatte aber Weib und Kinder: die Verantwortung meiner Seits wäre groß gewesen; auch mußte ich fortwährend befürchten, daß meine Entweichung gleich viele und bedeutende Verhaftungen in der Nähe und Ferne zur Folge haben würde. Da hieß esausharren und dem höhern Lenker der Geschicke nicht vorgreifen. „„Der brave

Mann denkt an sich selbst zuletzt, vertraut auf Gott und rettet die Bedrängten""; damit tröstete ich mich.

„Man hatte schon einmal mit einem Militairgericht mich bedroht, zu dem ich nach Magdeburg oder Hamburg solle abgeführt werden. Mit dem J. 1813 wurden die Verhöre wieder angefangen, und über eine Unzahl von Personen und Dingen verlangte man Auskunft von mir; die Erbitterung gegen Preußen war gewaltig und ließ das Schlimmste befürchten, wenn Napoleon zuletzt Meister bliebe. Den 24. März 1813 um Mitternacht hörte ich außer der Schildwache vor meinem Gefängniß noch andere Tritte die Treppe heraufkommen, die Riegel wurden weggestoßen, die Thür öffnete sich, und mit dem Gefangenwärter traten ein französischer Officier und einige Soldaten herein; man hieß mich aufstehen und ankleiden. Einen Rock hatte man mir nicht im Zimmer gelassen; ich warf, als ich die Beinkleider und Stiefel angezogen, einen Mantelkragen von grauem Tuch um, setzte ein schwarzsammtnes Mützchen auf und folgte dem vorangehenden Officier. Beim Schein der Laterne sah ich eine Sänfte vor mir; sie wurde geöffnet, der Officier hieß mich einsitzen, und unter militairischer Begleitung gings vorwärts, wohin, wußte ich nicht, dachte aber, jetzt geht es zu Ende, besonders als ich gewahrte, daß wir den Weg nach der Festung nahmen. Am Fuße des Petersbergs hielt die Sänfte still; ich mußte mich in eine Kutsche setzen; ein Gensd'arm und ein Infanterist setzten sich zu mir, einer auf den Bock, und mit Extrapost ging es den Severi-Kirchhof entlang nach dem Brühlerthore zu; die Wache öffnete, und wir nahmen den Weg nach Gotha. Dort bekamen wir frische Pferde nach Eisenach; ich kam an manchen mir lieben Orten vorüber, wo die, die da wohnten, nicht ahnten, wie nahe ich ihnen war. In Eisenach in der Vorstadt nächst dem Thore, das nach Vacha führt, wurde in einem gewöhnlichen Gasthause Halt gemacht, um ein Mittagbrod einzunehmen. Der Gensd'arm — er war aus der Gegend von Erfurt und hieß Schenck — machte den Zahlmeister, denn ich hatte gar nichts mitnehmen können; er that pünktlich seine Schuldigkeit. Der Soldat, der mit im Wagen saß, war ein junger hübscher Mann, aus Hamburg gebürtig;

er und der Gensd'arm trauten, wie mir schien, meinen Kräften oder meiner Gewandtheit und Entschlossenheit mehr zu, als diese wohl vermochten, besonders nachdem ich so lange gesessen und etwas geschwollene Füße hatte. Sie blieben immer beide mir zur Seite und ließen den 3ten und 4ten Mann der Begleitung die weitern Anordnungen wegen der Pferde rc. besorgen. Die Straßen waren überall voll von den rückkehrenden Trümmern der französischen Armee, die elend und krank sich fortschleppten. In Vacha konnten wir nur mit Noth ein Nachtlager auf etwas Stroh in einem Hause finden, in welchem keine am Nervenfieber Erkrankte lagen; der Ort war zur Hälfte ausgestorben. Das Abendbrod, etwas Suppe und ein Stück Brod mit Käse bei schlechtem Bier, war bald verzehrt; wir legten uns nieder, nachdem der Gensd'arm das Fenster gehörig untersucht und die Zimmerthür sorgsam verschlossen hatte. In Mitte meiner stark schnarchenden Begleiter konnte ich wenig schlafen und vernahm nur zu deutlich von Zeit zu Zeit das Husten oder den Tritt der Wache vor dem Zimmer; ich war froh, als der Morgen dämmerte. Wir setzten uns wieder in den Wagen und fuhren nach Buttlar: der Ort war mir wohl bekannt; ich hatte hier schon öfter verkehrt, auch vor einigen Jahren mit französischen Cürassier-Officieren und westfälischen Gensd'armen manch Abenteuer gehabt. Wir hielten nicht im Orte an, was mir sehr lieb war, weil ich da leicht auf Bekannte hätte stoßen können. Es war ein schöner sonniger Morgen, und als es die Straße nach Hünefeld zu vor dem Orte bergauf ging, und meine Begleiter ausstiegen, da ersuchte ich sie, auch mir zu erlauben, meine Füße ein wenig in Bewegung zu setzen. Es war ein eigenes Gefühl, welches mich ergriff, als meine Blicke umher und an Orte streiften, in welchen ich so schöne Tage verlebt hatte, wo so liebe mir herzlich befreundete Menschen wohnten; weit umher kannte ich die ganze Gegend genau, und es stiegen allerlei Gedanken in mir auf: sollte ich den Sprung in die Freiheit wagen? Fünf Monate Gefängniß mit all den Quälereien und Entbehrungen lehren den Werth der Freiheit gehörig schätzen; ich war aber ganz entblößt von Geld, ohne Rock, und wußte auch nicht, ob

meine Füße nach so langer Entwöhnung meiner Forderung entsprechen würden. Wir stiegen wieder ein, und rascher ging es vorwärts. Als wir durch Hünefeld fuhren, es war noch früh, ging ein sehr alter gekrümmter katholischer Priester mit silberweißem Haar quer über den Weg der Kirche zu; unwillkürlich blickte ich ihm nach und empfahl mich im Geiste in sein Gebet, und es war mir, als erhielt ich seine Zusage.

„In Fulda wurde Halt gemacht; es war gerade Markt. In einem Privathause wurde, als der Hamburger, welcher frische Pferde besorgen sollte, ohne solche zurückkam, eingekehrt, um die mitgebrachten Pferde füttern und ausruhen zu lassen. Auf der Weiterfahrt begegneten wir vielen gar elend und erbärmlich aussehenden französischen Soldaten theils zu Wagen, theils zu Fuß, die krank und erfroren aus Rußland zurückkehrten. In Hanau wurde am andern Tage Mittag gemacht, und dann ging es nach Frankfurt, wo in einer ziemlich engen Straße an einem Gasthause, wenn ich nicht irre zum goldenen Löwen, Halt gemacht wurde, woselbst ich in einem ganz anständigen Zimmer einige Stunden unter Verschluß verweilen mußte, bis der Gensd'arm Schenck wegen der Weiterreise die nöthigen Anstalten hatte treffen können. Da ich von dem andern Begleiter einige Augenblicke im Zimmer allein gelassen wurde, schrieb ich Namen und Datum hinter dem Ofen auf die Wand, damit man vielleicht zufällig erführe, was bis dahin aus mir geworden sei; denn ich hatte gemerkt, daß man sorgsam meinen Namen verschwiegen und ganz andere abwechselnd genannt hatte, damit jede Spur verloren gehe. Als wir den Gasthof verlassen wollten, sagte mir der Gensd'arm, ich möchte mich ganz ruhig verhalten und gar nicht merken lassen, daß ich ein Gefangener sei, denn sonst würde er mich schließen müssen, wir würden zu Wasser in einem Nachen mit noch andern Personen die Fahrt fortsetzen, und so wanderte ich denn zwischen ihm und dem Hamburger, indeß ein dritter Begleiter etwas vorweg und ein vierter etwas hinterher ging, dem Main zu, wo ein Boot uns nebst mehreren französischen Soldaten verschiedenen Ranges und verschiedener Truppenart aufnahm; es waren lauter Trümmer der großen

französischen Armee, die kaum mit dem Leben davon gekommen waren und von nichts als dem furchtbaren, schrecklichen Unglück, dem grenzenlosen Elend und Jammer sprachen, die in Rußland und auf dem Rückzug die ganze französische Armee vernichtet hatten; jeder erzählte seine ausgestandenen Gefahren, Leiden und Qualen, und alle hatten keinen sehnlichern Wunsch, als nur den Rhein wieder zu sehen. Es war, als wenn sie noch immer vom Feind und von der russischen Kälte und allen dort erlebten Schrecknissen verfolgt würden, und die meisten trugen die Krankheits- und Todeszeichen in ihren Gesichtern und fragten immer wieder ängstlich, wie weit es noch bis an den Rhein sei; besonders nahm die Erzählung eines Gensd'armen die Aufmerksamkeit der übrigen Leidensgefährten in Anspruch: er war einer der Letzten gewesen, die Moskau verlassen und mit genauer Noth dem Flammenmeer dort entronnen, um auf dem langen grausenhaften Rückzug die tausend- und aber tausendfachen Todeskämpfe und Todesbeuten zu sehen und jeden Augenblick ihr eignes Unterliegen zu befürchten. Nur durch ein Wunder glaubte er sich vom schrecklichsten Tode errettet, und daß das erfrorne Gesicht samt Nase, Ohren, Händen und Füßen ziemlich geheilt, verdankte er der guten Behandlung in einem preußischen Lazareth. Der Jubel dieser armen Menschen war sehr groß, als sie bei Mainz angelangt wieder den festen Boden betraten. Ich und meine Begleiter verließen das Schiff zuletzt, und nachdem in einem ansehnlichen Gebäude, wo wir zuerst eintraten, die Meldung von meiner Ankunft gemacht worden war, ging es wieder durch mehrere Gassen zu einem andern großen Hause, welches das Vicariat hieß und zum Gefängniß diente. Dort angekommen, übergab mich mein Reisebegleiter dem Inspector und empfahl sich. Ich kam wieder au secret, d. h. in eine besondere Zelle zu sitzen, wo ich Niemanden als den Gefangenwärter zu sehen bekam, nur einigemal den Inspector, der sich nach meinem Befinden erkundigte, auch, wie mir schien, meine Lage, wenn es von ihm abgehangen hätte, gern zu verbessern bereit gewesen wäre; er durfte mir aber keine Bücher noch sonst eine Beschäftigung oder die Bewegung in freier Luft gestatten; ich mußte

trachten, mich mit mir selbst zu unterhalten, und setzte auch, so viel der Raum es zuließ, meine Leibesübungen fort: so und so viel Sprünge auf dem einen, dann auf dem andern Bein, und mit dem linken wie mit dem rechten Arm focht ich auf Stoß und Hieb, als hätte ich einen geübten Gegner vor mir. Meine beiden Fensterchen waren zu hoch vom Boden entfernt, so daß ich nichts nach außen hin zu sehen vermochte und nicht wußte, wohin die Aussicht ging; über mir hörte ich, wenn der Morgen graute, immer eine jugendliche Stimme singen im ächten Volkston. Ich erfuhr durch den Gefangenwärter, der Sänger sei ein Vagabund, der schon einigemal hier gesessen und nun wohl eine strengere Strafe zu gewärtigen habe, trotz dem aber guter Dinge sei.

„Was aus mir werden sollte, konnte ich nicht erfahren; man schien sich in der ersten Zeit nicht weiter um mich zu bekümmern. Etwa nach 14 Tagen wurde ich eines Nachmittags aus meiner Zelle auf ein Zimmer zu dem Inspector geführt, wo ein Herr sich befand, der, als jener sich entfernt hatte, allerlei Fragen an mich richtete und, wie ich gleich merkte, durch sehr freundliches Zureden zu einem offenen Geständniß mich zu bewegen suchte. Er nehme warmen Antheil an meinem Geschick, das ich zu meinem Glück und großen Vortheil wenden würde, wenn ich ihm vertrauen und über die dem Kaiser feindseligen Verbindungen und Bestrebungen in Deutschland, die ich in allen ihren Verzweigungen und vorzüglichsten Theilnehmern genau kennen müsse, ehrlich und ohne Hehl Auskunft geben wolle; man wünsche nur meine Eingeständnisse zur Vervollständigung schon von andern Mitschuldigen gemachter Erklärungen; ich sei ein junger Mann, dem es wohl widerfahren könne, daß die Vaterlandsliebe ihn auf Irrwege führe, besonders wenn ältere angesehene und seine Achtung genießende Personen ihn dahin zögen und seine Unerfahrenheit für ihre Zwecke zu benutzen sich angelegen sein ließen. Ich sah, daß ich es mit einem geübten Inquisitor zu thun hatte, der der jugendlichen Begeisterung nicht schroff und roh entgegentrat, der es auch vielleicht gut mit mir meinte. An meine frühern Erklärungen mich fest zu halten, auf keine Widerrufe und Wider-

sprüche mich einzulassen und möglichst ruhig und unbefangen mich zu zeigen, erachtete ich als durchaus nothwendig; die mir zugeschriebene genaue Kenntniß der angeblich antifranzösischen Hauptpersonen und ihrer geheimen Plane und Unternehmungen und meine frühere Mitbetheiligung wies ich nach wie vor zurück und verlangte Gegenbeweise, die aber begründeter und zuverlässiger als die bisherigen Anklagen und Behauptungen sein müßten, die nur bloß auf irrigen Vermuthungen oder sonst empfangenen falschen Berichten zu beruhen schienen, wie ich auch schon in meinen frühern Verhören zu Protokoll gegeben hätte. Hiermit hatte diese Unterhaltung ein Ende. Der obige Herr bemerkte mir nur noch beim Fortgehen, ich möchte mich wohl bedenken und seine gewiß gut gemeinte Vermittlung, zu der er gern bereit sei, nicht zu spät in Anspruch nehmen; hiermit verließ er mich freundlich grüßend. Den Namen dieses Herrn erfuhr ich durch den Sohn des Inspectors, der mir zuweilen die Kost durch das kleine Fensterlädchen in der Thür verabreichte und sich immer sehr gutmüthig und theilnehmend zeigte; durch ihn vernahm ich zwei Tage nach obiger Unterredung, den 17. April, daß Tags vorher, den 16. April, der Kaiser Napoleon in Mainz angekommen sei.

„Den 23. April früh Morgens weckte mich der Inspector und sagte mir, ich solle sogleich weiter transportirt werden. Ich nahm meinen Mantelkragen wieder um und folgte ihm. Vor dem Vicariat stand eine zurückgeschlagene Halbchaise, in die ich mich setzen mußte, 4 Gensd'armen umgaben dieselbe, und es ging langsam vorwärts. In der Mitte der Straße vor dem deutschen Hause hielt der Wagen etwas still; der eine der Gensd'armen stieg vor einem Nebenhause ab und verweilte einige Augenblicke in demselben; ich glaubte oben an einem Fenster den Kaiser Napoleon und neben ihm den Marschall Kellermann, die ich beide genau kannte, zu erblicken, und es schien mir, als sei ich der Gegenstand ihrer Betrachtung und Unterhaltung. Als wir zu den Festungsthoren hinaus waren, vernahm ich aus dem Gespräch der Gensd'armen, daß der Kaiser Napoleon und der Marschall Kellermann wirklich jene Beobachter gewesen waren. Es war sehr heiß, wir fuhren nicht schnell, und die Straße war

fast ununterbrochen von Truppenzügen eingenommen, die über den Rhein nach Deutschland sich bewegten; es war eine frische schöne Armee, die wie durch ein Wunder wieder zu des Kaisers Befehlen stand. Wie ich merkte, so erregte mein Erscheinen gar oft die Aufmerksamkeit der vorüberziehenden Führer und Soldaten, die, wenn sie mit den Gensd'armen gesprochen hatten, die Achseln zuckten und ernste Gesichter schnitten. In Niederolm machten wir zum erstenmal Halt. Es war wegen des Durchmarsches vieler Truppen starke Bewegung im Ort; die Gensd'armen ließen sich einen Imbiß und Wein reichen und boten mir auch etwas an; ich dankte und setzte mich neben dieselben auf die Bank vor dem Hause. Etwas entfernt stand ein hübscher großer Mann in blauem Ueberrock, geziert mit dem Kreuz der Ehrenlegion und eine mit feinem Grauwerk verbrämte Mütze tragend, der mit dem Anführer meiner Wächter sprach und scharf auf mich her blickte. Er kam dann auf mich zu, fragte mich, was ich denn unternommen und verschuldet habe, um als Staatsgefangner, was eine sehr bedenkliche und eine schwere Anklage voraussetzende Bezeichnung sei, aus Deutschland nach Frankreich geführt zu werden; ich sei ja noch so jung und sehe ihm gar nicht böswillig noch verdächtig aus rc. Ich antwortete, wie ich es unter solchen Umständen nicht anders gut konnte, ausweichend: ich sei der französischen Polizei, sei es durch irgend eine Personenverwechselung oder sonstige irrige Angaben verdächtig geworden und nun schon seit 6 Monaten in ihrer Haft und müsse mich dem Mißgeschick, bis vielleicht ein Zufall den Irrthum aufhelle, unterwerfen. Nun machte er mich darauf aufmerksam, daß mir die, gewöhnlichen Staatsgefangenen bewilligten Mittel nicht gereicht würden, ich deshalb Klage führen sollte, und frug, ob ich mir nicht einen Geldvorschuß verschaffen könne. Der Mann hatte etwas sehr Zutrauenerweckendes in seinem ganzen Wesen, und dies beseitigte mein Bedenken; ich sagte ihm daher, in meiner Lage könne und wolle ich anderweitige Hülfe nicht in Anspruch nehmen, ich müsse mich für alle Verwandte und Freunde, so lange ich so schwer verdächtigt dastünde, wie todt betrachten; zufällig besäße ich noch einen Ring, von dem ich mich zwar

ungern trennte, den ich aber doch wahrscheinlich später verlieren würde, es käme nun darauf an, ob sich hier der rechte Kenner und Käufer finde, und ob man mir das Geld dafür in der Hand lassen würde. Das Eine und das Andere bestätigte mein Protector. Ich hatte zufällig in der Nacht, als ich verhaftet wurde, einen schönen Brillantring von meiner Mutter am Finger und, sobald ich im Gefängniß war, im Hosenbund verborgen, den holte ich nun hervor. Der Obrist, denn so hörte ich meinen Protector nennen, trat zu dem Brigadier der Gensd'armen; dieser entsandte einen seiner Leute, und es dauerte nicht lange, so waren mehrere Juden und noch einige andere Liebhaber zur Stelle. Es wurde hin und her geboten; der Obrist und die Gensd'armen nahmen meinen Vortheil wahr und verlachten die Juden mit ihren ersten Geboten, bis der Ring von 20 bis auf 35 Napoleond'or kam, wofür er abgelassen wurde. Ein angeblich neuer Leibrock von schwarzem Tuch, der mir ziemlich paßte, ein runder Filzhut, einige Hemden und Taschentücher wurden eingehandelt. Der Obrist unterrichtete mich, wie ich mich nun weiter mit der Verwendung des Geldes zur Erleichterung meiner Reise zu verhalten hätte, sprach noch ein Paar Worte mit dem Gensd'armerie-Brigadier und wünschte mir in sehr gemüthlicher Weise baldige Entlastung von meiner Anklage. Ich konnte ihm kaum danken und fragte vergebens um seinen Namen.

„Von Niederolm nahm nun meine weitere Fortführung eine andere Gestalt an: denn von einem besondern Wagen für mich allein war keine Rede mehr; bei der außerordentlichen Truppenbewegung, die damals stattfand, da eine neue Armee aus Frankreich nach Deutschland zog, und zugleich noch fortwährend aus letzterm Lande viele Trümmer der alten Armee, Kranke, Ausreißer, Gefangene u. s. w. die Straßen bedeckten, fehlte es überall an Pferden und Wagen sowie an der dazu erforderlichen Anzahl Gensd'armen, um, selbst nicht gegen Erstattung der Kosten, die ich jetzt nach meinem Ring-Erlös vielleicht hätte leisten können, einem Gefangenen meiner Art die gewünschte Erleichterung durch einen Extrawagen und abgesonderte Unterbringung und Bewachung in den Gefängnissen zu gewähren.

Der Zug bestand aus Gliedern verschiedener Nationen, Franzosen, Italiener, Polen, Deutsche: einige kamen aus den Spitälern; andere sollten in ihre Depots zurückkehren, unter diesen einige Ausreißer und sonstige Verbrecher, welche je zwei und zwei Handschellen trugen. Ich saß zuvörderst allein auf einem Leiterwagen; hinter mir lag etwas Gepäck; dann folgten einige Kranke und Marode, mit welchen auch ein zweiter Wagen beladen war; die übrigen gingen vor den Wagen her. Wir nahmen den Weg nach Wörstadt, wo wir einige Minuten anhielten und mehrere zurückblieben; dann ging es weiter bis Alzey. Hier mußte ich absteigen und wurde in einem Seitengebäude auf dem Hofe des ehemaligen alten Schlosses in ein Gefängniß zu ebner Erde gebracht, welches ein dunkles schlechtes Loch war und nur etwas Stroh enthielt, aber durch kleine starke Thüren von Eichenbohlen mit schweren Riegeln wohl verwahrt war. Der Kerkermeister schien große Eile zu haben und gab mir auf meine Anfrage, ob ich nicht gegen Vergütigung ein besseres Gefängniß haben könnte, bloß zur Antwort, es sei Alles Befehl; ich mußte mich also mit dem cachot (so nennt man in Frankreich die schlechten Gefängnisse, die bessern heißen prison) begnügen. Den andern Morgen (24. April) erschien der Gefangenwärter wieder und rief mir zu, herauszukommen und mein Päckchen mitzunehmen. Es war ein schöner Morgen; ich bat den Gefangenwärter um etwas Waschwasser und um ein Glas Milch, erhielt auch das Gewünschte und frühstückte mit guter Eßlust, da ich Tags vorher gefastet hatte. Vor dem Hofe hielt wieder ein Wagen, auf welchem ich mich abermals auf den vordersten Sitz und dann noch einige Andere sich setzten, die Uebrigen aber zu Fuß mitwanderten. Der Zug ging nur langsam vorwärts, da einige Kranke und Marode sich dabei befanden, auch den vielen Truppen aller Waffenarten, die vorüberzogen, öfter mußte ausgewichen werden. Diese Truppen bestanden größtentheils aus sehr jungen, hübschen und gut ausgerüsteten Leuten, denen man, so weit es möglich zu machen gewesen, einige ältere gediente Krieger beigegeben, was besonders in Bezug auf die Officiere der Fall war. Napoleon hatte, wie ich bald nachher hörte, erst kürzlich bei Meaux eine

große Reitermusterung abgehalten und da aus der Gensd'armerie viele Hunderte genommen und als Officiere in die Cavallerie-Regimenter versetzt. Das Gensd'armeriecorps zählte deshalb auch jetzt, wie ich auf meiner ganzen Fahrt bemerkte, die meisten alten invaliden Mitglieder, denen einige ziemlich junge Bursche folgten, was, wie ich hörte, in Beziehung auf diese letztern jetzt ausnahmsweise eine Begünstigung für wohlhabende junge Leute sei; es mochte ihnen, wie man merken ließ, manch Geldopfer gekostet haben. Die vorüberziehenden Truppen, besonders die Reiterei, schienen guter Dinge zu sein: sie hatten noch die Mutterpfennige in der Tasche; doch führten sie schon viele gedrückte Pferde mit sich. Der alte Gensd'arm, der neben mir ritt, unterhielt sich mit mir, und ich erfuhr, daß unser Weg nach Kirchheim-Boland ging, wo ich bis zum vierten Tage würde liegen bleiben müssen; er wolle es aber einzurichten suchen, daß ich in der Gensd'armerie-Kaserne den nächsten Transport abwarten könnte, was mir natürlich ganz recht und viel angenehmer war, als so lange im cachot zu liegen.

„Sobald wir in Kirchheim-Boland anlangten und mein Gensd'arm sein Pferd einem Jungen zur Stallführung übergeben hatte, stieg ich vom Wagen und folgte ihm nach seiner vor uns stehenden Kaserne. Die junge Frau des Gensd'armen kam uns schon an der Treppe oben im ersten Stock mit einem Kinde auf dem Arm entgegen, und er stellte mich ihr als Gast vor. Durch ihr Wohnzimmer gelangte ich unter ihrem Vortritt in ein Hinterstübchen, welches sein sparsames Licht aus dem auch nicht sehr hellen Wohnzimmer erhielt; es war aber doch reinlich und enthielt eine Lagerstätte mit einer Matratze, einen Stuhl und einen Tisch. Der Gensd'arm hatte gleich das Kind der Frau abgenommen, die nun den kleinen Hausgeschäften nachging, indeß der Mann auch nach dem Küchenfeuer sah, mir aber gleich erlaubte, in sein Wohnzimmer zu kommen, was ich denn auch benutzen konnte. Die Leute lebten trotz des verschiedenen Alters ganz zufrieden mit einander; es fiel mir auf, diesen grauen Schnurrbart als eine so folgsame Kinderfrau und Küchenmagd sich benehmen zu sehen. Wie ich bemerkte, wurden solche Hei-

rathen, wo der Mann nicht mehr zum Feldbienst geeignet war, als eine gute Versorgung für die Mädchen betrachtet; an jungen selbstständigen freien Männern war damals in Frankreich großer Mangel. Unser Mittagsbrod wurde erst gegen 6 Uhr aufgetragen und bestand in einem sogenannten Pot au feu, d. h. verschiedene Gemüse und etwas Fleisch in einem Topf zusammen gekocht und auch zusammen aufgetischt. Da ich von Mainz bis hierher außer etwas Brod und einem Glas Milch nichts genossen hatte, so schmeckte dies Essen mir recht gut; auch war es reichlich, und der Gensd'arm und seine Frau gingen mir mit gutem Beispiel voran; ebenso fehlte es nicht an einem guten Glas Wein, das ich gewünscht hatte. Ich schlief in meinem verriegelten Kämmerchen ganz gut, bis ich ziemlich früh meinen Wirth sich bewegen hörte, der dann auch bald nachher ganz gerüstet zu mir kam, sich erkundigte, wie ich mich befinde, fragte, was ich zu frühstücken wünsche, und mich ersuchte, bis zu seiner Rückkehr, die, wie er hoffe, nicht über den Mittag sich ausdehnen werde, das Verbleiben in meinem Verschluß mit Geduld zu ertragen und mir nicht zu schwer fallen zu lassen. Ich hielt mich auch noch einige Stunden still, machte dann ohne Geräusch meine Toilette und erwartete ruhig, was der Tag weiter bringen würde. Sobald die Frau erwacht war, fragte sie mich durch das Fensterlädchen noch einmal, ob es mein Ernst sei, daß ich Kaffee zu frühstücken wünsche, was ich bejahte. Ich hatte nämlich schon am Abend vorher erfahren, daß das Kaffeetrinken in Frankreich des hohen Preises wegen ziemlich außer Brauch gekommen und besonders in den untern Ständen abgeschafft sei. Ich hatte später Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß in den Städten wie auf dem Lande selbst in dem wohlhabenden Mittelstande der Verbrauch von Kaffee, Zucker und ähnlichen Colonialwaaren eine seltene Erscheinung war; man frühstückte eine einfache Suppe, meist aber ein Glas rothen Landwein, aß ein Stück Brod und sehr häufig eine Zwiebel dazu, was, wie ich öfter gesehen, auch die Mädchen und Frauen nicht verschmähten, und sie befanden sich auch besser dabei, als bei dem wässerigen Kaffeeaufguß, der bei uns so im Uebermaß gerade von den arbeitenden Classen als sogenanntes

Nahrungsmittel genossen wird und den Magen gewiß mehr schwächt als stärkt. Der Kaffee, den ich diesmal bekam, schmeckte mir nebst dem Butterbrod ganz vortrefflich: es war seit Monaten das erste Frühstück dieser Art, das ich wieder genoß, und es mundete mir um so besser, da die Frau das Thürlädchen (guichet), durch welches sie es mir reichte, geöffnet ließ, um, während sie ihre Geschäfte im Zimmer verrichtete, mit mir zu plaudern; doch wurde es jedesmal geschlossen, wenn von den übrigen Mitbewohnern der Kaserne jemand zu ihr kam. Der Vormittag verging mir so ziemlich schnell, und es war schon etwas spät Nachmittags, ehe der Gensd'arm wieder heim kam und wir das Mittagsmahl hielten. Nach dem Essen setzten wir uns auf den Corridor; ich ließ vom besten Tabak ein Paket holen, und wir schmauchten mit großem Vergnügen unser Pfeifchen. Der gewöhnliche Tabak war damals sehr schlecht in Frankreich, der gute aber gar theuer. Auf und ab gesellten sich einige der übrigen Mitbewohner des Hauses zu uns, es wurde von den frühern Kriegsereignissen sowie von den neuen Rüstungen gesprochen, und es war nicht zu verkennen, daß man nicht ohne Sorgen war und das alte Siegesvertrauen schon ziemlich mangelte. Der abermalige Zug über den Rhein und nach dem Norden wollte den Leuten durchaus nicht behagen; man dachte nur mit Angst und Graus an Rußland. Daß man in meiner Gegenwart sich so ziemlich offen äußerte, was sonst in Frankreich damals nicht rathsam noch üblich war, mochte wohl daher kommen, weil ich nicht als Kriegsgefangener, sondern als Staatsgefangener betrachtet wurde."

Nach verschiedenen Verhören zu Metz, Verdun und Chalons wurde Sixt von Armin endlich nach Paris gebracht. Hier wurde er Anfangs glimpflich behandelt. Durch allerlei Versprechungen suchte man ihn zu gewinnen und zu Angaben zu verleiten, die für viele Deutsche in den noch von Franzosen besetzten Landen hätten verhängnißvoll werden können. Als diese Lockungen nicht halfen, behandelte man ihn mit äußerster Strenge. Er war im Gefängniß Sainte-Pélagie mehrmals von dem Polizeiminister Savary selbst vernommen worden. Erst mit dem Tode bedroht, dann zu lebenslänglicher Haft bestimmt, wurde er sehr hart ge-

halten, bis er in ein heftiges Nervenfieber verfiel, während dessen er von barmherzigen Schwestern verpflegt wurde, die Theilnahme für ihn gewannen und durch ihre Verbindungen es einleiteten, daß er nach seiner Herstellung zu Sainte-Pélagie in mildere Haft kam. Er saß hier mit Männern aus allen Nationen, und es fand unter den Gefangenen ein ziemlich freier Verkehr Statt. Dieser brachte ihn unter Andern in Beziehungen mit dem Grafen William Bentink, Herrn zu Varel und Kniphausen, dem Grafen Louis Curten aus Wallis in der Schweiz, dem Florentiner Louis de Manucci, Stallmeister der gewesenen Königin von Hetrurien, und Karl von Behr-Negendank aus Mecklenburg. Auch mehrere aus der ersten französischen Revolution bekannte Namen waren im Gefängniß vertreten.

Am 1. April 1814, nach dem Einzug der Verbündeten in Paris, kam Armin auf freien Fuß und wurde von Stein, Blücher, Gneisenau und Andern aufs Freundlichste empfangen. Gegen Ende April wurde er mit Depeschen nach Frankfurt a. M. zum Generalgouverneur des Mittelrheins, Justus von Gruner, gesandt und am 1. Mai zum Hauptmann bei den neu errichteten freiwilligen Jägern des Mittelrheins befördert. Zugleich erhielt er den russischen St. Wladimir-Orden 2. Classe mit der Schleife. Als das Corps der freiwilligen Jäger bald aufgelöst wurde, kam er als Hauptmann zum 2. Rheinischen Landwehr-Regiment, fand jedoch anderwärts Verwendung. Als Napoleon 1815 wieder in Frankreich erschienen war, wurde Armin mit Depeschen nach Wien geschickt, und nun erfolgten dieser Missionen mehrere. Da der Staatsrath von Gruner indeß zum Chef der Armee-Polizei ernannt und Armin demselben beigeordnet war, so kam er nach Paris und verweilte dort längere Zeit, bis er am 2. März 1816 beim auswärtigen Departement angestellt und als Attaché dem Gesandten in der Schweiz, Justus von Gruner, beigegeben wurde. Am 18. Jun. wurde er zum Legationssecretair ernannt, und im Herbst desselben Jahres heirathete er Clara, die hinterlassene Tochter des Kurtrierischen Kanzlers, nachher Herzogl. Nassauischen und schließlich Königl. Preußischen Regierungs-Präsidenten zu Ehrenbreitstein, Peter Andreas Kalt. Als Gruner gestorben, kam

an dessen Stelle der Graf Meuron, während Armin im J. 1822 zum Legationsrath ernannt wurde. An Stelle des Grafen Meuron trat später der Gesandte von Otterstedt. Obgleich dessen Sitz nachher von Bern nach Karlsruhe verlegt und Armin im J. 1829 zum bevollmächtigten Geschäftsträger bei der Eidgenossenschaft ernannt wurde, so sollte doch letztere Stelle abhängig von der Gesandtschaft in Karlsruhe bleiben, woraus mannichfache Differenzen entstanden, die sich in Folge von Meinungsverschiedenheiten in den Jahren 1830 und 1831 steigerten. Armin sah sich dadurch veranlaßt, im Anfang des letztern Jahrs um seine Entlassung zu bitten, die ihm denn auch zu Theil ward, worauf er Coblenz, den Geburtsort seiner Gattin, zur neuen Heimath wählte. Von 9 ihm in der Schweiz geborenen Kindern brachte er 5 mit dahin; die andern liegen auf dem Friedhof zu Bern. Nachdem sich die Aussichten auf Wiederanstellung im Staatsdienst, die ihm eröffnet worden waren (er sollte als Minister-Resident nach Rio de Janeiro gehen, was er ablehnte), zerschlagen, baute er sich 1835 ein Haus. Kleinere literarische Arbeiten, Lecture und ein ausgedehnter Briefwechsel, öfter, namentlich im Herbst, von kleinern Reisen unterbrochen, füllten seine Zeit aus. Der Tod dreier erwachsener Kinder sowie 1863 der seiner treuen Lebensgefährtin beugten ihn tief. Mehrmals vom Schlag gerührt, erlöste ihn am 7. März 1868 ein sanftes Ende von langen Leiden. Unter seinem Nachlaß befinden sich viele Briefe von Gneisenau, Blücher, Vincke, W. von Humboldt, Stägemann, Altenstein, Eichhorn, Gruner, Joseph von Laßberg, Heinrich Zschokke, Ebel, Meusebach, Zeune, Ittner, Malten, Kortum, Dieterici, Luden, Klumpp, Pfuel, Radowitz, Graf Sellon (Stifter der Societé de la paix), General Graf Groeben ꝛc.

Nach Rheineck zurückkehrend, sieht sich der Antiquarius genöthigt, hier zur Geschichte der Burg Rheineck anzuführen, daß das Abth. III Bd. 5 S. 515 erwähnte prachtvolle Epitaphium des Dombechanten Christoph von Rheineck aus der Liebfrauenkirche entfernt worden ist, da es mit vielen andern Grabmälern und Altären den innern Raum der Kirche zu sehr schmälerte und auch verunstaltete. Um die Inschrift des Epitaphiums zu retten,

möge sie hier folgen: »Qui transis et rogas, umbra quae fuerit cujus gelida hic ossa teguntur, Christopheri ex liberis nobilibusque Baronum de Ryneck stemmate et imaginibus generosa familia animi dotibus illustris dominiorum Myle, Thoinburch et Palude etc. incliti heroïs sunt: cum quo vel ejus gentis et arma intercidere: qui Dei et cleri cultor, egenorum pius consolator dum omnibus bonis conditionibus, quae in homine mundiali concurrere desiderantur, ut genere ita et animi dotibus virtutibusque precellens eminebat dum hoccine mausoleum Christi in honorem celebriter erectum ac provida cura dotatum posuerat communemque omnium seniorum cum tertium et sexagesimum annum ageret ac Decanatus ecclesiae primariae trevirensis munere prudenter fungeretur mundi hujus gaudia et blandimenta noxia relinquens quo communis fati necessitas voluit ad etheream aulam revocatus coelitum grege congaudendo migravit anno restitutae salutis tregesimo quinque super mille quingentos duodena luce Novembris. Qui legis haec ejus heroïs mortem religiosa apud Deum commendatione prosequere paradisiacamque exposce quietem.

Ecce vides tumulum positamque celebriter aram
Utraque Christopheri provida cura dedit
Christopheri heroïs cujus dum vita manebat
Virtutis studio conspicienda fuit.
Ille pius clemens fuit et miserator egeni
Cultor clerorum cultor eratque Deum
Hic ubi bis sex lustra peregit cum tribus annis
Rite decanatus munere functus obit
A Christo nato duodena luce Novembris
In ter centena et septima olympiade
Scilicet ethereum tum est revocatus ad aulam
Cum Jove quo gaudet coelicolumque grege. —

Praemia virtutis veniunt post ultima fata!«

Gegenwärtig bewohnt das ehemalige Bethmann-Hollweg'sche Haus der Geheime Sanitätsrath Dr. Heinrich Wolff, welcher dasselbe von seinem frühern Eigenthümer erwarb. Sohn eines berühmten Bonner Arztes, wußte er den wohlbegründeten Ruf

desselben zu erhalten, ja noch zu steigern. Er promovirte in Würzburg im J. 1816, ist also als Jubilarius zu begrüßen, und schrieb außer seiner Dissertation de tetano und verschiedenen Aufsätzen in medicinischen Zeitschriften ein Werkchen: „die diagnostische Bedeutung der einzelnen Symptome der hitzigen Hirnhöhlen-Wassersucht der Kinder“, Bonn 1839, als Gratulationsschrift zur Jubelfeier des Dr. Fr. G. Wegeler, sich selbst gleicher Feier späterhin entziehend. Mit Recht berühmt ist seine Kupferstich-Sammlung, die, namentlich reich an Portraits berühmter Aerzte, ihres Gleichen wohl nicht mehr hat. Die Sammlung von Dr. Moehsen, des Leibarztes Friedrichs des Großen, welche derselbe in einem dickleibigen Quartanten (Berlin 1771) weitläufig beschrieb, und welche späterhin der Berliner Bibliothek einverleibt wurde, ist auch nicht entfernt mit der Wolff'schen zu vergleichen; erstere hat daher auch mit Recht ihren Platz in der Bibliothek und nicht im Königl. Museum gefunden. Möge der hochverehrte Jubilar noch lange sich seiner Sammlung erfreuen, noch lange dem Schreiber dieses Gönner und Freund bleiben!

Bonn ist an ähnlichen Sammlungen, an Kunstschätzen überhaupt arm. Die früher nennenswerthe Gemäldesammlung des Herrn S. Baruch, worin ein weibliches Bildniß, nach des Besitzers Ansicht Katharina von Bora, als Braut Luthers, von Lucas Cranach gemalt, die Perle bildete, ist zersplittert. Von Malerei sind somit nur zu erwähnen die Fresken in der Aula des Universitätsgebäudes, 1824 angefangen, 1835 vollendet. Die Figuren in sämtlichen Darstellungen, jede ein großes längliches Viereck füllend, sind stark lebensgroß. In der Theologie herrscht in der allgemeinen Haltung eine gewisse Stabilität und kirchliche Grandezza, bei der Philosophie viel Lebendigkeit und Bewegung vor, letzteres wohl mit Vorbedacht des Künstlers so gegeben, um die Rührigkeit auf ihrem Gebiet zu symbolisiren. An der Theologie theilen Jacob Götzenberger (geb. zu Heidelberg im J. 1805), später Galleriedirector in Mannheim, Heinrich Hermann und Ernst Förster gemeinsam das Verdienst der Composition und Malerei; auch zeichneten Eberle den Bischof neben Gregor VII, Kaulbach den Jüngling im Vordergrund s. Z. in den Carton.

Die drei übrigen Facultäten sind ausschließlich das Werk von Götzenberger. In der Theologie läßt sich in Bezug auf die Malerei nicht verkennen, daß junge Künstler ihre ersten Fresko-Versuche machten, auch daß verschiedene Hände daran arbeiteten. Das Ganze ist trocken und unharmonisch, einzelne Partien gänzlich mißrathen. Aber in Beziehung auf die Composition ist nur Lob zu spenden; dieselbe erscheint geradezu meisterhaft.

In der Mitte des Bildes sitzt die Theologie auf einem Thron, in der Rechten das christliche Siegeskreuz, im Schooße die aufgeschlagene Bibel, neben ihr zwei Genien, welche die zwei Hauptrichtungen in der Theologie, jener rechts das gläubig-orthodoxe, jener links das forschend-rationalistische System anzudeuteh scheinen. Um den Thron stehen rechts Petrus und die Evangelisten Johannes und Lucas, links Matthäus, Marcus und Paulus, lauter ehrwürdige Gestalten: Petrus, der feurige Geist; Johannes nachdenkend, sanft; Lucas, zu dessen Physiognomie Hermann den Kopf von Cornelius benutzte, besonders gediegen, ernst; Matthäus voll heiligen Eifers; Paulus von hohem Wesen; Marcus kernhaft, fast etwas düster. Rechts und links sitzen vor dem Thron auf zwei Bänken die bedeutendsten Kirchenlehrer: rechts, zunächst neben Paulus, Eusebius von Cäsarea, in die Bücher vertieft, verdient um die Kirchengeschichte, ein gelehrter Kämpfer für das Christenthum gegen die Angriffe der Heiden und Juden; neben ihm Basilius der Große, Bischof von Cäsarea, ein Geistlicher von hohem Gewicht, der unter Anderm durch Gesetze die Mönchsorden regulirte; hierauf Tertullian, tiefen Gemüths; Origenes, der Schöpfer eines wissenschaftlichen biblischen Studiums unter den Christen, ein bedeutungsvoller Kopf; Ambrosius, Bischof, einer der einflußreichsten Kirchenlehrer. Auf der Bank links vor dem Thron, zunächst neben Petrus, Leo der Große, gesenkten und unbedeckten Hauptes, die Hände über der Brust zusammengelegt, auf seinem Schooß Buch und Tiare. Wer dieses Fürsten Politik kennt, der mehr als einer seiner Vorgänger dahin arbeitete, das Primat des römischen Stuhls in ein Supremat, das Papat über das Episcopat zu erheben, erwartet ihn wohl in einer weniger demüthigen

Stellung, oder vielleicht schwebte dem Künstler vor, Leo danke eben Gott, daß er den barbarischen Attila habe bewogen, von Rom abzuziehen. Neben ihm sitzend Gregor der Große, eine Figur von hochpriesterlichem Ansehen. Ihm folgt Chrysostomus, Bischof von Constantinopel, als Exeget und Priester verdienstvoll, dann Hieronymus mit der Kapuze über dem Kopf, finstern Aussehens, endlich Augustin, der Begründer der spätern occidentalischen Theologie.

Hinter der Bank links befinden sich verschiedene Figuren und Gruppen: zunächst bei Petrus Innocenz III, stehend, in vollem Papalornat (er bestieg den Stuhl 1198), demüthig, fromm; neben ihm, sitzend, das Haupt auf die Hand gestützt, Athanasius, Bischof von Alexandrien, der entschiedene Bekämpfer der Arianer; etwas seitwärts eine Gruppe von vier Männern, unter ihnen ein finsteres Gesicht mit breitrandigem Hut, die Nase gebogen, die Augen tief und scharf, die ganze Physiognomie Verachtung gegen die Welt ausdrückend: es ist der Spanier Ignatius von Loyola, Stifter des Jesuitenordens; neben ihm Dominicus, auch ein Spanier, Gründer des Dominicanerordens; ferner Franz von Assisi und Benedict, von denen jener den Franziscaner-, dieser den Benedictinerorden schuf; im Hintergrunde eine Gruppe Manichäer, eine Secte, welche lehrte, der guten Seele durch Enthaltsamkeit den Sieg über die böse Seele zu verschaffen; isolirt stehend Dante, der Dichter der göttlichen Komödie, der wie ein höherer Genius erscheint. Wieder in einer Gruppe: Albert der Große von Cöln mit der Mitra, durch seine vielseitige Gelehrsamkeit bekannt; Thomas von Aquin, Schüler des vorigen, den seine Collegen, da er immer still, aber nachdenkend war, den stummen Ochsen schalten, wogegen sein Lehrer prophezeite, dieser Ochse werde einst die ganze Welt mit seinem Gebrüll erfüllen, wie er denn auch als theologischer Schriftsteller und Docent in Paris, Rom, Bologna, Pisa großen Ruf sich erwarb; neben ihm Bonaventura, Franziscaner, Doctor und Professor der Theologie in Paris, nachmalen Cardinal. Auf einem Stuhl (symbolisch der Stuhl Petri) sitzt der größte römische Hierarch (1073 mit der Tiara gekrönt), in gebieterischer Haltung, Gregor VII, der

selbst einen deutschen Kaiser, Heinrich IV, zwang, zu Canossa als Büßender seine Gnade anzuflehen, neben ihm in submisser Stellung, aber mit Gregors Strenge doch heimlich unzufrieden, ein Bischof. Im Vordergrund: Bernhard von Clairvaux im Mönchsgewand; Peter Abälard, einer der merkwürdigsten kirchlichen Charaktere des Mittelalters, der kühn wie keiner seit Origenes über christliche Religionslehren philosophirte, neben ihm Peter der Abt von Clugny, Abälards Beschützer, der dem von allen Seiten Bedrohten eine Freistätte in seinem Kloster gab; Thomas von Kempis, sitzend, seine Erbauungsschriften schreibend, die in den stillen religiösen Kreisen so bedeutend wirkten. Ganz im Vordergrund zwei liegende Figuren, ein Greis und ein Jüngling, welche die neuere katholische Theologie symbolisiren sollen.

Auf der rechten Seite des Bildes, als Contrapunkt von Gregor VII, tritt hervor die Gruppe der Reformatoren: Luther in bekannter Stellung; neben ihm Zwingli, sitzend, die Bibel haltend und sie Luthern nicht aus den Händen gebend, eine Andeutung, daß beide Reformatoren über einzelne Bibelstellen ungleicher Ansicht waren und sich nichts nachgaben. Neben Luther Melanchthon, seine wesentliche Stütze in allen gelehrten Disputationen und Untersuchungen, ein milder Charakter, Verfasser der Augsburgischen Confession; zwischen beiden Calvin, der intolerante Katholikenhasser. Hinter dieser Gruppe drei Männer, welche den Reformatoren vorgearbeitet hatten: J. Wiklef, der in England auftrat; Huß, der für seine Ueberzeugung den Feuertod litt; Petrus Waldus, von dem Büchergestell einen Folianten herunternehmend, in dem Bau seines Kopfes an Sokrates erinnernd. Hinter Luther ein Dichter mit dem Lorber, wahrscheinlich Klopstock. Etwas mehr nach der Mitte: Willibrord, bei den Friesen, Bonifacius, bei den Deutschen, Columban, bei den Franken, und Ulphilas, bei den Gothen für das Christenthum wirkend, letzterer der Uebersetzer der Bibel in die gothische Sprache. Neben diesen ein Kirchenhaupt mit der Fahne; sollte es, da er auf der Seite der Reformatoren steht, Papst Hadrian sein, der zwar gegen die Ketzer eiferte, doch selbst manche kirch-

liche Mißbräuche zugestand und abschaffte? Drei Männer im Vordergrund, vor Zwingli sitzend, stellen die protestantischen Autoritäten Spener, Calixtus und Thomasius dar. Zuvorderst wieder zwei liegende Figuren wie gegenüber, keine bestimmten Individuen; sie sollen die beiden bekannten Hauptrichtungen der protestantischen Theologie, Rationalismus und Orthodoxie, symbolisiren: der Greis forscht; der Jüngling glaubt. Das Umgekehrte wäre wohl besser gewesen. Im fernen Hintergrund endlich erblickt man durch die Hallen auf der Seite Gregors Rom, auf der Seite der Reformatoren Wittenberg. Keller in Düsseldorf hat die Theologie gelungen in Kupfer gestochen.

Die Philosophie erscheint in ihrer Anordnung mindestens ebenso gut als die Theologie; entschieden besser ist das Colorit trotz seines bräunlichen Localtons; es herrscht Harmonie und Kraft darin, und verfehlte Partien kommen nicht vor. Mit der Darstellung der Theologie analog sitzt in der Mitte auf hohem Thron die Wahrheit als weibliche Gestalt. Sie hält in der Linken das mit sieben Siegeln verschlossene Buch, auf welches der philosophische Lehreid verpflichtet, und schlägt mit der Rechten von ihrem Angesichte den Sternenschleier zurück. Rechts und links unmittelbar neben ihr zwei kleine Genien, der eine in der Schriftentafel forschend, der andere auf dem Globus sich wiegend und die Cyther spielend. Thorwaldsen stellte die Nacht als weibliche Figur dar, zwei Knaben, Schlaf und Tod, in ihren Armen haltend; Cornelius hat dasselbe Motiv im Göttersaal der Glyptothek aufgenommen. Als Gegensatz der Göttin der Nacht darf wohl die Göttin der Philosophie gelten, und es scheint daher ganz passend, daß, wie jener zwei ganz oder scheinbar todte Wesen, dieser zwei lebensfrische Genien an die Seite gegeben werden. Links von dem Thron Homer, der unsterbliche Sänger des heroischen Zeitalters der Griechen, die Leier spielend; vor ihm sitzend Sappho, die erste griechische Dichterin, ihr Antlitz zu Homer wendend; neben letzterm Sophokles, der große Dramatiker, und hinter beiden, über Homers Schultern hervorschauend, Aristophanes, die satyrische Geißel seiner Zeit; etwas seitwärts hinter Homer der ernste ehrwürdige Pindar und hinter

ihm der verständige Hesiodus — lauter classische bekannte Männer. Weiterhin links von diesen eine Gruppe italischer Dichter: Virgil, Horaz, Dante, der Stern des 14. Jahrhunderts, alle mit dem Lorber geschmückt. Unweit von diesen Figuren im Hintergrund der große Geschichtschreiber Herodot, der gedankentiefe Thucydides. Im Mittelpunkt derselben Seite eine Gruppe römischer Geschichtschreiber: Cäsar (als siegreicher Feldherr mit dem Lorber), Marc Aurel, Livius, Tacitus. Am Schluß dieser Seite Cicero, der berühmteste römische Rhetor, als solcher dargestellt; seinem Vortrag hören mehrere Römer aufmerksam zu, unter ihnen Brutus, der letzte Republikaner, der selbst seinen väterlichen Freund Cäsar dem demokratischen Princip zum Opfer brachte. In die Nähe von Cicero setzte der Künstler den großen griechischen Redner Demosthenes, der aus der Halle des nebenan stehenden Gebäudes zuhorcht, die Studirlampe in der Hand, als symbolische Anspielung auf seine Gewohnheit, schwierige Arbeiten im geschlossenen dunkeln Gemach bei der Lampe auszuführen.

Den äußern Mittel- und Vordergrund, welcher der modernen Zeit gewidmet ist, vorläufig noch unberührt lassend, wieder zurück zu dem Thron der Wahrheitsgöttin. Rechts von demselben, Homer gegenüber, befindet sich eine Gruppe griechischer Philosophen, Plato und Aristoteles mit ihren Schülern. Da der Künstler diese beiden zunächst an den Thron stellte, so wollte er ohne Zweifel andeuten, daß sie die philosophischen Wahrheiten unter den Alten am tiefsten ergründet haben. Im Hintergrund, zu den Füßen der Bildsäule der Minerva, eine Schar heranziehender Perser, eine Hinweisung darauf, daß auch persische Literatur das Gebiet der Cultur bereicherte. Weiterhin rechts, an eine Säule gelehnt, einsam, die lasterhafte Welt fliehend, der finstere Heraklit, vor ihm eine Gruppe Sitzender; der tiefe Sokrates in Unterredung mit den entgegengesetzten Häuptern der von ihm ausgegangenen einseitigen Schulen, Antisthenes und Epikur. Abermals mehr rechts Pythagoras, docirend, umgeben von zum Theil in Helmen erscheinenden Männern, womit wahrscheinlich angedeutet werden soll, daß Pythagoras nicht bloß für Philosophen gelehrte Theorien erfand, sondern auch ins

praktische Leben eingriff und die Bürger über ihre politischen Rechte aufklärte. Weiterhin Archimedes bei seinen Schülern mit Messungen beschäftigt; ein Kriegsmann holt bei ihm Rath. Neben ihnen der über der Himmelskugel grübelnde Ptolemäus. Noch weiter rechts eine Gruppe von Peripatetikern, ihren Lehrer Theophrast an der Spitze. Endlich als letzte Gruppe im Hintergrund Polygnot und Phidias, jener die antike Malerei, dieser die Bildhauerei repräsentirend.

An den Stufen des Thrones, im nähern Mittelgrund, unterhalb Sappho, erscheint Palestrina, der mit seinem Compositionstalent die italienische Kirchenmusik auf eine gewaltige Höhe brachte, neben ihm der geniale Shakespeare, wie Palestrina die Ideen zu einem neuen Werk verarbeitend und ganz in dasselbe vertieft, hinter Shakespeare, zwischen ihm und Dante, ein Minnesänger, die Cither spielend, vielleicht Wolfram von Eschenbach oder Walther von der Vogelweide oder Heinrich von Ofterdingen. In der Mitte vor der Treppe, die zu dem Thron führt, eine Künstlergruppe, A. Dürer und Raphael, „jener mit dem Gemälde des Nachsinnens, dieser mit dem der Philosophie, dessen verdunkeltes Verständniß Winkelmann als Dritter in der Gruppe aufschließt durch Hindeutung auf die entlegene Kunst des Alterthums." Nahe bei dieser Gruppe Erwin von Steinbach mit dem Modell des Straßburger Münsters. Neben den Thronstufen, rechts von Plato und Aristoteles, eine Gruppe von drei Gelehrten — zweien begegneten wir schon in der Theologie — als Zeugen christlich-gläubiger Philosophie: Origenes und Augustin mit seinem Nachfolger in der Speculation, Anselm von Canterbury. Es ist interessant, Origenes und Augustin mit denselben Bildnissen in der Theologie von Hermann zu vergleichen. In beiden Gemälden wird Origenes als ein gewaltiger Geist, wie er es war (er hatte darum auch, gleich allen ihr Zeitalter überragenden Männern, eifrige Bekenner und grimmige Gegner), Augustin aber als ein Hochkirchlicher in feierlicher Stimmung, gleichsam als das Ideal eines frommen Oberhirten dargestellt, und doch sind die Physiognomien in beiden Darstellungen im Einzelnen verschieden und von jedem Künstler wieder anders

individualisirt. Den edeln Origenes scheint Götzenberger, den frommen Augustin Hermann treffender aufgefaßt zu haben. Neben der berührten Gruppe Thomas von Aquin, sitzend, schreibend, und, gleichfalls sitzend, einsam, in Gedanken vertieft, der Pantheist Giordano Bruno.

Im Vordergrund links stehen vier deutsche Heroen der Literatur ganz nahe beisammen, und zwar jeder für sich allein, d. h. unter sich nicht in directem Verkehr: Lessing, der große Kritiker und Philosoph; Schiller, der unsterbliche Nationaldichter, den Lorber um die Schläfe; Friedrich August Wolf, der gelehrte Philolog, in den Büchern forschend; Göthe, den Lorberkranz in der Linken, die Rechte auf die Leyer gestützt und gleichsam wie Jupiter Heerschau haltend über die versammelten Olympier; links von dieser Gruppe, als Schlußfiguren, die großen Geschichtschreiber Niebuhr und Johannes Müller, neben ihnen, etwas tiefer, Bentley und Scaliger. Rechts im Vordergrund, bei einanderstehend: der geistreiche Leibnitz, die Hand an das Kinn legend, und der scharfsinnige Kant, als Mann von starken Jahren dargestellt; neben diesen, jedoch abgewandt, sitzend und in einem Buche forschend Spinoza; hinter Leibnitz stehend Baco von Berulam, als Kanzler von England wie als Schriftsteller bedeutsam; neben ihm Kepler mit der Rechentafel, Newton mit dem Blei über der Weltkugel und Lavoisier mit den chemischen Apparaten. In der Mitte des Vordergrundes ist ein Bassin dargestellt, in welches sich eine sprudelnde Quelle ergießt, Symbol der reinen und nie versiegenden Wahrheit. Links von Leibnitz erblickt man einen leeren Stuhl für den noch zu erwartenden Messias der Philosophie. Endlich ziehen sich um das ganze Bild, wie bei der Theologie, arabeskenartige Randverzierungen. Mit viel Humor hat Götzenberger mancherlei Beziehungen auf das Studentenleben und Anderes in dieselben eingeflochten, welche größtentheils sehr sorgfältig ausgearbeitet sind. Die Philosophie ist ebenfalls von Keller gestochen.

Der Composition der Jurisprudenz gebührt wieder das Lob der Klarheit, großer Einfachheit, gelungener Gruppirungen und interessanter Auffassung der Charaktere. Das Colorit scheint

zwischen der Theologie und Philosophie zu stehen. In der Mitte der Hauptdarstellung thront die weibliche Figur der Jurisprudenz mit der Krone auf dem Haupt, Genien zu ihrer Seite. Ihr zunächst, unterhalb, auf der rechten Seite: Moses mit den Tafeln und Menu als Verfasser des ältesten Gesetzbuchs in der Sanskritsprache. Links zu den Füßen des Thrones, neben Moses, Solon, der bekannte athenienfische, und Lykurg, der spartanische Gesetzgeber. Links von dem letztern, tiefer im Mittelgrund, Numa Pompilius, der zweite König des alten Rom, welcher die von Romulus gegebene erste rohe Verfassung durch Gesetze zu entwickeln suchte; hinter ihm Cicero, der auch in der Philosophie dargestellt, der berühmteste römische Rechtsanwalt, bei ihm einige Schüler. Weiterhin eine Gruppe der juristischen Classiker, neben einander stehend: Jul. Paulus, Dom. Ulpian, beide mit starken Bärten, Aem. Papinian, mit starken, breiten Gesichtszügen, eine hervorragende Gestalt, und Atejus Capito; vor ihnen der Gegner des letztern, Ant. Labeo, scharf zurückschauend, und Gajus in tiefem Nachdenken, mit etwas gesenktem Haupt und starkem Bart. Hinter Jul. Paulus der Kaiser Justinian, der während seiner 38jährigen Regierung verbesserte Gesetzgebung und Beförderung des Rechtsstudiums sich zur Aufgabe gemacht; neben ihm Tribonian und Theophilus, die Verfasser der Institutionen. Mehr nach vornen, links von Gajus, eine Gruppe der s. g. Glossatoren, welche im 12. Jahrhundert namentlich auf der Rechtsschule zu Bologna neues Leben in das Rechtsstudium brachten und die Justinianischen Compilationen mit Randbemerkungen, Glossen — daher ihr Name — erläuterten; der Künstler stellt sie in Kopftüchern dar und hebt die Gestalt eines ihrer Häupter, Irnerius, vorwärts blickend, offenbar hervor: mitten unter ihnen, gleichsam als Glossator der eigenen Gemälde in der Aula, Götzenberger selbst, recht kenntlich; er schaut heitern Angesichts den Betrachtenden an und nimmt sich unter den gelehrten Herrschaften ganz gut aus, wie einer, der wirklich zünftig ist. Die Sitte, daß Künstler sich selbst in solchen Bildern verewigen, ist alt. Mehr im Vordergrund einige spätere juristische Capacitäten: unterhalb Labeo Donellus oder eigentlich Doneau, ein Franzose,

geb. im J. 1527, der in Heidelberg und nachher in Leyden Jus docirte, Gegner des zu seiner Seite nachdenkend vor sich blickenden Cujacius oder eigentlich Cujas, ebenfalls eines Franzosen, wegen seiner das Justinianische Recht (Digesten und Codex) erläuternden Schriften sehr angesehen; neben diesem Schulting, der unter Anderm über vorjustinianisches Recht geschrieben; vor ihm der Niederländer Noot, Rechtsanwalt, der in der Bewegung der Niederlande, durch welche sie sich von Oestreich unabhängig machen wollte (1790), an der Spitze gestanden hatte; endlich seitwärts von Noot Heineccius, durch seine Schriften über römisches Recht bekannt.

Auf der rechten Seite des Bildes, unweit von Menu, im Mittelgrund, ragt zunächst hervor, mit Kaiserkrone und Schwert, die stattliche Figur Karls des Großen, der für Ordnung und Recht im Staat so wohlthätig wirkte; vor ihm sein gewandter Kanzler Eginhard; neben ihm ein alter Mann, der über die Landesübungen und Gewohnheitsrechte berichtet. Links von Karl, im Hintergrund, heidnische Priester und ein christlicher Missionair, wahrscheinlich als Repräsentanten und Verbreiter von allerlei Kirchenrechten. Wieder im Mittelgrund, vor Karl dem Großen, Eycke von Repgow, Verfasser des Sachsenspiegels; neben ihm Friedrich Barbarossa, der kräftig den Staat nach innen und außen schützende große deutsche Kaiser; vor ihm Karl V im kaiserlichen Ornat mit seinem Kanzler Schwarzenberg, welcher die Carolina, das bis in unser Jahrhundert im deutschen Reich gültige, von Karl V eingeführte Criminalgesetzbuch, niederschreibt. Im Hintergrund auf der äußersten Rechten eine Gruppe von Schöpfern und Trägern des canonischen Rechts, darunter einige Päpste. Im Vordergrund spätere Juristen verschiedener Nationen: unmittelbar vor Schwarzenberg Montesquieu, der mit seinem »esprit des lois« seiner Zeit und sich selbst ein Ehrenmonument gesetzt hat; vor ihm Leibnitz, schreibend, der schon in der Philosophie vorkömmt, der aber auch über juristische Materien sich verbreitete und Staatswürden bekleidete. Seitwärts von ihm eine Gruppe neben einander Sitzender: Herm. Conring mit der rothen runden Kappe und dem langen Haupthaar, in allen

Wissenschaften bewandert; Hugo Grotius im blauen Mantel, ein gewandter Staatsmann, dessen Buch »de jure belli ac pacis« seiner Zeit als eine Fundgrube von Rechtsweisheit galt; Baco von Verulam im rothen Mantel, der schon in der Philosophie dargestellt, hier aber als Rechtsgelehrter und berühmter englischer Kanzler erscheint; endlich der vorderste — Justus Moeser, der deutsche Franklin genannt.

In der Mitte der Darstellung der Medicin sitzt auf hohem Thron in einem ägyptischen tempelähnlichen Gebäude Isis als Göttin der Naturwissenschaften, zu ihren Füßen ägyptische und griechische Priester, zur Seite, mehr im Hintergrund, als Statuen: Chiron und Aeskulap, dieser von Chiron erzogen, bei den Griechen als der Stifter wissenschaftlicher Arzneikenntniß angesehen. Unterhalb des Thrones und zunächst bei demselben in der Mitte sitzt wie ein gebietender Herrscher Hippokrates, der berühmteste Arzt der Vorwelt, seinen linken Arm auf einen Folianten stützend und sich zu dem rechts neben ihm stehenden Demokrit wendend; unmittelbar an seiner Seite Aristoteles mit dem Affen-Skelett, da er sich um die Untersuchung der Thiere und die Naturgeschichte überhaupt so sehr verdient gemacht, unter Anderm den Unterschied zwischen den Menschen und den Affen in Beziehung auf ihre organische Bildung bestimmte. Links eine würdige Gestalt in schön drapirtem Mantel, Empedocles, der Erfinder der Lehre von den vier Elementen: Feuer, Luft, Erde, Wasser, und Pythagoras. Im Hintergrund links, seitwärts von Pythagoras, neben einander stehend: Archagathus, der erste Grieche, der als Arzt in Rom sich niederließ, mit dem Messer in der Hand, weil er gern operirte, und Asclepiades von Bithynien, der ebenfalls in Rom mit großem Glück als Arzt auftrat; hinter Beiden ein Dritter, vielleicht Asclepiades Pharmacion. Neben ihnen mehr nach vornen eine Gruppe: zuvorderst Galen, hinter ihm hervorblickend Paul von Aegina; neben Galen, die Hand auf der Brust, Celsus, Verfasser von medicinischen Schriften. Gerade hinter dieser Gruppe, einzeln stehend, Plinius, mit dem Helm bedeckt, da er im römischen Heere gedient, vorzüglich durch seine Naturgeschichte berühmt. Vor der beschriebenen Gruppe

sitzend, demonstrirend, Ebn Sina, gewöhnlich Avicenna genannt, unter den Arabern der Fürst der Aerzte; vor ihm sitzt ein arabischer Schreiber, seinen Vortrag auffassend. Wieder mehr im Hintergrund, links von Plinius, eine ganze Gruppe von Mönchen, welche im Abendland vom 6. Jahrhundert an die Heilkunde lange fast allein übten. Im Mittelgrund rechts neben Aristoteles sitzt der Nachfolger desselben, Theophrast von Eresus, besonders verdient um die Botanik und Physiologie der Pflanzen; rechts von ihm steht schreibend Constantin von Africa, in Benedictinerkleidung, da er seine spätern Jahre im Kloster zu Monte Cassino zubrachte, neben ihm Pitard, Vorsteher des chirurgischen Collegiums in Paris (1271), und an seiner Seite Paracelsus, ein Schwärmer, dem man aber unter Anderm die Empfehlung der mineralischen Arzneimittel, des Quecksilbers, und manches Gute in der Medicin verdankt. Mehr im Hintergrund seitwärts von Aristoteles eine Gruppe von seinen Schülern; unweit von ihm wieder Mönche. Ungefähr in gleicher Tiefe des Bildes, aber ganz am Schluß dieser Seite erscheinen Herophilus und Erasistratus, nach Celsus und Galens Zeugniß die beiden größten Anatomen in Aegypten zur Zeit des ersten Ptolemäus, daher der Künstler sie auch wirklich anatomische Untersuchungen vornehmen läßt; im Vordergrund zu beiden Seiten spätere bekannte Autoritäten: rechts neben einander die ausgezeichneten Naturforscher Linné und Cuvier, jener sitzend, dieser stehend, der letztere eine stattliche Figur; hinter ihm (nur der Kopf sichtbar) G. Gottlieb Richter, Professor in Göttingen; hinter Linné auf einer Bank sitzend G. Ernst Stahl, Professor in Halle; neben ihm Franz Sylvius, Professor in Leiden; der dritte auf der Bank Johann Baptist Helmont, berühmter niederländischer Arzt. Im Vordergrund links zwei stehende Figuren, die vorderste Albrecht von Haller, der größte Naturforscher des vorigen Jahrhunderts, und Joh. Peter Frank. Neben diesen, auf einer Bank sitzend, Fr. Hoffmann, Professor zu Halle, und Boerhave, Professor zu Leiden; links auf der Bank zwei berühmte Engländer, Thomas Sydenham im Gespräch mit William Harvey; hinter ihnen endlich, stehend, Andreas Vesalius, einer der bedeutendsten Anatomen.

Auch die Composition der Medicin erscheint sehr gelungen, sowohl hinsichtlich der Zusammenstellung als der Special-Behandlung der einzelnen Figuren. In Bezug auf alle vier Facultäten wäre aber eine Ueberarbeitung wohl am Platze, da das Colorit doch Vieles zu wünschen übrig läßt.

Das St. Johannes-Hospital.

Das stattliche Gebäude, welches sich weiterschreitend vor uns erhebt, ist das Bürger-Hospital zu St. Johannes dem Täufer. Im J. 1842 machte der Oberbürgermeister Oppenhoff als Vorsitzender der städtischen Armenverwaltung in einem öffentlichen Aufruf die Nothwendigkeit einer Reorganisation des städtischen Hospitalswesens bekannt. Er legte zugleich dar, daß daran für die nächste Folgezeit aus Mangel an städtischen Mitteln kaum gedacht werden könne; in der Folge seien aber wohl die vorhandenen Anstalten in ein neues Hospital zu vereinigen und dessen innere Verwaltung barmherzigen Schwestern anzuvertrauen. Durch diesen Aufruf angeregt, wurde bald darauf ein Vorschlag zur Bildung eines eigenen Hospitalvereins erlassen, dessen Aufgabe es sei, für die Vergrößerung eines Baufonds kräftigst zu sorgen und dadurch die Armenverwaltung zu unterstützen. Eine dieserhalb zusammengekommene Versammlung, die die Sache als eine gemeinsame, bürgerliche ansah, aber an der Einführung der barmherzigen Schwestern festhielt, beauftragte den Professor, Geheimrath F. Walter mit den fernern einleitenden Schritten. Endlich traten denn auch eine Anzahl Männer zusammen und constituirten sich zu einem Verein; sie setzten gleichzeitig als Bedingung zur Theilnahme an diesem Verein den jährlichen Beitrag von mindestens 1 Rthlr. fest, entwarfen provisorische Statuten u. s. w. In der am 1. Jul. 1842 gehaltenen, nur von katholischen Mitbürgern besuchten Generalversammlung wurde dann der definitive Vorstand gewählt, bestehend aus den Herren Professor Walter, den Stadträthen Hauptmann, Riegeler und Mertens, den Lehrern Reinkens und Kneisel, Dr. Kalt, Kaufmann Heimann, J. Nette-

sitzend, demonstrirend, Ebn Sina, gewöhnlich Avicenna genannt, unter den Arabern der Fürst der Aerzte; vor ihm sitzt ein arabischer Schreiber, seinen Vortrag auffassend. Wieder mehr im Hintergrund, links von Plinius, eine ganze Gruppe von Mönchen, welche im Abendland vom 6. Jahrhundert an die Heilkunde lange fast allein übten. Im Mittelgrund rechts neben Aristoteles sitzt der Nachfolger desselben, Theophrast von Eresus, besonders verdient um die Botanik und Physiologie der Pflanzen; rechts von ihm steht schreibend Constantin von Africa, in Benedictinerkleidung, da er seine spätern Jahre im Kloster zu Monte Cassino zubrachte, neben ihm Pitard, Vorsteher des chirurgischen Collegiums in Paris (1271), und an seiner Seite Paracelsus, ein Schwärmer, dem man aber unter Anderm die Empfehlung der mineralischen Arzneimittel, des Quecksilbers, und manches Gute in der Medicin verdankt. Mehr im Hintergrund seitwärts von Aristoteles eine Gruppe von seinen Schülern; unweit von ihm wieder Mönche. Ungefähr in gleicher Tiefe des Bildes, aber ganz am Schluß dieser Seite erscheinen Herophilus und Erasistratus, nach Celsus und Galens Zeugniß die beiden größten Anatomen in Aegypten zur Zeit des ersten Ptolemäus, daher der Künstler sie auch wirklich anatomische Untersuchungen vornehmen läßt; im Vordergrund zu beiden Seiten spätere bekannte Autoritäten: rechts neben einander die ausgezeichneten Naturforscher Linné und Cuvier, jener sitzend, dieser stehend, der letztere eine stattliche Figur; hinter ihm (nur der Kopf sichtbar) G. Gottlieb Richter, Professor in Göttingen; hinter Linné auf einer Bank sitzend G. Ernst Stahl, Professor in Halle; neben ihm Franz Sylvius, Professor in Leiden; der dritte auf der Bank Johann Baptist Helmont, berühmter niederländischer Arzt. Im Vordergrund links zwei stehende Figuren, die vorderste Albrecht von Haller, der größte Naturforscher des vorigen Jahrhunderts, und Joh. Peter Frank. Neben diesen, auf einer Bank sitzend, Fr. Hoffmann, Professor zu Halle, und Boerhave, Professor zu Leiden; links auf der Bank zwei berühmte Engländer, Thomas Sydenham im Gespräch mit William Harvey; hinter ihnen endlich, stehend, Andreas Vesalius, einer der bedeutendsten Anatomen.

Auch die Composition der Medicin erscheint sehr gelungen, sowohl hinsichtlich der Zusammenstellung als der Special-Behandlung der einzelnen Figuren. In Bezug auf alle vier Facultäten wäre aber eine Ueberarbeitung wohl am Platze, da das Colorit doch Vieles zu wünschen übrig läßt.

Das St. Johannes-Hospital.

Das stattliche Gebäude, welches sich weiterschreitend vor uns erhebt, ist das Bürger-Hospital zu St. Johannes dem Täufer. Im J. 1842 machte der Oberbürgermeister Oppenhoff als Vorsitzender der städtischen Armenverwaltung in einem öffentlichen Aufruf die Nothwendigkeit einer Reorganisation des städtischen Hospitalswesens bekannt. Er legte zugleich dar, daß daran für die nächste Folgezeit aus Mangel an städtischen Mitteln kaum gedacht werden könne; in der Folge seien aber wohl die vorhandenen Anstalten in ein neues Hospital zu vereinigen und dessen innere Verwaltung barmherzigen Schwestern anzuvertrauen. Durch diesen Aufruf angeregt, wurde bald darauf ein Vorschlag zur Bildung eines eigenen Hospitalvereins erlassen, dessen Aufgabe es sei, für die Vergrößerung eines Baufonds kräftigst zu sorgen und dadurch die Armenverwaltung zu unterstützen. Eine dieserhalb zusammengekommene Versammlung, die die Sache als eine gemeinsame, bürgerliche ansah, aber an der Einführung der barmherzigen Schwestern festhielt, beauftragte den Professor, Geheimrath F. Walter mit den fernern einleitenden Schritten. Endlich traten denn auch eine Anzahl Männer zusammen und constituirten sich zu einem Verein; sie setzten gleichzeitig als Bedingung zur Theilnahme an diesem Verein den jährlichen Beitrag von mindestens 1 Rthlr. fest, entwarfen provisorische Statuten u. s. w. In der am 1. Jul. 1842 gehaltenen, nur von katholischen Mitbürgern besuchten Generalversammlung wurde dann der definitive Vorstand gewählt, bestehend aus den Herren Professor Walter, den Stadträthen Hauptmann, Riegeler und Mertens, den Lehrern Reinkens und Kneisel, Dr. Kalt, Kaufmann Heimann, J. Nette-

koven, Röttgen, L. Müller, L. Wolter, Beigeordneten Gerhards, Domcapitular Scholz, Hüttenbesitzer Jäger und Oekonom Winand. Die zeitigen katholischen Pfarrer, der Graf von Fürstenberg und der Freiherr von Böselager wurden als Ehrenmitglieder proclamirt, das Präsidium dem Professor Walter übertragen.

Der Zweck des Vereins war die Aufführung und Einrichtung eines für kranke und altersschwache Armen jeden Glaubens bestimmten Hospitalgebäudes mit der Bestimmung, daß die Krankenpflege und ganze innere Verwaltung ausschließlich und für immer den barmherzigen Schwestern vom Orden des h. Vincenz von Paula und wo möglichst den Schwestern von der diesem Orden angehörigen Congregation vom h. Karl Borromäus übertragen werde, und daß der Vorstand die Erfüllung dieser Bedingung durch die genauesten und vorsichtigsten Stipulationen für alle Zeiten zu sichern habe. Diese Statuten erhielten unterm 26. Nov. 1842 die erforderliche Genehmigung des Oberpräsidiums, und auf die dem König von dem Unternehmen unter Vorlegung der Statuten gemachte Mittheilung erfolgte folgender Erlaß: „Ich habe aus der Eingabe vom 19. März d. J. von dem nach den zurückgehenden Statuten gebildeten Verein zur Gründung eines Hospitals aus Mitteln der Privatwohlthätigkeit mit Beifall Kenntniß genommen, kann es auch nur billigen, daß die Leitung der Anstalt den barmherzigen Schwestern übertragen werden soll, und begleite das Unternehmen mit Meinen besten Wünschen für einen glücklichen Erfolg. Sanssouci, den 30. Mai 1843. Gezeichnet Friedrich Wilhelm."

Es gaben sich trotzdem bald gewisse Verschiedenheiten des Standpunktes kund, welche in der Behandlung dieser Angelegenheit zwischen dem Oberbürgermeister und dem Vorstande des Vereins obwalteten, indem letzterer durch die möglichst selbstständige und auf der breitesten Basis angelegte Durchführung der Bauangelegenheit die öffentliche Theilnahme dafür mehr zu beleben und zu unterhalten hoffte, was auch durch den Erfolg bethätigt worden ist. Auch wurde die Stellung des Oberbürgermeisters in eigenthümlicher Weise dadurch schwierig, daß er in seiner Eigenschaft als Präsident der gemischten Armenverwaltung

die Anforderungen und Wünsche der evangelischen Gemeinde mit zu vertreten hatte. Eine andere Schwierigkeit war die, wie die in den Stipulationen mit der Armenverwaltung von den Statuten vorgeschriebene Bedingung, die Verpflegung durch barmherzige Schwestern für alle Zeiten zu sichern, zu erzielen sei. Endlich wurde auch von mehreren Seiten unverkennbar die Ungunst bemerklich, die in dem damaligen Geiste der Verwaltung gegen Associationen, insbesondere gegen die mit einer religiösen Beimischung obwaltete. Alles dieses veranlaßte lange und ermüdende Discussionen, welche es nöthig machten, durch oft erneuerte öffentliche Mittheilungen das allgemeine Interesse und die Einsicht in das sich immer mehr verwickelnde Verhältniß lebendig zu erhalten. Der Verein erfuhr, welche große Kraft die Publicität in sich schließt, aber auch daß trotz aller Nachgiebigkeit ein übereinstimmendes Resultat nicht erzielt werden kann, wenn verschiedene religiöse Ansichten, wenn gar Competenz-Conflicte zwischen den zunächst betheiligten Behörden, hier der Armenverwaltung und dem Vorstande, stattfinden. Ein Arbeiten und Streben nach e i n e m Ziel ist durchaus erforderlich, soll dieses erreicht werden; Verdächtigungen zu erheben, gar einen Zeitungskrieg hervorrufen zu wollen, führt nur vom Ziele ab, und mit Recht sagte sich daher der Verein, nachdem er zuvor die Sachlage der Wahrheit getreu in der Kölnischen Zeitung vom 15. Febr. 1848 auseinandergesetzt, von der Armenverwaltung los und suchte bei der Staatsregierung Corporationsrechte nach. Nicht ohne persönliche Bemühungen des Professors Walter bei dem, dem Unternehmen von Anbeginn an gewogenen Könige wurden durch Cabinetsordre vom 7. März 1849 die erbetenen Corporationsrechte bewilligt.

Inzwischen war aber doch schon Manches geschehen. Im J. 1843 war ein Bauplatz für mehr denn 4000 Rthlr. angekauft worden, und am 22. Jun. 1846 konnte der Grundstein gelegt werden, wozu der Herr Erzbischof Johannes von Geissel die Einladung freudig angenommen, daher zum Danke auch dem Hospital sein Taufname beigelegt wurde. Das Presbyterium der evangelischen Gemeinde und der Oberbürgermeister hatten

die betreffende Einladung abgelehnt und waren nicht erschienen. Es war ein erhebender Anblick, als nach dem vom Erzbischof verrichteten Hochamt ein wohlgeordneter Festzug sich von der Münsterkirche durch die beflaggten Straßen zum Bauplatz bewegte, wo der Grundstein vom hohen Kirchenfürsten eingesegnet, eine Festrede gehalten, die Urkunde mit dem Stein eingemauert, unter Begleitung eines Chorals die üblichen Hammerschläge von den Anwesenden verrichtet, endlich der erzbischöfliche Segen ertheilt wurde. Von dem Tage an stand in den Gemüthern die Gewißheit der Vollendung fest. Die hauptsächlichste Aufgabe war aber die, zu dem Werke die Opferwilligkeit flüssig zu erhalten. Dazu wurde auch alles Zulässige in der Nähe und Ferne ins Werk gesetzt. Zuerst kamen die gezeichneten jährlichen Beiträge; dann bewährte es sich, wie die Begeisterung für das Gute eine ansteckende Kraft hat. Es war heiter anzusehen, wie in den Sitzungen des Vorstandes die Mitglieder das, was ihnen aus den mannichfaltigsten Veranlassungen beigesteuert worden war, herzählten, und wie ein herausfordernder Wetteifer entstand, wenn Einer den Andern überbieten, mit einer noch größern Summe herausrücken konnte. Dieser Eifer, durch öffentliche Bekanntmachungen immer aufs Neue belebt, gestaltete sich zu einer Art von Wettstreit, woran auch die bestehenden religiösen, bürgerlichen, musikalischen und Vergnügungs-Vereine Theil nahmen. Es bildete sich in der Bürgerschaft ein „Geselliger Verein“, ein „Brüderlicher Verein“ und ein „Werkthätiger Verein“, deren Zweck hauptsächlich war, Beiträge zu den Handwerker-Arbeiten zu leisten, Naturalarbeiten und Lieferungen zu machen, überhaupt aber das Unternehmen zu fördern. Namentlich hat sich der Präsident des erstgenannten Vereins, Sanitätsrath Dr. Kalt, durch seine unermüdliche Thätigkeit bei den wöchentlichen Zusammenkünften der Hospitalsfreunde aus den verschiedensten Ständen großes Verdienst erworben. Von diesem Vereine ging auch, erzählt Professor Walter in „Aus meinem Leben“ (Bonn 1865. 8.) weiter, der Gedanke zu einer großen, zum Vortheil des Hospitalbaues zu machenden Kunstausstellung aus. Es constituirte sich dazu im Dec. 1846 ein Comité, um im folgenden Frühjahr zur

Ausführung zu schreiten. Diese geschah in den untern Räumen des Hospitals selbst, wovon die eine Hälfte im Rohen fertig war. Es wurden dazu aus nah und fern Kunstwerke erbeten und geschickt, so daß in der That die Ausstellung befriedigte und ein Namhaftes einbrachte. Präsident des Comités wurde der bald in den politischen Wirren viel genannte Professor Kinkel. Dieser nahm sich der Sache mit einem Eifer und einer Hingebung an Zeit und Kräften an, die ganz seiner Thatkraft und seiner Neigung zu dergleichen Unternehmungen entsprach. Zur gemeinschaftlichen Behandlung der Sache wurden abendliche Sitzungen nothwendig, die oft bis in die Nacht dauerten und durch die gute Laune des Präsidenten in der angenehmsten Art belebt wurden. Kinkel war eine durchaus rheinische Natur, kräftig, talentvoll, beredtsam, natürlich und gutmüthig. Er war aber ganz ein Kind der Zeit, die ihn mit ihren großen Verirrungen wegriß. Was hätte aus dem begabten, gemüthvollen und auch für das Gute empfänglichen Mann werden können, wenn er ihren wahren Richtungen gefolgt wäre! Sein Unstern war seine Frau, die ihn vergötterte und ihn über sich hinausriß. Als im J. 1848 nach meiner Rückkehr von Berlin die Schlußsitzung gehalten wurde, konnte er es nicht unterlassen, auf mein Verhalten in der Nationalversammlung Anspielungen zu machen. Da wandte ich mich nach einer kleinen Pause zu ihm und sagte ihm mit tiefem Ernste: „Sie sprechen von meinem politischen Verhalten; nun will ich Ihnen auch sagen, was ich von dem Ihrigen denke. Ich achtete und achte in Ihnen noch jetzt ein gutes Herz, das für die Leiden seiner Mitmenschen warm und aufrichtig fühlt und dafür großer Aufopferungen fähig ist. Aber dieses Gute ist so vom Unkraut der Eitelkeit überwachsen, daß es davon fast erstickt wird. Herr College! denken Sie an mich! Sie sind jetzt am Verbrechen; in drei Monaten sind Sie im Verbrechen, und Sie werden darin untergehen!" Alle Anwesenden wurden durch diese Worte tief erschüttert. — Professor Walter, über die Beschaffung der Baumittel sprechend, erzählt weiter: „Im Anfang des J. 1849 kam ich einmal aus der Sitzung nach Hause und sagte bei Tische: Wenn nun nicht ein Engel vom

Himmel kommt, der uns 6—7000 Rthlr. bringt, so können wir nicht weiter, und unsere Gegner werden den Triumph haben. Doch, setzte ich scherzhaft zuversichtlich hinzu, das wird nicht geschehen, die Raben des Elias sind noch nicht ausgestorben. Dies geschah an einem Samstag Abend. Am Sonntag Morgen um halb 8 Uhr wurde mir ein Herr Lorenz Blinzler aus Godesberg gemeldet, der mich zu sprechen wünsche. Er sagte: er habe mit der größten Theilnahme aus den öffentlichen Blättern ersehen, welche große Anstrengungen und Kämpfe wir wegen des Hospitals zu bestehen hätten; er besitze ein Vermögen von 6500 Rthlr., das er nebst seiner Mobilarschaft demselben zu vermachen beabsichtige; er sei aber auch erbötig, dasselbe gleich jetzt zu 5 pCt. Zinsen bis zu seinem Tode zu leihen. — Sind die Raben schon da? frug in mir eine innere Stimme, indem ich fast wie zu einem Dankgebete die Hände faltete."

Inzwischen wurde an dem Bau ununterbrochen fortgearbeitet und auf denselben in jeder Beziehung die möglichste Sorgfalt verwendet. Das Meiste fiel dabei der aufopfernden Thätigkeit des aus dem Vorstand ernannten Baucomités anheim; auch darf der Eifer und die Umsicht des Baumeisters von der Emden bei der Leitung des Baues und dessen Uneigennützigkeit bei der Anfertigung des Bauplanes nicht unerwähnt bleiben. So ging der Bau seiner baldigen Vollendung entgegen, als durch die oben erwähnte Bewilligung der Corporationsrechte ein langerstrebtes Ziel erreicht wurde. In Folge dessen wurde ein Curatorium gewählt und diesem die Anstalt übergeben. Dieses schloß unterm 9. Oct. 1849 mit der Generaloberin der barmherzigen Schwestern zu Nancy einen Vertrag ab, und schon Anfang Novembers trafen Schwestern ein. Am 19. Nov. wurde das Hospital eröffnet. Nach einem Hochamt in der Münsterkirche wurde das Gebäude durch den delegirten Oberpfarrer van Wahnem eingesegnet, dann nach einer Festrede das Hospital den Schwestern übergeben. Die Armen erhielten Spenden an Fleisch und Brod, welches entsprechender erschien, als irgend ein Festessen zu halten. So schloß die Thätigkeit des Hospitalvereins mit der Errichtung einer Stiftung, die in ihrem damaligen Bestande mit der Capelle und

der innern Einrichtung einen Werth von mehr als 80,000 Rthlr. repräsentirte, welche der Gemeinde nichts gekostet, den Gebern nur Freude gemacht hat. Das Gebäude trägt folgende, von Professor Lersch verfaßte Inschrift:

fVnDaVIt pIetas,
ereXIt ConCorDIa,
perfeCIt fIDes,
serVet paX et IVstItIa.

Der Liebe Kraft schuf dieses Haus,
Der Arm der Eintracht führt' es aus;
Gott halte segnend seine Hand
Ob diesem Bau und Stadt und Land.

Das so zu Stande gebrachte Bürgerhospital zum h. Johannes dem Täufer ist laut seinen Statuten zur Aufnahme und Verpflegung armer Kranken und altersschwacher Personen ohne Unterschied des Glaubens bestimmt. Die Mittel der Anstalt bestehen zur Zeit nur in den Einnahmen aus den Pflegesätzen für die ihr von der Armenverwaltung zugewiesenen Kranken und Altersschwachen, aus den Pflegesätzen für erkrankte Gesellen, aus dem Abonnement für erkrankte Lehrlinge und Dienstboten und aus der Aufnahme von Pensionairen und Pfründnern. Die Zahl der zur Aufnahme von Kranken und Häuslingen vorhandenen Betten beträgt 120. Das Curatorium besteht aus 12 Mitgliedern, von denen alle 3 Jahre nach dem Alter 3 ausscheiden und durch Wahl der 9 übrigen ersetzt werden. Unter den 12 müssen immer 2 katholische zugleich Mitglieder der Armenverwaltung sein, um den Zusammenhang mit derselben zu unterhalten; auch wird zu diesem Zweck immer der Oberbürgermeister zu den Sitzungen eingeladen. Zur Wahrung der kirchlichen Beziehungen ernennt der erzbischöfliche Stuhl einen Commissarius, welcher zur Zeit der Domcapitular Professor Dieringer ist. Unter den Mitgliedern des Curatoriums muß immer, dem Verhältniß der Einwohnerzahl entsprechend, ein Mitglied evangelischer Confession und eines des mosaischen Ritus sein. Dieses ist vielleicht das einzige Beispiel, wo, bei dem streng confessionellen Grundcharakter der Anstalt, in den äußern Verhältnissen eine solche gerechte Berücksichtigung grundsätzlich gemacht und durchgeführt ist. Die

Anstalt hat von dieser ächt freisinnigen Behandlung bis jetzt nur Vortheile erfahren.

Das Hospital hat durchschnittlich 47 Häuslinge zu verpflegen. Dazu kommen jene städtischen Kranken, die sich nicht für die Kliniken eignen, wie denn auch aus der Umgegend häufig Kranke dahin gebracht werden. In den letzten Jahren wurden durchschnittlich — außer den Häuslingen — jährlich 475 Kranke aufgenommen. Der gewöhnliche Pflegesatz beträgt 10 Sgr. pr. Tag; für Pensionaire steigern sich die Sätze bis zu 40 Sgr. Das selbstständige Hospital ist jetzt nicht nur frei von Schulden, sondern besitzt schon einiges Vermögen. Gegenwärtig sind 7 Schwestern im Hospital. Die so umsichtige Leitung derselben, sowie der Umstand, daß die Aerzte und die Verwaltung nichts kosten, haben dies günstige Resultat in so kurzer Zeit herbeigeführt. Das Rechnungswesen führt zur Zeit Herr Beigeordneter Eller, sowie denn auch von demselben die ganze äußere Verwaltung mit dankenswerther Aufopferung geleitet wird. Von Seiten des zeitigen Herrn Oberbürgermeisters Kaufmann erfreut sich die Anstalt der Berücksichtigung und des Einverständnisses, womit derselbe alle gemeinnützigen Anstalten der Stadt zu fördern bemüht ist.

Zu den glücklichen Fügungen, sagt Professor Walter weiter, deren sich das Hospital zu rühmen hat, gehört, daß ihm in der Schwester Augustine geborne Fräulein Amalie de Lasaulx eine Vorsteherin zu Theil wurde, die in den Schwierigkeiten der ersten Einrichtung die Kraft, Umsicht und das organisatorische Talent bewährte, welches ihr späterhin auch in Schleswig-Holstein eine so große und verdiente Anerkennung erworben hat. Sie ward bei dem Krieg des J. 1864 in die Lazarethe dieses Landes berufen und entwickelte in denselben die erfreulichste Thätigkeit. Ebenso zeigt sie durch ihre Leitung des Hospitals, mit welchem richtigen Tacte sie in ihrer keineswegs leichten Stellung im Geiste der Anstalt den religiösen Charakter derselben mit dem, was die eigenthümlichen Verhältnisse der Stadt bedingen, zu vereinigen weiß.

Die de Lasaulx stammen aus Lothringen. Louis de Lasaulx ward im J. 1611 von Herzog Heinrich von Lothringen nobilitirt. Später kam die Familie nach dem Luxemburgischen, wo sie das

Haus Bergh bei Remich besaß, welches noch im J. 1784 ihr Eigenthum war. Claudius de Lasaulx, früherhin Amtmann in Zell, dann kurtrierischer Geheimrath und Mitglied des Regierungs-Collegii, war der erste dieser Familie, welcher in Coblenz seinen Wohnsitz genommen. Er starb 1791 mit Hinterlassung von 3 Söhnen, nämlich 1) Karl, welcher Theologie studirte, späterhin Canonicus im Stift zu Carden und Accessist des erzbischöflichen Officialats in Coblenz wurde, wo er auch im J. 1816 im Alter von 56 Jahren starb; er war Verfasser der Schrift: „Uebereinstimmung der französischen Ehetrennungsgesetze mit Gottes Wort und dem Geiste der katholischen Kirche. Coblenz, 1816." Ein älterer Sohn war 2) Johann Adam. Derselbe studirte in den Jahren 1772—1774 in Mainz, Trier und Göttingen, ward 1777 Hofrath in Salm-Kirburgischen Diensten, dann 1780 kaiserl. Legationssecretair beim Grafen Metternich und endlich 1789 Hof- und Regierungsrath in Coblenz. Sein Vater fungirte im Jahr 1790 als ältestes, er als jüngstes gelehrtes Mitglied der Landesregierung. In den ersten Jahren der französischen Occupation begründete er eine Buchdruckerei in Coblenz, welche er im Jahr 1806 seinem Schwiegersohn L. Pauly übertrug, indem er wieder richterlicher Beamter geworden. Leider besaßen beide nicht die Fähigkeiten, ein solches, den Bedürfnissen der Stadt so sehr entsprechendes Unternehmen zu leiten; doch sind manche gute Schriften aus der Officin hervorgegangen, z. B. die von dem Begründer selbst geschriebene Geschichte von Lützel-Coblenz im J. 1803, bei welcher Gelegenheit Lasaulx als Richter am peinlichen Gericht des Rhein- und Mosel-Departements erscheint, das Handbuch für die Bewohner des Rhein- und Mosel-Departements vom J. 1812 (die Jahrgänge von 1808, 1809 und 1810 erschienen bei Heriot, 1811 ist nicht erschienen), Günthers Geschichte der Stadt Coblenz (1813), von Strambergs Beschreibung des Cantons Rheinbach (1816), der „Rheinische Merkur" u. a. m. Johann Adam de Lasaulx beschäftigte sich viel mit archivalischen Studien, stand auch einige Jahre dem Archiv vor, und während dieser Zeit schrieb er nicht nur eine große Zahl von Urkunden ab, von denen manche nur in diesen Abschriften im Archiv vorhanden

sind, sondern er hatte auch das Verdienst, den spätern Archivar W. A. Günther in dasselbe zu ziehen. Wegen schlechter Besoldung wandte er sich aber wieder der Justiz zu, und nachdem er noch mehrere Jahre als Friedensrichter in Coblenz fungirt hatte, ward er 1810 Richter am Criminal-Appellhofe zu Trier, wo er am 13. April 1813 starb. Er hatte außer seiner an Pauly verheiratheten früh verstorbenen Tochter Elisabeth eine zweite, Katharina, die Gattin von Joseph Görres, und einen Sohn, Franz, der in Coblenz den 21. Jul. 1781 geboren ward. Derselbe zeichnete sich frühzeitig durch bedeutende Talente aus, so daß er schon im jugendlichen Alter als Secretair auf der Municipalität arbeitete, dabei aber so emsig Jurisprudenz studirte, daß er schon 1802 als Advocat auftreten konnte. Sehr bedeutend wirkte er in dieser Stellung, und so ward er im J. 1806 als Professor an der neu errichteten Rechtsschule zu Coblenz ernannt. (S. Weiteres über ihn Abth. I Bd. 2 S. 387.)

Der dritte Sohn des Geheimraths Claudius de Lasaulx war Peter Ernst, geb. zu Coblenz den 26. Jun. 1757. Er widmete sich der juristischen Laufbahn und ward Advocat in Coblenz, dann auch kurfürstlicher Hofrath und landschaftlicher Syndicus. Eine unangenehme Berühmtheit erlangte er dadurch, daß er auf Beschluß der landschaftlichen Stände zum General Custine nach Mainz reiste, um demselben ein Exposé über die Lage der Stadt zu überreichen, namentlich aber auch um wo möglich von demselben zu erfahren, welche Summe er im Fall einer Occupation von Coblenz verlange, auf daß Stadt und Landschaft vor Plünderung und Zerstörung bewahrt werde. Diesen Schritt mußte er späterhin, als der Kurstaat durch die preußische Armee hergestellt schien, durch eine fünfzehnmonatliche Haft auf dem Ehrenbreitstein büßen, ja er war nahe daran, nach Spandau abgeführt zu werden, als er sich nach Wetzlar gewendet und von dort aus seine Freilassung verfügt worden war. Durch seine zweite Frau war er Besitzer der Burg Lahneck und des Arnsteiner Hofes zu Niederlahnstein geworden; hier starb er auch den 6. Mai 1809. Sein Sohn Johann Claudius ward zu Coblenz den 27. März 1781 geboren. Er studirte in Würzburg Medicin, übernahm indeß bei seiner

Rückkehr nach Coblenz eine Essigsiederei und arbeitete viel in der Fink-Schaaffhausenschen Blechfabrik, in welcher er sich besonders mit der Drechslerei beschäftigte. Durch Zufall ward ihm im J. 1812 die Stelle eines Landbaumeisters angetragen, die er annahm und sich nun rasch in dem Baufach so ausbildete, daß er im J. 1816 von der preußischen Regierung zum Bauinspector ernannt werden konnte. In seinen Bauten entwickelte er eine gewisse Genialität, und seine Treppen- und Gewölbe-Constructionen sind auffallend und beachtenswerth. Außerdem liebte er durch Wechsel des Baumaterials den Façaden eigenthümliche Zierden zu geben; sein sogenanntes „Landwehrkreuz" fehlt wohl an keiner seiner Bauten, an der dessen Anbringung nur entfernt möglich war. Er ist der Erbauer der Burg Rheineck, der Kirchen zu Nickenich, Treis, Güls, Cobern, Ernst, Boos, Walwig, Weißenthurm, Capellen, Waldesch, Oberlützingen und Wolkesfeld — also nach ihrer Größe aufgeführt. Der Versammlung der Architecten in Mainz überreichte er seine „Bausteine" (Coblenz, 1847, 4°), wie er denn überhaupt liebte, über seine einzelnen Bauten kleine lithographirte Pläne mit Grundriß, Profilen 2c. anfertigen zu lassen und seinen Freunden zu schenken. Außerdem gab er heraus: „Beschreibung einer neuen Art Mosaik aus Backsteinen, Coblenz 1839," und lieferte Beiträge zu Zeitschriften oder andern Büchern, z. B. zu Kleins Rheinreise. Er war Mitglied des Royal Institut of British Architects in London, des Comité royal des arts et monuments in Paris und anderer Gesellschaften des In- und Auslandes. Er starb, 67 Jahre alt, am 14. Oct. 1848 nach kurzem Krankenlager, 6 Kinder hinterlassend, von denen Amalia die Oberin unseres St. Johannis-Hospitals ist, der älteste Sohn, Peter Ernst, aber noch besondere Erwähnung verdient. Derselbe ward den 16. März 1805 in Coblenz geboren, studirte von 1824—1830 zu Bonn und München Philologie und Philosophie, machte dann größere Reisen und hielt sich namentlich in Wien, Rom und Athen längere Zeit auf. Nach seiner Rückkehr ward er 1835 Professor der Philologie in Würzburg und blieb dort, bis er im J. 1844 in gleicher Eigenschaft nach München berufen ward. Obgleich seine Vorlesungen sich einer

bedeutenden Theilnahme der Studirenden zu erfreuen hatten, ward er wegen seines politischen Verhaltens bei der Entlassung des Ministeriums Abel im J. 1847 seines Amtes enthoben und konnte daher im J. 1848 einer Wahl für die deutsche Nationalversammlung Folge leisten. Hier stimmte er in kirchlichen Fragen mit der streng katholischen, in politischen mit der sogenannten großdeutschen Partei. Im März 1849 erhielt er seine Professur wieder und ward auch in demselben Jahr Mitglied der bayerischen Kammer. Lasaulx schrieb eine Reihe von Abhandlungen über Gegenstände des classischen Alterthums, die sämtlich von Bedeutung und höherm Werthe sind. Wir nennen seine Dissertation: De mortis dominatu in veteres, München 1835. „Das Pelasgische Orakel des Zeus, Würzburg 1840." „Ueber den Sinn der Oedipus-Sage, 1841." „Ueber die Gebete der Griechen und Römer, 1842." „Ueber die theologische Grundlage aller philosophischen Systeme, München 1856" u. a. m. bis zu seinem letzten Werke: „Die Philosophie der schönen Künste, München 1860." Alle diese Werke haben eine katholisch-kirchliche Basis, wie er denn überhaupt stets und überall die sogenannte ultramontane Partei nicht ohne eine gewisse Leidenschaft vertrat. Dieser Richtung folgte er auch in der bayerischen Kammer, und wenn auch hier oft heftig bekämpft, so war doch weit schmerzlicher für ihn, daß einige (4) seiner Werke als gegen die Reinheit der Kirchenlehre verstoßend von Rom aus verboten wurden. Er unterwarf sich freiwillig dem Richterspruch der Kirche, wie er denn überhaupt einen äußerst humanen und liebenswürdigen Charakter hatte, der sich selbst in den heftigsten Parteikämpfen nicht verleugnete und ihn namentlich der Jugend lieb und werth machte. Sein allzu großer Eifer in Behauptung seiner hervorragenden Rolle in der Kammer führte indeß wahrscheinlich seinen Tod herbei, da er nach einer heftigen Debatte erkrankte und nach kurzem Krankenlager am 10. Mai 1861 starb. Er war vermählt mit Julie von Bader und hinterließ eine Tochter: Anna.

Das mit so freudigem Erfolg zu Stande gebrachte Werk entging auch der Aufmerksamkeit nicht, welche die Frau Prinzessin von Preußen allen Wohlthätigkeitsanstalten der Provinz

widmet, und die hohe Frau hat die Theilnahme, womit Dieselbe in der ihr eigenthümlichen huldvollen Weise die Anstalt beehrte und erfreute, auch als Königin fortgesetzt. Am 10. Mai 1864 wurde dem Hospital das Glück zu Theil, Se. Maj. den König Wilhelm I in seinen Mauern zu sehen, der, angezogen von der Erinnerung an die noch in Schleswig-Holstein weilende Vorsteherin, vor den Schwestern und dem versammelten Curatorium die Anerkennung der Leistungen und Verdienste des Ordens in warmen Worten aussprach.

Die Aerzte des Hospitals wirken in gänzlicher Uneigennützigkeit und bringen so in ihren täglichen angestrengten Bemühungen das schönste Opfer dar. Die äußern Kranken übernahm nach dem 1860 erfolgten Tode des Dr. Schäfer Herr Geheimrath Professor Dr. Busch; seitdem ist die äußere Station gleichsam eine Filiale der Universitäts-Klinik geworden. Dr. Busch hat einen besondern Assistenzarzt für das Hospital, und es sind die Practicanten bei den interessanten Operationen gegenwärtig. Für die innern Kranken ist seit Beginn der Anstalt (1849) der Geheime Sanitätsrath Dr. Velten thätig, so ein Verdienst den vielen hinzufügend, durch welche er sich die Liebe und Hochachtung seiner Mitbürger erworben. Dr. Joseph Velten ist geboren zu Ahrweiler den 22. Aug. 1804 und einer Familie entsprossen, der viele tüchtige Aerzte angehören. Sein Onkel, Dr. Bernhard Velten, war Kreisphysicus und Hofrath in Bonn, in welcher erstern Stelle ihm sein Bruder folgte. Dieser, Anton Andreas Velten, war den 16. Aug. 1775 zu Bonn geboren und zeichnete sich in den Feldzügen am Rhein in den Jahren 1794—1796 als kurcölnischer Officier durch Tapferkeit rühmlichst aus. Nach dem Kriege widmete er sich der Heilkunde und studirte in Jena und in Wien. Von der Central-Schule in Bonn im Jahr IX der Republik (1802) examinirt und approbirt, ließ er sich als praktischer Arzt in Ahrweiler nieder und wurde im Jahr 1808 zum Districtsarzt der Cantone Ahrweiler, Wehr und Remagen ernannt. Nachdem er von der preußischen Regierung am 1. Jul. 1817 zum Kreisphysicus des Kreises Ahrweiler befördert worden war, erwarb er sich im J. 1819 den medicinischen Doctorgrad auf der

bedeutenden Theilnahme der Studirenden zu erfreuen hatten, ward er wegen seines politischen Verhaltens bei der Entlassung des Ministeriums Abel im J. 1847 seines Amtes enthoben und konnte daher im J. 1848 einer Wahl für die deutsche Nationalversammlung Folge leisten. Hier stimmte er in kirchlichen Fragen mit der streng katholischen, in politischen mit der sogenannten großdeutschen Partei. Im März 1849 erhielt er seine Professur wieder und ward auch in demselben Jahr Mitglied der bayerischen Kammer. Lasaulx schrieb eine Reihe von Abhandlungen über Gegenstände des classischen Alterthums, die sämtlich von Bedeutung und höherm Werthe sind. Wir nennen seine Dissertation: De mortis dominatu in veteres, München 1835. „Das Pelasgische Orakel des Zeus, Würzburg 1840.“ „Ueber den Sinn der Oedipus-Sage, 1841.“ „Ueber die Gebete der Griechen und Römer, 1842.“ „Ueber die theologische Grundlage aller philosophischen Systeme, München 1856“ u. a. m. bis zu seinem letzten Werke: „Die Philosophie der schönen Künste, München 1860.“ Alle diese Werke haben eine katholisch-kirchliche Basis, wie er denn überhaupt stets und überall die sogenannte ultramontane Partei nicht ohne eine gewisse Leidenschaft vertrat. Dieser Richtung folgte er auch in der bayerischen Kammer, und wenn auch hier oft heftig bekämpft, so war doch weit schmerzlicher für ihn, daß einige (4) seiner Werke als gegen die Reinheit der Kirchenlehre verstoßend von Rom aus verboten wurden. Er unterwarf sich freiwillig dem Richterspruch der Kirche, wie er denn überhaupt einen äußerst humanen und liebenswürdigen Charakter hatte, der sich selbst in den heftigsten Parteikämpfen nicht verleugnete und ihn namentlich der Jugend lieb und werth machte. Sein allzu großer Eifer in Behauptung seiner hervorragenden Rolle in der Kammer führte indeß wahrscheinlich seinen Tod herbei, da er nach einer heftigen Debatte erkrankte und nach kurzem Krankenlager am 10. Mai 1861 starb. Er war vermählt mit Julie von Bader und hinterließ eine Tochter: Anna.

Das mit so freudigem Erfolg zu Stande gebrachte Werk entging auch der Aufmerksamkeit nicht, welche die Frau Prinzessin von Preußen allen Wohlthätigkeitsanstalten der Provinz

widmet, und die hohe Frau hat die Theilnahme, womit Dieselbe in der ihr eigenthümlichen huldvollen Weise die Anstalt beehrte und erfreute, auch als Königin fortgesetzt. Am 10. Mai 1864 wurde dem Hospital das Glück zu Theil, Se. Maj. den König Wilhelm I in seinen Mauern zu sehen, der, angezogen von der Erinnerung an die noch in Schleswig-Holstein weilende Vorsteherin, vor den Schwestern und dem versammelten Curatorium die Anerkennung der Leistungen und Verdienste des Ordens in warmen Worten aussprach.

Die Aerzte des Hospitals wirken in gänzlicher Uneigennützigkeit und bringen so in ihren täglichen angestrengten Bemühungen das schönste Opfer dar. Die äußern Kranken übernahm nach dem 1860 erfolgten Tode des Dr. Schäfer Herr Geheimrath Professor Dr. Busch; seitdem ist die äußere Station gleichsam eine Filiale der Universitäts-Klinik geworden. Dr. Busch hat einen besondern Assistenzarzt für das Hospital, und es sind die Practicanten bei den interessanten Operationen gegenwärtig. Für die innern Kranken ist seit Beginn der Anstalt (1849) der Geheime Sanitätsrath Dr. Velten thätig, so ein Verdienst den vielen hinzufügend, durch welche er sich die Liebe und Hochachtung seiner Mitbürger erworben. Dr. Joseph Velten ist geboren zu Ahrweiler den 22. Aug. 1804 und einer Familie entsprossen, der viele tüchtige Aerzte angehören. Sein Onkel, Dr. Bernhard Velten, war Kreisphysicus und Hofrath in Bonn, in welcher erstern Stelle ihm sein Bruder folgte. Dieser, Anton Andreas Velten, war den 16. Aug. 1775 zu Bonn geboren und zeichnete sich in den Feldzügen am Rhein in den Jahren 1794—1798 als kurcölnischer Officier durch Tapferkeit rühmlichst aus. Nach dem Kriege widmete er sich der Heilkunde und studirte in Jena und in Wien. Von der Central-Schule in Bonn im Jahr IX der Republik (1802) examinirt und approbirt, ließ er sich als praktischer Arzt in Ahrweiler nieder und wurde im Jahr 1808 zum Districtsarzt der Cantone Ahrweiler, Wehr und Remagen ernannt. Nachdem er von der preußischen Regierung am 1. Jul. 1817 zum Kreisphysicus des Kreises Ahrweiler befördert worden war, erwarb er sich im J. 1819 den medicinischen Doctorgrad auf der

Universität zu Bonn, und zwar bei Gelegenheit der ersten medicinischen Doctor-Promotion, die daselbst vorgenommen wurde und den Dr. Heinrich Hellekessel aus Düren betraf. Im J. 1824 wurde Velten als Kreisphysicus nach Bonn versetzt. Auch hier erwarb er sich die Liebe und Hochachtung seiner Mitbürger in hohem Grade. Sein Wirken als Arzt und als Beamter war gleich segensreich, und sowie er das volle Vertrauen der Regierung besaß, so wurde er auch von allen Aerzten der Stadt als wohlwollender College verehrt. Er schrieb u. A. eine Abhandlung „Ueber die Verbesserung der rothen Weine durch verschlossene Gährung (Coblenz 1824, 8°)" und bewährte sich darin als scharfsinnigen Forscher, indem er einen Weg zeigte, wie man auf rationelle Weise für die Veredlung des Weines Sorge tragen könne. Dieser Weg ward bald allgemein eingeschlagen und hatte günstigere Erfolge als die Bestrebungen der Neuzeit, aus Wasser, Heidelbeeren, Zucker u. s. w. Wein zu machen. Was würde Velten, der den guten, reinen Ahrwein so gern als Arznei verordnete, sagen, wenn er das Chaptalisiren oder gar das Gallisiren der Weine sähe und wie dasselbe dem Rufe seines Lieblings geschadet! Was würde er sagen, wenn er die Versuche erführe, diese Weinfabrikation gleichsam wissenschaftlich zu begründen! Doch freuen würde er sich, daß trotzdem das offene Tageslicht gescheut wird, die edle Kunst der Weinverfälschung nur im Dunkeln ihr Wesen treibt. Velten, dieser Biedermann im wahren Sinn des Wortes, starb, allgemein betrauert, am 26. Mai 1842 mit Hinterlassung von 3 Söhnen, von denen der älteste in Bonn die Fußtapfen seines Vaters betrat, der zweite als Badearzt in Aachen lebt und der dritte, Karl, als Geheimer Sanitätsrath die Stelle eines Leibarztes bei J. Majestät der Königin Augusta bekleidet.

Der Familie gehörte auch an F. M. Velten, dessen „Gedichte und prosaische Aufsätze" nach seinem am 2. Oct. 1784 im Alter von 24 Jahren erfolgten Tode von J. P. Eichhof herausgegeben wurden (Bonn 1785). Das Portrait Veltens, von Weinreis gemalt, hängt in der „Lese-Gesellschaft", welche bekanntlich eine Sammlung von Bildnissen berühmter Männer, die in Bonn geboren oder doch in näherer Beziehung zu Bonn gestanden,

angelegt hat. Er wird bei dieser Gelegenheit ein junger talentvoller Gelehrter genannt. Zur Probe seiner Dichtungen möge Folgendes dienen:

Der Lügner.

Ein Mann, der sich auf vielerlei verstand
Und noch damit die seltne Kunst verband,
Eins einem tüchtig aufzubinden,
Sagt' einst: so mag ich wohl den Himmel nimmer finden,
Wenn ich nicht Anno 9 von Cöln bis Amsterdam
Auf'm Eis in einem Tage kam.
In einem Tag? du lügst, so sprach sein Kamerad,
Das glaubt dir wohl ein Narr. — Nein, in der That;
Doch merk dir wohl, daß dies im Jahr
Der längste aller Tage war.

* * *

So macht ihrs auch ihr Herrn Pansophen dort,
Ihr wollt in allen Sachen
Erfahrne Männer sein,
Ihr lügt, und nimmt man euch beim Wort,
So lügt ihr, um es gut zu machen,
Die gröbste Lüge oben drein.

Der Beweis.

In Sachen Hansens contra Meis
Fehlt (sprach der Richter) der Beweis.
Heut früh kömmt Hansens Frau, die schöne Klelia —
Und der Beweis ist da.

Man kann kaum Dichtungen finden, die den Anklang der Zeit so wiedergeben, wie diese. Der Herausgeber war wohl derselbe Eichhof, welcher die „Bönnische Literatur- und Kunst-Zeitung“, 1780, 16mo, wovon XXVI Stück erschienen, geschrieben hat und im Jahr 1788 als Gräflich Bentheimischer Rath und Landtags-Deputirter, zugleich aber auch als der erste Director der Bonner Lese-Gesellschaft auftritt. Diese Gesellschaft ward am 1. Dec. 1787 von 13, durch Bildung und Stand ausgezeichneten Männern gegründet, indem dieselben einfach einen Leseverein bildeten. Der ursprünglichen Einrichtung zufolge sollte jedes Mitglied eine oder mehrere Zeitschriften, Zeitungen oder auch ein Werk, oder endlich statt dessen einen jährlichen Beitrag von 2 Kronenthalern liefern; späterhin hatte jedes Mitglied ein Journal oder eine gelehrte Zeitung zu geben, außerdem einen halbjährigen Beitrag von 2 Reichsthalern und endlich noch ein

Aufnahmegeld von 4 Kronenthalern zu entrichten. Die Zeitschriften sollten nach einer gewissen Zeit wieder an die Mitglieder, welche dieselben hingegeben, zurückfallen; regelmäßig aber wurden sie der Gesellschaft zum Geschenk gemacht. Mit rühmlichem Eifer bestrebten sich die Mitglieder auf eigene Kosten die Lesetische mit unterhaltenden und belehrenden Zeitschriften zu versehen und die gesellschaftliche Bibliothek mit gehaltvollen und schätzbaren Werken zu bereichern. Von den Gesellschaftszimmern war eines zum Lesen, eines zu freundschaftlichen Unterhaltungen bestimmt, wobei der Genuß von Erfrischungen und gesellschaftliche Spiele gestattet waren. Die Gesellschaft wählte einen Director, einen Secretair und einen Cassirer; später wurde auch noch ein eigener Bibliothekar ernannt. Namhafter Zuwachs neuer Mitglieder ward der Gesellschaft nach deren eigentlichen Constituirung am 1. Jan. 1788 zu Theil, und sie erfreute sich nicht minder des Besuches vieler werthen Gäste, unter welchen vor allen des Landes Beherrscher, Kurfürst Max Franz hervorragte; er ehrte die Gesellschaft zuerst am 22. Jan. 1788 und in der Folge nicht selten in schlichtester Weise durch se.nen Besuch, zeichnete seinen Namen eigenhändig in das noch vorhandene Fremdenbuch ein, erklärte sich zum Beschützer der Gesellschaft und ließ ihr auch bis ans Ende seiner Regierung seinen wohlwollenden Schutz in reichlichem Maaße angedeihen.

Zur Charakteristik dieses jüngsten Bruders des Kaisers Joseph II ist bei Gelegenheit der Jubelfeier der Universität ein höchst interessantes Actenstück erschienen, welches einzuschalten die Pflicht gebeut. Kaiser Joseph schrieb nämlich am 6. Oct. 1775 an Leopold, Großherzog von Toscana: »Oserais-je vous prier de me dire en ami et sincèrement ce que vous pensez, après la connaissance plus intime que vous avez prise de mon frère, de ses goûts et talents. Je vous promets de n'en faire aucun usage et que cela servira uniquement pour ma direction.« Dr. Varrentrapp, der Verfasser der „Beiträge zur Geschichte der Kurcölnischen Universität Bonn, Festgabe, dargebracht zur fünfzigjährigen Stiftungsfeier der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität am 3. August 1868 vom Verein von Alterthums-

freunden im Rheinlande", auf diese Stelle aufmerksam geworden, ersuchte den Vorstand des eben genannten Vereins, in Wien anzufragen, ob etwa die Antwort Leopolds auf dieses Schreiben noch erhalten. Hierauf lief mit anerkennungswerther Bereitwilligkeit eine Abschrift des Briefes ein, welcher also lautete:

»Mon frère Maximilien a le tempérament fort heureux et la santé des plus robustes. J'ai éprouvé a lui faire des fatigues à pied, des promenades de 7 et 8 heures tant à pied qu'à cheval, des petits voyages de 16 et 18 heures tant qu'il en ait été aucunement incommodé, il aime même à faire de longues et fatiguantes promenades. Il est indifférent sur la qualité du manger et aime à coucher sur la dure, aucunement douillet ni délicat sur ce point. Il n'y a quelles chaleurs qui l'abattent et il se prive difficilement du manger et du sommeil qui lui est tout fort nécessaire. Sa vue, quoique pas des plus fortes, est très-bonne. Il aime beaucoup à jouer a la Paume, à danser et quoiqu'il s'y échauffe beaucoup, cela ne l'incommode aucunement; il aime même les mouvemens violens. Quant à son caractère, il est d'un naturel doux et même indolent, fort vrai dans tout ce qu'il dit, honnête de caractère et droit. Jamais on ne voit en lui l'ombre du mensonge ni pour se vanter, se louer, ni s'excuser, avouant sincèrement les choses telles qu'elles sont quand on les lui demande, aucunement porté à la colère. Jamais je ne l'ai vu ni s'impatienter, ni seulement s'échauffer dans le discours. Il a beaucoup de sang froid et est extrêmement maître de soi-même. Il a infiniment de talent et d'esprit naturel et beaucoup plus qu'il n'en témoigne, mais peu lui est resté des connaissances qu'il a prises dans ses études. Il a une mémoire rare, dans son éspèce excellente et des plus heureuses; il lui suffit d'avoir vu quelqu'un une fois ou entendu quelque chose pour qu'il s'en souvienne même bien du tems après avec tous les détails, quoiqu'il y aura paru qu'il n'y prenne pas garde. Il aime à approfondir toutes les choses et à les savoir dans le plus grand détail; il a infiniment de finesse dans l'esprit, surtout il a le coup d'oeil juste et un excellent

discernement pour apercevoir dès le premier moment les choses et les discours et affaires même les plus compliquées dans leur vrai point de vue et d'en connaître toutes les secondes fins; il a surtout un coup d'oeil admirable pour approfondir, connaître et juger du caractère et des qualités des personnes qu'il voit même sans les beaucoup fréquenter et j'en ai vu des preuves très-fortes; il raisonne très-bien avec beaucoup de justesse d'esprit et de très-bonnes et sages reflexions et rend compte, on ne peut pas mieux, des choses et des personnes qu'il a vues en voyage, faisant des reflexions supérieures à son âge en raison et solidité sur les défauts qu'il a observés sur leurs caractères qui sont d'autant plus étonnantes qu'il n'a vu les choses qu'en courant et qu'il les fait sans la moindre ostentation ou amour propre. Il n'a plus la moindre disposition au jeu hors à celui des échecs qu'il aime beaucoup. D'ailleurs il n'a pas témoigné la moindre inclination pour les femmes, affectant même d'en parler et de tous ceux qui les fréquentent avec mépris; je ne sais pas si cela vient faute de tempérament ou par dissimulation, crainte ou enfin parcequ'il ne sait pas encore comment s'y prendre. D'ailleurs il est, on ne peut pas mieux, informé sur toutes les matières, il n'en parle jamais, mais parait, se nulli, avec plaisir de la conversation, lorsque par hazard d'autres en parlent, affecte volontiers de comprendre toutes les équivoques dans cette matière, lorsque l'occasion s'en présente, mais par ce qu'il dit lui-même on connait que certainement il ne les sait que par théorie et qu'il n'a aucune pratique dans cette matière. Je crois que le tempérament chez lui sera tardif, mais très-fort, mais qu'il sera plus aisé à tomber dans une passion de coeur que dans de la vilaine débauche. Il a infiniment de finesse d'esprit et sait être fort agréable en société; néanmoins il ne l'aime pas; les seules choses qui lui font plaisir, c'est la danse, le courir à cheval, mais pas du tout la chasse; il aime à courir vite les chevaux à fouets et autres choses semblables, aime beaucoup à mener en Birotsch et mène fort bien. Pour danser il danse très-bien et parait

aimer à danser devant le monde puisqu'il brille de ce côté-là et il en sait. Il aime beaucoup à faire de longues promenades à pied et surtout tout ce qui est extraordinaire lui fait beaucoup de plaisir. Il aime à faire une partie d'échecs, mais il n'aime pas la société, surtout où il est dans le cas de faire ou d'entendre des discours sérieux. Il n'aime aucunement à être gêné et est capable de passer toute la journée dans sa chambre sans rien faire. Pour la musique il joue du violon et aime d'en jouer avec des musiciens ordinaires et non fameux avec lesquels il peut être à son aise. Il n'aime point du tout tout ce qui est représentation, étiquette, gêne ni compliment, n'a pas la moindre vanité sur sa figure ni envie de plaire, n'aimant point du tout à s'habiller ni se faire friser, raser, et il n'aime point du tout la lecture ni l'application ni le discours sérieux; il les fuit et évite tant qu'il peut, et on lui connait dabord l'ennui sur le visage. Il lui faut continuellement de la variété et il n'est pas facile à amuser, car ce qui même lui fait le plus de plaisir, après peu de tems l'ennuie et il est constamment et très-fort occupé de ce que l'on fera pour passer le reste de la journée, beaucoup plus que des divertissemens présents. Je crois son caractère très-peu sensible et susceptible d'ambition de gloire et d'un certain feu et ressort nécessaire pour les grandes choses; il est ou témoigne au moins d'être entièrement indifférent à tout; rien ne l'émeut ni inquiète ou anime; il témoigne la plus grande indifférence à s'amuser ou s'ennuyer, à rester seul ou aller en compagnie, à rester dans un endroit ou s'en aller, par exemple à retourner à Vienne ou à continuer son voyage, à le changer, l'allonger ou le raccourir, rester plus dans un endroit que dans un autre, préférer un amusement, un domestique à un autre. Il témoigne pour tout cela et même pour sa destinée et sa situation à l'avenir la même tranquille indifférence faisant indifféremment tout ce qu'on lui dit tant étranger de visage. Quelques fois pour l'éprouver dans des choses indifférentes d'amusement, promenades etc. où il ne voudrait point se décider, j'ai affecté de proposer

exprès les choses que je savais pourvues qu'elles l'ennuiaient; il les a faites avec le même visage comme si elles lui faisaient plaisir et ce n'est qu'ensuite qu'on s'aperçoit qu'elles l'ennuient mais jamais il ne s'avoue; il affecte singulièrement une entière et totale indifférence pour toutes les choses et pour toutes les personnes, au point que jamais dans les plus petites choses même j'ai pu savoir de lui ce qui pourrait lui faire plaisir, pas même d'un plat qui lui plaît plus qu'un autre, de l'heure à laquelle on sortira, ira dîner etc. et d'autres choses les plus indifférentes. Et ce point chez lui est poussé si loin que s'il s'apercevait qu'on fait quelque chose, croyant de lui avoir fait plaisir ou de l'avoir déviné, il se met de mauvaise humeur et est capable de s'en priver volontairement pour que seulement on ne s'aperçoive pas que cela lui fait plaisir. Son caractère d'ailleurs est des plus fins et d'une réserve extraordinaire et au delà de toute expression il se fonde beaucoup sur celle-là et n'a de confiance en personne, surtout dans tout ce qui le regarde, pas même dans les plus petites choses et n'en aura jamais pour personne. J'ai fait tout mon possible pour l'approfondir sur ce point; il m'a témoigné toute l'amitié possible, mais jamais la moindre confiance, surtout dans tout ce qui le regarde; il n'en a pas la moindre dans aucun de ses gens et ceux qui l'environnent. Il est content, est fort bon maître, les laisse faire tout ce qu'ils veuillent, ne les contredit ni ne les gronde jamais, mais il les perdrait tous dès aujourd'hui avec la même indifférence et sans le moindre regret. Il n'est pas homme à s'attacher beaucoup ou à se lier d'amitié avec personne et il avoue lui-même qu'il s'aime infiniment trop soi-même pour cela. Le terrible sangfroid qu'il a en toutes les occasions sans jamais sortir de son assiette ni se déranger ou en se fâchant, s'égayant ou parlant beaucoup m'a extrêmement étonné. Il est inébranlable et toujours maître entièrement de soi-même, pas la moindre vivacité; il est maître de son visage, de ses gestes et de ses paroles, parlant toujours fort peu et ce qu'il dit étant très-bien, il ne s'échappe jamais en paroles de façon à

faire connaître ce qu'il pense; j'avoue, tout cela m'a étonné à son âge. Il est d'ailleurs extrêmement méfiant, il a mauvaise opinion des hommes, il se défie non seulement des autres et je puis dire de tout le monde, mais même de soi-même, craignant toujours de se donner à connaître, de s'égayer trop et de s'échapper en paroles. Dès qu'il voit que deux personnes parlent ensemble, il tâche de savoir de quoi l'on parle et craint qu'on ne parle de lui et pourvu qu'on lui tienne des discours sérieux ou sur sa situation future ou sa destination, son goût pour le militaire, il entre d'abord en défiance, croit qu'on veut le sonder, change de discours et ne répond plus ou s'en va. Surtout de tous ceux desquels il craint qu'ils puissent avoir quelque commission de Vienne, même parmi les gens, d'écrire ou de rapporter sa conduite il s'en méfie infiniment, ne le leur donne pas à connaître, mais ne leur tient que les discours les plus indifférens et les évite en toutes les occasions et pourvu qu'il lui paraisse qu'on veuille y aller avec lui avec finesse. Il soupçonne tout de suite et croit qu'on veut ou le tromper ou le faire parler: pour moi à qui souvent vous avez donné des commissions de le sonder sur différens points, j'ay tâché de faire de mon mieux, je lui ai dit sans finesse ni mystère ma commission et malgré cela il n'y a jamais eu moyen qu'il entre avec moi en matière sur ces points ou me donne à connaître comment il pense. Et voilà pourquoi voyant qu'après avoir éprouvé à plusieures reprises qu'il n'y avait rien à faire et qu'il évitait ces discours, je n'ai point voulu lui donner plus de soupçons et je ne lui ai plus parlé et n'ai par conséquent jamais pu exécuter vos commissions sur ce point. Il n'y a rien à faire avec lui; son parti et son système sont trop bien pris et cela s'entend des plus grandes choses comme des plus petites. Il est fort indolent, nonchalant et paresseux même d'esprit, car il se défie extrêmement de sa capacité et talents et il n'entreprend pas bien des choses et des raisonnemens, desquels il serait très-capable pour ne pas s'en donner la peine et il aime mieux se persuader qu'il n'y réuissirait pas,

passer même dans le public pour avoir moins de talent que de se donner de la peine pour y réussir dans ce point. Il a trop peu d'ambition et il parait qu'il préfère sa tranquillité à tout ce qu'on pourrait dire de lui, étant indifférent aux louanges et applaudissemens du public, lorsqu'ils lui causent de la gêne pour les obtenir. Il aime pourtant à passer pour fort adroit, bon cavalier, bon danseur et à être loué dans ces exercices. Il n'a que peu ou point d'application, il fuit autant que possible tout ce qui est travail de tête et lui doit coûter de la peine, il n'aime point et craint même la lecture, les papiers, l'écrire et les études, et sur la lecture il n'y a pas eu moyen de le persuader. Il n'aime pas même les livres agréables ni amusans, quoiqu'il ait une mémoire excellente et je ne lui ai vu lire que des gazettes et livres de comédie. Le point est un de ceux qui lui coûtera le plus à vaincre. Il aime à se lever tard et à passer la matinée à se promener par la chambre sans rien faire et sans s'habiller que fort tard et en se promenant il aimerait alors de s'entretenir avec les gens et de se faire conter des historiettes et nouvelles de ville. Il aime à dîner à bonne heure et avec peu de monde, l'après-dîner à faire une longue promenade, le soir une partie des échecs ou de la musique et à se coucher vers neuf heures ou dix au plus tard, n'aimant point le spectacle ni la conversation; il aimerait d'entrer en conversation avec des gens bas, domestiques etc. qui ne lui donnent point de suggestion qu'il craint infiniment, et voilà pourquoi il n'aime point les conversations sérieuses, surtout où il a des gens qui ont plus de talent et de savoir que lui, puisqu'il y est en suggestion; il les craint, prévoit de ne pas y briller et de n'y faire qu'une figure secondaire et alors il les évite de même que les discours sérieux et raisonables, et s'il ne peut pas les éviter, on lui voit l'ennui sur le visage au point même de s'y endormir. Il est d'ailleurs extrêmement poli et prévenant envers tout le monde sans affectation. Il se fait aimer par son attention, les manières obligeantes et la douceur et docilité de son caractère, qui sont extrêmes; il n'a aussi témoigné au moins

jamais ni volonté ni désir et il se prête et fait avec la meilleure grâce du monde tout ce que les autres lui disent, lui conseillent de faire ou semblent seulement de souhaiter; il sait même prévenir leurs souhaits par son attention à obliger, mais il faut l'avertir de tout, car rarement il fait quelque chose par lui-même; mais pourvu qu'on lui fasse un signe, il le fait tout de suite et vous en est même obligé pourvu qu'on ne prenne pas avec lui l'air de précepteurs ou de vouloir le diriger, car c'est ce qu'il ne peut pas souffrir, et alors il se met de mauvaise humeur et est même capable de dire quelque chose de piquant surtout devant le monde, car il craint extrêmement de passer devant le public pour un jeune homme, qui ne sache pas encore se conduire soi-même, et c'est par là, à ce que je crois, que Wilzeck et Herzan ont manqué et que pour cela il les a toujours craints et n'a jamais eu de confiance en eux. Mais en le prenant de bonne façon, avec deux mots, un signe on lui fait faire tout ce qu'on veut, puisqu'il n'est aucunement entêté de sa propre opinion et que volontiers il soumet son jugement à celui des autres et change d'opinion par la trop grande défiance qu'il a de soi-même, de ses lumières et de ses talens, ce qui fait voir qu'il réfléchit beaucoup. C'est qu'il est souvent des heures entières seul dans sa chambre à se promener tout doucement sans rien faire à penser, et on voit qu'il est entièrement absorbé dans ses idées, mais il n'y a pas moyen de savoir ce qu'il pense alors; car dès qu'il s'apercoit qu'on l'observe, il se met à discourir de choses indifférentes. Je lui crois la pénétration très-prompte et fine au delà de ce qu'il ne parait. Il n'est point du tout rapporteur ni tracassier; il les déteste et n'en est point capable. Il est extrêmement flatté, lorsqu'on lui témoigne de la confiance et qu'on lui parle à coeur ouvert, cela le flatte beaucoup. Il aime pourtant à entendre de ses gens, domestiques etc. des petites historiettes de ville qu'il raconte ensuite et qu'on peut savoir bien d'où elles viennent, aime beaucoup à questionner toutes les personnes et à s'informer de toutes les choses dans le plus grand détail, et s'en

ressouvient à merveille. Il n'est point sensible à la flatterie ni aux louanges outrés qu'on lui donne, il aime pourtant et est flatté, lorsque les gens qui passent pour raisonables, le louent ou lui témoignent de la confiance; on voit qu'il souhaiterait avec ardeur d'avoir les connaissances qui lui manquent pour pouvoir briller dans les discours, mais il est trop paresseux et indolent pour se donner la peine nécessaire pour se former par l'étude et la lecture des livres. Lorsqu'on lui confie quelque chose de sérieux, il est flatté de la confiance qu'on lui témoigne, mais quelque chose qu'on lui confie, on peut compter qu'il est secret et qu'il n'est pas capable de faire seulement semblant de le savoir. Sur ce point je réponds de lui, il est de peu de paroles et souvent j'ai vu que l'on discourait de quelque matière dont il était très-bien informé, et pourtant il n'a pas pris la parole qu'après tous les autres et lorsqu'on le contredisait. Il a pris le parti de céder plutôt que de soutenir son raisonnement. Il est très-fort porté à dire et à faire des plaisanteries, des jeux de mots, des plaisanteries souvent fort plattes et triviales à tourmenter et badiner les gens, relever leurs défauts, leur ridicule, les persiffler, leur donner occasion de se faire moquer d'eux et relever leur ridicule devant le monde. Néanmoins pour peu qu'on l'avertisse sur ce point, il ne continue point entre autres. Il aime beaucoup à contrefaire les autres dans grimaces, figures, ridicules, et il y réussit très-bien, mais cette qualité est dangereuse, et je suis sûr qu'il le verra par lui-même et se corrigera sur ce point. Pour ce qui est de la sensibilité du coeur, je dois avouer que je ne le crois pas fort sensible d'aucune façon, il est assez indifférent, surtout s'aime beaucoup soi-même et pour le reste, je crois qu'il prend le tems comme il vient. Il a fait des remarques fort judicieuses sur les pays où il a été, il ne s'est plus qu'aux Pays-Bas, parcequ'il y a été fort fêté et a pu faire tout ce qu'il voulait. Ici il ne s'est pas déplu, mais Naples, Paris et Rome et surtout cette dernière ville, comme il y a été beaucoup sequé [sic!], lui a déplu beaucoup. D'ailleurs je ne lui ai jamais vu ni

goût décidé ni caprice pour rien, mais une grande indifférence à tout et même à l'approbation du public qu'il parait mépriser ou par nonchalance ou par philosophie. Il ne fait la conversation aux femmes que lorsqu'il n'en trouve pas d'autre et qu'il ne peut pas s'en dispenser; il ne la cherche jamais, mais en cela je crois qu'il y a de l'affectation et que ce n'est que parcequ'il craint d'être observé et qu'il ne sait point comment s'y prendre, car il les regarde beaucoup surtout lorsqu'on ne l'observe point, et quand elles sont de la classe inférieure comme servantes filles etc. Dans ce qu'il raconte il est vrai, exacte, sincère et fort prudent, pas du tout médisant.

»Dans les gens il ne tient pas d'ordre puisqu'il les laisse faire tout ce qu'ils veuillent, il témoigne la plus grande indifférence d'être bien ou mal servi, il n'a pas d'idée de hauteur ou de fierté. S'il a des préventions sur Vienne, je ne le sais point, sur ce point il serait inutile de faire quelconque tentative pour le sonder; il est trop réservé et sait trop bien se défendre par conséquent; je ne puis rien dire sur ce point. Quant au sexe j'ai déjà dit plus haut que je le crois bien très-fermement innocent, qu'il témoigne de ne pas s'en soucier, que moi je le crois dissimulation, qu'il aura du tempérament et que sur ce point il sera bon de prendre garde et enfin je crois sa dissimulation de caractère, de défiance de ses propres talents et capacités, de défiance des autres, de crainte d'être attrapé et d'envie de plaire et de réussir.

»Après vous avoir dit jusqu'à présent ce que je crois et que je sais de son caractère, et vous avoir prié de considérer ce papier comme une gazette faite par votre ordre dans laquelle j'ai dit ce que je pense et puis bien m'être trompé, je vous supplie de la garder uniquement pour vous et de ne la montrer à personne ni me compromettre avec mon frère, car je ne l'ai fait que pour vous obéir et pour le bien de mon frère, de l'état et du service qui sont certainement mes seuls buts; je crois de mon devoir, comme je vois que vous pensez à former une maison à mon frère, de vous dire ce que je sais de ses intentions sur ce point et ce que je sais des personnes

qui présentement voyagent et ont été avec lui. D'abord mon frère désirerait d'avoir une maison s'il était possible entièrement à part, sous un grand maître qui devrait être un homme comme il faut, capable de le diriger et de le conseiller, de loger avec lui à la cour, de l'accompagner dans les sociétés, compagnies etc. Car certainement mon frère en a besoin et il a besoin de conseil et de direction, son caractère n'étant point encore consolidé et nous sommes dans l'âge le plus dangereux pour les passions, et si on commence mal tout va mal ensuite. J'ai vu qu'on pense à Hardegg; c'est un bon homme, mais rien de plus; je ne sais pas s'il n'est pas trop faible pour cela. Mon frère le prendra volontiers et préférera toujours tous ceux qui sont faibles et auxquels il sent qu'il est supérieur en talent et en finesse d'esprit. Lui-même accidentellement me l'a fait sentir en parlant de Hardegg qui d'ailleurs certainement est un honnête homme. Il lui faudra 4 chambellans, jeunes gens en état de le suivre et accompagner partout, chasses, promenades, et ce qui ne sera pas aisé à trouver, mon frère, je crois, aurait souhaité de pouvoir avoir une somme fixée pour son entretien et avoir ses gens à part, cuisine, écurie destinée à le servir, tout cela dans un nombre suffisant mais très-limité, puisqu'il est plus facile de prendre plus de monde et de le choisir alors, que de se défaire de ceux que l'on aurait de trop au commencement. Ce que je dois ajouter c'est que toutes les personnes comme secretaire, valet de chambre etc. qui auraient l'air d'être mis chez mon frère ou comme des précepteurs ou pour prendre garde et rendre compte de sa conduite, seront toujours mal vus par lui, qu'il les craint infinement et qu'ils lui causeront des soupçons et de la défiance.«

Max Franz war 19 Jahre alt, als sein Bruder diese Schilderung von ihm machte. Der Grundzug seines Wesens erscheint diesem demnach eine wahrhaft staunenswerthe Indolenz. Max scheut nach ihm alles, was irgend geistige Anstrengung verursacht, jede geistige Arbeit, jedes ernste Gespräch, jede vernünftige Lecture; mißtrauisch gegen sich selbst wie gegen alle Andern, liebt er es, mit

Leuten zu verkehren, denen er sich überlegen weiß; in den kleinen wie in den größern Dingen des Lebens fehlt es ihm an jeder Initiative; es ist interessant und unterhaltend in dem Bericht zu lesen, bis zu welcher Vollendung der Erzherzog es in der Kunst gebracht, Alles zu vermeiden, was ihn irgend geniren könnte. Fünf Jahre älter, war er Coadjutor des Kurfürsten Max Friedrich und Hochmeister des deutschen Ordens. Und als ihn der Tod des Kurfürsten auf den erzbischöflichen Stuhl von Cöln berief, zeigte er in keiner Weise jene Indolenz und Passivität mehr, er war gesprächiger, freier, thätiger geworden, und es steht fest, daß er sich namentlich in den ersten Jahren mit allem Eifer den Regierungsgeschäften widmete. Und wenn er auch nicht jenen ungestümen Trieb, zu wirken und zu schaffen, nicht jene Energie seines kaiserlichen Bruders besaß, so war er doch erfüllt von der Würde seiner geistlichen und weltlichen Stellung und würde jeden gegen diese gerichteten Angriff entschieden zurückgewiesen haben.

Die Gelegenheit bietet sich, hier noch eine kleine Notiz einzuschalten. Es ist nämlich mehrmals von Gegnern der frühern Universität gleichsam höhnisch die Behauptung aufgestellt worden, daß von Kurfürst Max Franz außer der Denkmünze auf die von ihm gegründete Universität (s. o. S. 53) keine andere vorhanden. Dieses ist irrig. Es ist eine 2½ Loth schwere Silbermedaille vom J. 1780, welche den Kurfürsten als Deutschmeister darstellt, den Namen bloß als Maximilianus angibt, dagegen jede Zweideutigkeit hebt, indem sie ihn auf der Reversseite auch als Coadjutor Coloniensis bezeichnet, im von Merle'schen Katalog Seite 476 beschrieben. Auch findet sich eine „Belohnungsmedaille" für tapfere Krieger vom J. 1796 in Bronze, eine Victoria mit dem Kranze, den Namen des Kurfürsten und die Aufschrift „das Vaterland" tragend. Dann führt Georg Forster in seinen „Erinnerungen aus dem J. 1790" (Berlin 1793, 8°) eine Schaumünze an, die, von Gold, auf der einen Seite das Bildniß ohne die kurfürstlichen Insignien mit der Schrift: „Maximilian, Erzherzog in Oestreich", auf dem Revers bloß die Worte: „Leutseligkeit und Volksbildung!" getragen habe und bei Gelegenheit der Krönung

K. Leopolds in Frankfurt 1790 ausgegeben worden sei. Daß bloß der Name Maximilian vorkommt, ist analog mit der im Merle'schen Katalog beschriebenen Medaille; aber die Medaille fehlt in allen Katalogen und ist Kennern unbekannt. Ueber dieselbe sagt Forster: „Wir setzen einen desto höhern Werth darauf, weil sie nicht mit Gepränge unter das Volk geworfen ward, sondern nur so im Vorbeigehen aus dem Busen gefallen ist. . . . Dort in Frankfurt, wo man damals unsere Fürsten nur als Halbgötter, weit über die Sterblichkeit erhaben, in ungewohnter Pracht einherziehen und schimmern oder funkeln sah, war es eines Morgens ein überraschender Anblick, auf der Brücke, die nach Sachsenhausen führt, eines von diesen überirdischen Wesen, als Mensch verkleidet und mit menschlichem Gefühl sich herablassend zu den Leiden armer Sterblichen, einem hülflosen Geschöpfe seine Last aufhelfen zu sehen. Wir haben es inzwischen von sehr guter Hand, daß der Urheber dieser menschenfreundlichen Handlung im eigentlichsten wie im edelsten und besten Sinne des Wortes ein wahrer Mensch ist, und zwar so durch und durch ein Mensch, daß man ihn im Fürstenkleide oder im Bischofstalar oder in der Deutschen Ritterrüstung immer wieder dafür erkennt." Hiernach wäre die Person sattsam bezeichnet, und bei der Glaubwürdigkeit Forsters möchte der Existenz dieser Medaille kein Zweifel entgegengesetzt werden können. Würst in seiner fleißigen Abhandlung: „Die Münzen und Medaillen Bonns", in der Festschrift: „Bonn", welche den Mitgliedern des im September 1868 dort tagenden internationalen Congresses für Alterthumskunde überreicht wurde, führt keine der letztern Medaillen auf, unstreitig darum, weil sie keinen Bezug auf Bonn haben.

Die Leutseligkeit Max Franzens, die er überall zeigte, ist bekannt und offenbarte sich nicht nur in dem erwähnten öftern Besuch der Lesegesellschaft, sondern auch darin, daß er deren neues Local auf dem zweiten Stocke des Rathhauses mit allen nothwendigen Möbeln auf das Reichlichste und Bequemste ausstattete. Aus schuldigem Danke wurde am 2. Dec. 1789 das lebensgroße Bildniß des Kurfürsten unter festlichen Reden und Gesängen im Gesellschaftslocale aufgestellt. Es war dies der Grundstein zu einer

Sammlung von Bildnissen und Gemälden berühmter Männer, die entweder in Bonn selbst geboren oder durch längern Aufenthalt in dieser Stadt sich eingebürgert hatten. Diese Sammlung umfaßt jetzt u. a. Portraits von Beethoven, Salomon und Ries, ein Doppel-Portrait der Gebrüder Kügelgen, des Tenorsängers Raaf, des berühmten Arztes Dr. Ferro, des Dr. Rose, der Maler Metz und J. J. Becker, der DD. Crefelt und Wegeler, des Geh. Raths Esser, Syndicus der alten Universität, u. A. m.

In den Kriegszeiten entschlummerte die Gesellschaft auf mehr denn ein Jahr, indem sie sich selbst suspendirte. Erst gegen Ende 1798 wurde diese Suspension aufgehoben und die Gesellschaft wieder eröffnet. Von diesem Zeitpunkte blühte dieselbe, die bei ihrem neuen Zusammentritt nur aus 22 frühern Mitgliedern bestand, allmälig wieder auf, erwarb sich von Jahr zu Jahr neue Theilnehmer und erweiterte stufenweise ihren Wirkungskreis in erfreulicher Weise. Mittels Entscheidung des französischen Polizei-Ministers vom 17. Febr. 1811 erhielt sie denn auch die officielle Autorisation und gesetzliche Anerkennung. Im J. 1820 fand nach freundschaftlichen Unterhandlungen die Vereinigung der etwa 3 Jahre vorher gebildeten sogenannten Erholungs-Gesellschaft mit der Lese-Gesellschaft Statt, wodurch letzterer ein Zuwachs von 36 Mitgliedern wurde; bei dieser Gelegenheit nahm die Gesellschaft den Namen Lese- und Erholungs-Gesellschaft an. Im J. 1824 erwarb dieselbe das bisherige Forstheim'sche Haus für ihre Zwecke zum Eigenthum und erbaute bei demselben zuerst einen Gartensaal nebst Kegelbahn, dann 1834, nach Ankauf eines Nebenhauses, einen großartigen Ball- und Concertsaal. Nunmehr trat auch das „Museum", eine Gesellschaft gleicher Tendenz, der Lese- und Erholungs-Gesellschaft bei und vermehrte durch den Zutritt von 42 neuen ehrenwerthen Mitgliedern nicht nur die Gesellschaft, sondern auch die Eintracht unter den Bewohnern der Stadt. Denn bald schloß sich auch der bisher getrennte Musikverein der Bürger und Studirenden der Lesegesellschaft an, bei welcher Gelegenheit die ältere Bonner Concertgesellschaft ihr gesamtes Eigenthum, u. A. einen Streicher'schen Flügel, der letztern Gesellschaft zu Eigenthum überwies. Und so

gelangte die Gesellschaft nach und nach zu der Blüthe, in welcher sie gegenwärtig steht und eine Zierde der gesellschaftlichen Verhältnisse der Stadt Bonn bildet, und machte somit einen Ausspruch Delbrücks, den er bei Gelegenheit des 25jährigen Bestehens der Universität öffentlich gethan, zu einer Wahrheit. Dieser Professor der schönen Literatur sagte nämlich damals: „Von großstädtischem Getümmel und engherziger Kleinstadterei gleich weit entfernt, hegt unser liebes Bonn in seinem Schooße Bildungsstoffe, welche sich nur vereinigen dürften, um ein nachahmungswürdiges Beispiel ächter Geselligkeit aufzustellen."

Kehren wir nun zu dem ersten Director dieser Gesellschaft, Eichhof, zurück, so war derselbe auch der Verfasser einer im J. 1783 anonym erschienenen „Historisch-geographischen Beschreibung des Erzstifts Cöln, als eine nöthige Beilage zu des Herrn Büschings Erdbeschreibung", welche nicht ohne Verdienst, sogar eine zweite Auflage erlebte. Als erste Arbeit dieser Art, da die Descriptio historico-poetica des Erzstifts von Henriquez von Strevesdorf doch nicht hieher gezählt werden darf, diente sie vielfach als Quelle und wird jetzt noch gesucht. In dem kurcölnischen Hofkalender für das Jahr 1791 findet sich unter den kurfürstlichen Mundköchen August und Johann Joseph Eichhof, in jenem von 1793 letzterer nicht mehr. Wie dies gekommen, wie er Maire, ja selbst Unterpräfect in Bonn geworden, welche Unterredung er mit Kaiser Napoleon gehabt, ist mitgetheilt Abth. I Bd. 2 S. 620. Eichhof, der 1762 in Bonn geboren war und auch daselbst 1827 starb, ward Generaldirector des Rheinschifffahrts-Octroi mit dem Rang eines Staatsraths und einem Jahrgehalt von 20,000 Francs! Als solcher schrieb er u. A.: „Topographisch-statistische Darstellung des Rheines, mit vorzüglicher Rücksicht auf dessen Schifffahrt." Cöln 1814. 4°. Es ward ihm zwar der Vorwurf gemacht, daß er, der von Deutschland, vertreten durch den Fürsten Primas, und Frankreich gleichzeitig seine Bestallung erhalten, nicht selbstständig genug aufgetreten sei und sich nach den in Paris gegebenen Instructionen gerichtet habe; dies lag aber in der Natur der Verhältnisse: denn Holland und das Großherzogthum Berg waren Vasallen-Staaten, der Fürst Primas Karl von Dalberg

war nicht viel mehr als ein Bevollmächtigter Napoleons, und die Rheinbunds-Staaten waren ebenfalls in ihrer Selbstständigkeit sehr gehemmt. Ein anderer Vorwurf, daß er seine Familie in ihm untergebene Posten untergebracht habe, kann sich nur auf seinen Sohn Peter Joseph beziehen und hat sich dann vollkommen gerechtfertigt. Dieser war am 16. April 1790 in Bonn geboren. Er zeigte schon als Knabe große Lust für die Marine und drang darauf, sich derselben widmen zu können. Um ihm die Lust dazu zu benehmen, nahm ihn sein Vater mit auf eine Reise nach Amsterdam und zeigte ihm hier die Unannehmlichkeiten und Beschwernisse des Schiffs- und Matrosenlebens. Der Sohn wollte aber trotzdem nicht mehr von dem Schiffe, so daß der Vater mit dem Capitain über seine Annahme unterhandeln mußte. Er machte nun mehrere Seereisen und wurde 1810 Officier in der französischen Kriegsmarine, deren Unthätigkeit ihm erlaubte, seine durch die Seereisen nicht eben geförderten Studien fortzusetzen. Als die Rheinlande an Preußen kamen, trat er in die niederländische Marine als Schiffslieutenant und wurde von 1815 bis 1818 bei der Schifffahrts-Commission verwendet. Obgleich er alle Aussicht hatte, in dieser Branche weiter zu kommen, trat er 1818 in östreichische Dienste, welche ihm auf Empfehlung seines Vaters angetragen worden. Es handelte sich darum, seine tüchtigen Kenntnisse in Schifffahrts-Angelegenheiten bei der Regulirung der Elbschifffahrt in Folge der Wiener Congreßacte zu benutzen. Seit März 1819 arbeitete er an der Seite des k. k. östreichischen Commissairs Freiherrn von Münch, bis 1821 durch Eichhofs überwiegenden Einfluß der Abschluß der Elbacte unter so günstigen Verhältnissen zu Stande kam, als es die gegebenen Umstände eben zuließen. Im J. 1824 war Eichhof als Commissair bei der Revision der Elbschifffahrts-Acte thätig, wurde im folgenden Jahr Gubernialrath und Referent des Commerz- und Gewerbewesens in Böhmen, 1829 Hofrath bei der allgemeinen Hofkammer in Wien und 1835 Präsident dieser Stelle. Die Schwierigkeit seiner Stellung unter den damaligen Verhältnissen durchblickend, weigerte sich Eichhof, den Posten anzunehmen; nichtsdestoweniger erfolgte die Wahl, nachdem ihm das Zuge-

ständniß gemacht worden, daß die Grundsätze, nach denen er die Finanzen zu leiten beabsichtigte, genehmigt würden. Als sich späterhin Conflicte mit dem ihm gemachten Zugeständniß ergaben, bat er im Nov. 1840 um seine Enthebung, welche ihm mittels Cabinetsschreiben vom 25. Nov. desselben Jahrs in höchst ehrenvoller Weise wurde. Welche Wirkung sein Austritt in der Finanzwelt hervorbrachte, dafür spricht die Thatsache, daß sogleich die Curse der östreichischen Staatspapiere um mehre Procente sanken und den frühern Standpunkt nicht mehr erreichen konnten, obgleich eben in jener Periode die Staatspapiere der andern Staaten sich von 6 auf 8, ja 10 Procent hoben. Einen neuen Beleg seiner Opferfähigkeit gab Eichhof, als zu Anfang des J. 1848 die Verlegenheiten des erschöpften Staatsschatzes wuchsen und Eichhof bereits am 1. April — während der öffentliche Aufruf zu Opfern auf dem Altar des Vaterlandes erst am 4. April in der Wiener Zeitung erfolgte — auf den fernern Bezug seiner Pension von 16,000 fl. Verzicht leistete. (Das Schreiben des Staatsmannes über diese Verzichtleistung enthält die Wiener Zeitung vom 4. April 1848.) Uebrigens hatte Eichhof bereits als Präsident auf den Bezug seiner Tafelgelder (8000 fl.) verzichtet. Er vertauschte nunmehr seinen bisherigen Aufenthalt in Wien mit dem in Olmütz oder verweilte auf seinem davon nur zwei Meilen entfernten Besitzthum Roketnitz. Eichhof wurde 1834 in den östreichischen Ritterstand, 1836 in den Freiherrnstand erhoben und 1839 zum ungrischen Indigena und Magnaten ernannt. Seine finanzielle Verwaltung leitete der Grundsatz, daß die Hauptaufmerksamkeit der östreichischen Staatsverwaltung nicht auf das Ausland und dessen jeweilige politische Bewegungen, wie dies bis dahin meist der Fall war, sondern auf die Verbesserung der inländischen Zustände gerichtet werden müsse. Die Aufrechthaltung des Gleichgewichts im Staatshaushalt sei erste Bedingung. Deficits im Wege des Credits, also durch neue Deficits zu decken, sei unzulässig und der Ruin eines Staats. Die Benutzung des Staatscredits dürfe nur im äußersten Falle stattfinden. In gewöhnlichen Zeiten müsse ein angemessener Theil der Staatsschuld getilgt werden, wodurch die Einnahmen nothwendig einen Ueberschuß über die Aus-

gaben darböten. Dies zu erreichen, sei vorerst der Weg der Ersparungen, so weit es ohne Gefährdung des Dienstes zulässig, einzuschlagen; zweitens müßten die Einnahmen, jedoch mit Vermeidung neuer Steuern, vermehrt werden. Thatsächlich wuchsen unter seiner Finanzperiode die Einnahmen jährlich im Durchschnitt um 3 Millionen, ohne daß neue Steuern aufgelegt oder der Steuersatz der indirecten Abgaben erhöht wurden; im Gegentheil wurden Zoll- und Verzehrungssteuersätze herabgesetzt. Das Erträgniß der hauptsächlichsten indirecten Abgaben im J. 1835, dem seines Dienstantritts, und 1840, dem seines Dienstaustritts, zeigt die nachstehenden günstigen Resultate:

	1835.		1840.
Verzehrungssteuer . . .	17,538,853	—	21,869,847.
Zoll	12,983,663	—	17,551,994.
Salz	20,315,802	—	24,053,904.
Tabak	6,326,847	—	9,508,065.
Post	1,901,219	—	2,259,198.
Mauth	1,913,993	—	2,157,891.

Die Gesamtsumme der von ihm in dieser kurzen Periode bezahlten Staatsschulden beträgt 15,027,713 fl. Nach seiner Ansicht sollte das Prohibitivsystem mit mäßigen Schutzzöllen vertauscht werden. Als der Baarfond der Bank in Folge allgemeiner politischer Ereignisse auf 16 Millionen sank, schlug Eichhof zur radicalen Verbesserung des Zustandes der Bank vor: 1) Zurückzahlung bedeutender Summen von der Staatsschuld an die Bank; 2) zweckmäßige Veränderung mehrerer Bestimmungen des Privilegiums der Bank, bei Ablauf der Zeitperiode — 1841 — welche vertragsgemäß für den Bestand der ersten Privilegiums-Bedingung eingeräumt worden; 3) die Aufhebung der Beschränkung des Bankcredits an Private, da letztere mit dem Zweck eines National-Instituts im grellsten Widerspruch und in keiner Hinsicht genügend, wohl aber nur geeignet sei, den Credit zu erschüttern und der Industrie und dem Handel tiefe Wunden zu schlagen. Als die entgegengesetzte Ansicht durchging, gab Eichhof seine Entlassung. Aus seiner Ehe mit Josephine Lautern, aus der bekannten Mainzer Familie, verm. seit Nov. 1818, gest. 13. Nov. 1835,

stammen: 1) Freiherr Joseph, geb. 23. Oct. 1822, verm. seit 23. Oct. 1843 mit Maria Rosalie geb. Gräfin von Hohenwart zu Gerlachstein, geb. 28. Aug. 1822; die Kinder dieser Ehe sind: Freiherr Joseph, geb. 4. Jan. 1845, und Clara, geb. 21. Jul. 1851. 2) Elisabeth, geb. 16. Sept. 1819, verm. seit 18. Oct. 1838 mit Johann Freiherrn von Derchényi de Derchény. Vergl. Meynert: „Peter Joseph Freiherr von Eichhof, früherer k. k. Hofkammer-Präsident, sein Leben und ämtliches Wirken. Zugleich ein Beitrag zur östreichischen Finanzgeschichte." Wien, 1849. 8°.

Der Friedhof.

Dem Rheinischen Antiquarius ist öfters der Vorwurf gemacht worden, daß er mitunter allzu kühne Sprünge mache. Letzteres gibt er gerne zu, einen Vorwurf aber dieserhalb bedauert er nicht annehmen zu können; denn er hegt die Hoffnung, daß, so gern er die Sprünge gemacht, ebenso gern der geneigte Leser ihm darin gefolgt ist. Der bunte Wechsel, die Mannichfaltigkeit ist's, was einem Jeden gefällt, einem Jeden etwas bietet, eines Jeden Phantasie anregt. Wer erfreut sich nicht, wenn er auch die schönste Hochebene durchwandert, einer plötzlich auftauchenden schönen Fernsicht, einer schroffen Felsenpartie, eines stürzenden Bergwassers? Und ist es nicht ganz dasselbe, wenn der Antiquarius seinen gewöhnlichen Cours verläßt und irgend eine ferne, versteckte, ihm aber bekannte Fernsicht dem überraschten Auge vorführt? Statt eines Vorwurfs glaubt er Dank zu verdienen, wenn er fortfährt, Sprünge zu machen, so viele und so weite er vermag. Wenn er aber jetzt von dem Hospital auf den Friedhof zu sprechen kommt, so wird darin wohl Niemand eine Kühnheit, Niemand einen Sprung sehen. Der Friedhof ward schon vor langen Jahren außerhalb der Stadt angelegt, und zwar in einer Größe von beinahe 80,000 □Fuß. Als nach kurfürstlicher Verfügung die Begräbnisse in der Stadt nicht mehr Statt finden sollten, verordnete dieselbe zugleich, daß der früher bloß für die Soldaten bestimmte Kirchhof jetzt der allgemeine sei. Bei dem Wachsen

der Bevölkerung und, um einen alten Witz zu wiederholen, bei der außerordentlich gesteigerten Zahl von Aerzten — es sind 48 Aerzte und 2 Wundärzte in Bonn — erwies er sich bald zu klein, weshalb um das J. 1840 von Seiten der Stadt ein Stück Land von 5 Morgen 133 Ruthen zu seiner Vergrößerung angekauft wurde. Obgleich dadurch ein Begräbnißplatz von 226,540 □Fuß erzielt worden ist, möchte dieser doch, bei gleich fortdauernder Steigerung der Einwohnerzahl, in höchstens 20 Jahren kaum mehr dem Bedürfniß entsprechen. Dann aber möchte eine Vergrößerung schwierig sein: denn der jetzige Kirchhof ist durch den Bau neuer Wohnhäuser gleichsam in eine Vorstadt hineingezogen worden; er liegt jetzt innerhalb einer Stadt, was in sanitätspolizeilicher Hinsicht gerade nicht erfreulich. Man hat zwar in neuerer Zeit viel gefaselt, daß Kirchhöfe innerhalb bewohnter Orte ganz unschädlich, Leichenausdünstungen gar nicht stattfänden oder wohl gar noch höchst gesund wären rc., — die Sucht, etwas Neues zu sagen, führt zu solchen Extremen, — es steht aber fest, daß die Entfernung der Kirchhöfe aus den bewohnten Orten eine der schönsten Errungenschaften der medicinischen Polizei ist, wie sie denn auch heute noch als vortheilhaft überall und durchgehends anerkannt wird. Die Frage allerdings, wie weit ein Kirchhof von dem bewohnten Ort entfernt sein müsse, hängt von der Oertlichkeit ab, bei welcher die Richtung des Wasserlaufes und die Frage hauptsächlich in Betracht kommt, ob eine Ausdehnung des Ortes nach der Gegend des Kirchhofs hin zu erwarten steht oder nicht. Hätte man diese letztere Frage in Bonn beachtet, so wäre vielleicht der alte Kirchhof ganz verlassen und ein geeigneterer Platz für eine neue Anlage gewählt worden.

Dem Kirchhof gereicht zu einer ganz besondern Zierde die von Ramersdorf auf denselben verpflanzte kleine Kirche. Die ehemalige Capelle der Deutschordens-Comthurei Ramersdorf (siehe Bd. 8 S. 644), ausgezeichnet durch ihre Bauart, war dem Verfall nahe: sie wurde zu Oeconomiezwecken benutzt, da sie, mit der Comthurei verkauft, nicht mehr gottesdienstlichen Zwecken diente; ihr architectonischer Werth war indeß nicht unbeachtet geblieben. Als nun im J. 1838 die Comthurei durch Feuer zer-

stört wurde, bemühte sich der, um die Erhaltung vieler Bauwerke so sehr verdiente Bauinspector de Lasaulx durch Aufnahme des Grundrisses, der Durchschnitte, der einzelnen Constructionen und Profile rc. auf einem lithographirten Blatte, welches er vielfältig verbreitete, die Aufmerksamkeit auf diesen Kunstschatz zu lenken und, da die Capelle in Ramersdorf an ungeeigneter Stelle stand, deren Uebertragung auf den Kirchhof von Bonn zu beantragen. Der Besitzer Ramersdorfs, der Fürst von Salm-Dyck, erklärte sich hierauf nicht nur bereit, die Capelle abzutreten, sondern auch noch einen Beitrag zu deren Wiederaufbau zu leisten. Der Oberbürgermeister Oppenhoff, welcher sich die Verschönerung des Begräbnißplatzes überhaupt sehr angelegen sein ließ, ergriff mit Freuden die Gelegenheit, ein so schönes Bauwerk für Bonn zu gewinnen. Die Kosten der Uebertragung waren auf 2800 Rthlr. veranschlagt; diese Summe ward erreicht durch 1200 Rthlr., welche Königliche Huld anweisen ließ, dann durch den schönen Beitrag des Fürsten von Salm-Dyck von 600 Rthlr. und durch eine veranstaltete Sammlung unter den Bewohnern der Stadt, welche 402 Rthlr. 9 Sgr. einbrachte, während der fehlende Rest von Seiten der Stadt gedeckt wurde. Im August des J. 1846 wurde nun die Versetzung und der Neubau der Capelle durch den Maurermeister Nörtershäuser von Neuwied, mit welchem Hr. de Lasaulx direct contrahirt hatte, begonnen und am 20. Dec. 1847 vollendet. Am 2. Nov. 1850 fand endlich die feierliche Einweihung der Capelle Statt, nachdem in zahlreicher Procession die drei Herren Pfarrer mit ihren Caplänen, sämtliche Bruderschaften und eine große Menschenmenge auf den Friedhof gezogen waren.

In der Capelle sind die feinen Glasgemälde bemerkenswerth; sie sind von Frau Sulpiz Boisserée dahin gestiftet worden und geben ein Beispiel von der durch Melchior Boisserée eingeführten Glasmalerei. Die Bauart der Capelle entspricht dem Anfang der Uebergangsperiode aus dem byzantinischen oder romanischen Stil zu dem der Gothik: Spitz- und Rundbogen wechseln; die Fenster haben noch die runde Kleeblattform, die Säulen noch Mittelbinden. Eine Erneuerung des mit Ziegelsteinen eingelegten Fußbodens mit

Mettlacher Mosaikplatten wäre sehr wünschenswerth. Zu Ehren des vom J. 1840 bis zum J. 1850 als Oberbürgermeister fungirenden Hrn. Oppenhoff ist eine Gedenktafel in die linke Seitenwand eingesetzt worden, die uns sagt, daß derselbe im J. 1807 in Bonn geboren, 1853 in Trier gestorben sei, und seine Verdienste hervorhebt. Allerdings hat es die Stadt Bonn der unermüdlichen Thätigkeit des Hrn. Oppenhoff zu verdanken, daß ihr der Begräbnißplatz zur wahren Zierde gereicht. Man darf wohl den Grad der Achtung, welche eine Nation ihren Todten erweist, als einen Maasstab für die Stufe humaner Bildung betrachten, welchen sie erreicht hat. Es gibt übrigens keinen sinnigern und zugleich bedeutungsvollern Gräberschmuck, als den durch blühende Gesträuche und Stauden; denn nur Vorurtheil und Unverstand können mit Abscheu darauf hinblicken, daß jeder Verwesungsproceß nur durch das gleichzeitige Auftreten einer neuen organischen Welt ermöglicht wird. Die, welche die poetische Ausstattung der Gräber unserer Angehörigen mitleidig belächeln, werden wenigstens der Salubritäts-Rücksicht ihre Anerkennung nicht versagen wollen, welche sie in so hohem Grade verdient. Denn es steht wissenschaftlich längst fest, daß der lebendigen grünen Vegetation von der Natur die Mission gegeben ist, das richtige Verhältniß zwischen den Bestandtheilen unserer Atmosphäre aufrecht zu erhalten, zugleich also auch die schädlichen Miasmen zu zersetzen, welche der Erde aus ihren Sümpfen und Gräbern entsteigen. Deshalb ist das Bepflanzen der Kirchhöfe mit Bäumen so vortheilhaft; denn immerhin bildet sich Gräberdunst, dessen Einathmung gefährlich werden kann. Der Bonner Friedhof liegt auf einem Kiessandlager, durch welches die Verwesungsgase den Ausweg mit Leichtigkeit finden. Während öfterer Besuche des Friedhofs hat ein sachkundiger, genauer Beobachter bei sonniger, heiterer Atmosphäre oder bei bewegter Luft niemals in die Sinne fallende Dünste wahrgenommen; wohl aber war dies mehrmals des Abends um die Zeit des Sonnenuntergangs an warmen Tagen und bei dunsterfüllter Luft der Fall, besonders nach Gewittern. Eine kranke Dame, die in einem an der Nordseite des Friedhofs liegenden Hause wohnte,

durfte in lauen Sommernächten bei Süd- oder Südwestwind die Fenster nicht öffnen, ohne Verwesungsgeruch zu empfinden, wozu der Umstand, daß der Friedhof manche ausgemauerte Familiengräber enthält, die streng genommen polizeiwidrig sein sollten, wohl Vieles beitragen mag. Nach allem dem wird, wie schon gesagt, die Einrichtung eines zweiten Friedhofs wohl nicht in allzu ferne Aussicht zu stellen sein.

Aber abgesehen von den schönen Anpflanzungen und Baumgruppen zieren eine große Zahl Denkmäler berühmter Männer den Bonner Friedhof. Das hervorragendste und am meisten in die Augen fallende Denkmal ist wohl jenes von Niebuhr, welches bereits oben besprochen worden ist. Es verdankt seinen Ursprung Königlicher Huld, wie dies noch bei einem zweiten hier befindlichen Denkmal der Fall ist. König Friedrich Wilhelm IV setzte „dem Dichter des Preußenliedes, Director Bernhard Thiersch," einen gothisch bearbeiteten Stein, auf welchem die Noten zum genannten Liede in richtiger Würdigung derselben dem Texte: „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?" vorhergehen. Bernhard Thiersch, geb. 1793, früher Oberlehrer in Halberstadt, dann Director des Gymnasiums in Dortmund, hat sich durch mehrere philologische Schriften einen Namen erworben, namentlich durch seine „Untersuchungen über das Zeitalter und Vaterland des Homer" (2. Aufl. Halberstadt 1832). Späterhin pensionirt, nahm er seinen Wohnsitz in Bonn, wo er 1855 starb. Ob er noch Mehreres gedichtet, ist dem Antiquarius unbekannt; auf jeden Fall war sein Preußenlied ein glücklicher Griff! Bei Poesie und Musik weilend, was liegt näher denn Schumanns Grab?

Robert Schumann, geboren zu Zwickau den 8. Jun. 1810, stammt nicht, wie so viele unserer bedeutenden Tonkünstler, aus einer Familie, in der die Kunst ein erblicher, von einer Generation der andern überlieferter Beruf war. Sein Vater hatte in Zwickau eine Buchhandlung, die unter seiner Leitung sich zur raschen Blüthe entwickelte. Wer kennt nicht die Hunderte von Portraits berühmter Personen, die in Zwickau bei Schumann herausgekommen? Von 5 Kindern der Letztgeborne, überflügelte er weder seine Kameraden, noch erwachte bei ihm Liebe und

Talent zur Kunst so frühe, daß er etwa als ein Wunderkind erschienen wäre. Den ersten nachhaltigen musikalischen Eindruck empfing er erst im Sommer 1819 in einem Concert, welches Moscheles in Karlsbad gab. Von da ab wandte er sich dem Clavierspiel mit Eifer zu und veranstaltete bald im elterlichen Hause regelmäßig kleine Orchester- und Choraufführungen, worin er, mitunter zugleich Componist, mitwirkte. Auch öffentlich trat er in Zwickau als Clavierspieler wiederholt mit Erfolg auf. Literarische Beschäftigungen, eigne dichterische Versuche und die eifrigste Lecture Byrons und Jean Pauls gingen damit Hand in Hand, und soll namentlich der Einfluß, den der Letztere auf seine ganze spätere Entwicklung geübt, unverkennbar sein. Herz und Phantasie empfingen von dem Dichter des „Hesperus" und des „Titan" eine Fülle der fruchtbarsten Anregungen und Eindrücke; aber auf der andern Seite ist es wahrscheinlich, daß jene krankhaften Ausbrüche überschwenglicher Sentimentalität, wie gewisse Formlosigkeiten, von denen sich später der Künstler trotz der ernsthaftesten Kämpfe nicht ganz loszuringen vermochte, mit dieser Hingabe an Jean Paul zusammenhingen. Alle seine Briefe, wie die Arbeiten des musikalischen Schriftstellers, tragen die Jean Paul'sche Färbung. Nach dem Tode seines Vaters widersetzte sich die Mutter im Verein mit dem Vormund hartnäckig dem künstlerischen Beruf des Sohnes, und in Folge dessen ging er zu Ostern 1828 als Studiosus juris nach Leipzig. Schumann bekümmerte sich indeß nicht um Institutionen und Pandecten, sondern nahm Clavierunterricht bei Friedrich Wieck. Ostern 1829 begab er sich nach Heidelberg, wohin ihn Thibaut und sein Ruf als ausgezeichneter Musikkenner und Forscher vor Allem gezogen hatte. Es wurde fleißig musicirt; die Gesellschaften stritten sich um den genialen Clavierspieler, der auch in einem öffentlichen Concert mit rauschendem Beifall aufgetreten war. Indeß verstrich ein Semester nach dem andern, Schumann hatte noch nicht die oberflächlichste Bekanntschaft mit dem Corpus juris gemacht! Da schrieb er 1830 an seine Mutter und bestürmte sie mit Bitten, seiner Wahl eines zukünftigen musikkünstlerischen Lebensberufes nicht entgegen zu sein, und schlug ihr vor, das Gutachten Fried-

rich Wiecks einzuholen und danach ihren Entschluß zu fassen. Da jenes Gutachten günstig ausfiel, blieb ihm die mütterliche Einwilligung nicht länger vorenthalten, und Schumann eilte nach Leipzig zurück. Die technischen Uebungen, denen er sich mit dem größten Eifer hingab, schienen ihn nicht rasch genug zum Ziele zu führen, und um diesen langwierigen Weg abzukürzen, kam er auf den unglücklichen Einfall, den Fingern besondere Strapazen aufzulegen. Durch die Ueberanstrengung erlahmte erst der dritte Finger der rechten Hand und bald diese ganz. Später erlangte er zwar den Gebrauch derselben in so weit wieder, als eben für die Bedürfnisse eines Componisten hinreichte. Mit ungebrochenem Muthe wandte er sich nun ausschließlich der Composition zu. Systematischen Unterricht in der Theorie erhielt er von Heinrich Dorn, der damals die Leipziger Oper dirigirte. Bereits in die Heidelberger Zeit fallen eine Reihe von Compositions-Versuchen; in den nächsten 4 Jahren sind die bedeutendsten die Etudes symphoniques, die Sonaten Fis-moll und G-moll, ferner die C-dur-Phantasie. Als musikalischer Schriftsteller trat er zum erstenmal im Jahr 1832 in die Oeffentlichkeit mit einem Aufsatz voll der glühendsten Begeisterung, der, Chopins „Don-Juan-Phantasie" gewidmet, in der allgemeinen musikalischen Zeitschrift erschienen war. Eins der wichtigsten Ereignisse in Schumanns Leben ist die Gründung der „Neuen Zeitschrift für Musik" im J. 1834. Bis zum J. 1844 stand er der Redaction vor, die in den ersten Jahren fast seine ganze Zeit in Anspruch nahm. Großen und nachhaltigen Einfluß hat Schumann durch diese Zeitschrift auf die Musik geübt. Alle in der Zeitschrift enthaltenen kritischen Aufsätze von ihm erschienen 1854 zu Leipzig in einer Gesammtausgabe unter dem Titel: „Gesammelte Schriften über Musik und Musiker." 4 Bde. Während seiner Anwesenheit in Wien im Winter 1838—1839 ließ er es sich aufs Eifrigste angelegen sein, die zahlreichen nachgelassenen Arbeiten Schuberts der Vergessenheit zu entziehen, und so gelangte durch ihn dessen C-dur-Symphonie, jetzt eine Zierde unserer Concert-Programme, zu der ersten öffentlichen Aufführung in Leipzig.

Den tiefsten Einfluß auf die Gestaltung von Schumanns Leben übte Clara Wieck. Mit gespanntem, stets wachsendem

Interesse war er der Entwicklung des wunderbar begabten Kindes gefolgt; als sie in das jungfräuliche Alter getreten, erwachte in seinem Herzen eine weit innigere Neigung, die auch erwiedert wurde. Der Vater Clara's widersetzte sich dem Verlangen der Liebenden aufs Heftigste, und 4 Jahre voll der härtesten Kämpfe vergingen, ehe sie das Ziel ihrer Wünsche erreichten. Im Jahr 1840 wurden sie getraut, nachdem das Gericht den Mangel des väterlichen Consenses supplirt hatte. Wie aus zahlreichen Briefen hervorgeht, traten jedoch die jungen Gatten bald wieder in ein freundschaftliches Verhältniß zu Friedrich Wieck. Es fallen in die Zeit von 1836—1839 die Kinder- und Phantasiestücke, in denen sich die zarte lyrische Natur des Tondichters zu den duftigsten Blüthen erschloß. Im Januar 1840 wurde er von der philosophischen Facultät zu Jena zum Doctor creirt. In dasselbe Jahr fallen 138 größere und kleinere Gesangcompositionen; die meisten darunter sind Lieder, die aber, mit Ausnahme einiger, von berühmten Sängerinen in Circulation gesetzten, noch bei Weitem nicht die verdiente Theilnahme und Verbreitung gefunden haben. In die Jahre 1842—1844 fallen namentlich die B-dur-Symphonie, das Es-dur-Quartett und „das Paradies und die Peri", welches letztere Werk weite Verbreitung gefunden. 1843 wurde Schumann als Lehrer an der von Mendelssohn gegründeten Leipziger Musikschule angestellt. Diese nach außen gerichtete Thätigkeit entsprach jedoch wenig seiner Natur, und er gab sie bald wieder auf. Im folgenden Jahr trat er auf Wunsch seiner Frau mit ihr eine längere Kunstreise durch Rußland an, die Beiden die mannichfachsten Huldigungen einbrachte, und siedelte unmittelbar nach seiner Rückkehr von Leipzig nach Dresden über. Schon im J. 1833 war Schumann von einem krankhaften, zwischen Exaltation und Ermattung wechselnden Zustand befallen worden, der ängstigende Spuren zurückließ. Der Grund jener Erscheinung war in einem organischen Gehirnleiden zu suchen, das, gesteigert durch rastlose Arbeit, 1845 zu einer zweiten Krisis führte. Sobald sich Schumann nämlich geistig beschäftigte, stellte sich Zittern, Mattigkeit und ein angstvoller Zustand ein; er litt dabei an Schlaflosigkeit und Gehörtäuschungen. Dem Gebrauch

von kalten Bädern wich zwar die Krankheit, und der Geist erhielt seine volle Klarheit und Spannkraft wieder, im Gemüthe blieb aber eine stille Ahnung von dem Verhängniß, das seiner wartete, zurück. Im J. 1844 componirte er die C-dur-Symphonie und das Clavierconcert op. 54. Von ein paar kurzen zerstreuenden Ausflügen nach Wien und Berlin 1846 und 1847 kehrte er mit neuem Eifer zum Schaffen zurück. Im folgenden Jahr vollendete er seine Oper „Genofeva", an die er große Hoffnung knüpfte, die indessen nur dreimal in Leipzig und einmal von Liszt in Weimar aufgeführt wurde. Kaum war die letzte Note der Oper geschrieben, als Schumann die Composition der Musik zu Byrons „Manfred" begann. Inzwischen war er Dirigent der Dresdener Liedertafel und des Dresdener Chorgesangvereins geworden, eine Stellung, die ihm zu manchem unter den zahlreichen Werken, welche in jene Zeit fallen, die nächste Anregung geben mochte. Zum höchsten Umfang steigerte sich jene Productivität im J. 1849, in welchem allein 30 theils größere, theils kleinere Opera entstanden. Im J. 1850 siedelte er mit seiner Familie nach Düsseldorf über, um dort die früher von Hiller bekleidete städtische Musikdirectorstelle anzutreten. Ein sonderlich gewandter Orchesterdirigent war er nie gewesen; man hatte ihn aber aus Rücksicht für seine künstlerische Stellung zu diesem ebenso einträglichen wie ehrenvollen Amte berufen. Je weiter seine Krankheit sich entwickelte, desto weniger vermochte er indeß den Anforderungen seines Amtes zu genügen, und nach langem Zögern sah man sich im Herbst 1853 genöthigt, ihn seiner Thätigkeit zu entheben.

Während in den Arbeiten der Dresdener Periode, trotz der immer mehr hervortretenden schwermüthigen Richtung, ein durchaus freier Geist sich verräth, gewinnt in Düsseldorf das Nervenleiden des Componisten auf sein Schaffen einen sehr bestimmten, stets wachsenden Einfluß. Von diesen Werken sind als die hauptsächlichsten zu nennen: die Es-dur-Symphonie (die sogenannte „rheinische") aus dem J. 1850, die nach dem Zeugniß ihres Urhebers in ihm durch den Anblick des Cölner Doms und der Inthronisation des neuen Erzbischofs hervorgerufen wurde; ferner

„der Rose Pilgerfahrt“ aus dem J. 1851. Bis zur völligen Umdüsterung seines Geistes schuf Schumann rastlos weiter. In dem Verzeichniß der Compositionen aus jener Zeit finden sich Ouverturen zu „Julius Cäsar“, „Hermann und Dorothea“ und zur „Braut von Messina“, große Balladen für Chor, Soli und Orchester. Zuletzt beschäftigte er sich mit der Herausgabe seiner Schriften und der Zusammenstellung eines Dichtergartens, der alle Aussprüche älterer und neuerer Dichter über Musik enthalten sollte. Jean Paul und Shakespeare hatte er bereits zu diesem Zweck excerpirt. Die Anfälle seines Nervenleidens, die ihn schon im Sommer 1851 wieder heimgesucht, kehrten in den beiden folgenden Jahren immer stärker zurück; sie waren verbunden mit Gehörtäuschungen und hinterließen jedesmal völlige Ermattung; seine Sprache wurde langsam und stockend, seine Haltung schlaff und gedrückt; wenn er Musik hörte, schienen ihm alle Tempi zu schnell. Sein Leiden steigerte sich immer mehr; in den Mittagsstunden des Fastnachtmontags 1854 verließ er, ohne ein Wort zu sagen, das Besuchszimmer, in dem ein paar Freunde waren, rannte im Hauskleid nach der Rheinbrücke und stürzte sich in den Strom. Ein paar Schifferknechte zogen ihn heraus; aber in das Leben, das sie retteten, sollte kein Lichtstrahl mehr fallen. Man brachte den Unglücklichen nach einer Heilanstalt bei Bonn, wo er am 29. Jul. 1856 starb. Schumann war die Kunst eine Herzenssache, der Mittelpunkt alles Denkens und Empfindens, eine stets zuströmende Quelle der glühendsten Begeisterung, kurz der Inbegriff alles Wahren und Schönen. Er componirte nicht aus Laune oder weil es nun einmal zum gewählten Lebensberuf gehörte, sondern weil er nicht anders konnte, aus dem innersten Drang seines Wesens, das nur im Tonreich den entsprechenden Ausdruck suchte und fand.

An Schumann schließt sich ein Musiker, der in näherer Beziehung zu Bonn gestanden. In der Nähe des Eingangsthores zum Friedhof findet sich nämlich die Grabstätte des „alten Ries“, wie er in beliebter Volksthümlichkeit genannt zu werden pflegte. Ueber ihn und seinen Sohn Ferdinand siehe Bd. 11 S. 61. Dem dort Gesagten möchte hier noch Folgendes zuzu-

fügen sein. Nach dem Umsturz der alten Verhältnisse durch die Revolution stand Ries, der nur für die Kunst gebildet und erzogen, ohne Beruf vereinsamt da, gedrückt von Sorgen für eine schon zahlreiche Familie. Allein sein Muth wurde dadurch nicht wankend: er übernahm die Pachtung des ehemaligen Klosters Marienforst bei Godesberg, und mit derselben Sicherheit und Umsicht, die ihn als Concertmeister auszeichnete, war er nun als Landwirth bemüht, der Erde ihre Früchte abzugewinnen. Die seltenen freien Stunden widmete er mit der größten Gewissenhaftigkeit und Ausdauer dem Unterrichte seiner Söhne. Als späterhin die Zeit sich geklärt, Ordnung wiederhergestellt war, da war es vorzüglich Ries, der den noch schwach glimmenden Funken der Kunst in seiner Vaterstadt wieder anzufachen und in den von ihm geleiteten Concerten für die geringen Mittel der damaligen Zeit Ausgezeichnetes zu leisten verstand. Ein glänzender Stern ging ihm denn auch in seinem Sohn Ferdinand auf, und war es ein schöner und wahrhaft rührender Moment, als einst in einem zahlreich besuchten Concert des Sohnes dieser den ihm überreichten Ehrenkranz in liebenswürdiger Bescheidenheit seinem würdigen Vater aufsetzte. Er hatte die Freude, den Ruhm Beethovens durch ein Monument in seiner Vaterstadt gefeiert zu sehen. Der Tag der Inauguration dieses Monuments ward aber auch für Vater Ries ein Ehrentag, indem an demselben die philosophische Facultät der Universität ihm das Doctor-Diplom überreichte. Und dieser hohen Ehre fügte der König einige Monate später den rothen Adler-Orden 3. Classe hinzu. Einzig seiner strengen Rechtlichkeit, seinem gesunden Verstande, seiner einfachen Liebenswürdigkeit hatte er diese Auszeichnungen zu verdanken. Er war einer der Stifter der „Lese-Gesellschaft“ und der Einzige davon, welcher das 50jährige Bestehen dieser Gesellschaft erlebte. Schon im J. 1800 hatten ihn seine Mitbürger zum Stadtrath gewählt, und die Liebe und Achtung derselben wußte er sich bis an sein Lebensende zu erhalten. Sein Unterricht in der Musik, den er aber nur nach strenger Auswahl ertheilte, war sehr gesucht, und sein Wirken fand allgemeine dankbare Anerkennung. Stets frischen Geistes und ungeschwächter

Sinnesorgane starb er den 1. Nov. 1846, fast 91 Jahre alt. Seine Kinder, er hatte deren 11, wovon bei seinem Tode noch 6 lebten, errichteten ihm ein einfaches Grabdenkmal, dessen Unterhaltung die Stadt Bonn in Folge einer Stiftung zu Gunsten der Armen übernommen hat. Ein Bild von ihm, gemalt von Schallenberg, befindet sich in der „Lese-Gesellschaft".

Bonn zeichnete sich stets durch seinen musikalischen Sinn aus. Die Liebe zur Musik wurde durch den letzten Kurfürsten, der eine vortreffliche Capelle hatte, sehr genährt, sagt Klebe in seiner „Reise auf dem Rhein" (Frankfurt, 1802. 2 Bde. 8°). Wie urtheilt dagegen Johanna Schopenhauer? sie schreibt in ihrem „Ausflug an den Niederrhein" (Leipzig, 1831. 2 Bde. 8°): „Noch schlechter als um den Tanz steht es um die Musik. In Familienkreisen wird sie zwar mit Liebe und Eifer gepflegt und betrieben; auch gibt es einen Singverein in Bonn, aber keine öffentlichen Concerte. Wer Musik hören will, muß nach Cöln gehen, wenn irgend ein berühmter Virtuose sich dort hören läßt oder in dem dortigen Theater eine große Oper, so gut es eben gehen will, gegeben wird; denn öffentliche Concerte an bestimmten Tagen gibt es dort ebenso wenig als in Bonn." Diese Bemerkung mag damal im Ganzen richtig gewesen sein; allein vor und nach jener Zeit fand die Musik in Bonn sowohl in öffentlichen Concerten als auch in Kirchen und größern Privatkreisen viele Verehrer und tüchtige ausübende Künstler und Dilettanten. Nachdem die kurfürstliche Capelle aufgehoben war, blieben doch noch manche Mitglieder derselben in Bonn zurück und schaarten sich in den zwei ersten Decennien des laufenden Jahrhunderts eben um Vater Ries, welcher behufs musikalischer Aufführungen in den Winter-Concerten auch einen Gesangverein mit gemischtem Chor gebildet hatte. Die Concerte fanden in der Aula des Gymnasiums Statt, wurden von Ries am ersten Violinpulte, an welchem er selbst thätig war, dirigirt und erfreuten sich großen Beifalls, zählten auch manche tüchtige Sänger und Sängerinen aus der Bürgerschaft zu ihren Mitgliedern. Großartige musikalische Aufführungen kamen allerdings nur selten in Bonn zu Stande, schon weil das Orchester wegen der in Bonn stets

stationirenden Cavalleriemusik außer den Blechinstrumenten nur mäßige Unterstützung fand; aber das Soloquartett im Vocal-Concert war so gut geschult, daß man von der Gewinnung auswärtiger Gesangkünstler füglich absehen durfte.

Im dritten Decennium wurde im Schooße der Studentenschaft ein Musikverein gegründet, welcher besonders wegen der Betheiligung vieler musikalischen, aus Cöln stammender Studenten auch von dorther periodisch große Theilnahme Seitens mitwirkender tüchtiger Musiker genoß und daher nicht nur für Vocal-, sondern auch für Instrumentalmusik viele dankenswerthe Mühewaltung übernahm. Der Verein versammelte sich wöchentlich im Englischen Hof in der Fürstenstraße, vereinigte viele aus der Bürgerschaft, aus der Studentenschaft und aus dem 7. Ulanenregiment, welche in schöner Eintracht sich an der Tonkunst traulich ergötzten. Dieser akademische Musikverein gab die Winter-Concerte, welche großen Beifall fanden, und übte auf das sittliche Leben der Studenten einen veredelnden Einfluß aus, so daß derselbe von dem Rector magnificus A. W. von Schlegel eine Zierde der Universität genannt wurde. Die Musikdirectoren wurden aus Akademikern gewählt, und es dirigirten das Orchester zeitweilig der Philolog Schnell, Dr. Braun, Dr. Hasenclever, jetzt als Musikdirector in Coblenz thätig, Dr. Lucas, jetzt Geh. Regierungs- und Schulrath und Vorstand des Musik-Instituts ebendaselbst, bis in den dreißiger Jahren der Verein nach und nach geschwächt wurde und in eine Liedertafel überging, nachdem er zehn Jahre gewirkt hatte.

In größeren Privatkreisen wurde die classische Musik des 17. und 18. Jahrhunderts mit großer Liebe und Sorgfalt gepflegt; namentlich brachte die kunstsinnige und geistreiche Frau Sibylla Mertens, geborne Schaaffhausen, gelungene Aufführungen aus der italienischen Schule auch in den Kirchen der Stadt Bonn zum Gehör des Publicums. Das Requiem von Mozart wurde in sehr kurzer Zeit einstudirt und zum Andenken an Ferdinand Ries in der Gymnasialkirche ausgeführt. An solchen öffentlichen Aufführungen betheiligte sich auch Johanna Mockel, nachmalige Gattin Gottfried Kinkels, mit sehr gut geschulten Dilettanten,

während Professor Breidenstein das nunmehr disponibel werdende Terrain für seine musikalische Thätigkeit wieder gewann und die Tonkunst mit seinem akademischen Sangverein zu pflegen bemüht war. In neuerer Zeit hat Bonn einen besondern Musikdirector gewonnen, unter dessen Leitung regelmäßig Concerte stattfinden. Nebenher ist die Bach'sche Capelle ein beachtenswerthes Institut zur Förderung ausgewählter Instrumentalmusik.

Ein grauer Marmor zeigt uns das Bronze-Medaillon-Portrait A. W. von Schlegels nach P. J. David und seine Grabstätte. August Wilhelm von Schlegel ward den 8. Sept. 1767 zu Hannover geboren. Schon früh zeigten sich bei ihm glückliche Anlagen zur Dichtkunst und besonderes Geschick und Leichtigkeit im Versbau und Reim. Auch sein späterhin mit so glänzendem Erfolg ausgebildetes Sprachtalent entwickelte sich bereits auf der Schule in ungewöhnlicher Weise. Ein in seinem 18. Jahre bei einer festlichen Gelegenheit gehaltener Vortrag in Hexametern, dessen Inhalt ein Abriß der Geschichte der deutschen Dichtkunst war, erregte große Aufmerksamkeit und wurde als Schülerarbeit von Allen, die ihn gehört hatten, bewundert. Im J. 1786 ging er nach Göttingen, wo er anfänglich Theologie studirte, von dieser sich jedoch den philologischen Studien zuwandte und hierin bald eine Rolle spielte. Einen bedeutenden Einfluß auf die Ausbildung und Richtung seines dichterischen Talents hatte Bürger, mit dem er in nahe und sehr freundliche Berührung kam. Von Göttingen ging Schlegel nach Amsterdam, wo er längere Zeit Hofmeister in einem ansehnlichen Handlungshause war, aber immer mit der deutschen Literatur in Verbindung blieb. Zu Anfang des J. 1796 ließ er sich in Jena nieder, wo er Vorlesungen hielt, fleißig an der Jenaischen Literatur-Zeitung arbeitete und die Uebersetzung des Shakespeare begann. Im J. 1801 ging er nach Berlin, um hier Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst zu halten. Vom Frühjahr 1804 bis zum J. 1818 war er der Gesellschafter der Frau von Staël, besuchte mit ihr Italien, Frankreich, die Schweiz, England &c. Während des Feldzugs von 1813 und 1814 folgte er dem damaligen Kronprinzen von Schweden als Secretair nach Deutschland und den Nieder-

landen und lebte dann wieder mit seiner Freundin in der Schweiz und Italien bis zu deren Tode. Durch ein Diplom, mit welchem Kaiser Ferdinand III seinem Urältervater für sich und seine männliche Nachkommenschaft zugleich den Reichs- und ungrischen Adel verliehen hatte, hielt er sich berechtigt, sich in den letzten dreißig Jahren seines Lebens von Schlegel zu nennen. Im J. 1818 wurde er als ordentlicher Professor an die Universität Berlin berufen; er ging indeß nicht dahin, sondern bewirkte es, daß er in gleicher Eigenschaft nach Bonn kam. Er widmete sich nun neben seinen Vorlesungen über Literatur und Kunstgeschichte mit besonderer Vorliebe dem Studium der indischen Sprache und Literatur, zu dessen Begründung und Ausbreitung in Deutschland er sehr wesentlich mitgewirkt hat.

A. W. Schlegel ward mit seinem Bruder Friedrich der Begründer der neuen Dichterschule der Romantiker. Durch seine scharfsinnige Kritik, seine vielseitige Gelehrsamkeit, Meisterschaft in den poetischen Formen und seine vortrefflichen Uebersetzungen war er dazu ganz geeignet. Ein leuchtendes Vorbild selbst führte er zuerst Calderon vor, von dem er 5 Stücke meisterhaft übersetzte, und machte Shakespeare zu einem Allgemeingut; denn erst durch ihn wurde Shakespeare wirklich deutsch und populair. Später ward ihm der Vorwurf gemacht, daß er es mit der Romantik nicht so ernst gemeint, und daß er statt eines ehrlichen Kampfes nur ein diplomatisches Scheingefecht geführt habe, durch welches sein Leben verloren und zuletzt genau wieder bei derselben Indifferenz angelangt sei, gegen die er ein halbes Jahrhundert lang zu kämpfen schien. Indeß kann ihm der Ernst für die Sache nicht abgeleugnet werden, obgleich er sie nicht bis in die Extreme verfolgte, wie dies z. B. sein Bruder Friedrich gethan.

Schlegel war zweimal verheirathet; beide Ehen wurden rasch wieder getrennt, was zu steten Spötteleien Veranlassung gab. Uebertriebene Eitelkeit wird ihm mit Recht vorgeworfen, mehr noch, daß er in seinen letzten Jahren eine Reihe der ausgezeichnetsten Männer plötzlich anfiel und schnöde verunglimpfte. Daß ihm darauf erwiedert wurde, unter Andern von Immermann und Arndt, verstand sich von selbst. Ein gutes Portrait

von ihm hat C. Gonzenbach gestochen; es hat folgende, dem eben Angeführten nicht gerade entsprechende Unterschrift:

Kein leeres Weltgewühl, kein äuß'res Prangen,
Genügt dem höher strebenden Verlangen.
A. W. von Schlegel.

Auf diesem Portrait trägt er 4 Orden, während er in seinen Poesien folgendes Gespräch anführt:

A. Du trägst die Orden doch, die, sagst du, nichts bedeuten.
B. Wie man mit Wölfen heult, prunk' ich vor eitlen Leuten.

Sich selbst charakterisirt er eben nicht blöde folgendermaßen:

Der Völkersitten, mancher fremden Stätte
Und ihrer Sprache frühe schon erfahren,
Was alte Zeit, was neue Zeit gebaren,
Vereinigend in Eines Wissens Kette,

Im Steh'n, im Geh'n, im Wachen und im Bette,
Auf Reisen selbst, wie unterm Schutz der Laren
Stets dichtend, aller, die es sind und waren,
Besieger, Muster, Meister im Sonette.

Der Erste, der's gewagt auf deutscher Erde,
Mit Shakespeare's Geist zu ringen und mit Dante,
Zugleich der Schöpfer und das Bild der Regel:
Wie ihn der Mund der Zukunft nennen werde,
Ist unbekannt; doch dies Geschlecht erkannte
Ihn bei dem Namen August Wilhelm Schlegel.

Nach Schlegels am 12. Mai 1845 erfolgtem Tode hat Professor Böcking eine mit größter Sorgfalt redigirte Ausgabe von seinen „Sämmtlichen Werken" 10 Bde. (Leipzig 1845) und »Oeuvres écrites en français« 3 Bde. (Leipzig 1846) besorgt. Eine Reihe landschaftlicher Ansichten in goldnen Rahmen, auf denen der Name A. W. von Schlegel stets angebracht ist, ziert jetzt den kleinen Saal des Gasthofes zum „Stern". Ob dies seiner Eitelkeit entsprechen würde? O. L. B. Wolff erzählt übrigens eine ihn betreffende Studenten-Geschichte in seinen: „Briefe geschrieben auf einer Reise längs dem Niederrhein" (Leipzig 1856. 8°). Ehe Schlegel nämlich in sein Auditorium tritt und die Vorlesung beginnt, erscheint sein Bedienter in Livrée und zündet die Wachslichter auf dem Katheder an. Dann entfernt er sich und kehrt von Neuem wieder mit einem Glase Zuckerwasser, das er auf das Katheder stellt. Darauf geht er wiederum ab und kehrt mit einer Mappe zurück, welche das Heft enthält,

aus dem Herr von Schlegel vorträgt. Diese deponirt er ebenfalls auf dem Katheder und bleibt nun während der ganzen Stunde neben demselben stehen, der Winke seines Gebieters harrend. Endlich öffnen sich die geweihten Pforten: August Wilhelm von Schlegel tritt ein, besteigt das Katheder und hält seinen Vortrag. Diese Präliminarien mochten den Zuhörern doch wohl lächerlich und überflüssig vorgekommen sein; sie senden deshalb eines schönen Tages zwei oder drei Commilitonen vorläufig hinein, damit Zuhörer da sind. Schlegel kommt nach allen jenen Ceremonien und hebt an. Da öffnet sich die Thüre, und

Herein, mit bedächtigem Schritt,
Ein Stiefelputzer tritt,

und nach diesem wieder einer und noch einer, und so fort, kurz jedes Zuhörers dienender Geist. Diese stecken sämmtlich die Lichter auf vor den Plätzen ihrer Herren und entfernen sich feierlich, kehren aber nach einigen Minuten wieder und bringen Jeder die Mappe eines Zuhörers, die sie ebenfalls vor dessen Sitz hinlegen. Nun erst kommen die Zuhörer selbst, setzen sich ohne alle Störung und beginnen den Vortrag nachzuschreiben; sämmtliche Stiefelputzer aber bleiben gravitätisch die ganze Stunde hindurch neben ihren Herren stehen und putzen diesen, wenn es sich nöthig macht, die Lichter. Schlegel aber machte bonne mine à mauvais jeu und las das Collegium bis zum Glockenschlage der nächsten Stunde fort. Ob der Spaß gewirkt habe, ist zweifelhaft; daß es aber Schlegel stets so gemacht, erzählt Heine und setzt hinzu: „Livréebedienter! Wachslichter! silberne Armleuchter, mein Freund der Großkanzler von England! Glacéhandschuh! Zuckerwasser! welche unerhörte Dinge im Collegium eines deutschen Professors!"

Charakteristisch ist das Denkmal Dahlmanns, ein schöner rother Granit mit dem scharf ausgeprägten Medaillon-Portrait in Bronce; wenn eines, sollte man glauben, müßte dieses Denkmal unvergänglich sein. Aus Georg Beselers, seines Freundes, Biographie ist Nachstehendes entnommen. Friedrich Christoph Dahlmann war am 13. Mai 1785 in Wismar geboren, wo sein Vater das Amt des Bürgermeisters bekleidete. Frühe Kränklichkeit hatte ihn zum Lesen und Lernen geführt; aber es fehlte seinen Arbeiten die

rechte Leitung und der Zusammenhang. Aus dem Gymnasium brachte er jedoch eine tiefe Ehrfurcht vor der alten Welt und ihren Classikern, dagegen einen lebhaften Abscheu vor der Geschichte mit, die aus einem Leipziger Hefte von Beck aber und abermals verlesen ward. So konnte ein zufälliger Umstand, das Geschenk der »Vita Ruhnkenii« von Wyttenbach, den 16jährigen Jüngling bestimmen, das Studium der Philologie zu ergreifen. Er begann dasselbe zu Kopenhagen, wo seiner Mutter Bruder Jensen, früher Professor der Rechte in Kiel, Mitglied der schleswig-holsteinischen Kanzlei war und ihm in seinem Hause ein zweites Vaterhaus öffnete. Der wissenschaftliche Ertrag dieses Aufenthalts in Kopenhagen war für Dahlmann gering: nur dem Dänen Koës schloß er sich innig an; sein Tod auf Zante ließ es Dahlmann zum erstenmal empfinden, was der Verlust eines Freundes bedeute. Im Sommer 1803 besuchte Dahlmann Wolfs Vorlesungen in Halle. An der geistigen Begabung dieses ausgezeichneten Mannes ging ihm ein neues Licht auf, welches weit über dessen Fachwissenschaft hinausstrahlte; doch war dem vielseitig regen Interesse des strebenden Jünglings die Philologie von Anfang her nicht eins und alles, und Wolf warf es ihm manchmal halb ernsthaft vor, daß er neben ihm bei Steffens Naturphilosophie hörte und in Schleiermachers theologischer Encyclopädie gesehen ward. Im folgenden Winter traf ihn ein gefährliches Nervenfieber, und er genas erst, als er gegen Reils Rath nach der Heimath zurückkehrte. Hier hielt es ihn aber nicht lange; er ging wieder nach Kopenhagen zu dem Oheim, der ihm im Hause des Finanzministers Schimmelmann, wo er Niebuhr zuerst kennen lernte, Zutritt verschaffte.

Inzwischen hätte beinahe eine Reise, welche Dahlmann im Herbst 1806 in die Heimath unternahm, seiner Laufbahn ein voreiliges Ziel gesetzt. Das Schiff scheiterte unweit Kopenhagen, und damals, als das Wasser in das durchlöcherte Schiff drang und in der tiefen Dunkelheit sich alles verloren gab, machte Dahlmann in aller Stille an sich die Entdeckung, daß er Gefahr und Tod nicht fürchte. Glücklich gerettet, gelangte er später in seine Vaterstadt, die er von französischen Truppen besetzt fand.

Das Allerlehrreichste, aber auch das Allertraurigste war geschehen: das alte Band des deutschen Reichs war zerschnitten, das große Vaterland eine starre Leiche geworden, um die sich gierige Wölfe zerrten, und für das deutsche Einzelleben, das sich gern Bahn gebrochen hätte, begann eine schlimme Zeit. In diesen Monaten und Jahren, wo der Druck der Fremdherrschaft auf Deutschland lastete, rettete sich Dahlmann aus der Wirklichkeit in die Wahrheit des alten Lebens hinüber, las unermüdlich Herodot und Thucydides und wohl noch lieber die Dramatiker Aeschylus und Aristophanes. Er versuchte selbst metrische Uebersetzungen von einem Stück jedes der großen Tragiker und daneben von Aristophanes' „Wolken", und er glaubte, daß sie einen ganz andern poetischen Schwung in sich trügen, als die von Wieland in dem „Attischen Museum" gegebenen. So hoffte er ein Mittel gefunden zu haben, seine unbekannte Person in die gelehrte Welt einzuführen; allein vergeblich wandte er sich an verschiedene namhafte Gelehrte, um durch sie für sein Manuscript einen Verleger zu gewinnen, und so entschloß er sich im J. 1808 nach Dresden zu gehen, von wo aus Adam Müller sich bereit erklärt hatte, ein ansehnliches Bruchstück der „Wolken" in seinen „Phöbus" aufzunehmen. Als er aber am Ende des Jahres in Dresden ankam, ging die mit unzeitigem Prunk begonnene Zeitschrift bereits ihrer Auflösung entgegen, und auch die Hoffnung, Vorträge über griechische Geschichte vor einem größern Publicum zu halten, ließ sich nicht verwirklichen.

In Dresden trat Dahlmann dem Maler Ferdinand Hartmann näher, der mit seiner Kunstbegabung eine ausgezeichnete wissenschaftliche Bildung und ein dem deutschen Vaterland bis in den Tod getreues Gemüth verband. Durch Hartmann lernte er den Dichter Heinrich von Kleist kennen; er schloß mit diesem, an Herz und geistiger Begabung gleich ausgezeichneten Mann ein enges Freundschaftsbündniß und hat bis an das Ende seiner Tage ihm eine treue, warme Erinnerung bewahrt. Als Oestreich, ermuthigt durch die ersten Erfolge der spanischen Erhebung, zu den Waffen griff, waren beide Freunde, Dahlmann und Kleist, entschlossen, für ihren Theil beizutragen, daß aus diesem öst-

reichischen Krieg ein deutscher werde. Sie begaben sich mit einem gemeinschaftlichen Reisepaß nach Böhmen und fanden in Prag lautes Kriegsgewühl: Mannschaften des Freicorps, welches der alte landesflüchtige Kurfürst von Hessen buntscheckig uniformirt hatte, selbst über die Zöpfe lachend, die ihnen der blinde Eigensinn des alten Herrn eingebunden hatte; die Todtenköpfe des vertriebenen Herzogs von Braunschweig; ausgetretene preußische Officiere, welche theils östreichische Dienste suchten, theils eine eigene Freischaar bilden wollten. Zu diesen ward Dahlmann durch eigene Neigung und die Stellung Kleists, der die ersten Feldzüge des Revolutionskriegs als preußischer Gardeofficier mitgemacht hatte, besonders hingeführt. Aber es war nicht leicht, zu ihnen in ein richtiges Verhältniß zu treten; ungeachtet ihrer schweren Niederlage sahen sie sich noch als die alte Phalanx des unsterblichen Königs an, der der Sieg nur wegen einzelner Mißbräuche und Mißgriffe entgangen sei. Es fehlte diesen Männern die politische Einsicht; aber ihre menschliche Haltung, ihr ungebrochener Glaube an Preußen flößte wahrhafte Ehrfurcht ein: man mußte sich sagen, hier sei jenes Selbstgefühl im vollen Maße vorhanden, welches politische Größen baut, dessen Eigensinn und höhnisches Uebermaß sich vergibt, weil ihm die Fähigkeit, jedes Opfer zu bringen, zur Seite steht. Nach den Regensburger Tagen trieb die gesteigerte Ungeduld die beiden Reisegenossen näher an die Donau; sie geriethen in den Bereich der Kriegführung und bestanden manche Abenteuer. Der Sieg von Aspern ward nicht benutzt; dem Rückzug von Wagram folgte der unrühmliche Waffenstillstand und diesem ein unrühmlicherer Friede. Es kam eine schwere Zeit, und man mußte sehr weltverständig sein, um die Hoffnung auf die vaterländischen Dinge nicht zu verlieren: Dahlmann war das damals nicht; aber die allgemeine Zuversicht, die bessere Sache des Vaterlandes müsse siegen, verließ ihn nie.

Mittlerweile ging Dahlmann wieder nach Kopenhagen, arbeitete dort an einer Geschichte der deutschen Kaiser aus dem sächsischen Hause, habilitirte sich bei der Universität und hielt im Winter 1811 wirklich ein Collegium über die „Wolken" des

Aristophanes in lateinischer Sprache. Er sollte jedoch nicht lange in Kopenhagen lehren; durch den unerwarteten Tod von Hegewisch wurde der Lehrstuhl der Geschichte in Kiel erledigt, und Dahlmann sah sich durch die Verwendung seines Oheims im Frühling 1812 als der Nachfolger von Hegewisch nach Kiel versetzt. Dahlmanns Berufung mußte gewagt erscheinen: er hatte nie ein Wort über Geschichte geschrieben, ja nie in seinem Leben ein historisches Collegium gehört; er verstand nur von sich selbst zu lernen. Das mag der tiefern Bildung und dem innern Menschen frommen, aber es läßt Lücken in dem Umfang des Wissens zurück, die mit Mühe nur im spätern Alter ausgefüllt oder überkleidet werden. So urtheilte Dahlmann später in hoher Bescheidenheit selbst über seinen Beruf zu dem ihm übertragenen Lehramt; auch fügte er wohl hinzu, daß er zu rechtschaffen dachte und die Wahrheit zu sehr liebte, um auf ihre Kosten scharfsinnig und geistreich sein zu wollen, und seine Forschungen seien noch zu unselbständig gewesen, um neue Ergebnisse in genügender Fülle zu gewähren: daher habe man in mehreren Jahren ihn nur gehört, weil er allein in seinem Fache gestanden. Aber mit edelm Selbstbewußtsein konnte er auch von sich sagen, daß der Ernst seines Wesens ihm allmälig einen kleinen Kern des Beifalls erworben, der langsam wachsend mit der Zeit sich so stark und kraftvoll entwickelt habe, daß er ihn seitdem ohne Unterbrechung auf drei Universitäten begleitete. Seine Schüler wissen es, welchen Schatz sie an dieser ernsten, eindrucksvollen und wahrhaftigen Lehre für ihr ganzes Leben aus dem Hörsaal mitgenommen haben.

In Kiel begründete sich Dahlmann neben der akademischen Lehrthätigkeit seinen Namen als Schriftsteller. Schon in Kopenhagen hatte er eine Abhandlung: »Primordia et successus comoediae graecae«, geschrieben, jetzt gab er mit Falck, Twesten und Welcker die „Kieler Blätter" heraus und gewann durch politische Abhandlungen den Beifall Niebuhrs und Schleiermachers sowie die öffentliche Anerkennung Thibauts. Er schrieb ferner in 2 Bänden seine ausgezeichneten Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte, welche Untersuchungen über das deutsche, skandi-

navische und griechische Alterthum enthalten, und gab in 2 Bänden den „Neokorus" heraus, die ungedruckte Quelle für dithmarsisches, daher deutsches Alterthum, mit ausführlichen Abhandlungen. Aber nicht die gelehrte Thätigkeit allein sollte es sein, durch welche sich Dahlmann eine so hohe Stelle unter seinen Zeitgenossen bereitete. Er war seiner ganzen Anlage nach mehr noch zum Politiker als zum Gelehrten bestimmt, und wenn zur letzten Vollendung des praktischen Staatsmanns ihm vielleicht ein zu starrer Rechtssinn eigen war und ihm der rechte Ehrgeiz fehlte, so kam doch zu seiner tiefen historischen Anschauung die reichste Ausstattung des politischen Charakters hinzu: eine ernste, männliche Vaterlandsliebe, unerschütterliche Festigkeit des Willens und die nie wankende Treue der Ueberzeugung.

Dahlmanns mütterlicher Großvater, der Etatsrath Jensen in Kiel, hatte die Stelle eines Landsyndicus bekleidet; dessen Sohn, der früher erwähnte Oheim, hatte als Secretair der fortwährenden Deputation der schleswig-holsteinischen Prälaten und Ritterschaft vor seiner Uebersiedelung nach Kopenhagen einen Theil der Geschäfte jenes Amts geführt. Diese letztere Stelle ward nun im J. 1815 offen und dem jungen Professor der Geschichte angetragen. Er hatte schon die Aufmerksamkeit seiner neuen Landsleute auf sich gezogen, zur Feier der Schlacht von Waterloo eine Rede in der akademischen Aula gehalten und sich nicht gescheut, an Schleswig die Aufforderung zu richten, dahin zu wirken, daß es in den deutschen Bund aufgenommen werde — eine Aeußerung, welche ihm den herben Tadel seines Oheims, der in des Königs Auftrag an ihn schrieb, zuzog, wogegen Dahlmann liebevoll, aber fest dem verehrten Verwandten gegenüber den von ihm eingenommenen politischen Standpunkt behauptete. Doch die Genehmigung des Königs zur Annahme des angetragenen Amts wurde nicht versagt; das ritterschaftliche Archiv zog bei Dahlmann ein, und wenn er da in den alten Papieren las, daß sein Großvater im J. 1773, als die Vereinigung Schleswig-Holsteins unter einer Herrschaft endlich mit Rußlands Zustimmung gelungen war, sogleich auf die Berufung eines schleswig-holsteinischen Landtags angetragen wissen wollte, womit er frei-

lich derzeit nicht durchdrang, konnte nicht vielleicht dem Enkel gelingen, diesen Antrag ins Leben zu rufen? Die Häupter der Ritterschaft, die Reventlow, Baudissin, Rumohr, Moltke wollten dieses Wegs, und die neue Gestaltung der deutschen Dinge, welche Napoleons jäher Sturz hervorrief, ließ damals noch jeder frohen Hoffnung Raum.

Es ist bekannt, wie Dahlmann dann in der Sache der schleswig-holsteinischen Ritterschaft die des Landes führte, wie dieses während der jahrelangen Verhandlungen erst wieder anfing, sich seiner Nationalität, seiner rechtlichen Stellung vollkommen bewußt zu werden, bis mit Lorensens Auftreten im Jahr 1830 die eigentlich politische Bewegung begann. Dahlmann vertrat in Gemeinschaft mit Falck, auf die urkundlichen, vom König bestätigten Landesprivilegien gestützt, das Recht der Herzogthümer auf die Vereinigung, namentlich im gemeinschaftlichen Landtag, und die Ritterschaft entschloß sich sogar, als sie mit ihren Vorstellungen in Kopenhagen nicht gehört ward, mit einer Beschwerde an den deutschen Bundestag sich zu wenden. Dieser befand sich indeß unter dem ausschließlichen Einfluß Metternichs und begrub die wichtige Angelegenheit in seinen Acten, indem er sich mit einem ausweichenden Bescheid begnügte. Dahlmann mußte in dieser ihn so nahe berührenden Angelegenheit erkennen, wie richtig er gesehen, als er die verderblichen Folgen der Karlsbader Beschlüsse im voraus bezeichnete, wenn Steins Tadel ihn auch nicht ohne Grund traf, daß in jenen Vorgängen keine Veranlassung gegeben sei, sich, wie er gethan, von dem großen Unternehmen der »Monumenta Germaniae« loszusagen. Erst nach Jahrzehnten trat die schleswig-holsteinische Sache mehr und mehr in den Vordergrund der politischen Bewegung. Dahlmann hing ihr unausgesetzt warm und treu, man kann sagen, mit dem Feuer der ersten Liebe an; es war ihm noch im späten Alter schwer, die Ruhe der politischen Erwägung dieser Frage gegenüber sich zu bewahren.

Auf Dahlmanns Stellung in Kiel blieb seine politische Thätigkeit nicht ohne entschiedenen, fördernden und hemmenden Einfluß. Sie steigerte die Achtung, welche ihm das Land und na-

mentlich die akademische Jugend widmete; aber sie rief auch die Ungnade der Regierung auf ihn herab, welche jede Beförderung des ausgezeichneten Lehrers verhinderte. Früher war wohl die Möglichkeit eines andern Berufskreises an ihn herangetreten, namentlich als Niebuhr ihm das Anerbieten machte, als Gesandtschaftssecretair mit nach Rom zu gehen. Aber damals glaubte Dahlmann, seinen Posten nicht verlassen, den Kampf nicht aufgeben zu dürfen, dessen Erfolglosigkeit freilich Niebuhr ihm prophezeite; jetzt ruhten die Waffen, und es war dem selbstbewußten Mann nicht zu verargen, daß er nicht für immer als außerordentlicher Professor der Geschichte, mit einem Nebenamt bei der Ritterschaft, in Kiel zu bleiben wünschte; daher folgte er im Herbst 1829 einem Ruf an die Universität Göttingen, wo ihm nach des Professors Sartorius Tod ein Lehrstuhl der Staatswissenschaften und der Geschichte übertragen ward. Die Achtung der Universität empfing ihn, aber auch das Vertrauen seiner Regierung. Es traten bald bewegte Zeiten ein. Die Julirevolution brach aus, und Dahlmann, der gerade in der letzten Zeit zu Niebuhr in ein sehr nahes, vertrautes Verhältniß getreten war, empfing die aufgeregtesten, fast verzweiflungsvollen Briefe von dem tiefgebeugten, schon vorher körperlich und geistig in hohem Grade angegriffenen Freunde, in denen sich dieselbe Stimmung wie in der Vorrede zur „Römischen Geschichte" aussprach. Aber Dahlmann behauptete hier wiederum die Selbstständigkeit seines politischen Standpunktes. Seine zuversichtliche Haltung sollte bald auf die Probe gestellt werden: die Bewegung erfaßte auch das Königreich Hannover; in dem stillen Göttingen selbst schlug die Revolution ihr Lager auf. Allein sie fand in Dahlmann den Mann des Rechts und der Ordnung, der sich nicht damit begnügte, der revolutionairen Bewegung aus dem Wege zu gehen, sondern ihr muthig und fest entgegentrat. Von der Universität nach Hannover gesandt, betrieb er dort das kräftige Einschreiten der bewaffneten Macht, und noch später, als es sich in den Verhandlungen des Landtags um die Begnadigung der bestraften Göttinger handelte, sprach er über ihr Verhalten schonungslos seine Verurtheilung aus.

In Hannover hatte man in dem bewährten Politiker auch den entschlossenen, thatkräftigen Mann kennen lernen; er nahm jetzt an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten, namentlich an den Verhandlungen über das neu zu begründende Verfassungswerk, einen hervorragenden Antheil. Die Staatsregierung ernannte ihn zu einem der Commissarien, welche mit dem vom Landtag erwählten Ausschuß den Entwurf des Staatsgrundgesetzes prüfen sollten. Später ward er von der Universität zum Abgeordneten für den Landtag gewählt und ward als solcher in der weitern Förderung des Verfassungswerks thätig, stets besonnen und das Maß der gegebenen Zustände im Auge haltend, auch wohl wegen seiner Beziehungen zu den leitenden Männern der Regierung deren Partei zugezählt. Aber das hinderte ihn nicht, als die verhängnißvollen Bundesbeschlüsse vom 28. Jun. und 5. Jul. 1832 ergingen, auf energische Schritte der Stände zur Wahrung des ständischen Rechts der Theilnahme an der Gesetzgebung und der Steuerbewilligung zu bringen.

Man hielt es in Hannover, besonders in Göttingen, für wahrscheinlich, daß Dahlmann in den höhern praktischen Staatsdienst eintreten werde; allein als das Staatsgrundgesetz 1833 zu Stande gekommen war, an dem ihm neben Rose und Stüve der Hauptantheil gebührt, schied er aus dem politischen Leben und betrat wieder seinen Lehrstuhl. An der Göttinger Universität war damals ein frisches, sittlich und wissenschaftlich gehobenes Leben. Von dem verrufenen Göttinger Hofrathston merkte man wenig; Männer wie die Brüder Grimm, K. O. Müller, Lücke, Albrecht, Ewald, Weber, zu denen später Gervinus hinzutrat, schlossen sich in ihren wissenschaftlichen Leistungen an die altberühmten Namen der Blumenbach, Hugo, Heeren, Gauß, Benecke u. s. w. würdig an und begründeten einen Ton freier Geselligkeit, welche unter einzelnen zu wahrer Freundschaft führte. In diesem Kreise lebte und wirkte Dahlmann, vor allen in nahen Beziehungen zu den Brüdern Grimm und später zu Gervinus. Diese Zeit von 1833—1837 ist wohl derjenige Abschnitt von Dahlmanns Leben gewesen, den man im gewöhnlichen Sinn seinen glücklichsten nennen kann: in voller männlicher Kraft und

Wirksamkeit, auf ruhmvolle Arbeiten zurückblickend, im Vertrauen seiner Regierung, von der Universität geehrt, im glücklichen Familienkreis, fühlte sich Dahlmann in seiner Existenz befriedigt; weit häufiger wie früher und auch wohl wie später löste sich der Zug strengen Ernstes, der gewöhnlich auf seinem Gesichte lag, und die Gabe des heitersten Scherzes, der ihm neben den herbsten Sarkasmen in seltenem Grade zu Gebote stand, spendete er in engern Kreisen mit freigebiger Hand.

Wenn aber Dahlmann auch von der praktischen Politik sich zurückgezogen hatte, so führten nicht allein seine Studien, sondern auch das unmittelbarste Interesse ihn doch stets auf die öffentlichen Zustände der Gegenwart und namentlich der deutschen Gegenwart zurück. Mit Entrüstung verfolgte er die Politik der Reaction, welche Metternich wieder aufgenommen hatte, sobald er Frankreichs sicher war, und als deren Organ die deutsche Bundesversammlung sich thätig bewies. In der Ausbildung der verfassungsmäßigen Freiheit der einzelnen Staaten, zumal Preußens, sah er damals alles Heil, und so lange Preußen sich in dieser Beziehung zurückhielt, forderte er diese Entwicklung für die kleinern Staaten und verlangte von deren leitenden Staatsmännern festen Widerstand gegen die Reaction der Bundesversammlung, d. h. der Großmächte. In diesem Sinne schrieb er seine „Politik", auf den Grund und das Maß der gegebenen Zustände zurückgeführt — ein Werk tiefster politischer Einsicht und edelster Gesinnung.

Indeß war König Wilhelm IV gestorben und der Führer der englischen Hochtories, der Herzog von Cumberland, in Hannover sein Nachfolger geworden. Ein Patent des neuen Herrschers warf die Verfassung des Königreichs eigenmächtig über den Haufen, indem es dem von dem Vorgänger mit dem Lande vereinbarten, von den Einzelnen beschworenen Staatsgrundgesetz die Anerkennung versagte; die schlimmsten Mittel der Gewalt und Intrigue wurden in Bewegung gesetzt, um diesen Verfassungsbruch durchzuführen. Die Reaction stimmte jubelnd bei; das deutsche Volk aber harrte in ängstlicher Spannung, ob denn in Hannover selbst das gebrochene Recht keine Vertretung, das

In Hannover hatte man in dem bewährten Politiker auch den entschlossenen, thatkräftigen Mann kennen lernen; er nahm jetzt an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten, namentlich an den Verhandlungen über das neu zu begründende Verfassungswerk, einen hervorragenden Antheil. Die Staatsregierung ernannte ihn zu einem der Commissarien, welche mit dem vom Landtag erwählten Ausschuß den Entwurf des Staatsgrundgesetzes prüfen sollten. Später ward er von der Universität zum Abgeordneten für den Landtag gewählt und ward als solcher in der weitern Förderung des Verfassungswerks thätig, stets besonnen und das Maß der gegebenen Zustände im Auge haltend, auch wohl wegen seiner Beziehungen zu den leitenden Männern der Regierung deren Partei zugezählt. Aber das hinderte ihn nicht, als die verhängnißvollen Bundesbeschlüsse vom 28. Jun. und 5. Jul. 1832 ergingen, auf energische Schritte der Stände zur Wahrung des ständischen Rechts der Theilnahme an der Gesetzgebung und der Steuerbewilligung zu bringen.

Man hielt es in Hannover, besonders in Göttingen, für wahrscheinlich, daß Dahlmann in den höhern praktischen Staatsdienst eintreten werde; allein als das Staatsgrundgesetz 1833 zu Stande gekommen war, an dem ihm neben Rose und Stüve der Hauptantheil gebührt, schied er aus dem politischen Leben und betrat wieder seinen Lehrstuhl. An der Göttinger Universität war damals ein frisches, sittlich und wissenschaftlich gehobenes Leben. Von dem verrufenen Göttinger Hofrathston merkte man wenig; Männer wie die Brüder Grimm, K. O. Müller, Lücke, Albrecht, Ewald, Weber, zu denen später Gervinus hinzutrat, schlossen sich in ihren wissenschaftlichen Leistungen an die altberühmten Namen der Blumenbach, Hugo, Heeren, Gauß, Benecke u. s. w. würdig an und begründeten einen Ton freier Geselligkeit, welche unter einzelnen zu wahrer Freundschaft führte. In diesem Kreise lebte und wirkte Dahlmann, vor allen in nahen Beziehungen zu den Brüdern Grimm und später zu Gervinus. Diese Zeit von 1833—1837 ist wohl derjenige Abschnitt von Dahlmanns Leben gewesen, den man im gewöhnlichen Sinn seinen glücklichsten nennen kann: in voller männlicher Kraft und

Wirksamkeit, auf ruhmvolle Arbeiten zurückblickend, im Vertrauen seiner Regierung, von der Universität geehrt, im glücklichen Familienkreis, fühlte sich Dahlmann in seiner Existenz befriedigt; weit häufiger wie früher und auch wohl wie später löste sich der Zug strengen Ernstes, der gewöhnlich auf seinem Gesichte lag, und die Gabe des heitersten Scherzes, der ihm neben den herbsten Sarkasmen in seltenem Grade zu Gebote stand, spendete er in engern Kreisen mit freigebiger Hand.

Wenn aber Dahlmann auch von der praktischen Politik sich zurückgezogen hatte, so führten nicht allein seine Studien, sondern auch das unmittelbarste Interesse ihn doch stets auf die öffentlichen Zustände der Gegenwart und namentlich der deutschen Gegenwart zurück. Mit Entrüstung verfolgte er die Politik der Reaction, welche Metternich wieder aufgenommen hatte, sobald er Frankreichs sicher war, und als deren Organ die deutsche Bundesversammlung sich thätig bewies. In der Ausbildung der verfassungsmäßigen Freiheit der einzelnen Staaten, zumal Preußens, sah er damals alles Heil, und so lange Preußen sich in dieser Beziehung zurückhielt, forderte er diese Entwicklung für die kleinern Staaten und verlangte von deren leitenden Staatsmännern festen Widerstand gegen die Reaction der Bundesversammlung, d. h. der Großmächte. In diesem Sinne schrieb er seine „Politik“, auf den Grund und das Maß der gegebenen Zustände zurückgeführt — ein Werk tiefster politischer Einsicht und edelster Gesinnung.

Indeß war König Wilhelm IV gestorben und der Führer der englischen Hochtories, der Herzog von Cumberland, in Hannover sein Nachfolger geworden. Ein Patent des neuen Herrschers warf die Verfassung des Königreichs eigenmächtig über den Haufen, indem es dem von dem Vorgänger mit dem Lande vereinbarten, von den Einzelnen beschworenen Staatsgrundgesetz die Anerkennung versagte; die schlimmsten Mittel der Gewalt und Intrigue wurden in Bewegung gesetzt, um diesen Verfassungsbruch durchzuführen. Die Reaction stimmte jubelnd bei; das deutsche Volk aber harrte in ängstlicher Spannung, ob denn in Hannover selbst das gebrochene Recht keine Vertretung, das

tief verletzte Rechtsgefühl der Nation keinen Ausdruck finden werde. Da erscholl die Kunde, daß an der Universität Göttingen sich der verfassungsmäßige Widerstand vorbereite. Dahlmann hatte im akademischen Senat darauf angetragen, dem Universitätscuratorium ehrerbietig die Gründe darzulegen, warum man an dem beschworenen Staatsgrundgesetz festhalten, dem Patent, weil es verfassungswidrig sei, den Gehorsam versagen müsse; aber er drang mit seinem Antrage nicht durch, und nun gab er persönlich mit sechs Freunden (Jacob und Wilhelm Grimm, Albrecht, Gervinus, Ewald, Weber) die Erklärung ab, daß sie sich trotz des königlichen Machtspruchs durch ihren auf die Verfassung geleisteten Eid für gebunden hielten. Der nächste Erfolg dieses kühnen Schritts war vorauszusehen: die sieben Göttinger Professoren wurden abgesetzt, Dahlmann mit Jacob Grimm und Gervinus noch besonders des Landes verwiesen. Aber sie hatten dem Rechtsgefühl der Nation Genüge gethan, mit den Opfern zeitlicher Güter ihre Ueberzeugung gewahrt; dafür ist ihnen der laute und einstimmige Dank aller ehrlichen, vaterlandsliebenden Herzen zu Theil geworden. Sie haben wesentlich dazu beigetragen, die politische Stimmung der Nation zu erhöhen und zu stärken; die deutschen Regierungen aber, welche den Verfassungsbruch in Hannover theils begünstigten, theils wenigstens ruhig geschehen ließen, haben eine schlimme Saat gesäet, und der Bundestag, der sich der Wahrung bundesrechtlich geschützter Verfassungsrechte entzog, hat durch nichts mehr als durch sein Verhalten in dieser Sache den jähen Sturz des Jahres 1848 herbeigeführt.

Dahlmann ging von Göttingen nach Leipzig und später nach Jena, wo er, in einem bescheidenen Auskommen durch patriotische Beiträge gesichert, der Wissenschaft und seiner Familie lebte. Hier schrieb er sein Meisterwerk, die „Geschichte Dänemarks", in 3 Bänden, und wartete die weitere Entwickelung der Dinge ab. Ihn hob und stärkte das stolze Bewußtsein treuer Pflichterfüllung; nie trat seine eigenste Natur so rein und edel hervor: nichts von der Verbitterung eines Verbannten; wer ihn damals sah, mußte von Ehrfurcht vor diesem festen Charakter

ergriffen werden. Verschiedene Versuche wurden gemacht, Dahlmann eine neue Heimath und den ihm gebührenden Wirkungskreis zu verschaffen; sie scheiterten an äußern Rücksichten, besonders an den Intriguen der hannövrischen Regierung. Neue Aussichten schienen sich zu eröffnen, als der Minister Eichhorn den Plan faßte, in Berlin eine große, selbstständige Zeitung zu gründen, und Dahlmanns Freund, Karl Reimer, den Minister bewog, diesen für das Unternehmen zu gewinnen. Aber der Plan scheiterte, vor Allem weil Dahlmann darauf beharrte, nur eine censurfreie Zeitung zu leiten. Ehe jedoch die Verhandlungen formell abgebrochen waren, trat eine neue, günstigere Wendung in Dahlmanns Lebensschicksal ein. Der Curator der Universität Bonn, von Bethmann-Hollweg, regte seine Berufung an diese an und setzte sie im Herbst 1842 durch. Und so kam Dahlmann doch in die Nähe der sieben Berge, wohin Hermann Müller die Sieben schon früher gerne versetzt hätte, als er sang:

Wär' ich hier König in dem Land
Und Herr der sieben Berge,
Ich baut' auf jedes Berges Rand
Ein Schloß, und nicht für Zwerge,
Für die ragenden Wähler, die sieben,
Die so wahr und würdig geschrieben.

Und mit dem hehren Drachenfels
Würd' ich den Grimm bedenken,
Die Wolkenburg, das Steingewälz,
Dem Bruder Wilhelm schenken:
Da möchten sie brüderlich walten
Und denken und thun wie die Alten.

Und ihn, den man vom Thal benannt,
Den wollt' ich recht erheben:
Den höchsten Berg im ganzen Land,
Die Löwenburg, ihm geben,
Man wallte dahin aus den Fernen,
Das Recht und Gesetz zu erlernen.

Die andern Burgen gäb' ich hin,
Vom stolzen Strom umflossen,
An Albrecht, Ewald und Gervin
Und Weber, die Genossen.
Welch' ein Leben entständ' im Lande
Bei so stattlicher Männer Verbande! — —

Noch im November konnte Dahlmann seine Antrittsvorlesung an der rheinischen Hochschule halten. Der enthusiastische Zuruf der studirenden Jugend begrüßte ihn, und das Rheinland, vor Allem Cöln, gab ihm die herzlichste Zustimmung zu erkennen; selbst der allgemeine Verein der Carnevalsfreunde in Düsseldorf übersandte ihm sein Ehrendiplom, und Dahlmann bezeichnete sich in seiner Antwort als des Vereins treuen Genossen: denn was dieser nur in froher Kunst eine kleine Strecke des Jahres übe, das treibe der Politiker von Profession, der ungeachtet aller Erfahrungen des Gegentheils von den menschlichen Dingen Gutes zu hoffen fortfahre, wirklich das ganze Jahr hindurch; obgleich er daher im Vortheil und in der Anciennetät gegen den Verein stehe, so fühle er sich ihm nichtsdestoweniger zu allen Zwecken ehrlicher Narrheit verbunden.

Dahlmann hatte einen schönen ihm am meisten zusagenden Wirkungskreis, den des akademischen Lehrers, von Neuem gewonnen: er begründete sich in Bonn ein glückliches Hauswesen; neue Freundschaftsverhältnisse, vor allen mit Arndt, wurden angeknüpft. Aber die vierziger Jahre waren keine Zeit des heitern unbefangenen Wirkens. Mit schwerer Sorge verfolgte Dahlmann den Gang der deutschen, insbesondere der preußischen Dinge; ihm mißfiel vor Allem Eichhorns Leitung der Universitäts-Angelegenheiten, und er unterließ nicht, diesem Gefühl bei einem Fackelzug den Studirenden gegenüber einen öffentlichen Ausdruck zu geben, der ihm von dem Minister eine rücksichtsvolle, aber ernste Mißbilligung zuzog. Was aber Dahlmann besonders am Herzen lag, war das preußische Verfassungswerk, denn dessen glückliche Lösung sah er noch immer als die Vorbedingung der politischen Zukunft Deutschlands an. Er erhob warnend seine Stimme gegen die unklaren und unfertigen Versuche auf diesem Gebiet und schrieb in diesem Sinn zur Abwehr und Belehrung seine Geschichte der englischen und französischen Revolution. Allein wie trügerisch die Gewähr der deutschen Einzelverfassung zumal in den kleinern Staaten sei, hatten ihm seine Erfahrungen in Hannover gezeigt: seine Politik nahm entschieden eine mehr nationale Richtung an und faßte auch die Reform der Gesammt-

verfassung Deutschlands ins Auge; von diesem Standpunkt aus nahm er an den von ihm mitveranlaßten Germanistenversammlungen zu Frankfurt und Lübeck einen lebhaften Antheil und betonte in der schleswig-holsteinischen Bewegung deren nationale Bedeutung.

Die deutschen Angelegenheiten hatten eine heftige Spannung erlangt, welche durch den unbefriedigenden Ausgang des ersten Vereinigten Landtags in Preußen wesentlich gesteigert war, als die Februarrevolution ausbrach und Alles in Flammen setzte. Die alten Autoritäten stürzten zusammen, und allenthalben sah man sich nach neuen und bewährten Stützen um. Dahlmann trat nun als der Vertrauensmann der preußischen Regierung dem Bundestag bei, um mit 16 andern eine deutsche Reichsverfassung zu entwerfen — das Amt eines Bundestagsgesandten, welches ihm von der preußischen und früher schon von der mecklenburg-schwerinischen Regierung angetragen ward, lehnte er ab, um in voller Unabhängigkeit den ihm und Albrecht von ihren Collegen gegebenen Auftrag, den ersten Verfassungsentwurf aufzustellen, ausführen zu können. Das Resultat dieser, von den Vertrauensmännern im Wesentlichen gebilligten Arbeit war der am 26. April 1848 der deutschen Bundesversammlung übergebene Entwurf des deutschen Reichsgrundgesetzes. Es war ein Werk, wie das von Dahlmann verfaßte Vorwort es selbst nennt, von ungeheurer Kühnheit. Der deutsche Bund, in der losen, halb völkerrechtlichen Form des Staatenbundes aufgerichtet, sollte in die des Bundesstaats mit selbstständiger Centralgewalt und Volksvertretung umgeändert, als deutsches Reich fortbestehen. Ein erbliches Kaiserthum sollte die einheitliche Spitze bilden; dem Reichsgericht wurde eine umfassende, nicht bloß rechtliche, sondern auch politische Zuständigkeit beigelegt, in den Grundrechten dem Volke die Summe der wesentlichsten Freiheiten gewährleistet.

Es konnte nicht fehlen, daß der Entwurf, als er in die Oeffentlichkeit trat, einen großen Eindruck machte; aber es war kein hinreißender, überwältigender, welcher die Durchführung von vornherein gesichert hätte. Die Nation war überhaupt für eine großartige Reform ihres Staatswesens, welche über die

Entwickelung der Einzelverfassungen hinausging, noch nicht gehörig vorbereitet. In manchen Kreisen, und auch in solchen, welche der Einwirkung dynastischer Sonderinteressen nicht ausgesetzt waren, erschrak man vor einer so tiefgreifenden Umgestaltung, welche den Particularismus in den verschiedenen Landschaften und Stämmen zum Kampfe herauszufordern schien. Andere theilten wohl den Grundgedanken des Werks, aber die Form eines erblichen deutschen Kaiserthums erschien ihnen zu romantisch, den nüchternen Anforderungen der Gegenwart nicht entsprechend. Die demokratisch-republikanische Partei, welche den Einheitsstaat anstrebte, war durch die Anerkennung der, wenn auch beschränkten Selbstständigkeit der Einzelstaaten wenig erbaut und nahm an der erblichen monarchischen Spitze der Centralgewalt um so mehr einen Anstoß, als sie in derselben eine neue Gewähr für die erbliche Fürstenherrschaft überhaupt erkennen mußte. Selbst die dem Volke eingeräumten Freiheitsrechte erschienen dieser Partei nicht umfassend genug. Nimmt man nun noch hinzu, daß der Entwurf in unmittelbare Beziehung zu dem verhaßten Bundestag gesetzt war, so erklärt sich die sehr getheilte Aufnahme, welche er in Deutschland fand und welche auf die Verfasser nicht eben ermuthigend einwirken mochte. Dagegen gab Bunsen die günstigsten Berichte von der Anerkennung des Entwurfs in England, wie rühmend namentlich Lord Wellington und der Amerikaner Bancroft sich über das Reichsgericht geäußert hätten; aber freilich mußte er das bittere Wort hinzufügen, es glaube dort niemand an die deutsche Zukunft.

Dahlmann ließ sich indeß in seiner Ueberzeugung und seiner Zuversicht nicht irre machen; er zog am 18. Mai 1848, von einem holsteinischen Wahlbezirk zum Abgeordneten gewählt, guten Muths mit in die Paulskirche. Hier nahm er sogleich eine einflußreiche Stellung ein. Er war es hauptsächlich, welcher die Wahl Heinrich von Gagerns zum Präsidenten der Nationalversammlung betrieb und durchsetzte; er trat mit Entschiedenheit den demokratischen Wühlereien entgegen, und als es sich um die Einsetzung einer provisorischen Centralgewalt handelte, siegte doch, nach manchen Schwankungen in der Versammlung, zuletzt die

Anschauung von der Nothwendigkeit einer einheitlichen monarchischen Spitze, welche nun auch für die spätere definitive Reichsverfassung fast gesichert erscheinen mußte. Inzwischen nahmen die Geschäfte der Nationalversammlung einen ruhigen Gang; es bildete sich eine feste Parteiorganisation, und Dahlmann trat der Mittelpartei des Casino bei, mit der er bis ans Ende treu zusammenging. Nur einmal schieden sich hier die Wege, als es sich nämlich um die Bestätigung des traurigen Waffenstillstandes von Malmö handelte. Dahlmann sah in dieser Angelegenheit die Ehre Deutschlands und das Heil Schleswig-Holsteins aufs Spiel gesetzt und bewirkte hauptsächlich durch seine berühmte Interpellation an das Reichsministerium die Verwerfung des Waffenstillstandes. Aber er mußte bald erkennen, wie gefährlich es für einen Staatsmann ist, in solchen entscheidenden Fragen sich von seiner Partei zu trennen, ohne sich einer andern anzuschließen oder selbst eine neue zu begründen. Den Auftrag des Reichsverwesers, auf Grund seines Programms ein Ministerium zu bilden, mußte er nach wenigen Tagen zurückgeben.

Die Reichsverfassung kam zu Stande; auf Grund derselben ward der König von Preußen zum deutschen Kaiser erwählt. Aber er versagte in der entscheidenden Stunde die Annahme der ihm auf Grund der Reichsverfassung angebotenen Krone, und die Verfassung ward dadurch unausführbar gemacht. Sechs schwere Wochen tagte Dahlmann mit seinen Freunden noch in Frankfurt, an der Möglichkeit eines günstigen Ausgangs doch nicht verzweifelnd. Als aber auch die Collectivnote, in welcher 29 deutsche Regierungen den König Friedrich Wilhelm IV um Annahme der Kaiserkrone auf Grund der Reichsverfassung baten, erfolglos blieb und andererseits die Reichsverfassung ohne monarchische Spitze zur Fahne revolutionairer Bewegungen gemacht ward, da trat für die Mitglieder der Casinopartei die Nothwendigkeit ein, das ihr vom Volk gegebene Mandat niederzulegen. Die Aufgabe der Nationalversammlung: das deutsche Verfassungswerk zwischen den Regierungen und dem Volke zu Stande zu bringen, war im letzten Augenblick, als die Ausführung gesichert erschien, an Hindernissen, welche zu überwältigen

nicht in ihrer Macht stand, gescheitert. Es war ein ergreifender Moment, als die Mitglieder der Casinopartei ihren Austritt beschlossen und nach Unterzeichnung der von Max von Gagern abgefaßten Erklärung sich trennten. Dahlmann hatte sich nicht entschließen können, zu unterzeichnen, so große Hoffnungen zu Grabe zu tragen; in Gedanken versunken saß er allein im Nebenzimmer. „In so schlimmen Zeiten kann nur Einigkeit uns helfen," sagte er plötzlich, und ging hin, um seinen Namen unter die Austrittserklärung zu setzen.

Von diesem Tage an kann man sein öffentliches Leben als beendet ansehen. Er ging freilich mit nach Gotha, er tagte mit in Erfurt, nahm auch einige Monate an den Sitzungen der ersten Kammer in Berlin Theil, aber er that es ohne Freudigkeit und Zuversicht. Seit dem Frühjahr 1851 zog er sich wieder ganz auf seine akademische Thätigkeit in Bonn zurück; auch als Schriftsteller hat er seitdem nicht gewirkt: er hatte abgeschlossen mit seinen Bestrebungen, soweit sie über die nächsten Kreise seines Berufs hinausgingen. Die politische Entwickelung der letzten Jahre vermochte nicht, ihm eine hoffnungsreichere Stimmung abzugewinnen, wenn er auch im Einzelnen das Gute, welches geschah, gern anerkannte. Aber sein Vertrauen zu der großen Sache des Vaterlandes blieb unerschüttert; noch eine der letzten Aufzeichnungen von seiner Hand sagt es, daß er hoffe, im guten Glauben an die deutsche Zukunft aus dem Leben zu gehen. Mit Eifer widmete er sich wieder seinen Vorlesungen, deren Kreis er noch erweiterte durch die Fortsetzung der „Deutschen Geschichte bis auf die neueste Zeit" und die „Geschichte Friedrichs des Großen", in deren Ausarbeitung ihn der Tod überraschte. Er sprach darin ungemein langsam, fast ermüdend für den Zuhörer; alles, was er sagte, war aber sehr geregelt stilisirt und hätte Wort für Wort gedruckt werden können. Schon früher einer größern Geselligkeit wenig geneigt, zog er sich in den letzten Lebensjahren noch mehr zurück und lebte im stillen Kreise seiner Familie, nur mit wenigen nähern Freunden verkehrend, zumal mit dem alten Arndt, dessen unerschütterliche Freudigkeit und Zuversicht ihm wohlthaten. Im J. 1856 traf

ihn der schwere Schlag, seine Frau zu verlieren. Dahlmann war zweimal verheirathet: zuerst mit einer Tochter des Historikers Hegewisch in Kiel, welche ihm zwei Kinder hinterließ, Hermann und Dorothea. Letztere, mit dem Professor Reyscher in Tübingen vermählt, starb schon 1847. In zweiter, kinderloser Ehe lebte Dahlmann seit 1829 mit Luise von Horn, der liebevollen Gefährtin in guten und bösen Tagen. Nach ihrem Tode war die Nähe des Sohnes, die Hausgenossenschaft seiner Enkelin sein bester Trost. Das Alter begann bereits auf die hohe kräftige Gestalt seine Hand zu legen: die Haltung wurde gebeugt, die Stimme verlor ihren Klang. Ohne voraufgegangenes Unwohlsein traf ihn der Schlag, und er entschlummerte sanft und schmerzlos am 5. Dec. 1860.

Bunsens Grabstein ziert ebenfalls ein Portrait-Medaillon in weißem Marmor. Christian Karl Josias Bunsen war geboren 15. Aug. 1791 zu Korbach im Fürstenthum Waldeck, dem Geburtslande Rauchs, Drakes und Kaulbachs. Sein Vater trat noch spät in eine zweite Ehe, deren einziger Sproß dieser Sohn war; von ihm lernte er manche Lebensregel, die jener, stets wortkarg und streng, in kurzen Sprüchen kundgab. Ein solcher Spruch war folgender: „Kleide Dich nach deinem Vermögen, speise unter Deinem Vermögen und wohne über Deinem Vermögen!“ ein anderer: „Junge, was Du auch im Leben anfangen mögest, ducke Dich nicht vor den Junkern!“ Nach absolvirtem Gymnasium in Arolsen ging Bunsen 1808 nach Marburg, um Theologie zu studiren: der Vater gab ihm mühsam ersparte 100 Thaler mit; späterhin waren 40—50 Thaler Alles, was er jährlich aus dem väterlichen Hause erhielt. Sein Leben mußte er weiterhin meistens durch Unterrichten fristen. Dies wurde ihm in Göttingen, wohin er 1809 ging, durch einen reichen Amerikaner, Mr. Astor, sehr erleichtert, durch den er auch die erste Grundlage zu seiner spätern genauen Kenntniß der englischen Sprache legte. Mächtig wirkte die Anziehungskraft Heynes und der Reiz des classischen Alterthums auf ihn; er machte dieserhalb vorwiegend philologische Studien. In Folge derselben erhielt er schon im J. 1811 eine Assistentenstelle am Gymnasium in Göttingen und schrieb 1812

eine Abhandlung, »De jure Atheniensium hereditario,« welche ihm nicht nur einen ausgesetzten Preis, sondern auch von Jena aus den philosophischen Doctortitel einbrachte. Die eifrigen Studien wurden im J. 1813 durch eine Reise nach Wien und München unterbrochen, während welcher er am erstern Orte Friedrich Schlegel, an letzterm Jacobi, Schelling und Thiersch kennen lernte und zuerst kleine Studien im Persischen machte. Er kehrte nach Göttingen zurück, da durch die kriegerischen Zeiten der Plan, nach Paris zu gehen, unmöglich geworden. Auch im J. 1814 machte er, stets mit seinem Freunde Astor vereint, eine Reise nach Holland, wo er eine geliebte Schwester wiedersah, und nach dem Rheine. In Holland studirte er Sprache und Literatur des Landes, und dies regte ihn an, im Sommer 1815 seinen frühern Universitätsfreund Brandis nach Kopenhagen zu begleiten, um dort seine germanisch-skandinavischen Sprachstudien (dänisch und isländisch) fortzusetzen. Bald darauf ging er mit Brandis nach Berlin, wo beide namentlich mit Niebuhr bekannt wurden. Diesem überreichte er damals eine Abhandlung, „Grundlinien der Vereinigung der Philosophie, Philologie und Geschichte," die im Wesentlichen alle seine spätern Ideen enthält. Im Frühjahr 1816 ging er auf eine Einladung Astors nach Paris, wo er seine Zeit dem Studium der orientalischen Sprachen, namentlich des Persischen, widmete, in der Absicht, später als Professor in Berlin sich niederzulassen. Nach einem zweimonatlichen eifrigen Studium in Paris ging er über Florenz, wo sein Freund Astor, nach Newyork zurückgerufen, ihn verlassen mußte, nach Rom, wohin kurz vorher Niebuhr und Brandis gelangt waren. Er ermöglichte dies theils durch eine Anleihe bei seinem frühern amerikanischen Universitätsfreunde, theils durch einen neuen englischen Schüler. Diesem folgte bald ein zweiter, und so bildeten sich rasch ausgedehntere gesellige Beziehungen zu höhern englischen Familien. Dies hatte die Folge, daß Bunsen im Alter von 25 Jahren sich mit der Tochter eines reichen englischen Landedelmannes, welcher er Unterricht im Deutschen ertheilt hatte, verlobte und von dem Vater, Mr. Waddington, auf Niebuhrs Zeugniß hin: „Bunsens Talent, Geist und Charakter

sind ein Capital, mit dem kein noch so sicher angelegtes sich messen kann," die Einwilligung zur Verheirathung und zugleich die Mittel zu einem längern Aufenthalt in Rom erhielt (1817). Als 1819 Brandis nach Deutschland zurückkehrte, erbat sich Niebuhr zum Nachfolger desselben Bunsen als Gesandtschafts-Secretair. Die Folge dieser Stellung war, daß, als Niebuhr im J. 1823 auch Rom verließ, Bunsen die Geschäfte übernahm und sodann selbst definitiv zum Geschäftsträger Preußens bei dem päpstlichen Stuhl ernannt wurde. Hierzu nutzte ihm besonders, daß König Friedrich Wilhelm III im J. 1822 bei seinem Aufenthalte in Rom seine persönliche Bekanntschaft gemacht hatte. Bei der damaligen politischen Ruhe setzte er seine Studien fort und betheiligte sich an der Herausgabe einer „Beschreibung der Stadt Rom", welche Cotta angeregt hatte. Dann war er besonders thätig in Regulirung des protestantischen Kirchenlebens und Begründung einer entsprechenden Liturgie und schrieb ein „Gesang- und Gebetbuch zum Kirchen- und Hausgebrauch" vom Standpunkt einer gläubigen, strengen Orthodoxie. Dieser war er stets zugethan, wie er denn einst, als er in Göttingen einer Vorlesung beiwohnte, in welcher der Professor eine der heiligsten Stellen nicht mit entsprechender Würde behandelte, aufsprang und wegging. Der Professor, der ihn wohl kannte, meinte darauf: es habe sich wohl Einer vom alten Testament in das neue eingeschlichen! Durch diesen Standpunkt indeß kam er in Deutschland in den Ruf einer Parteistellung, in den Ruf eines kirchlich-hierarchischen, politisch-antiliberalen Mannes, ward aber allgemein für eine bedeutende Persönlichkeit angesehen. Als nun gar der Kronprinz im J. 1828 nach Rom kam und mit Bunsen in engere freundschaftliche Beziehungen trat, war letzteres noch in weit höherm Grade der Fall. Die nächste Frucht der Anwesenheit des Kronprinzen in Rom war die Stiftung des Instituts für Archäologie, zu dem Zwecke, der Zersplitterung und Vereinzelung aller wissenschaftlichen Bestrebungen vorzubeugen und dem Bedürfniß eines Mittelpunkts zu entsprechen, in welchem das Zerstreute gesammelt, vor dem Verloren- und Vergessenwerden bewahrt und für die Wissenschaft fruchtbar gemacht werde.

Das Institut nahm unter dem Protectorate des Kronprinzen den erfreulichsten Fortschritt, hat jetzt eine feste und gesicherte Existenz, und durch königliche Stiftung von mit ihm verbundenen Reisestipendien gewährt es jungen deutschen Gelehrten die beste Gelegenheit zu weiterer Ausbildung. Bunsen, als General-Secretair des Instituts, war allen Mitarbeitern an demselben, sowie jedem deutschen Gelehrten, der Rom besuchte, ein freundlicher, immer bereiter Schützer, Förderer und Freund. So war er es auch, der Lepsius heranzog und ihn zur Mitarbeiterschaft des Instituts, dann auf seine Studien über Aegypten brachte und sich dabei selbst in diese Studien vertiefte. Er war nicht nur der Repräsentant der preußischen Regierung bei dem päpstlichen Stuhl, sondern auch der der deutschen Wissenschaft bei dem römischen Alterthum. So war denn auch das preußische Gesandtschaftshotel, während Bunsen darin wohnte, der Sammelpunkt aller irgend ausgezeichneten Deutschen, aller berühmten Engländer. König Ludwig von Bayern, Stein, Radowitz, Schnorr, Overbeck, Thirlwall, Philipp Pusey, Arnold, Thorwaldsen, Lord Hartings, Champollion, Sir Walter Scott ꝛc. traten wiederholt in ihm auf; jüngere Gelehrte fanden Aufnahme, Aufmunterung und die freundlichste Theilnahme in demselben. Er förderte eine altkatholische Stiftung des Ermlandes in Rom und ordnete deren in Verwirrung gerathene Verhältnisse, die nunmehr jüngern katholischen Gelehrten die Mittel zu Studien in Rom gewährten. Zu diesen gehörte der Archäolog Ambrosch, den er durch Aufnahme in sein Haus vom Fieber errettete, Papenkordt u. A. Ernst de Lasaulx, auf seiner Reise nach dem Orient, fand während seines Aufenthaltes in Rom bei Bunsen ein offenes Haus.

Aber es tauchte die Frage über die gemischten Ehen auf. Bunsen trat in lebhafte Verhandlungen mit dem römischen Stuhle. In den östlichen Provinzen der Monarchie hatte dieses Verhältniß bisher keine Schwierigkeiten dargeboten; in den westlichen galt eine sehr mannichfaltige Praxis; die Schwierigkeit lag in dem Gegensatz zwischen der auf ein bindendes Versprechen über die Kindererziehung in der katholischen Kirche gerichteten Forderung der katholischen Geistlichkeit und dem Staatsgesetz, welches

die Erziehung der Kinder ganz in die Hand des Vaters legte und solche Versprechungen nicht allein für nicht bindend erklärte, sondern geradezu verbot. Im J. 1827 kam die Regierung mit den westlichen Bischöfen überein, daß sie den Papst um neue Bestimmungen bitten sollten, und dies Gesuch durch die Gesandtschaft unterstützt werde. Die Verhandlungen wurden hauptsächlich durch den nachherigen Papst Gregor, damals Cardinal Mauro Capellari, geführt und gediehen unter der kurzen Regierung Pius VIII zu einem Abschluß durch das bekannte Breve des letztern vom 25. März 1830. Die preußische Regierung war damit Anfangs nicht zufrieden; fortgesetzte Verhandlungen zeigten indeß, daß von dem inzwischen als Gregor XVI auf den päpstlichen Thron erhobenen und immer strenger werdenden eigentlichen Autor des Breve Veränderungen und weitere Concessionen nicht zu erlangen waren, und so rieth im Anfang des J. 1834 Bunsen der Regierung, das Breve, welches er im Frühling dieses Jahres selbst nach Berlin brachte, anzunehmen und sich mit den Bischöfen über die Ausführung zu verständigen. Auf Befehl des Königs trat er hierüber selbst mit dem Erzbischof von Cöln, Grafen von Spiegel, in Verhandlung. Letzterer, ein kluger und edler Mann, aber allerdings mehr Weltmann als Geistlicher und Kirchenfürst, kam den Wünschen der Regierung bereitwillig entgegen, wobei ihm besonders sein geistlicher Rath, der Canonicus Dr. München, durch gewandte Deductionen über die Auslegung des Breve und der canonischen Forderungen behülflich war.

Hierbei trat allerdings die Verschiedenheit des römischen Standpunkts und der Praxis, die sich in Deutschland im Zusammenleben der Katholiken und Protestanten gebildet hatte, zu Tage. Die strengen Canones der Kirche sind gegen jede Ehe mit Akatholiken und bezeichnen sie als strafbar, wenn auch nicht als ungültig; darum läßt die römische Praxis, wo sie einigermaßen streng gehandhabt wird — also bisher in ganz Italien —, auch keine priesterliche Einsegnung irgend einer gemischten Ehe zu, selbst wenn die Erziehung der Kinder in der katholischen Kirche gesichert erscheint, durch Versprechen oder Landesgesetz.

Das Institut nahm unter dem Protectorate des Kronprinzen den erfreulichsten Fortschritt, hat jetzt eine feste und gesicherte Existenz, und durch königliche Stiftung von mit ihm verbundenen Reisestipendien gewährt es jungen deutschen Gelehrten die beste Gelegenheit zu weiterer Ausbildung. Bunsen, als General-Secretair des Instituts, war allen Mitarbeitern an demselben, sowie jedem deutschen Gelehrten, der Rom besuchte, ein freundlicher, immer bereiter Schützer, Förderer und Freund. So war er es auch, der Lepsius heranzog und ihn zur Mitarbeiterschaft des Instituts, dann auf seine Studien über Aegypten brachte und sich dabei selbst in diese Studien vertiefte. Er war nicht nur der Repräsentant der preußischen Regierung bei dem päpstlichen Stuhl, sondern auch der der deutschen Wissenschaft bei dem römischen Alterthum. So war denn auch das preußische Gesandtschaftshotel, während Bunsen darin wohnte, der Sammelpunkt aller irgend ausgezeichneten Deutschen, aller berühmten Engländer. König Ludwig von Bayern, Stein, Radowitz, Schnorr, Overbeck, Thirlwall, Philipp Pusey, Arnold, Thorwaldsen, Lord Hastings, Champollion, Sir Walter Scott etc. traten wiederholt in ihm auf; jüngere Gelehrte fanden Aufnahme, Aufmunterung und die freundlichste Theilnahme in demselben. Er förderte eine altkatholische Stiftung des Ermlandes in Rom und ordnete deren in Verwirrung gerathene Verhältnisse, die nunmehr jüngern katholischen Gelehrten die Mittel zu Studien in Rom gewährten. Zu diesen gehörte der Archäolog Ambrosch, den er durch Aufnahme in sein Haus vom Fieber errettete, Papenkordt u. A. Ernst de Lasaulx, auf seiner Reise nach dem Orient, fand während seines Aufenthaltes in Rom bei Bunsen ein offenes Haus.

Aber es tauchte die Frage über die gemischten Ehen auf. Bunsen trat in lebhafte Verhandlungen mit dem römischen Stuhle. In den östlichen Provinzen der Monarchie hatte dieses Verhältniß bisher keine Schwierigkeiten dargeboten; in den westlichen galt eine sehr mannichfaltige Praxis; die Schwierigkeit lag in dem Gegensatz zwischen der auf ein bindendes Versprechen über die Kindererziehung in der katholischen Kirche gerichteten Forderung der katholischen Geistlichkeit und dem Staatsgesetz, welches

die Erziehung der Kinder ganz in die Hand des Vaters legte und solche Versprechungen nicht allein für nicht bindend erklärte, sondern geradezu verbot. Im J. 1827 kam die Regierung mit den westlichen Bischöfen überein, daß sie den Papst um neue Bestimmungen bitten sollten, und dies Gesuch durch die Gesandtschaft unterstützt werde. Die Verhandlungen wurden hauptsächlich durch den nachherigen Papst Gregor, damals Cardinal Mauro Capellari, geführt und gediehen unter der kurzen Regierung Pius VIII zu einem Abschluß durch das bekannte Breve des letztern vom 25. März 1830. Die preußische Regierung war damit Anfangs nicht zufrieden; fortgesetzte Verhandlungen zeigten indeß, daß von dem inzwischen als Gregor XVI auf den päpstlichen Thron erhobenen und immer strenger werdenden eigentlichen Autor des Breve Veränderungen und weitere Concessionen nicht zu erlangen waren, und so rieth im Anfang des J. 1834 Bunsen der Regierung, das Breve, welches er im Frühling dieses Jahres selbst nach Berlin brachte, anzunehmen und sich mit den Bischöfen über die Ausführung zu verständigen. Auf Befehl des Königs trat er hierüber selbst mit dem Erzbischof von Cöln, Grafen von Spiegel, in Verhandlung. Letzterer, ein kluger und edler Mann, aber allerdings mehr Weltmann als Geistlicher und Kirchenfürst, kam den Wünschen der Regierung bereitwillig entgegen, wobei ihm besonders sein geistlicher Rath, der Canonicus Dr. München, durch gewandte Deductionen über die Auslegung des Breve und der canonischen Forderungen behülflich war.

Hierbei trat allerdings die Verschiedenheit des römischen Standpunkts und der Praxis, die sich in Deutschland im Zusammenleben der Katholiken und Protestanten gebildet hatte, zu Tage. Die strengen Canones der Kirche sind gegen jede Ehe mit Akatholiken und bezeichnen sie als strafbar, wenn auch nicht als ungültig; darum läßt die römische Praxis, wo sie einigermaßen streng gehandhabt wird — also bisher in ganz Italien —, auch keine priesterliche Einsegnung irgend einer gemischten Ehe zu, selbst wenn die Erziehung der Kinder in der katholischen Kirche gesichert erscheint, durch Versprechen oder Landesgesetz.

In Deutschland dagegen war es, bei mannichfacher localer Abweichung der Praxis, doch im Allgemeinen zur Regel geworden, daß, wo ein solches bindendes Versprechen gegeben, da auch die priesterliche Einsegnung nicht verweigert wurde. Daß dieses Versprechen zur Bedingung der Einsegnung gemacht wurde, war der Anstoß, den die preußische Regierung heben wollte. Der römische Stuhl konnte ihr hierin nicht unmittelbar und ausdrücklich willfahren. Das Breve Pius VIII ging vom römischen Standpunkt aus, und auf diesem mußte es schon als eine große Concession erscheinen, daß da, wo die Kindererziehung in der katholischen Kirche nicht gesichert erschien, von kirchlichen Censuren abgesehen und die sogenannte „passive Assistenz" erlaubt wurde. Dies ist die Entgegennahme der Erklärung der Brautleute Seitens des Pfarrers in Gegenwart zweier Zeugen, jedoch ohne alle priesterliche Einsegnung; eine Form, wodurch den Erfordernissen der katholischen Kirche zu einer gültigen, auch sacramentalen Ehe vollkommen, nicht aber dem frommen Bedürfniß des Volks genügt wird, in dessen Augen diese ungesegnete Eheschließung als eine Art von Nothehe immer mit einem gewissen Makel behaftet ist. Eigentlich war die deutsche Praxis über diese Concession schon hinausgegangen. Dennoch sollte das Breve noch eine Milderung dieser Praxis gewähren! Das war selbst in Rom die Absicht gewesen, und man hatte dort an höchster Stelle Bunsen gesagt: Warum verlangt ihr Alles von Rom? laßt doch die Bischöfe auch das Ihrige thun; euere Verständigung mit ihnen wird uns genügen.

Das Breve nun stellt die Forderung eines vorherigen Versprechens über die Erziehung der Kinder nicht ausdrücklich auf. Es scheidet die Fälle nicht nach der Abgabe oder der Verweigerung dieses Versprechens Seitens des protestantischen Bräutigams. Es berührt diesen letztern gar nicht, sondern beklagt und tadelt nur die Gesinnung der katholischen Braut, welche leichtsinnigerweise (temere) sich selbst und ihre Kinder der Gefahr der Entfremdung von der Kirche aussetze, wo sie wisse, daß die Erziehung ganz in der Hand des unkatholischen Gatten liege. Solchem Leichtsinn sollen die Geistlichen, nicht durch kirchliche Censuren,

sondern durch Ermahnungen entgegenarbeiten; gelingt ihnen dies nicht, so sollen sie nur die passive Assistenz, nicht die Einsegnung gewähren. Die passive Assistenz also war für die Fälle constatirten Leichtsinns — daraus folgerten die erzbischöflichen Ausleger des Breve, daß für alle andern Fälle, d. h. wo die Braut sich nicht geradezu gewissenlos, gleichgültig und ganz unbekümmert um die religiöse Erziehung der Kinder zeige, die Einsegnung zulässig sei. Nicht nach den äußerlich gegebenen Garantien, sondern nach dem Gemüthszustande der Braut sollen die Gewährung oder Versagung der Einsegnung ermessen werden, und man glaubte sich keineswegs verpflichtet, Leichtsinn in allen den Fällen anzunehmen, wo die Katholikin ohne solche äußere Garantie eines Versprechens die Ehe eingehe. Es ist klar, daß hiernach die Pfarrer von den Bischöfen zur Einsegnung beinahe aller gemischten Ehen angewiesen werden konnten. Denn welche Braut wird eine gänzliche Unbekümmertheit um die Religion ihrer Kinder empfinden oder zur Schau tragen? Die passive Assistenz war hiernach fast ganz ausgeschlossen, ebenso wie jede Verhandlung des katholischen Geistlichen mit dem protestantischen Bräutigam. Dies war der wesentliche Inhalt der vielberufenen Uebereinkunft vom 19. Jun. 1834, welcher die übrigen Bischöfe der westlichen Provinzen auf die vom Erzbischof gegebenen Erläuterungen beitraten. Und dieser Uebereinkunft war in jener Convention die Aufhebung der Civilehe am Rhein als Lohn für die Concessionen der Bischöfe versprochen worden!

In Rom hätte man die Sache ignorirt, hätte sie in Deutschland Boden gefaßt. Aber in Deutschland selbst war ein anderer Geist erwacht, dessen Bestrebungen von dem benachbarten Belgien aus eifrig geschürt wurden; von da kamen entstellte und entstellende Nachrichten über die Transaction, denen gegenüber die kurzen günstigen Berichte der Bischöfe wenig Glauben fanden. Unter diesen Umständen hatte Bunsen einen schweren Stand in Rom. Zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister im Januar 1835 ernannt, brach der Conflict in Deutschland aus. An Spiegels Stelle hatte man einen frommen und kirchlichen Mann gewünscht — man erhielt einen solchen in

Droste-Vischering, auf dessen geachtete Ehrlichkeit nur das über die Ausführung jener Convention, die er kennen mußte, gegebene Versprechen einen Schatten wirft. Er hielt es nicht; über sein ihr ganz entgegengesetztes Verfahren liefen bald von Protestanten und Katholiken, Brautleuten und Beamten Klagen bei der Regierung ein. Da die Verhandlungen der Regierung mit dem Erzbischof resultatlos blieben, berief der König im Sommer 1837 Bunsen aus Rom, um durch Rath und That sie zu fördern. Seine, in Gemeinschaft mit dem Grafen Stolberg, mit dem Erzbischof über die gemischten Ehen gepflogenen Verhandlungen scheiterten — die Differenz war klar ausgesprochen. Die Einwirkungen des Erzbischofs auf den Clerus, deren Folgen der Regierung Besorgnisse einflößten, Befürchtungen über Verbindungen der katholischen Partei mit dem Auslande, namentlich Belgien, führten, da der Erzbischof weder in ein Niederlegen seiner erzbischöflichen Würde — was er allerdings nicht konnte — noch auch in ein vorgeschlagenes provisorisches Enthalten von der Ausübung derselben bis zur Entscheidung des Papstes willigen wollte, zu der gewaltsamen Abführung desselben von Cöln am 20. Nov. 1837. Die Regierung erachtete sich für verpflichtet, durch einen solchen Act ihre Autorität und ihre Macht zu constatiren; Bunsen vertheidigte das Verfahren vor dem Publicum in einer Staatsschrift, ja er glaubte, daß er auch in Rom die Auslegung des Breve und sogar die Maßregeln gegen den Erzbischof nicht allein vertheidigen, sondern wirklich annehmbar machen könne. In Rom aber standen ihm Gregor XVI und Lambruschini gegenüber, unterstützt durch den Sturm, der im katholischen Deutschland sich im Sinne der Freiheit und Selbstständigkeit der Kirche erhoben hatte. Rom konnte nicht mehr ignoriren; es konnte auch nicht gutheißen, was in Deutschland geschehen war, weder die Auslegung des Breve in der Kirche, noch das Einschreiten des Staats gegen die Kirche. Der päpstliche Stuhl wies jede Transaction ab und ließ dabei den Unterhändler empfindlich merken, daß man ihn persönlich als die eigentliche Seele des Streichs ansehe, den man gegen die katholische Kirche beabsichtigt wähnte. Der Papst sah ihn nicht; der

Cardinal weigerte zu unterhandeln, wenn Preußen nicht zuvor sich beuge. Die preußische Regierung gab zwar nicht nach, aber doch wurde die ganze Sache als eine Niederlage empfunden: es fehlte ihr alle und jede Stütze in der öffentlichen Meinung; es fehlte ihr vor Allem jene Stütze verfassungsmäßiger Institutionen, deren Macht sich im J. 1860 in Baden so groß erwiesen hat. Die Aufregung in Deutschland galt sowohl den Interessen der Kirche, als dem Widerwillen gegen den Polizeistaat und den Absolutismus.

Bunsen sah ein, daß seine Stellung unhaltbar geworden, und kam um seine Abberufung ein, welche im April 1838 erfolgte. Er wandte sich nach England, vielleicht nicht ohne einen höhern Wink, daß man seine Anwesenheit in Berlin zur Zeit nicht wünsche. In England wurde er mit großer Freude empfangen: seine Aufnahme war die freundlichste; er ward der Königin vorgestellt, und seine Creirung zum Doctor der Rechte von Seiten Oxfords gab nur der allgemeinen Gesinnung gegen ihn einen Ausdruck. Suchte doch auch sein ältester Sohn sich eine Stellung in der englischen Kirche zu gründen. Sein Aufenthalt in England, wo er meistens auf dem Gute seiner Schwiegereltern in Wales weilte, war aber nicht von langer Dauer; im Herbst 1839 ward er zum Gesandten in der Schweiz ernannt und zog nach Bern. Hier füllten wieder Arbeiten auf religiösem Gebiete, z. B. seine „Liturgie für die Passionswoche vom Palmsonntag bis Ostern" (Hamburg 1841), seine Freistunden, und deren hatte er viele, aus. Kaum aber hatte Friedrich Wilhelm IV den Thron bestiegen, als bei ihm die Idee eines evangelischen Bisthums in Jerusalem auftauchte. Für diesen Plan suchte er England zu gewinnen; Bunsen sollte dies bewerkstelligen. Der Gedanke des Königs war auf eine wirklich gemeinsame That der englisch-episcopalen und der deutsch-evangelischen Kirche gerichtet; eine geistliche Stiftung sollte als das Werk beider erscheinen. Aber Bunsen mußte sich in England bald überzeugen, daß dies unmöglich sei wegen der nationalen sowohl wie der kirchlichen Eigenthümlichkeit, Abgeschlossenheit und Beschränkung der englischen Kirche. Sollte etwas zu Stande kommen, so konnte es nur durch

diese letztere Kirche und durch das Land, dem sie angehört, geschehen; für Preußen und die deutsche Kirche konnte das einen Anlehnungspunkt bilden, aber nicht mehr. So wurde durch eine Parlamentsacte das englische Bisthum in Jerusalem gegründet, zu dessen in England durch freiwillige Beiträge gesammelten Kosten der König von Preußen die Hälfte darbot; innerhalb dieses Bisthums sollten deutsche Gemeinden und Geistliche Fürsorge und Schutz finden. In England trat die hochkirchliche Partei dem Werke schroff entgegen, weil sie doch auch in dieser Art der Ausführung noch den ursprünglichen Gedanken des Königs, eine Gemeinsamkeit der englischen mit der nicht bischöflichen Kirche des Continents sah; gefördert dagegen wurde das Werk von dem milden und ehrwürdigen Erzbischof von Canterbury, Dr. Howley, dem energischen Bischof von London, Dr. Blomfield, und von der ganzen evangelischen Partei. Wie Bunsen überall für seine höchsten Ideen die realen Anknüpfungen in der Wirklichkeit suchte, so fand er einen Boden für das Bisthum in der schon vorhandenen Thätigkeit der Judenmission, deren Leiter, Dr. M'Caul, die Sache lebendig ergriff. Gegen Ende des J. 1841 ging der neue Bischof, Dr. Alexander, ein aus Preußen stammender bekehrter Judenchrist, nach Jerusalem ab. Nicht die weitreichenden Ideen, welche von einer Seite an diese Sendung geknüpft wurden, namentlich auch in der Hoffnung einer Einwirkung auf die alten orientalischen Kirchen, aber auch nicht die höhnenden Voraussagungen, womit sie von anderer Seite überschüttet wurde, haben sich verwirklicht: das Bisthum und in ihm deutsche und englische Gemeinden bestehen in Frieden als eine, wenn auch schwache, Thatsache.

Diese Sendung bildete wiederum einen der Wendepunkte im Leben Bunsens. In diesem Sommer 1841 waren seine alten Freunde, damals noch Tories unter Sir Robert Peel, zu denen wie zu dem englischen Hofe Bunsen schon in nahe und herzliche Beziehungen getreten war, ans Ruder gekommen. Fast gleichzeitig wurde durch die Abberufung des bisherigen preußischen Gesandten, Freiherrn von Bülow, des Schwiegersohnes Wilhelm von Humboldts, der denn noch im J. 1842 Minister der aus-

wärtigen Angelegenheiten wurde, der Posten in London frei. Gegen Ende des J. 1841 sollte er wieder besetzt werden. Die preußische Regierung hatte neben Bunsen zwei andere Candidaten für denselben. Der König, der die innigsten Beziehungen mit England beabsichtigte, wünschte den zu wählen, der der Königin Victoria der angenehmste sein würde; die Königin sprach sich für Bunsen aus: so wurde ihm dieser glänzende und wichtige Posten zu Theil durch die Achtung zweier Monarchen. Auf das Glänzendste eingeweiht wurde dieser neue Lebensabschnitt durch die Reise des Königs zur Taufe des Prinzen von Wales im Januar 1842. Er selbst aber bemühte sich gleichsam die geistige Brücke zwischen England und Deutschland zu bilden, immer bemüht, eine Annäherung, einen Austausch, eine Ausgleichung des britischen und des deutschen Geistes zu bewirken. Und in vielen Fällen ist ihm dies gelungen.

Von der Bewegung des Jahres 1848 ward Bunsen auf das Lebhafteste ergriffen; bald empfing er den Prinzen von Preußen, den diese Zeit nach London führte, und erwarb sich dessen Anerkennung seines Werthes und seiner Treue. In der schleswig-holsteinischen Sache kämpfte er für die Herzogthümer, und nur aus Gehorsam unterzeichnete er das Londoner Protocoll vom 8. Mai 1852 über die Integrität der dänischen Monarchie. Aber bei dem beginnenden Kampfe der Westmächte gegen Rußland wollte er Preußen Gelegenheit zu einer großartigen Politik geben und ergriff zu einem engen Bündniß mit den Westmächten eifrig das Wort. Der König aber wollte Frieden, und so fanden die Hoffnungen, die er in London geweckt hatte, keine Bestätigung. In Folge dessen bat Bunsen um seinen Abschied, da er auf eine zeitweilige Entfernung vom Hofe nicht eingehen wollte. Er verließ London im Juni 1854, ließ sich in Bonn bei Gelegenheit seiner Durchreise als Bürger einschreiben, zog aber nach Heidelberg, hier den Tag schriftstellerischen Arbeiten widmend. Nach Berlin führte ihn 1857 eine Einladung des Königs zur Versammlung des evangelischen Bundes; er wohnte als dessen Gast im königlichen Schlosse und erfreute sich der ungetrübten Zuneigung seines Herrn. An diese Reise knüpft sich seine Ernennung

zum Mitglied des Herrenhauses und seine Erhebung in den Freiherrnstand. Schon der Hof Friedrich Wilhelms III hatte ihm oft den Adel angeboten, ja aufdringen wollen und ihm die stete Ablehnung schwer verdacht. Seiner innersten Natur, seinem bürgerlich freien Stolz war das Adelsprädicat, ohne festen Besitz und politische Rechte, streng zuwider; darin stand er Niebuhr gleich. Oft hatte er gedacht, sich einmal in Deutschland anzukaufen, einen Familienbesitz zu gründen; mit einem solchen verbundene Rechte und Würden schienen ihm weder dem Charakter eines freien Bürgers noch dem Organismus eines freien Staats zuwider. Jetzt hatte er für sich die Gedanken eines solchen Erwerbs wohl aufgegeben; er hoffte sie einst durch einen seiner Söhne verwirklicht zu sehen: in dieser Aussicht hauptsächlich nahm er jetzt zu dem Sitz im Herrenhaus auch das Prädicat eines Freiherrn für sich, des Adels für seine Söhne an.

Nachdem Bunsens Gesundheitszustand wiederholt den Aufenthalt in Cannes im südlichen Frankreich nöthig gemacht, kam er auf der Rückreise von dort im Mai 1860 nach Bonn, wo er ein eigenes Haus bezog und die Hoffnung hegte, gleich Niebuhr an der Universität sich zu betheiligen. Dies vermochte er aber nicht mehr, und auch nicht lange sollte er sich des neuen Besitzthums erfreuen: ein Herzleiden führte nach längern Beschwerden am 29. Nov. 1860 seinen Tod herbei.

Bunsen war in seiner Jugend ein schöner Mann zu nennen; später zeigte er eine größere Fülle. Zur Repräsentation war er wie geschaffen, dabei von einnehmender Freundlichkeit, stets mit Wort und Rede bereit zu Ernst und Wissenschaft wie zu Witz und Scherz. An seinem Todesbette stand seine Gattin, die Mutter von 13 Kindern, von denen 10 leben, darunter Georg, der in Bonn seinen Wohnsitz hat. Sein Grab zeigt sein treues Portrait, ein schönes Marmor-Relief, und trägt die Inschrift: „Lasset uns wandeln im Lichte des Ewigen. Jesaias II. 5.“

Was liegt näher als das Grab von Bunsen's und Niebuhr's Freunde, die Ruhestätte Brandis. Christian August Brandis, Geheimer Regierungsrath und Professor der Philosophie, war der Sohn des berühmten Kopenhagener Arztes Joachim Dietrich

Brandis und geboren zu Hildesheim im J. 1790. Er studirte Philologie und Philosophie in Kiel und Göttingen, promovirte an ersterer Universität und habilitirte sich an derselben als Privatdocent, dann als Lector und Adjunct der philosophischen Facultät. Doch zog es ihn nach Berlin; hier hatte er mit allen den Männern, von welchen die sogenannte höhere Kritik ausgegangen ist, mit Niebuhr, Schleiermacher, Savigny, Buttmann u. A. Umgang, und dieser Verkehr weckte in ihm sein kritisch-philosophisches Talent. Doch kaum hatte er seine Vorlesungen angefangen, als ihn Niebuhr veranlaßte, als Gesandtschaftssecretair mit ihm nach Rom zu gehen (1816). Er verließ diesen höchst angenehmen Posten aber schon nach Jahresfrist, da ihn die Königl. Akademie der Wissenschaften nach Berlin berief, um eine beabsichtigte neue Ausgabe der Werke des Aristoteles zu veranstalten. Er widmete sich in den nächsten Jahren ganz dieser Aufgabe und bereiste zu diesem Zwecke mit Immanuel Bekker die wichtigsten Bibliotheken Europa's. Er hielt sich in den Städten Italiens, Frankreichs und Englands, wo große und reiche Bibliotheken irgend einen Gewinn hoffen ließen, längere Zeit auf und wetteiferte in Lösung der äußerst mühsamen Aufgabe mit Bekker, welcher die rein sprachlichen Arbeiten besorgte, während Brandis die sachliche Kritik bearbeitete. Erst 1821 kehrte er zur akademischen Thätigkeit zurück, indem er eine außerordentliche Professur in Bonn antrat, die sich schon im folgenden Jahr in eine ordentliche verwandelte. Der Aristoteles kam in 4 Bänden, Berlin 1831—1836, heraus; von 1827 bis 1830 gab Brandis anfänglich mit Böckh und Niebuhr, später mit letzterm allein das „Rheinische Museum für Philologie, Geschichte und Philosophie" heraus.

Im J. 1837 folgte Brandis einem durch Schelling bewirkten Rufe des jungen Königs von Griechenland; er stand dort unter dem Titel eines Cabinetsraths demselben als Leiter zur Seite und nahm sich besonders, so weit es seine Stellung erlaubte, des öffentlichen Unterrichts an. Es gehörte wahrlich ein großer Glaube und eine außerordentliche Aufopferung dazu, unter den damaligen Umständen nach Griechenland zu gehen. Auch

kehrte er schon nach zwei Jahren (1839), denn länger hatte er sich von Anfang an nicht verpflichtet, wieder nach Bonn zurück, wo er denn zunächst in drei Bänden seine „Mittheilungen über Griechenland" (Leipzig 1842) schrieb und äußerst anziehende Vorlesungen für das gebildete Publicum über Griechenland überhaupt und seine politische Lage hielt. Seine literarische Thätigkeit im Gebiete der Philosophie war bedeutend; seine sämmtlichen Schriften finden sich aufgeführt in dem Almanach der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien für das J. 1852. Brandis, das langjährige dulce decus der rheinischen Hochschule, starb 24. Jul. 1867. Ernst Curtius entwirft von ihm folgendes Charakterbild: „Durch körperliche Beschwerden, welche er mit bewunderungswürdiger Geduld ertrug, von Jugend an vielfach gehemmt, hat Brandis mit treuester Hingabe seinem Berufe gelebt und mit der größten Gewissenhaftigkeit die Wahrheit gesucht und gelehrt. Sorgfältig bis in das Kleinste ist seine Erforschung der Thatsachen, vorsichtig sein Urtheil. Von seiner lebhaften Phantasie läßt er sich nie verleiten, etwas für abgeschlossen zu halten, in dessen Ueberlieferung ihm noch Dunkelheiten zurückblieben. Dabei konnte es nicht ausbleiben, daß es ihm schwer wurde, mit seinen Forschungen zu Ende zu kommen.

„Ueber das besondere Gebiet seiner schriftstellerischen Arbeiten hat er weder die neueren Entwicklungen der Philosophie, noch die speculativen Aufgaben seiner Wissenschaft aus den Augen verloren, wie seine Einleitung zu Moses Mendelssohns gesammelten Schriften, seine Beurtheilungen von Rothe's theologischer Ethik und Waitz' Psychologie in den „Göttinger Anzeigen" und andere Arbeiten beweisen. Trotz seiner vorzugsweise receptiven Natur und seinem Talente, sich mit Männern der verschiedensten Standpunkte, wie mit Herbart und auch mit Hegel, freundschaftlich zu verständigen, hatte er dennoch eine große Unabhängigkeit und Festigkeit eigener Ueberzeugung. Er sprach seine Urtheile mit großer Bescheidenheit, aber ohne Zurückhaltung aus, und es war immer ein Lieblingswunsch von ihm, nach Abschluß seines geschichtlichen Werkes Tage der Muße zu finden, um seine philosophische Weltanschauung im Zusammenhang darzulegen. Dazu

ist er nicht gekommen, und wenn in jedem wissenschaftlichen Denker ein Reichthum von Gedanken zu Grabe geht, welche er im Leben nicht hat mittheilen können, so ist dies bei Brandis in höherm Grade der Fall als bei den meisten andern.

„Das volle Bild seiner geistigen Persönlichkeit haben nur diejenigen, welchen das Glück geworden ist, ihm im Leben nahe zu stehen: denn im schriftlichen Ausdruck hemmte ihn eine gewisse angeborne Schüchternheit und hinderte ihn, sich ganz und frei zu geben, während ihm im geselligen Verkehr eine seltene Anmuth des Wortes und die liebenswürdigste Verbindung von Ernst und Scherz zu Gebote stand; nur bei persönlichem Austausche konnte man in den ganzen Reichthum seines innern Lebens einen Blick thun, und man darf mit Zuversicht sagen, daß es nur wenig Männer gegeben hat, in denen strenge Fachgelehrsamkeit mit allgemeiner humaner Bildung so verbunden und die ganze Fülle antiker wie moderner Cultur so harmonisch verschmolzen war wie in ihm. Die eigentliche Weihe aber gab seiner Persönlichkeit der sittliche Adel der Gesinnung, die Bescheidenheit und selbstverläugnende Demuth seines Wesens. Von seiner Göttinger Zeit her lebte er mit seinen Freunden der Ueberzeugung, daß wahre Sittlichkeit und wahre Wissenschaftlichkeit Eins seien, und so milde er gegen Mißgriffe und Irrthümer war, so heftig wallte sein Zorn auf, wo er Eigennutz, Lüge und Intrigue wahrnahm. Als den Ehrenschmuck seines Lebens sah er die Freundschaft an, in welcher er sich den Besten seiner Zeitgenossen verbunden fühlte; mit unerschütterlicher Treue hielt er den Zusammenhang mit den Lebenden und Todten fest. Auf einer tiefen Frömmigkeit ruhte die kindliche Heiterkeit und Wärme seines Gemüthes, die er sich bis an sein Lebensende bewahrte, und wer den ehrwürdigen Greis in seinem gastlichen Gartenhause am Rheinufer besuchte, der empfing den wohlthuenden Eindruck eines christlichen Weisen, der zu den edelsten Söhnen unseres Volkes gehört."

Brandis hinterließ aus seiner Ehe mit der Schwester des Hofraths Hausmann, Professors der Mineralogie in Göttingen, welche ihm im Tode vorangegangen, mehrere Söhne, von denen

einer in Indien lebt und dort als Forstbeamter und Director eines bedeutenden botanischen Gartens die Wissenschaft in erfreulichster Weise fördert, ein anderer aber als Cabinetssecretair Ihrer Majestät der Königin Augusta in Coblenz wohl bekannt sich der allgemeinsten Achtung erfreut. Im Hintergrunde des zum Hotel Kley gehörigen Gartens liegt am Rheinufer ein Haus, welches auf einer Marmortafel folgende Inschrift trägt: Dieses Haus baute C. A. Brandis 1826 und lebte darin bis zu seinem Tode 24. Jul. 1866.

Vis-à-vis diesem Hause bezeichnet ebenfalls eine, dem größten Gartenkünstler seiner Zeit gewidmete Gedenktafel das Haus, in welchem Peter Joseph Lenné, der Generaldirector der Königlichen Gärten, den 29. Sept. 1789 geboren ward. Seine Familie stammte aus dem Lütticher Lande. Augustin le Naiu, denn so schrieb sich ursprünglich die Familie, kam als Hofgärtner im J. 1665 nach Bonn. Bis auf Lenné's Vater verwalteten fortwährend Nachkommen desselben die Hofgärten zu Poppelsdorf und Bonn: auf Augustin le Naiu folgte sein Sohn Maximilian Heinrich; dessen Sohn Kunibert war der Großvater Lenné's, dessen Vater, ebenfalls Peter Joseph in der Taufe genannt, den Familiennamen in Lenné umwandelte. Dieser war ein sehr gebildeter Gärtner, gab dem Sohn eine gute Erziehung und nahm ihn nicht nur selbst in die Lehre, sondern gab ihn auch drei Jahre seinem Onkel, dem Hofgärtner Weyhe in Brühl, in Unterricht. Sein Streben nach weiterer Ausbildung führte ihn bereits 1811 nach Paris, wo er unter Desfontaines als Gehülfe im botanischen Garten eintrat. Er besuchte fleißig die botanischen Collegia und machte die Bekanntschaft der damals in Paris lebenden botanisch-gärtnerischen Notabilitäten, besonders Thouin's. Versailles zog ihn ungemein an, denn hier war ja noch der Stil des geistreichen Gartenkünstlers le Nôtre in seiner Reinheit vorhanden. Noch lieber verweilte er in dem nahen Trianon, wo der Gründer des natürlichen Systems — Jussieu — lange Jahre gewirkt hatte. Auch die Baukunst fesselte ihn um so mehr, als sie damals noch die Gartenkunst in ihrem Gefolge besaß und diese daher mehr oder minder von ihr abhängig war.

Er hatte außerdem das Glück, dem berühmten Baumeister Durand näher bekannt zu werden; eifrig befleißigte er sich unter ihm architectonischer Studien.

Nach Bonn in das väterliche Haus zurückgekehrt, trat er in regen Verkehr mit Nöggerath und wurde dessen innigster Freund, welche Freundschaft, obgleich später örtlich getrennt, sich bis zu Lenné's leider zu frühem Tode erhielt. Lenné blieb jedoch nur kurze Zeit in Bonn; es trieb den strebenden jungen Mann, der schon längst eine besondere Vorliebe für den künstlerischen Theil der Gärtnerei an den Tag gelegt hatte, vorwärts. Wo konnte auch sein Geist mehr Nahrung finden, als in der Natur selbst? Er begab sich zuerst nach der Schweiz, dann nach Süddeutschland, wo besonders in München Sckell, der wohl zuerst in Deutschland dem natürlichen Gartenstil Geltung verschafft hatte, und dessen herrliche Anlagen lange Zeit ihn fesselten. Ging Lenné auch später seinen eigenen Weg, so hat er doch Sckell in der Gruppirung des Gehölzes als Meister vor sich gehabt; Lenné aber brachte den Gegensatz der Wald- und Hain-Partien zu den Wiesenflächen in ein gefälligeres Ebenmaß. Lenné begab sich von München nach Wien, welches sich durch Anlagen mannichfacher Art damals auszeichnete. Volksgärten in der gelungensten Durchführung, Hofgärten im großartigsten Stil, auf der einen Seite bereits eine der Natur entlehnte Annäherung an den englischen Stil, auf der andern noch steife holländisch-französische Nachahmungen, gaben Lenné reichlichen Stoff für seine Ausbildung, zu neuen Ansichten, zu frischen Gedanken. Und der Umgang mit geistreichen Männern, unter denen Jacquin, der Director des botanischen Gartens, vor allen zu nennen, gab ihm jene Vielseitigkeit, die ihm gerade späterhin so sehr zu Statten kam. Die meiste Zeit seines Wiener Aufenthalts brachte er aber in Schönbrunn zu. Hofgärtner Boos daselbst, ein Freund seines Vaters, nahm den jungen Lenné zu sich und sorgte auf väterliche Weise für ihn. Sckell aber, der den Auftrag hatte, für den Garten des Schlosses Laxenburg neue Pläne zu entwerfen, ließ ihn an diesen arbeiten, und die Ausführung dieser großartigen Anlagen war sein erstes Werk.

Im J. 1815 kehrte Lenné nach Coblenz, wohin sein Vater als Director der Landesbaumschule und des botanischen Gartens durch den Präfecten Lezay-Marnesia berufen worden war, zurück und beschäftigte sich damit, auf eigene Hand Verschönerungspläne für die nächste Umgebung der Stadt zu entwerfen, welche Pläne auf dem Rathhause aufbewahrt werden. Durch besondere Empfehlung des Ober-Landforstmeisters Hartig an den Hofmarschall von Maltzahn trat Lenné und zwar in Folge einer besondern Cabinetsordre vom 15. Febr. 1816 als Garten-Geselle — wie damals die Garten-Gehülfen noch genannt wurden — in Sanssouci bei Potsdam ein. Geh. Ober-Baurath Schulze war damals Garten-Director; Lenné stand unter ihm und hatte wiederum das Glück, mit besonderm Wohlwollen aufgenommen und schon im folgenden Jahr zum Garten-Ingenieur ernannt zu werden. Die vorangegangenen Kriege hatten natürlich auf die Königlichen Gärten nachtheilig gewirkt. In den wenigen Jahren des Friedens war zwar durch Friedrich Wilhelm III schon Manches geschehen; man hatte aber immer nur dem Einzelnen seine Aufmerksamkeit geschenkt, ohne einen Plan für das Ganze zu Grunde zu legen. Da kam Lenné und deutete auf die Nothwendigkeit hin, ein allgemeines Princip anzunehmen, einen Plan zu machen, der dahin ging, das vereinzelte Schöne, was bisheran geschaffen, in einen harmonischen Zusammenhang zu bringen, so daß die ganze Insel Potsdam und Umgebung in eine große geschmückte Landschaft verwandelt werde. Die Gärten von Sanssouci waren zwar keineswegs in dem grellen Zopfstil gehalten, indessen herrschte doch die gerade Linie vor. Beschnittene Hecken mit allerhand Figuren, Buchsbaum-Arabesken mit gefärbten Glaskugeln rc. spielten nebenbei eine Hauptrolle. Schon unter Friedrich Wilhelm II war Hofgärtner Eyserbeck bemüht gewesen, den alten Stil zu verdrängen und namentlich krummlinige Wege an die Stelle der geraden zu setzen; da die Pietät des Königs aber nicht erlaubte, mit einem Male Alles umzugestalten, so begnügte sich Eyserbeck z. B. damit, die Hecken nicht mehr zu schneiden. Der erste größere Auftrag aber war für Lenné direct, den sogenannten Neuen Garten in einen englischen Park zu verwandeln. Die

Pläne dazu waren entworfen, aber es bedurfte eigentlich 9 Jahre (von 1816 bis 1826), bis der Garten also umgeändert seine jetzige Gestaltung erhielt. Der neue Garten gehört noch heute zu den bedeutendsten Anlagen bei Potsdam, und der Gedanke, den Lenné bei der Umgestaltung desselben zu Grunde legte, ist meisterhaft durchgeführt. Beim jedesmaligen Durchwandern des Parks findet man neue Schönheiten, deren man sich stets aufs Neue erfreut.

Zu dieser Zeit legte Lenné den Garten des Fürsten Hardenberg zu Klein-Glienecke an. Dieser viel bewunderte Park wurde meistens mit großen, doch verpflanzbaren Bäumen geschaffen, weil der hochbetagte Staatskanzler noch gerne den Genuß desselben zu haben wünschte. Der Park hatte aber damals nicht die jetzige Ausdehnung, und als das Gut in den Besitz des Prinzen Karl gelangte und bedeutend vergrößert ward, erhielt wiederum Lenné den Auftrag, die betreffenden Pläne zu machen, bei deren Ausführung der Fürst von Pückler-Muskau bedeutenden Einfluß hatte.

Zwischen dem Schlosse in Potsdam und der Havel liegt ferner der Lustgarten, der in seiner jetzigen Gestaltung und seinen Zwecken vollkommen entsprechend im J. 1818 von Lenné neu angelegt wurde. Aber ein Glanzpunkt der Lenné'schen Arbeiten befindet sich in der Pfaueninsel, diesem Lieblings-Aufenthalt Friedrich Wilhelms III. Nach Lenné's Plänen führte der Hofgärtner F. Fintelmann die Umarbeitungen aus. Lenné's Arbeiten fanden allgemeine Anerkennung; auch Friedrich Wilhelm III wußte das Talent zu ehren, indem er ihn im J. 1822 zum Garten-Director ernannte. Als solcher fungirte er bis zum J. 1828 neben dem Geheimrath Schulze, übernahm aber dann das Directorium allein. Einen erheblichen Einfluß auf die Anlagen hatte die Reise Friedrich Wilhelms III nach Italien, und auch der damalige Kronprinz hatte aus jenem Lande der Kunst und des heitern Himmels für seinen strebenden Geist neue Nahrung mit heimgebracht. Als ihm nun der König das Gut Charlottenhof im J. 1825 zum Weihnachtsgeschenk gemacht, waren zwei von Lenné entworfene Verschönerungspläne dieses Besitzthums der

Schenkungsurkunde beigelegt. Der eine Plan war landwirthschaftlich gehalten, der andere als Fortsetzung der Parkanlagen von Sanssouci gedacht. Der Kronprinz entschied sich für den letztern, und unter der speciellen Leitung des Hofgärtners Sello kamen die Gartenanlagen mit vielfachen Abänderungen nach den Intentionen des hohen Besitzers in überraschender Schönheit zu Stande.

Im J. 1824 erhielt Lenné von Seiten der Stadt Magdeburg den Auftrag, den Plan zu einem Volksgarten zu entwerfen und, als dieser genehmigt worden, in Ausführung zu bringen. Dieser Garten gehörte unter seine gelungensten Werke, namentlich in Beziehung auf das schöne Ebenmaß zwischen Waldpartien und Wiesenflächen und die meisterhaft gelegten Wege. Leider haben Eisenbahn und anderweitige Terrain-Entziehungen dem Ganzen späterhin sehr geschadet.

Mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV kam neues Leben in die Gärten und Anlagen von Sanssouci. Außerordentlich viel wurde geschaffen, immer Neues und Weiteres gegründet. Architectur und Gartenkunst gingen hier Hand in Hand, um die Namen Persius und Lenné zu verewigen. Das Einzelne aufzuzählen, würde zu weit führen; es sei auf die Schrift von Belani: „Sanssouci, Potsdam und Umgegend" (Berlin 1858. 8°) verwiesen und nur noch bemerkt, daß der sogenannte Friedensgarten zu den besten Werken Lenné's gezählt wird. Friedrich Wilhelm IV erkannte aber auch sein Wirken dankbar an; es bestand ein wahrhaft freundschaftliches Verhältniß zwischen Beiden, und ein Austausch der Ideen ging stets den Plänen, der Ausführung vorher. Einst überraschte der König den „Zauberer von Potsdam", indem er ihn vor seine eigene Büste führte, die er von Rauch in Marmor ausführen und in den neuen Anlagen Sanssouci's aufstellen lassen. Der Platz war ebenso sinnig als schön gewählt: gerade über ihn hatte der König öfters geäußert, daß auf dieser Wüste nichts wachsen könne; Lenné aber hatte trotzdem ein grünes Eden geschaffen, wie er denn überhaupt eine glückliche Hand hatte und zu sagen pflegte: „Mit der richtigen Liebe zu Baum und Strauch zieht man alle groß!" Und wirklich, das wachsame Auge, das

zärtliche Herz, mit dem er die Kinder seiner angebeteten Mutter Natur hegte und pflegte, lohnte ihm diese aller Orten, wo er seinen Genius walten ließ.

Bevor wir indeß von Potsdam scheiden, haben wir noch des Babelsberges zu erwähnen. Es war im J. 1828, als bei einem Mahle in Glienecke der damalige Prinz Wilhelm gegen Lenné äußerte, er wünsche wohl eine ähnliche Besitzung zu haben, nur sei kein geeigneter Platz mehr zu finden. Da entgegnete Lenné: „Der Platz ist gefunden," und damit lenkte er die Aufmerksamkeit des Prinzen auf die gegenüberliegenden Höhenzüge des Babelsberges mit der Bemerkung: „würde jener Abhang gewählt, so würden auch an der Havel zwei Brüderschlösser, wie sie die Sage an den Rhein verlegt, traulich beisammen liegen." Der Prinz, anfänglich ungläubig, daß die öde Haide mit sandigen Bergabhängen zu cultiviren sei, umritt nach einigen Tagen mit Lenné den Babelsberg und rief am Ende, überrascht von der schönen Aussicht, aus: „Hier oder nirgend!" Nun wurde nach getroffenen Einleitungen das Schloß nach Schinkels Entwürfen, die Anlagen nach Lenné's Plänen hergerichtet, letztere aber noch durch den Fürsten von Pückler-Muskau erweitert.

Betrachten wir Lenné's Thätigkeit in Berlin, so ist namentlich die Umwandlung des Thiergartens in einen Volksgarten zu erwähnen, welche er in den Jahren 1832 bis 1840 durchführte. Da indeß eine Erweiterung desselben nothwendig erschien, nahm Lenné das meist sumpfige Terrain im Westen und nach Charlottenburg hin in Angriff und rief hier in kurzer Zeit wiederum eine Anlage ins Leben, welche unbedingt zu seinen bedeutendsten Werken gehört. Trotz dem, daß nur einheimische Bäume und Gesträuche benutzt wurden, sind Nuancirungen im Laube erzielt worden, wie man sie kaum möglich erachten sollte; man glaubt sich an irgend einen der reizenden Seen versetzt, wie sie uns Touristen aus Nordamerica schildern, in so natürlichem Gewande tritt uns hier die Kunst entgegen. Von noch größerer Bedeutung ist die durch Lenné gegebene Anlage des sogenannten „Kanals", welcher zum Segen der Hauptstadt gegen die Auffassung der damals bestehenden Baudeputation, allein von dem Vertrauen des Königs unterstützt

durchgeführt wurde, der bald überdies einer der beliebtesten Spaziergänge Berlins ward. Und außerdem nahm Lenné an Allem, was in Berlin geschah, den regsten Antheil; man machte aber auch nichts von Bedeutung, wo er nicht um Rath gefragt wurde. Ihm zu Ehren ward daher auch eine der den Thiergarten begrenzenden Straßen die Lenné-Straße benannt.

Lenné war einer der Stifter des Vereins zur Beförderung des Gartenbaues in den Königl. Preußischen Staaten, welcher im J. 1822 gegründet wurde; eine der ersten Schöpfungen dieses Vereins war die Gärtnerschule in Schöneberg bei Berlin. Außerordentlich verdient machte sich Lenné um die Verbreitung des Obstbaues; nächstdem interessirte er sich sehr um Anpflanzungen aller Art, besonders von Alleebäumen, und vertheilte auf die freigebigste Weise aus der Landesbaumschule nach allen Seiten hin. Diese von ihm zu Geltow angelegte Baumschule, nachdem die erste in der Pieschheide zur Erziehung von Bäumen nicht mehr dienlich war, 180 Morgen umfassend, brachte ihm im Lauf der Jahre die Summe von 40,000 Rthlr. ein; dieses Capital und der reiche Bestand der Baumschule stellte er einige Jahre vor seinem Tode dem Ministerium für landwirthschaftliche Angelegenheiten zur Verfügung. Das Grundstück zu Geltow hatte er vom Fiscus gepachtet; das Erzielte war sein Eigenthum.

Aber auch in der Ferne wurde Lenné's schöpferisches Genie und Talent anerkannt und benutzt. Sein Plan zur landschaftlichen Umgestaltung der Residenzstadt Wien fand theilweise Benutzung; jener zur Verschönerung Ischls, durch den Kaiser selbst veranlaßt, ward ausgeführt. Die Umgebungen der Badeorte Rehme und Neuenahr wurden nach seinen Angaben angelegt, ebenso jene des Starhemberger Sees auf Veranlassung des Königs Max. Die von ihm entworfenen und ausgeführten Promenaden zwischen dem Grimma'schen und dem Petersthor in Leipzig wurden von dieser Stadt durch Ueberreichung einer kunstvoll gearbeiteten, großen silbernen Fruchtschale bestens anerkannt. Die Namen der Orte, wo er seine künstlerische Wirksamkeit entfaltet, sind einem Lorberkranz eingravirt, der bei seinem bevorstehenden 50jährigen Dienstjubiläum von seinen Verehrern und Schülern ihm über-

reicht werden sollte. Ein jedes Blatt trug einen Namen, und zwar: Glienecke. - Sacrow. - Ruinenberg. - Pfingstberg. - Alzan. - Drovka. - Charlottenhof. - Wildpark. - Lindstädt. - Nordischer Garten. - Sicilianischer Garten. - Sanssouci, Marly. - Neues Orangeriehaus. - Wolfshagen. - Schwerin. - Neu-Strelitz. - Oeynhausen. - Moabit. Borsig. - Leipzig. - Laxenburg. - Lübeck. - Ludwigslust. - Neu-Hardenberg. - Frankfurt a. d. O. - Homburg. - Dresden. - Magdeburg. - Basedow. - Ballenstädt. - Cöln. Flora. - Altenstein. - Boytzenburg. - Breslau. - Berliner Thiergarten. - Berliner Plätze. - Berlin. Zoologischer Garten. - Berliner neue Bebauung. - Berliner Schifffahrts-Canal. - Camenz - Hohenzollernburg. - Erdmannsdorf. - Fasanerie. - Oliva. - Coblenz. - Benrath. - Stolzenfels. - Brühl. - Charlottenburg. - Pfaueninsel. - Babelsberg. - Schönhausen. Die den Kranz bindende Schleife trug den Namen der Gärtner-Schule.

Wohl nicht leicht hat Fortuna einem Künstler so gelächelt, als Lenné: fortwährend war ihm Gelegenheit gegeben, seine geistreichen Ideen zu verwirklichen; stets war ihm ein reiches Feld für seine Thätigkeit offen. Er diente dreien königlichen Herren, die nicht allein Sinn für das Schöne hatten, sondern auch wußten, daß die Kunst vor Allem auf die Veredlung des Menschen hinwirkt, und sie deshalb hegten und pflegten. Friedrich Wilhelm IV hatte außerdem ein seltenes Verständniß für dieselbe: er war in dieser Beziehung sein eigener Gärtner und entwarf oft mit Leichtigkeit, Zierlichkeit und Genauigkeit die ersten Entwürfe, denen dann Lenné nur die technische Kenntniß, das botanische Wissen und das architektonische Maaß hinzuzufügen hatte. Selten nur wird ein solches Wechselverhältniß stattfinden, das bei der gegenseitigen Uebereinstimmung der Ideen auch hier zu einem wahren freundschaftlichen Verhältnisse führte, ein Verhältniß, dem Lenné stets die gebührende Rechnung trug. König Friedrich Wilhelm III schätzte in ihm sein Talent, Friedrich Wilhelm IV liebte in ihm einen treuen Freund, und König Wilhelm achtete in ihm einen großen Meister.

So groß Lenné als Meister in seinem Fache dastand und geehrt ward, so geehrt und geliebt war er auch als Mensch. Im

J. 1820 hatte er die liebenswürdige Tochter des Hofgärtners Voß, Friederike, geheirathet, welche das gastfreundliche Haus für die Vielen, die da aus- und eingingen, höchst angenehm und unvergeßlich zu machen verstand. Die Ehe blieb kinderlos; jedoch wurde der traute Kreis, den das Paar sich geschaffen, nicht erheblich durch den Tod seiner Gattin gestört. Eine Schwester Lenné's trat an ihre Stelle, führte den Haushalt und hielt den treuen Freundeskreis des gastlichen Hauses zusammen. Lenné war schlank gebaut und hoch gewachsen; seine edeln Gesichtszüge trugen das Gepräge der Ruhe, die sich auch in seiner etwas langsamen Redeweise offenbarte. Alles, was er sprach, war überlegt, geistreich und doch freundlich und gewinnend. Gerne lauschte man seinen Erzählungen über vielfach Erlebtes, und es machte ihm Freude, zu erzählen und seinen ihm so wohlwollenden königlichen Gönner in seine Mittheilungen zu verflechten. Seine Güte und Gefälligkeit, seine ächt christliche Gesinnung, seine Mildthätigkeit: wie Viele haben diese erprobt, wie Viele sie kennen gelernt!

Lenné ward im Jahre 1847 Mitglied des königl. Landes-Oekonomie-Collegiums; späterhin ernannte ihn die Akademie der Künste in Berlin zu ihrem Ehrenmitgliede, die Universität Breslau zum Ehren-Doctor der Philosophie. 1854 wurde er zum General-Director der königl. Gärten mit dem Range eines Rathes zweiter Classe ernannt. Von inländischen Orden schmückte ihn der rothe Adler-Orden zweiter Classe, und acht ausländische Orden gaben Zeugniß davon, wie sehr seine Thätigkeit auch von andern Fürsten geschätzt und anerkannt wurde. Als ihm die Stadt Potsdam einen prächtig ausgestatteten Ehrenbürgerbrief überreichte, machte Lenné unter dem Namen „Peter-Paul-Stiftung" der Stadt ein Geschenk von 1000 Rthlr., deren Zinsen an gleichgenanntem Tage an bedürftige Einwohner ohne Unterschied der Confession vertheilt werden sollten. Testamentarisch vermachte er nochmals 1000 Rthlr. den Potsdamer Armen, 2000 Rthlr. dem katholischen Waisenhaus daselbst, 1000 Rthlr. bestimmte er für ein Altarbild in der dortigen im Bau begriffenen katholischen Kirche und 1500 Rthlr. für ein Stipendium in der

Gärtner-Lehranstalt. Für den Bau der ebengenannten Kirche hat er mit äußerster Kraftanstrengung gewirkt.

In Coblenz, wo zwei verheirathete Schwestern und ein Bruder wohnten, und wohin ihn die neuen Anlagen am Rhein, diese herrliche Schöpfung J. Maj. der Königin Augusta, wiederholt hinriefen, hatte er sich eine elegante Villa erbaut, theils für sich als Asyl im höhern Alter und zur Betheiligung am Familienleben, wofür sein Herz eine unerschöpfliche Stimmung wahrte, theils zur Ausschmückung ebengenannter Anlagen. Nach einem längern Aufenthalte in seiner kaum fertigen neuen Behausung kehrte er Anfangs October 1865 gesund und heiter nach Sanssouci zurück. Ein Unterleibsleiden, das er vor 2 Jahren glücklich überstanden, ergriff ihn von Neuem, und zwar in Folge einer Erkältung, die er sich zugezogen, indem er während dreier Tage bei naßkalter Witterung die Vertilgung einer früher noch nicht beobachteten Wasserpflanze (Anacharis Alsinastrum, Wasserpest) in den Kanälen des Parks zu Sanssouci leitete, die sich rasch überhand nehmend in kurzer Zeit so verbreitet hatte, daß der Anblick der so reizenden Wasserzüge bedroht war; ihm unterlag er am 25. Januar 1866, und so ward ihm nicht vergönnt, den 15. Febr., wo er vor 50 Jahren in königl. Dienste getreten, mit den Vielen, welche freudigst für diesen Tag die schönsten Vorbereitungen getroffen, festlich zu begehen. Die Beerdigung Lenné's fand am 26. Januar in höchst feierlicher, von dem seltenen Werthe des Verewigten noch einmal vollgültiges Zeugniß ablegender Weise statt. Seine sterbliche Hülle lag im offenen, mit umflorten Blumen und Laubgewinden, Kränzen und Palmenzweigen reich und anmuthvoll geschmückten Sarge, zu dessen Häupten ein Crucifix sich erhob, während der ganze Saal, den außer den Marmorbüsten der Könige Friedrich Wilhelm III und IV auch die Lenné's und seiner zu früh von ihm geschiedenen Gattin zierten, von Kerzen freundlich erhellt und mit Gewächsen sinnig decorirt war. Die Räume vermochten bei weitem nicht die Menge der Leidtragenden und Deputationen, die von fern und nah erschienen waren, zu fassen. J. Excellenzen der General der Infanterie a. D. von Werder, der Chefpräsident der Oberrechenkammer,

von Böttcher, der Wirkl. Geh. Rath, Ober-Schloß-Hauptmann und Intendant der königl. Gärten Graf von Keller und der Oberpräsident von Jagow, dazu Vertreter des Haus- und des Landwirthschaftlichen Ministeriums, des Landes-Oekonomie-Collegiums und des Gartenbau-Vereins, Deputationen des Magistrats und der Stadtverordneten von Berlin mit dem Oberbürgermeister Geh. Ober-Regierungsrath Seydel und dem Stadtverordneten-Vorsteher Kochhann an der Spitze, ebenso Deputationen des Magistrats und der Stadtverordneten von Potsdam, besondere Abordnungen der Städte Cöln, Bonn und Coblenz, das ganze zahlreiche Personal der königl. Gärten und viele andere im Leben wie in der Wissenschaft in hoher Geltung stehende Männer hatten sich eingefunden. Nach dem Gesange: „Jesus lebt, mit ihm auch ich," ausgeführt von dem Sängerchor der katholischen Schule, wurde durch den Pfarrer Beyer die Leiche eingesegnet, dann der Sarg geschlossen und nun auf den Wagen gehoben. Die Schuljugend und der katholische Verein, von Marschällen begleitet, schritten voraus, ebenso die hier befindliche katholische Geistlichkeit mit den Chorknaben, dann der Garten-Intendanturrath Jancke, welcher auf seidenem Kissen die Orden des Verewigten trug, und der Hofgärtner G. Meyer mit einem auf einem Sammtkissen ruhenden goldenen Lorberkranz. Diesen Männern, die dem aus dem Leben Geschiedenen in seinem beruflichen Wirken zunächst gestanden und die er zu schätzen wußte, folgte unmittelbar der Leichenwagen, den vier schwarz behangene Pferde zogen und des Verstorbenen Dienerschaft begleitete. Hinter diesem schritten die Leidtragenden und das ganze große Trauergefolge zu Fuß; dann kam ein Königl. Staatswagen und einer von J. Majestät der Königin Wittwe Elisabeth und endlich die lange Reihe der Trauerkutschen. So bewegte sich der ernste Zug unter dem Geläute der Friedenskirche dem Brandenburger Thor zu, um von hier aus mitten durch die jüngern Schöpfungen des Meisters der Gartenkunst hindurch nach Bornstädt zu gelangen. Se. Maj. der König hatte sich mit Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen Karl in das Flügelgebäude hinter der Bildergallerie von Sanssouci begeben und weilte dort, bis der Zug vorüber war. Das Wetter

war trüb und feucht, aber der edle, sinnige Freund der Natur sollte selbst mitten in winterlicher Zeit nicht zu seiner Ruhe eingehen, ohne daß auch sie ihm freundlichen Tribut zollte, denn ungewöhnlich früh blühten diesmal schon in seinen Anlagen die Elsen- und Haselgebüsche und verkündeten die nahende Auferstehungszeit. An der Grenze von Bornstädt empfing der Prediger Preiß mit dem Ortsvorstand die Spitze des Zuges und geleitete ihn dann zum stillen Friedhof, der die Kirche umgibt. Hier stimmte das Trompeter-Chor des 3. Garde-Ulanen-Regiments die Melodie: „Was Gott thut, das ist wohlgethan" an, während der Sarg zu dem an der südlichen Mauer der Erweiterung des Kirchhofs befindlichen Grabe getragen ward. Nachdem das Einsenkungs-Ceremoniell vollzogen worden, hielt der Pfarrer Beyer die Leichenrede, in der er des Verstorbenen Lebensgang erwähnte und hervorhob, wie derselbe ein über die Grenzen Europa's hinaus gefeierter Meister der Kunst geworden, die in seinem Hause schon seit etwa 200 Jahren erblich gewesen ist; auch gedachte er mit besonderer Wärme des edlen, bis zum letzten Hauch bewährten Wohlthätigkeitssinnes des Verewigten, der auch nach dem frühen Verluste der theuren Gattin, an deren Seite er jetzt beigesetzt ward, im Kreise liebender Geschwister und treuer Freunde sich eine edle, gastliche Häuslichkeit zu schaffen gewußt hat. Gegen halb 5 Uhr war der Zug an der Gruft angelangt, und es dunkelte bereits, als nach dem Gesang: „Wie sie so sanft ruh'n" die letzten Schollen und blüthenreichen Kränze, welche theilnahmvolle, innige Liebe dem edlen Todten spendete, in die Gruft gesenkt wurden. Ein weißes Marmorkreuz mit entsprechender Inschrift bezeichnet seine Ruhestätte. Lenné's Name wird noch lange in Liebe und Ehren genannt werden!

Wir stehen vor einem Grabmonument von rothem Sandstein, das einfach die Namen sowie Geburts- und Sterbejahr der Gebrüder Boisserée trägt, aber durch einen schönen Christuskopf von Rauchs Meisterhand geziert ist. Sulpiz Boisserée gab die Idee zu diesem Kopf selbst an und wünschte, daß der alte Typus als Grundlage diene, und sich hoher Ernst und Erhabenheit mit Sanftmuth und Liebe in der Verklärung des Auferstandenen verbinden lasse. Rauch

von Böttcher, der Wirkl. Geh. Rath, Ober-Schloß-Hauptmann und Intendant der königl. Gärten Graf von Keller und der Oberpräsident von Jagow, dazu Vertreter des Haus- und des Landwirthschaftlichen Ministeriums, des Landes-Oekonomie-Collegiums und des Gartenbau-Vereins, Deputationen des Magistrats und der Stadtverordneten von Berlin mit dem Oberbürgermeister Geh. Ober-Regierungsrath Seydel und dem Stadtverordneten-Vorsteher Kochhann an der Spitze, ebenso Deputationen des Magistrats und der Stadtverordneten von Potsdam, besondere Abordnungen der Städte Cöln, Bonn und Coblenz, das ganze zahlreiche Personal der königl. Gärten und viele andere im Leben wie in der Wissenschaft in hoher Geltung stehende Männer hatten sich eingefunden. Nach dem Gesange: „Jesus lebt, mit ihm auch ich," ausgeführt von dem Sängerchor der katholischen Schule, wurde durch den Pfarrer Beyer die Leiche eingesegnet, dann der Sarg geschlossen und nun auf den Wagen gehoben. Die Schuljugend und der katholische Verein, von Marschällen begleitet, schritten voraus, ebenso die hier befindliche katholische Geistlichkeit mit den Chorknaben, dann der Garten-Intendanturrath Jancke, welcher auf seidenem Kissen die Orden des Verewigten trug, und der Hofgärtner G. Meyer mit einem auf einem Sammtkissen ruhenden goldenen Lorberkranz. Diesen Männern, die dem aus dem Leben Geschiedenen in seinem beruflichen Wirken zunächst gestanden und die er zu schätzen wußte, folgte unmittelbar der Leichenwagen, den vier schwarz behangene Pferde zogen und des Verstorbenen Dienerschaft begleitete. Hinter diesem schritten die Leidtragenden und das ganze große Trauergefolge zu Fuß; dann kam ein Königl. Staatswagen und einer von J. Majestät der Königin Wittwe Elisabeth und endlich die lange Reihe der Trauerkutschen. So bewegte sich der ernste Zug unter dem Geläute der Friedenskirche dem Brandenburger Thor zu, um von hier aus mitten durch die jüngern Schöpfungen des Meisters der Gartenkunst hindurch nach Bornstädt zu gelangen. Se. Maj. der König hatte sich mit Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen Karl in das Flügelgebäude hinter der Bildergallerie von Sanssouci begeben und weilte dort, bis der Zug vorüber war. Das Wetter

war trüb und feucht, aber der edle, sinnige Freund der Natur sollte selbst mitten in winterlicher Zeit nicht zu seiner Ruhe eingehen, ohne daß auch sie ihm freundlichen Tribut zollte, denn ungewöhnlich früh blühten diesmal schon in seinen Anlagen die Elsen- und Haselgebüsche und verkündeten die nahende Auferstehungszeit. An der Grenze von Bornstädt empfing der Prediger Preiß mit dem Ortsvorstand die Spitze des Zuges und geleitete ihn dann zum stillen Friedhof, der die Kirche umgibt. Hier stimmte das Trompeter-Chor des 3. Garde-Ulanen-Regiments die Melodie: „Was Gott thut, das ist wohlgethan" an, während der Sarg zu dem an der südlichen Mauer der Erweiterung des Kirchhofs befindlichen Grabe getragen ward. Nachdem das Einsenkungs-Ceremoniell vollzogen worden, hielt der Pfarrer Beyer die Leichenrede, in der er des Verstorbenen Lebensgang erwähnte und hervorhob, wie derselbe ein über die Grenzen Europa's hinaus gefeierter Meister der Kunst geworden, die in seinem Hause schon seit etwa 200 Jahren erblich gewesen ist; auch gedachte er mit besonderer Wärme des edlen, bis zum letzten Hauch bewährten Wohlthätigkeitssinnes des Verewigten, der auch nach dem frühen Verluste der theuren Gattin, an deren Seite er jetzt beigesetzt ward, im Kreise liebender Geschwister und treuer Freunde sich eine edle, gastliche Häuslichkeit zu schaffen gewußt hat. Gegen halb 5 Uhr war der Zug an der Gruft angelangt, und es dunkelte bereits, als nach dem Gesang: „Wie sie so sanft ruh'n" die letzten Schollen und blüthenreichen Kränze, welche theilnahmvolle, innige Liebe dem edlen Todten spendete, in die Gruft gesenkt wurden. Ein weißes Marmorkreuz mit entsprechender Inschrift bezeichnet seine Ruhestätte. Lenné's Name wird noch lange in Liebe und Ehren genannt werden!

Wir stehen vor einem Grabmonument von rothem Sandstein, das einfach die Namen sowie Geburts- und Sterbejahr der Gebrüder Boisserée trägt, aber durch einen schönen Christuskopf von Rauchs Meisterhand geziert ist. Sulpiz Boisserée gab die Idee zu diesem Kopf selbst an und wünschte, daß der alte Typus als Grundlage diene, und sich hoher Ernst und Erhabenheit mit Sanftmuth und Liebe in der Verklärung des Auferstandenen verbinden lasse. Rauch

löste diese Aufgabe zu dessen großer Zufriedenheit, so daß er in dem Kopf ein ganz neues Werk fand, zu dem der alte Typus nur als Andeutung gedient hat, einen Kopf voll Leben, Würde und hoher Liebe. Johann Sulpiz Boisserée ward den 3. Aug. 1783 in Cöln geboren. Sein Vater war ein reicher Handelsherr und aus dem Lüttich'schen Lande nach Cöln gezogen; seine Firma war Nicolaus de Tongres. Sein Bruder Melchior ward 1786 geboren. Sulpiz kam mit seinem 14. Jahr schon auf das Comptoir seines Hauses, nach Jahresfrist auf ein solches in Hamburg. Hier besuchte er Handelscollegien und nahm Privatlectionen in Mathematik und Physik; auch lernte er Dr. Reimarus und Perthes kennen, welcher letztere ihm ein sicherer Führer in der Literatur wurde. Im J. 1800 kehrte er von Hamburg zurück und machte nun in Cöln die Bekanntschaft von Bertram, der zwar 7 Jahre älter als Boisserée, sich doch bald innig mit ihm befreundete; bald sahen sie sich täglich, und stets bewegte sich ihre Unterhaltung um literarische und künstlerische Dinge. Bertram hatte Jurisprudenz studirt, und sein Umgang machte Boisserée bald den Gegensatz der trocknen Berufsarbeiten gegen die geistige Thätigkeit eines auf wissenschaftliche Bildung gegründeten Standes fühlbar, und er beklagte es, daß er nicht eine andere, seinen Neigungen mehr entsprechende Laufbahn ergriffen. Endlich sagte er sich von seinen kaufmännischen Obliegenheiten los und fing an, die Classiker und Philosophie zu studiren. Dazwischen fiel eine Reise nach Paris mit seinem Bruder Melchior und Bertram, wo sie sich an Friedrich Schlegel, erstere halb als Mäcene, halb als Schüler, anschlossen, der ihnen Vorlesungen über die Literatur gebildeter Völker alter und neuer Zeit hielt. Ja, sie veranlaßten späterhin Schlegel, sie nach Cöln zu begleiten, wo er denn auch bald eine Stellung an der höhern Centralschule fand. Hier entwickelte sich nun immer mehr der Kunstsinn, der die Freunde schon längere Zeit vereinigt hielt: es wurden die ersten Ankäufe von Gemälden mehr durch Zufall, als absichtlich gemacht; dann gelang es, manches zu retten, und zuletzt entstand unter den drei Freunden eine Art von Wetteifer, und jeder suchte seine eigene Art von Bildern. Sie hatten einen in jeder Hinsicht unerwar-

teten Erfolg und machten manche für die Kunstgeschichte wichtige Entdeckung. Ein sehr bedeutender derartiger Fund war z. B. der mehrerer Tafelgemälde in der verlassenen Abteikirche zu Heisterbach im Siebengebirge, die zu dem Vollendetsten gehören, was aus der altcölnischen Schule übrig geblieben ist. Die umgekehrten Tafeln zeigten historische Compositionen, welche vielfältig die größte Aehnlichkeit mit dem berühmten Altarbild im Cölner Dom hatten. Hiermit war denn auch diesem herrlichen Kunstwerk seine wahre Stelle angewiesen; es gehörte der zur vollsten Selbstständigkeit gelangten altcölnischen Schule an. So kam die Thätigkeit des Sammelns über die drei Freunde; Melchior namentlich hatte das Glück, mehrere vortreffliche Bilder zu erwerben. Im Frühjahr 1810 zogen die drei Freunde nach Heidelberg, und hier erlangte ihre Gemäldesammlung nach und nach eine europäische Berühmtheit, obgleich sie keinen Raum für ihre Aufstellung fanden. Da ließ der König von Würtemberg den Besitzern ein angemessenes Gebäude in Stuttgart zur Aufstellung ihrer über 200 Nummern umfassenden Sammlung anweisen. Hier wurden die Gemälde zuerst ihrem größern und wichtigern Theile nach vollständig aufgestellt und in ihrem Werthe gewürdigt. Derselbe ergab sich denn auch, als im J. 1827 König Ludwig von Bayern ihnen für 50 auszuwählende Gemälde die Summe von 180,000 fl. in halbjährigen Raten zu 20,000 fl. oder für die ganze, aus 213 Gemälden bestehende Sammlung 240,000 fl. anbieten ließ. Die Cölner Freunde, welche gern ihre Sammlung für die Zukunft gesichert und der gebildeten Welt bleibend zugänglich gesehen hatten, nahmen das letztere Anerbieten an und folgten ihren Bildern nach München. Hier setzte Melchior Boisserée das bereits in Stuttgart begonnene Werk, die Sammlung in Lithographien herauszugeben, fort, wie dies durch den Kaufvertrag ihm bewilligt worden war. Begonnen wurde dieses Werk 1821 und 1834 vollendet; die Treue und Sorgfalt der Ausführung sind allgemein anerkannt.

Sulpiz Boisserée hatte schon frühe in Cöln durch eigene Messungen und Zeichnungen den Grund zu einem Werke über den Cölner Dom gelegt und gelegentlich einer Kunstreise durch

Deutschland mit Baron Aretin einen Vertrag zur Herausgabe der zu lithographirenden Zeichnungen vom Cölner Dom geschlossen. Auch hatte er den Architectur-Maler Quaglio bestimmt, zur Aufnahme und Ausführung der perspectivischen Blätter nach Cöln zu kommen; denn Sulpiz war durch seine Forschungen über die alte Kirchenbaukunst zu der Ueberzeugung gelangt, daß der Dom sowohl der Anlage als der Ausführung nach eins der vollkommensten Werke in Europa und vor Allem geeignet sei, als Musterbild des reinsten und erhabensten Stils aufgestellt zu werden. Der Gedanke, dieses Denkmal deutscher Größe vollständig, wie der geniale Baumeister es entworfen, zur Anschauung zu bringen, begeisterte ihn zu jenen Arbeiten, welche die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf diesen Wunderbau gelenkt haben. Im J. 1810 bot Cotta die Hand zur sorgfältigsten Ausführung des Domwerks in Kupferstich. Die Zeichnungen wurden hauptsächlich von A. Quaglio, Fuchs in Cöln und Oberbaurath Moller in Darmstadt in den Jahren 1808 bis 1813 angefertigt. Mit der Bearbeitung der Kupferstiche wurden zuerst Duttenhofer in Stuttgart und Darnstedt in Dresden beauftragt, später Pariser Kupferstecher, unter ihnen Leisnier, angeworben. Im J. 1823 erschien dann die erste Auflage des Prachtwerks in größtem Format unter dem Titel: „Geschichte und Beschreibung des Doms zu Cöln" in einer deutschen und einer französischen Ausgabe, und 1831 konnte dasselbe mit der 4. Lieferung geschlossen werden. Im J. 1842 erschien eine neue, auf die Hälfte des ursprünglichen Formats verkleinerte, immer noch Groß-Folio-Ausgabe und eine andere in 4°.

Ueber das Werk schrieb Görres eine Recension (1825), aus welcher von der Censur folgende Stelle gestrichen wurde: „Und so müssen wir, nachdem wir gethan, was unseres Amtes war, von dem schönen Werke und seinem Urheber endlich doch Abschied nehmen. In einer Zeit, wo man dem deutschen Stamme überall die Krone abgehauen, damit, nachdem die Wurzel in ein krüppelhaft Gestrüppe ausgeschlagen, engherzige Wirthschaft aller Orten dem kurzen Unterholze sich gewachsen finde, hat er im Bilde wenigstens eine jener alten Donnereichen wieder hergestellt, durch deren Wipfeln wehend und rauschend der Athem des lebendigen

Gottes durchgezogen, damit dies lebende Geschlecht erkenne, welch ein himmelweiter Unterschied bestehe zwischen der hohen Demuth der vergangenen Zeit und der hoffärtigen Niedertracht derjenigen, die später nachgekommen. Umgeben von dem Geplätscher und Gebrause der Gegenwart, wo die besten Kräfte in den frivolsten Bewegungen sich verzehren, und was der Augenblick bringt, der nächste wieder mit sich schwemmt, hat er es gewagt, eine große Idee zu fassen, mit Beharrlichkeit bei ihr auszuhalten und nicht abzulassen, bis er, was mit Ernst begonnen worden, zum glücklichen Ende fortgeführt. Nicht hat er, wie es wohl bei uns in ähnlichen Fällen üblich und herkömmlich ist, in Wort und Bild leichte bunte Waare mit glatter Gewandsheit, auf den Effect berechnet, den Gaffern hingestellt und mit den Marktschreierkünsten der Büchermacher zum Kaufe ausgestellt: alles ist gründlich, tüchtig und gut gemacht, Jedem ist sein Recht zu Theil geworden, nichts ist übereilt, nichts mit gleißnerischer Lüge übertüncht, alles wahr, wie die Natur in ihren Werken."

Von dem Beifall, welchen das Domwerk in Frankreich bei Kennern und Künstlern aller Classen und Meinungen ohne Widerrede gefunden, gibt folgender Bericht Kunde: „Es hat uns Deutschen hier (in Paris) nicht wenig Vergnügen gemacht, daß die tonangebenden Herren der Unternehmung eines Deutschen einen so ehrenvollen Platz auf einem Gebiet einräumen, welches sie als ihre Domaine anzusehen gewohnt sind. Für sehr einsichtige, gelehrte, gemüthliche Kenner und Verehrer der Kunst gelten ihnen die Deutschen allerdings. Wo die Kunst aber den Luxus zu Hülfe rufen muß, um vor den Augen der Welt in würdiger Gestalt aufzutreten und durch den Glanz der Erscheinung zu imponiren, da sind sie nicht geneigt, von dem Unternehmungsgeist und der Freigebigkeit unserer Landsleute große Dinge zu erwarten. Um so mehr mußten sie sich von der Kühnheit und Beharrlichkeit eines Privatmanns betroffen fühlen, der auf eigne Kosten und Gefahr ein Werk unternahm, das in Pracht und Eleganz mit den kostbarsten Kunsterzeugnissen neuerer Zeit zu wetteifern strebte. Das Ungewöhnliche der Erscheinung hat gewiß nicht wenig beigetragen, die allgemeine Aufmerksamkeit

Deutschland mit Baron Aretin einen Vertrag zur Herausgabe der zu lithographirenden Zeichnungen vom Cölner Dom geschlossen. Auch hatte er den Architectur-Maler Quaglio bestimmt, zur Aufnahme und Ausführung der perspectivischen Blätter nach Cöln zu kommen; denn Sulpiz war durch seine Forschungen über die alte Kirchenbaukunst zu der Ueberzeugung gelangt, daß der Dom sowohl der Anlage als der Ausführung nach eins der vollkommensten Werke in Europa und vor Allem geeignet sei, als Musterbild des reinsten und erhabensten Stils aufgestellt zu werden. Der Gedanke, dieses Denkmal deutscher Größe vollständig, wie der geniale Baumeister es entworfen, zur Anschauung zu bringen, begeisterte ihn zu jenen Arbeiten, welche die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf diesen Wunderbau gelenkt haben. Im J. 1810 bot Cotta die Hand zur sorgfältigsten Ausführung des Domwerks in Kupferstich. Die Zeichnungen wurden hauptsächlich von A. Quaglio, Fuchs in Cöln und Oberbaurath Moller in Darmstadt in den Jahren 1808 bis 1813 angefertigt. Mit der Bearbeitung der Kupferstiche wurden zuerst Duttenhofer in Stuttgart und Darnstedt in Dresden beauftragt, später Pariser Kupferstecher, unter ihnen Leisnier, angeworben. Im J. 1823 erschien dann die erste Auflage des Prachtwerks in größtem Format unter dem Titel: „Geschichte und Beschreibung des Doms zu Cöln" in einer deutschen und einer französischen Ausgabe, und 1831 konnte dasselbe mit der 4. Lieferung geschlossen werden. Im J. 1842 erschien eine neue, auf die Hälfte des ursprünglichen Formats verkleinerte, immer noch Groß-Folio-Ausgabe und eine andere in 4°.

Ueber das Werk schrieb Görres eine Recension (1825), aus welcher von der Censur folgende Stelle gestrichen wurde: „Und so müssen wir, nachdem wir gethan, was unseres Amtes war, von dem schönen Werke und seinem Urheber endlich doch Abschied nehmen. In einer Zeit, wo man dem deutschen Stamme überall die Krone abgehauen, damit, nachdem die Wurzel in ein krüppelhaft Gestrüppe ausgeschlagen, engherzige Wirthschaft aller Orten dem kurzen Unterholze sich gewachsen finde, hat er im Bilde wenigstens eine jener alten Donnereichen wieder hergestellt, durch deren Wipfeln wehend und rauschend der Athem des lebendigen

Gottes durchgezogen, damit dies lebende Geschlecht erkenne, welch ein himmelweiter Unterschied bestehe zwischen der hohen Demuth der vergangenen Zeit und der hoffärtigen Niedertracht derjenigen, die später nachgekommen. Umgeben von dem Geplätscher und Gebrause der Gegenwart, wo die besten Kräfte in den frivolsten Bewegungen sich verzehren, und was der Augenblick bringt, der nächste wieder mit sich schwemmt, hat er es gewagt, eine große Idee zu fassen, mit Beharrlichkeit bei ihr auszuhalten und nicht abzulassen, bis er, was mit Ernst begonnen worden, zum glücklichen Ende fortgeführt. Nicht hat er, wie es wohl bei uns in ähnlichen Fällen üblich und herkömmlich ist, in Wort und Bild leichte bunte Waare mit glatter Gewandtheit, auf den Effect berechnet, den Gaffern hingestellt und mit den Marktschreierkünsten der Büchermacher zum Kaufe ausgestellt: alles ist gründlich, tüchtig und gut gemacht, Jedem ist sein Recht zu Theil geworden, nichts ist übereilt, nichts mit gleißnerischer Lüge übertüncht, alles wahr, wie die Natur in ihren Werken."

Von dem Beifall, welchen das Domwerk in Frankreich bei Kennern und Künstlern aller Classen und Meinungen ohne Widerrede gefunden, gibt folgender Bericht Kunde: „Es hat uns Deutschen hier (in Paris) nicht wenig Vergnügen gemacht, daß die tonangebenden Herren der Unternehmung eines Deutschen einen so ehrenvollen Platz auf einem Gebiet einräumen, welches sie als ihre Domaine anzusehen gewohnt sind. Für sehr einsichtige, gelehrte, gemüthliche Kenner und Verehrer der Kunst gelten ihnen die Deutschen allerdings. Wo die Kunst aber den Luxus zu Hülfe rufen muß, um vor den Augen der Welt in würdiger Gestalt aufzutreten und durch den Glanz der Erscheinung zu imponiren, da sind sie nicht geneigt, von dem Unternehmungsgeist und der Freigebigkeit unserer Landsleute große Dinge zu erwarten. Um so mehr mußten sie sich von der Kühnheit und Beharrlichkeit eines Privatmanns betroffen fühlen, der auf eigne Kosten und Gefahr ein Werk unternahm, das in Pracht und Eleganz mit den kostbarsten Kunsterzeugnissen neuerer Zeit zu wetteifern strebte. Das Ungewöhnliche der Erscheinung hat gewiß nicht wenig beigetragen, die allgemeine Aufmerksamkeit

mehr auf die Sache selbst zu lenken und somit ein günstiges Urtheil vorzubereiten. Die Einsichten französischer Kunstrichter haben aber auch dem Zweck eines so seltenen Luxus volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er ist ihnen nicht wie eine willkürliche Verschwendung, sondern als ein nothwendiger, der großartigen Wirkung des Gegenstandes selbst angemessener Aufwand erschienen. Man muß dem Beschauer die Augen so weit wie möglich öffnen und nicht ohne dringende Noth den Maßstab ins Kleine zusammenziehen. Die französische Regierung hat es ihrer Ehre und ihrem Interesse gemäß gefunden, der öffentlichen Stimme durch eine bedeutende Subscription ein größeres Gewicht zu geben. Das Ministerium des Innern unterzeichnete für dreißig Exemplare, Herr von Chateaubriant, als Minister des Auswärtigen, außerdem noch für zehn. Bei solchen Gelegenheiten zeigt sich der praktische Weltverstand der Franzosen, zur Beschämung vieler Andern, von seiner glänzenden Seite. Sie wissen sehr wohl, daß diese einzelnen Aufopferungen ihnen im Ganzen und Großen doppelte und dreifache Frucht bringen. Wir Deutsche, die wir den Fremden so Manches nachmachen, was wir besser nicht nachmachten, wir würden unserer Nationalität keineswegs zu nahe treten, wenn wir in löblichen Dingen fremdes Beispiel willig auf uns einwirken ließen."

Sulpiz Boisserée gab aber noch in München in den Jahren 1831—1833 sein Werk über „Die Denkmale der Baukunst am Niederrhein vom 7. bis 13. Jahrhundert" mit 72 lithographirten Blättern in fol. heraus, von denen 1844 die 3. Auflage erschien. Im J. 1835 wurde er, schon längst Mitglied der bayerischen sowie auch der französischen Akademie der Wissenschaften, zum Ober-Baurath und zum General-Conservator der plastischen Denkmale des Reichs ernannt, welche Stelle er indeß nur 1½ Jahr bekleidete, da er wegen seiner sehr angegriffenen Gesundheit in einem milden Klima Genesung suchen mußte. Den Winter von 1836—1837 brachte er im südlichen Frankreich, dann zwei Jahre in Italien zu. Nach seiner Rückkehr erlebte er die Freude, daß König Friedrich Wilhelm IV im J. 1842 den ersten Stein zum Weiterbau des Cölner Doms legte. Bei Gelegenheit einer Dampf-

schifffahrt zu dieser Zeit trat der König an Boisserée heran, nahm ein Etui aus der Tasche und sagte: „Boisserée, Sie sind der erste Protector des Doms gewesen, ich muß Ihnen ein Andenken daran in das Knopfloch geben", und überreichte ihm den rothen Adlerorden 3. Classe. Bertram erlebte den Erfolg der gemeinsamen Bestrebungen nicht mehr: er starb im Frühjahr 1841; doch hatte er noch die Freude über das Gelingen der Versuche, welche auf sein Zureden Melchior Boisserée vom J. 1829 an in der Glasmalerei begonnen hatte. Die Wiederbelebung, welche diese Kunst durch K. Ludwig erfahren hatte, bestimmte Melchior, auf die Versuche einzugehen, welche ihm Gärtner und Heß vorschlugen. Von Aumüllers Hand kamen ausgezeichnete Werke in dieser neuen Art von Cabinetsmalerei auf Glas zu Stande, welche Melchior Boisserée bewogen, mehre der vorzüglichsten Bilder aus der ehemals eigenen Sammlung ausführen zu lassen. Er beschäftigte damit den Maler Vörtel aus Dresden und mehre Andere und ließ von diesen eine ganze Reihe von Glasgemälden nicht nur nach altdeutschen, sondern auch nach italienischen Meistern ausführen, die so eine eigenthümliche, in ihrer Art einzige Sammlung bilden. Diese Sammlung wanderte 1844 mit den beiden Brüdern nach Bonn, wohin sie ihren Aufenthalt verlegten, da der König von Preußen Sulpiz Boisserée unter Ernennung zum Geheimen Hofrath mit einem Gehalt von 1000 Rthlr. die Gelegenheit bieten wollte, in der Nähe des Cölner Dombaues zu sein, und sich nur freundliche Zuratheziehung in einzelnen Fällen vorbehielt. Die Sammlung wurde in Bonn mit großer Bereitwilligkeit gezeigt, späterhin aber dem Museum in Cöln als eine Schenkung überwiesen.

Leider erlitt im J. 1846 Melchior einen Schlaganfall, der eine Lähmung und im J. 1851 seinen Tod zur Folge hatte. Sein Bruder folgte ihm den 2. Mai 1854. So war denn ein Dreiblatt dahingegangen, das eben in seinen besondern Eigenschaften zusammengehörte, um das zu Stande zu bringen, was zu Stande gebracht worden ist. Sulpiz Boisserée's hinterlassene Wittwe, Mathilde, Tochter des Bankdirectors Rapp in Stuttgart, mit welcher er sich im J. 1828 verheirathet hatte, gab im J. 1862

den Anfang einer Selbstbiographie ihres Mannes, dann aber den ausgedehnten Briefwechsel desselben in 2 Bänden heraus, welche des Interessanten sehr Vieles enthalten. Der Briefwechsel mit Göthe umfaßt den ganzen zweiten Band, während der erste Briefe enthält von den beiden Schlegel, von Schelling, Jacob Grimm, Cornelius, Arndt, Christ. Schlosser, von Schenkendorf, Schinkel, Gneisenau, von Stein, Görres, L. Tieck, Dannecker, Thibaut, Creuzer, Hegel, G. Schwab, F. G. Welcker, von Laßberg, Sailer, Overbeck u. v. A., darunter auch vom Grafen Reinhard, dem berühmten würtembergischen Pfarrerssohn und spätern französischen Diplomaten und Gesandten, mit dem die Gebrüder Boisserée im J. 1807 gemeinschaftlich das Kloster auf dem Appollinarisberg mit 7 Morgen Weinbergen und 60 Morgen Land gekauft hatten. Sie erwarben dessen Hälfte indeß von Reinhard, der sich in Falkenlust bei Brühl niedergelassen, im J. 1821 und verkauften das Ganze im J. 1836 an den Grafen von Fürstenberg. (Vergl. Rhein. Antiq. III Abth. 9. Bd. S. 294.)

Einige Schritte unterhalb des Niebuhr'schen Denkmals trägt ein Stein folgende Doppelschrift:

Hier ruhet die Wittwe Friedrich von Schillers
geborne Charlotte von Lengefeld.
Gest. den 9. Julius 1826.
„Muß ich ihn wandeln, den nächtlichen Weg? Mir graut, ich bekenn' es;
Wandeln will ich ihn gern, führt er zu Wahrheit und Licht."

Hier ruhet die Asche von Ernst von Schiller,
geb. zu Jena am 11. Julius 1796, gest. zu Bilich am 29. Mai 1841.
Herzensgüte, rechtlichen Sinn und Geistesklarheit erbte er von seinem großen
Vater; sein letzter Wunsch war ein Grab neben dem Grabe seiner Mutter.

Charlotte Antoinette von Lengefeld war am 22. Nov. 1766 zu Rudolstadt geboren. Der Vater, Oberforstmeister in Rudolstädtischen Diensten, starb leider bereits 1775; um so sorgsamer aber überwachte nun seine Wittwe die weitere Ausbildung ihrer Kinder. Die ältere Tochter, Karoline, verlobte sich mit einem Herrn von Beulwitz; Charlotte sollte Hofdame am Herzoglichen

Hofe zu Weimar werden. So war es wenigstens der Plan der mit der Lengefeld'schen Familie eng befreundeten Frau von Stein, der Freundin Göthe's und Gemahlin des Weimarischen Oberstallmeisters. Die Mutter ging auch darauf ein und beschloß deshalb, mit ihren Töchtern nach der französischen Schweiz zu reisen, damit Charlotte dort Gelegenheit fände, die französische Sprache zu erlernen. Im Frühjahr 1783 ward die Reise angetreten und in Vevay Wohnsitz genommen. Ein ganzes Jahr lang währte das Studium; die zukünftige Hofdame trieb mit großem Eifer Französisch, Englisch, Zeichnen und Musik, scheint dabei auch schon damals den Keim zu jener Augenschwäche davongetragen zu haben, die während ihres weitern Lebens mehr und mehr zunahm und schließlich in völlige Erblindung überging. Auf der Rückreise kam die Familie nach Mannheim, und Schiller, dem dort Grüße von Wolzogens zu überbringen waren, machte so die erste Bekanntschaft des Mädchens, das zu seiner Gattin bestimmt war. Im Winter mußte Charlotte auf mehrere Monate zur Frau von Stein nach Weimar kommen und sich bei Hofe vorstellen lassen. Den Sommer 1785 verlebte sie wieder in Rudolstadt. Im darauf folgenden Sommer 1786 besuchte Frau von Lengefeld mit ihren beiden Töchtern Karlsbad. Von dort heimgekehrt, empfing sie den Besuch Knebels. Dieser damals bereits 42jährige Mann bewarb sich sichtlich um die Gunst der 20jährigen Charlotte, mußte aber bald inne werden, daß er auf Gegenliebe nicht hoffen dürfe. Dagegen schien ein junger Schotte, Capitain Henry Heron, der sich in Jena Studirens halber aufhielt und am Hofe zu Weimar gern gesehen war, auf das Herz des jungen Mädchens keinen geringen Eindruck gemacht zu haben. Nachdem er sich in Charlottens Stammbuch am 20. Febr. 1787 hatte einschreiben dürfen, erschien er kurz darauf in Rudolstadt. Es kam zu einer Erklärung und zu einem förmlichen Antrag, der aber von der Mutter, die eine „vortheilhafte Partie" in Rudolstadt für sie zu Stande zu bringen hoffte, abgewiesen wurde; tief betrübt, in Thränen hatte Charlotte den „gar guten" Freund entlassen.

Am 6. Dec. 1787 kam Schiller nach Rudolstadt. Im Juli von Dresden nach Weimar übergesiedelt, hatte er in Meiningen

seine Schwester Christophine Reinwald und in dem nahen Bauerbach die Familie Wolzogen besucht. Wilhelm von Wolzogen, der sich zu Charlottens Schwester hingezogen fühlte, führte den Freund in das Lengefeldsche Haus ein. Schiller mußte bekennen, daß ihm beide Töchter gleich vortreffliche Mädchen zu sein schienen; welche aber von beiden ihm ganz besonders wohlgefiele, wußte er nicht zu sagen. Indessen fügte es sich, daß er während des Winters in Weimar das dorthin gekommene jüngere Fräulein von Lengefeld öfters sehen und auch in ihrer Wohnung auf der Esplanade besuchen durfte. Die weitere Folge war, daß er im Mai 1788, „um ungestört arbeiten zu können", nach Rudolstadt übersiedelte und dort wie in dem nahen Volksstädt bis in den November hinein verweilte. Im Frühjahr 1789 ward er Professor in Jena, und im Herbst brachte er wieder vier Wochen in Rudolstadt zu. Daß er dabei ein besonderes Interesse hatte, war augenscheinlich; ob dasselbe aber der ältern oder der jüngern Tochter galt, blieb zweifelhaft. Ja, als Braut äußerte Charlotte gegen den geliebten Mann noch die klagende Besorgniß, daß er für ihre Schwester Karoline mehr als für sie fühle, zu dieser sich hinneige u. s. w. Da wurde ihr aber die Versicherung der tiefsten Liebe zu Theil und die Hinneigung durch das Näherstehen des Alters und größere Gleichheit der Gefühle und Gedanken erklärt. „Was Karoline vor Dir voraus hat," schreibt Schiller, „mußt Du von mir empfangen, Deine Seele muß sich in meiner Liebe entfalten, und mein Geschöpf mußt Du sein, Deine Blüte muß in den Frühling meiner Liebe fallen." So löste sich denn auch glücklicher Weise die Ungewißheit bald: am 18. Dec. ward Schiller in aller Form bei Frau von Lengefeld um die Hand ihrer jüngern Tochter Charlotte; trotz verschiedener Bedenken ließ das Jawort der Mutter nicht allzu lange auf sich warten. Die Hofdamenpläne wurden geopfert; das Weihnachtsfest fand die Liebenden als glückliche Verlobte, und am 22. Febr. 1790 ward ihre Trauung in der kleinen Dorfkirche von Wenigen-Jena vom Diaconus Schmidt still vollzogen.

Beide waren wie für einander geschaffen; sie war das Weib nach seinem Herzen und er der Mann ihrer Seele. Was Schiller

zunächst zu Charlotten hingezogen hatte, war ein gewisser schwärmerischer, seinem eigenen Wesen zusagender Hang, der mit reinem Natursinn, eindringendem Gefühl, herzlicher Gutmüthigkeit, lieblicher Heiterkeit und glücklichster Bildung sich zu schönstem Einklang verband. Schiller gab ihrem Wesen edle Würde und ernstes Selbstbewußtsein, ruhige Sicherheit der erfaßten Lebensanschauung. Wer hat ihre Briefe und sonstigen Aufzeichnungen (in den Werken „Schiller und Lotte", „Charlotte von Schiller und ihre Freunde", die spätern „Briefe von Schillers Gattin an einen vertrauten Freund" — den oben bereits erwähnten Ludwig von Knebel — und „Andenken an B. Fischenich. Meist aus Briefen Fr. von Schiller und Charlottens von Schiller. Von J. H. Hennes") ohne Rührung, ohne das Gefühl bewundernder Liebe lesen können! Sie war eine vortreffliche Frau und Mutter. Im Januar 1791 verfiel Schiller jener Brustkrankheit, die, kaum einigermaßen beseitigt, immer wieder zurückkehrte und seine Kräfte erschöpfte. Da war es denn des treuen Weibes „liebes Leben und Weben" um ihn, was ihn tröstete, beruhigte und dem Tode abrang. Die Genesung ging sehr langsam von Statten; aber Lotte's Liebe war ausdauernd, und endlich war der theure Mann dem Leben wiedergewonnen. Eine Karlsbader Cur im Sommer 1792 hatte seine Kräfte wiederhergestellt, wenn auch die von der Krankheit hinterbliebenen Keime zu späterm Siechthum nicht zu tilgen vermocht. Am 14. Sept. 1793 gebar ihm seine liebe „Lolo" einen Knaben, der auf den Namen Karl getauft wurde. Und wieder im Jul. 1796 konnte er seiner Schwiegermutter nach Rudolstadt melden, daß „am 11. d. unsere liebe kleine Frau mit einem frischen und muntern Jungen glücklich niederkam", der den Namen Ernst erhalten sollte. Inzwischen hatte die Schwägerin Karoline ihre unglückliche Ehe mit Herrn von Beulwitz aufgelöst und sich mit Wilhelm von Wolzogen vermählt, der nun in Weimar eine Anstellung als Kammerrath fand. Am 11. Oct. 1799 fiel Lotte bei der Geburt des dritten Kindes, Karoline, in eine schwere Krankheit, deren Nachwehen sie noch nicht ganz überwunden hatte, als am 3. Dec. die Uebersiedelung des Hausstandes von Jena nach Weimar erfolgen mußte. Indessen konnte Schiller am Neu-

jahrstag 1800 melden, daß „unsere liebe Lolo auf einem Ball war und daß es gottlob gut mit ihr ging". Im Nov. 1802 traf das Adelsdiplom ein und gleich darauf von der Schwiegermutter, die als Fürstl. Rudolstädtische Oberhofmeisterin diese Auszeichnung gewiß ungemein hoch anschlug, folgendes Briefchen: „Zu dem angekommenen Von wünsche ich Glück, und ob mir gleich weder Schiller noch Lolo lieber dadurch geworden sind, so denke ich doch, es kann zu manchem Angenehmen in Weimar Anlaß geben." Das „Angenehme" bestand nämlich darin, daß der bürgerliche Hofrath und Professor nunmehr durch den ihm verliehenen Adelsrang doch courfähig geworden war und auch bei den officiellen Hoffesten erscheinen durfte. Schiller selbst und Lotte faßten die ihnen widerfahrene Ehre hauptsächlich aus dem Gesichtspunkt auf, daß ihren Kindern dadurch das Fortkommen in der Welt erleichtert werden könnte. Am 25. Jul. 1804 wurde ihnen das vierte Kind, Emilie, bescheert; es war das letzte. Am 9. Mai 1805 starb Schiller, und Lotte war Wittwe. „Ich war sehr krank und hoffte zu sterben," schreibt sie wenige Wochen später, „nur der Gedanke an meine Kinder konnte mir noch eine Stütze für's Leben geben."

Ganz Deutschland trauerte um den Tod des Dichters. Aus allen Gegenden, von fern und nahe, kamen die Beweise innigster Theilnahme. Auch Hülfe und Unterstützung wurde von allen Seiten angeboten. Nicht bloß der Herzog Karl August, auch Dalberg setzte eine Pension aus. Cotta, die Erbprinzessin von Weimar und die Königin Luise von Preußen wollten für die Söhne sorgen. Der Hofrath Zacharias Becker in Gotha regte den Plan zu einer Schillerstiftung an: auf sämtlichen deutschen Bühnen sollten Schiller'sche Dramen zur Aufführung gebracht und der Ertrag zur Erwerbung eines Landguts für die Erben des Dichters verwendet werden; Berlin, unter Ifflands Führung, steuerte mit der „Braut von Messina" allein über 2000 Thaler bei. Doch kamen im Ganzen nur etwa 6000 Thaler ein, welche der Wittwe überwiesen wurden. Gewiß war es ein schöner Plan, den Nachkommen Schillers einen bleibenden Familiensitz auf dem Lande zu stiften. Am 21. Dec. 1806 schrieb Lotte an ihren

Jugendfreund Fritz von Stein: „Ich wünsche sehnlich aus einem Grunde zumal einen Besitz; denn ich möchte die heiligen Ueberreste unseres Geliebten auf dem Eigenthum seiner Hinterlassenen wissen. Wenn ich nicht mehr lebe, wenn dieser Plan zu Stande käme, bitte ich Sie, uns Beiden eine Ruhestätte dort zu bereiten." Auch im April 1807 schien sie die Hoffnung noch nicht ganz aufgegeben zu haben, daß in der Nähe Weimars ein kleines Gut erworben werden könnte, das ihren Kindern dereinst als Zufluchtsstätte dienen möchte. Dann aber entsagte sie den Plänen und ließ sich an dem genügen, was die Zeitverhältnisse zuließen; sie schrieb: „Die Vorsehung hat Schillers Unternehmungen gesegnet; ich kann ohne Entbehrung leben; was ich aber kann, werde ich zurücklegen, um den Kindern ein Capital zu lassen, daß sie doch nicht einst abhängig werden und im Nothfall, wenn sie sich einschränken wollen, unabhängig leben können." So blieb sie denn in Weimar; von dem Häuschen auf der Esplanade, wo der Unvergeßliche gestorben, von dem Jacobskirchhof, wo er bestattet war, konnte sie sich nicht trennen, so wenig auch die ihr immer fremdartiger werdenden Verhältnisse des äußern Lebens sie dort befriedigen mochten. Die Herzogin Amalie, die Seele des Weimarer Fürstenhofes, war 1807 aus Gram über den Tod ihres Bruders und über das Unglück des Vaterlandes gestorben. Auch Karoline von Wolzogen verlor 1809 ihren Gatten, der zuletzt Oberhofmeister geworden war, und so standen die beiden Schwestern als Wittwen in einer Welt, die mehr und mehr einen andern Charakter annahm. Lotte schrieb damals: „Diese Zeiten, diese Demüthigungen, die wir als Nation erdulden müssen, hätten Schillers Geist tief geschmerzt." Auch sie empfand diesen Schmerz in tiefster Seele und zog den Kreis ihres Umgangs immer enger; nur dem Andenken des theuersten Mannes und der Erziehung ihrer Kinder blieb ihr Leben fortan gewidmet. Ihren beiden Söhnen gewann sie tüchtige Hauslehrer, denen sie die Erziehung derselben anvertraute. So trat Ukert 1807 in das Schiller'sche Haus ein. Leider blieb er nur ein Jahr, da er einen Ruf nach Gotha erhielt, wo er sich nachmals als Historiker und Geograph auszeichnete und 1851 starb. An seine Stelle

trat auf kurze Zeit Gabler (später Professor in Berlin) und dann auf längere Dauer der treffliche Abeken, der, als er 1810 einem Ruf nach Coburg folgte, die beiden Knaben so weit vorgebildet hatte, daß Karl die Universität beziehen, Ernst aber in die Prima des Weimarer Gymnasiums aufgenommen werden konnte. Die Mutter war diesem Lehrer ihrer Söhne herzlich zugethan und hatte die Freude, daß er ihre Cousine Christiane, die Tochter Ludwigs von Wurmb, sich zur Gattin erkor. Er ging 1815 in seine Vaterstadt Osnabrück, wo er als Schulmann noch ein halbes Jahrhundert segensreich gewirkt hat und 1866 gestorben ist.

Karl, der sich für die Forstwissenschaft entschieden hatte, verließ im Frühjahr 1810 das Elternhaus, um in Heidelberg seine Studien zu beginnen. Die zärtliche Mutter konnte es sich nicht versagen, im Sommer 1811 eine Reise nach dem Neckar zu machen, um zu sehen, wie ihr Sohn dort aufgehoben sei. Im folgenden Jahr geleitete sie denn auch ihren Ernst, der sich dem juristischen Studium widmen wollte, persönlich nach Heidelberg. Als im Frühjahr 1813 das Volk aufstand und der Sturm losbrach, kehrten beide Brüder in die Heimath zurück. Ernst setzte seine Studien in Jena fort; Karl aber, zum Herzoglich Weimarischen Hof- und Jagdjunker ernannt, trat am 11. Januar 1814 in das Sächsische Ulanenregiment und machte in dem Corps seines Herzogs den Feldzug nach den Niederlanden mit. Zurückgekehrt ward er zum Kammer-Assessor ernannt; es drängte ihn aber, seinem forstmännischen Beruf nachzugehen. In dieser Richtung bot ihm sein engeres Vaterland wenig oder gar keine Aussicht. So wandte er sich denn in die alte Heimath seines Vaters, nach Würtemberg, und dort erhielt er denn auch endlich eine seinen Wünschen vorläufig entsprechende Anstellung im Donaukreis, zehn Stunden vom Bodensee, in Altshausen. Wie glücklich war die Mutter, nun doch schon ihren ältesten Sohn versorgt zu wissen! Sie besuchte ihn mit ihren Töchtern im Herbst 1819 und machte bei dieser Gelegenheit auch nach dem Rheinfall bei Schaffhausen einen Ausflug, der ihr ungemein wohlthat. Inzwischen war auch ihr jüngerer Sohn Ernst, dem es, wie Göthe sich lakonisch ausdrückte, im Weimarischen „nicht glücken wollte“,

im Frühjahr 1819 nach Preußen gegangen und als Referendar beim Appellationsgericht zu Cöln eingetreten. Mit innigster Liebe hing die zärtliche Mutter an den beiden Söhnen, in denen sie „des Vaters Wesen vertheilt" sah, so daß „Karl ganz das tiefe reiche Gemüth, Ernst den Geist und die herzliche Phantasie" hatte. Sobald die Mutter alle ihre Kinder „zu ihrer Bestimmung geführt" haben würde, wollte sie „gern irgendwo hingehen, wo ich weder Antheil an den äußern Begebenheiten nehmen darf, noch mit figuriren, und lebe dann bloß der Reflexion und der Natur. Wenn man nur noch sich an wahren, edlen, menschlichen Erscheinungen freuen könnte, wenn man einmal da ist! Es ist noch mein Wunsch, Minister Stein zu kennen; denn dieser interessirt und freut mich noch. Nur Geist und Kraft und der Wille für das Gute sind etwas werth. Das ist noch einer meiner Wünsche auf der Erde, ihn sehen zu können." Dieser im Jahr 1817 geäußerte Wunsch scheint ihr nicht mehr in Erfüllung gegangen zu sein. Im J. 1820 verbrachte sie längere Zeit theils in Rudolstadt, theils in Arnstadt bei ihrer hochbetagten Mutter. Im Frühjahr 1821 fiel sie in eine schwere Krankheit, welche sie der Auflösung nahe brachte; doch konnte sie im Juli mit den Töchtern die längst gewünschte Reise nach Cöln zu ihrem Ernst antreten. Im folgenden Jahr 1822 klagte sie zum erstenmal ernstlich, daß die Sehnerven sehr gelitten hätten und die Augen, zwar ohne Schmerz, doch nicht immer stark seien. Diese Augenschwäche nahm derartig zu, daß das Schreiben zu jeder Tageszeit im März 1823 schon nicht mehr möglich war. Im Dec. eben dieses Jahres hatte Charlotte den Tod ihrer Mutter zu beklagen, die ihr Leben auf 85 Jahre gebracht hatte. Dies hohe Alter, das auch Karoline von Wolzogen († 1847) erreichen sollte, war der Wittwe Schillers nicht beschieden. Als die lebensmüden Augen ihrer Mutter sich geschlossen, begannen die ihrigen zu erblinden.

Im April 1825 wurde sie von ihren Töchtern abermals nach Cöln geleitet, wo Ernst inzwischen Landgerichtsrath geworden war und sich vermählt hatte. Die Mutter erfreute sich der glücklichen Verhältnisse der Braut und wollte den Winter bei dem

jungen Ehepaar zubringen. Da wurde denn der berühmte Professor von Walther zu Rath gezogen, und dieser versprach, nach Jahresfrist durch eine schmerzlose Operation das Sehvermögen der blinden Frau wiederherzustellen. Am 4. Jul. 1826 ging die Operation in Bonn vor sich, glücklich und schmerzlos. Tief bewegt vor Freude versicherte Charlotte, ihre vor ihr stehende Tochter Emilie deutlich sehen zu können. Dann ward der Verband angelegt und strengste Ruhe empfohlen. Am nächsten Tage stellten sich Kopfschmerzen ein, namentlich oberhalb der Augen, wurden indessen durch einen Aderlaß beseitigt. Die nächsten Tage hindurch ging Alles nach Wunsch, und der Arzt war sehr zufrieden. Ernst hatte versprochen, am nächsten Sonntag von Cöln nach Bonn zu kommen, und herzlich freute sich die Mutter darauf, ihren Sohn dann wieder mit Augen sehen zu können. Es war aber anders bestimmt. Am 8. Jul. wurde der erste Verband abgenommen. Die Kranke versicherte, sie habe den Arzt ganz klar vor sich sitzen sehen. Darauf trat ruhiger Schlaf ein; doch Nachmittags zwei Uhr erwachte Charlotte plötzlich, verlangte mit auffällig veränderter Stimme zu trinken und klagte über starken Schwindel. Der eilends gerufene Arzt war ganz bestürzt; er hatte keine Erklärung für diesen jäh eingetretenen Wechsel und bereitete die Tochter darauf vor, daß unter den gegenwärtigen Umständen Alles zu befürchten sei. Ernst, durch einen reitenden Boten benachrichtigt, traf in der Nacht von Cöln ein. Inzwischen war die Kranke immer schwächer geworden: meist lag sie besinnungslos; Phantasiebilder flogen durch ihre Seele. Ein Nervenschlag machte am Sonntag den 9. Jul. Morgens 6 Uhr dem Leben der edlen Frau ein Ende; sie starb 21 Jahre nach ihrem Gatten, 3 Jahre nach dem Tode ihrer Mutter.

Am 16. Jul. las man in der Cölnischen Zeitung: „Unsern Freunden widmen wir die traurige Anzeige, daß unsere innigst geliebte Mutter und Schwiegermutter, die Frau Charlotte Antoinette, verwittwete von Schiller, geborene von Lengefeld, am 9. d. Mts. Morgens gegen 6 Uhr zu Bonn in einem Alter von 61 Jahren sanft und ruhig verschied. Nachdem die Verewigte am 4. d. M. eine Augenoperation schmerzlos und glücklich überstanden,

endete ein durchaus unerwarteter Nervenschlag ihr edles Leben. Cöln, den 13. Jul. 1826. Ernst von Schiller. Emilie von Schiller. Lena von Schiller, geb. Pfingsten."

Ernst von Schiller wurde später Landgerichtsrath in Trier und dann als Appellationsgerichtsrath wieder nach Cöln versetzt. Zur Wiederherstellung seiner stark angegriffenen Gesundheit begab er sich auf ärztlichen Rath im April 1841 nach Vilich (gegenüber Bonn), wo sein Schwager, der Bürgermeister Pfingsten, ein Landhaus besaß. Dort starb er bereits am 29. Mai. Sein Wunsch, neben seiner Mutter in Bonn beerdigt zu werden, wurde erfüllt. Er war verheirathet mit Magdalena Pfingsten, verwittweten von Mastiaux-Neuenhoven, einer sehr angesehenen, durch ihren Kunstsinn ausgezeichneten Bonner Familie. Dieser Sinn für die schönen Künste war auf sein Stiefkind Therese übergegangen, und in diesem liebenswürdigen Mädchen fand der ihr geistesverwandte Schiller sein ganzes Glück. Sie starb leider früh, ein für ihn unersetzlicher Verlust. Der Vater seiner Frau war der kurfürstliche Oberappellationsgerichts-Director und Geheimrath Pfingsten, welcher vom Kurfürsten Max Franz, der ihn auch wohl zu diplomatischen Missionen gebrauchte, geadelt worden. Er machte indeß von dieser Bevorzugung keinen Gebrauch, während seine Urenkel sie jetzt wieder aufgenommen haben. Eine Nichte der Frau von Schiller war verheirathet mit Bernhard de Claer, dessen Vorfahre Eberhard de Claer Statthalter der Aemter Wolkenburg und Drachenfels war, als diese dem Herzog von Croy in der Mitte des 17. Jahrhunderts anheimgefallen. Die Familie blieb in dieser Stellung und auch späterhin in Königswinter, wo sie sich angekauft, bis auf Philipp Heinrich de Claer, welcher unvermählt starb. Dieser hatte bei Lebzeiten oft gesagt, daß er der Gemeinde Königswinter ein Capital zum Bau einer neuen Kirche vermachen wolle; indeß fand sich in seinem Testamente keine dahin lautende Bestimmung. Nach längerer Zeit meldet sich ein alter Diener des Hauses mit einem Schriftstück, welches er in der Tasche einer ihm geschenkten Weste gefunden hatte: es war dies ein Codicill, in welchem sich die Summe für den Neubau der Kirche ausgeworfen fand. Die

Erben Philipp Heinrich und Maria Agnes, verehlichte von Ley, ließen einen wegen der Aechtheit des Codicills schwebenden Proceß fallen und erbauten die Kirche bis auf den Thurm, welcher von der Gemeinde errichtet wurde. Im J. 1779 war die Kirche vollendet, vor deren Thüre der Erbauer, Philipp Heinrich, begraben liegt, so wie denn auch sein Wappen über dem Hochaltar angebracht ist.

Sein einziger Sohn Bernhard, nach absolvirten Studien im Verwaltungsfach thätig, war nach der Schlacht bei Leipzig neben von Hallberg, von Schall, Bleibtreu ꝛc. besonders eifrig für die Errichtung eines „freiwilligen Banners" im Siebengebirge, bei welchem er die Stelle eines Hauptmanns und Oberadjutanten bekleidete. Im Januar 1814 zog de Claer mit einer Abtheilung des Landsturms in Bonn ein, der bald nachher 2 Schwadronen russischer Dragoner und ein Pulk Donischer Kosaken folgten, und war dann eine Zeitlang (bis zum Jul. 1814) Stadtcommandant daselbst, späterhin aber wieder in den Civildienst zurücktretend. Er starb, allgemein geachtet, als Königl. Domainenrath und Hypothekenbewahrer im Jahr 1853. Aus seiner Ehe mit der ältesten Tochter des Bürgermeisters Pfingsten, Ernst von Schillers Schwager, hinterließ er der Söhne fünf: Alexander, Otto, Eberhard, Albert und Ernst, die sich zum größern Theil der militairischen Laufbahn gewidmet.

In Bezug auf oben erwähnten Landsturm, so war es Clemens August Freiherr von Schall zu Bell, kurcölnischer Obristwachtmeister, der, als sich im J. 1813 die verbündeten Truppen dem Rheine näherten, diesen Landsturm vom Siebengebirge formirte. Derselbe war bald über 3000 Mann stark und versah namentlich den Vorpostendienst in einer Strecke von 4 Stunden längs dem rechten Rheinufer ohne Beihülfe stehender Truppen. Vom Typhus ergriffen, starb der schon in hohem Alter stehende hochverdiente Mann und erhielt zum Nachfolger den Grafen Ernst zur Lippe, der ebenfalls mit Eifer dieser Volksbewaffnung vorstand, welche unter seiner Leitung an Umfang und Ausbildung gewann und sich merkwürdiger Weise einen gewissen Ruhm und Namen erwarb. In dem Aufruf zur Bildung eines Bergi-

schen Landsturms von Justus Gruner, der Bd. 2 S. 371 schon angedeutet wird, findet z. B. eine ehrenvolle Berufung auf ihn statt. Mit diesem Landsturm vom Siebengebirge stand derjenige an der Sieg in Verbindung; diesen befehligte der Freiherr von Hallberg als Feldobrist-Hauptmann. Es war der späterhin durch seine Originalitäten so bekannt gewordene „Eremit von Gauting". Wie derselbe indeß seine Aufgabe löste, geht aus folgendem Schreiben hervor: „Seine Majestät der König hat aus Euer Hochwohlgeboren kraftvollen deutschen Vorstellung vom 16. v. M. mit großem Vergnügen die treuen Gesinnungen und die Bereitwilligkeit des Ihrem Befehle untergebenen Landsturms, das Vaterland im Kriege und Frieden zu schützen, wahrgenommen und mich allergnädigst mit dem Auftrag beehrt, Denselben die allerhöchste Zufriedenheit darüber bekannt zu machen. Indem ich diesem schönen Befehle hierdurch pflichtschuldigst ein Genüge leisten will, füge ich Ihnen die Versicherung hinzu, daß das Vaterland gewiß auf Ihre Männer rechnet, und der König Sie zu den treuesten Unterthanen zählt. Hauptquartier, Lüttig, am 13. April 1814. (gez.) Graf von Gneisenau. An den Freiherrn von Hallberg zu Siegburg." Daß dem Landsturm eine solche Auszeichnung geworden, mag wohl selten vorgekommen sein!

Der ältere Bruder des Appellationsgerichtsraths von Schiller, Karl, der zuletzt Oberforstmeister in Rottweil war, ist vor einigen Jahren gestorben. Von ihm, der in geistiger Hinsicht nicht der Erbe seines großen Vaters, aber ein herzensguter, freundlicher Mann war, erzählt einer seiner ehemaligen Bekannten das nachfolgende heitere Geschichtchen. Der Oberforstmeister hielt sich nach seinem eigenen Geständniß am liebsten da auf, „wo's nicht weit von einem guten Schoppen war". „Sehen Se," sagte er einst plaudernd zu jenem Bekannten, „mein Sohn ist zu groß und stark, hat gar zu viel Dragonermäßiges an sich, als daß er auch nur einen Zoll von seinem Großvater haben oder werden könnte. Da hab' ich noch mehr von ihm, wenigstens ein Bisle von seinem Herzen. Aber ein nettes Stück von meinem Jungen muß ich Ihnen doch einmal erzählen. Als er noch 'n Bub war, that ich ihn zu 'nem Präceptor in Kost, Zucht und Schule. Der hielt

alle Semester Examen mit seinen Zöglingen und ladete dazu öffentlich ein, speciell deren Eltern ꝛc. Einmal, denke ich, mußt du doch auch hingehen, und g'rad' als ich in's Schulzimmer tret', überhört der Präceptor die Buben lateinische Vocabeln. Mich sehend, meint' er natürlich besonders meinem Fritze Aufmerksamkeit schenken zu müssen. Er fragt zwei, drei; der Bub weiß se, und man sah's dem Kerl deutlich an, wie herzlich froh er war. Aber da fragt er wieder: Silva? und der Bub weiß es nicht, schaut verdrießlich vor sich nieder. Na, Silva? wiederholt der Präceptor, Silva? Schiller! Du weißt's, ich bin sicher; Du weißt's, Dein Vater ist ja often d'rin, und — auf fährt der Bub wie der Blitz, das hat ihn auf die rechte Spur gebracht, und Feuer in den Augen, Freud' auf dem mageren Gesicht, antwortete er flugs und laut: Ja, ja, Wirthshaus! Wirthshaus! Silva das Wirthshaus! — Der dumme Kerl, der Präceptor, und alle die Leut', die da waren, meinten nun, das Lachen unterdrücken zu müssen, und ich, ich selbst wußte m'r vor Lachen gar nicht zu helfen, mußt' fort und ging dann natürlich in's Jungen Silva. — Vergess' das mein Lebtag nicht!"

Von den beiden Töchtern Charlottens ist die ältere, Karoline, nicht mehr unter den Lebenden; sie hatte aus Wahl und Neigung in Rudolstadt eine Erziehungsanstalt geleitet, aber dann einen Herrn von Junot, Berg- und Hütten-Director daselbst, einen Verwandten des französischen Marschalls, Herzogs von Abrantes, geheirathet. Die jüngere Tochter, Emilie, ist dagegen noch am Leben; sie vermählte sich am 29. Jul. 1828 mit Adalbert Freiherrn von Gleichen genannt von Rußwurm, dessen Eltern mit den Familien Lengefeld und Schiller in innigster Freundschaft gestanden hatten, und wohnt auf dem Schlosse Greifenstein ob Bonland in Franken.

Nur wenige Schritte von der Grabstätte der Wittwe Schillers sagt uns ein einfacher Stein, daß hier Frau Katharina vom Bruch, geborne Schaaf, ruhe, welche im J. 1829 im 76. Jahre gestorben. Die Grabstelle wird aus einer Stiftung unterhalten, welche ihr Sohn zu diesem Behufe der Stadt Bonn gemacht. Sie hatte diesen Sohn, Karl Ludwig, am 18. Oct. 1798 in

Elberfeld geboren. Der Vater war ein geachteter Bürgersmann, welcher ein Buchbindergeschäft betrieb. Brucks erste Jugend fällt in die reichbewegte Zeit der französischen Kriege; während seiner Schuljahre sah er die große Armee an sich vorbeiziehen auf ihrem Marsche nach Rußland, erlebte er, ein Jüngling von 15 Jahren, die deutschen Befreiungskriege, deren gewaltige Wirkung man gerade in den Rheinlanden am tiefsten verspürte. Im J. 1815 trat Bruck, 17 Jahre alt, in die damals neu gebildete russisch-deutsche Legion ein, ward später Officier im 7. preußischen Ulanen-Regiment und kämpfte als solcher in der Schlacht von Wawre, wobei er eine Hiebwunde über die Stirne bekam. Sein Escadrons-Chef war der spätere Feldmarschall Graf Dohna. Bruck, der in seiner Vaterstadt die Handlung erlernt hatte, garnisonirte und conditionirte dann einige Zeit in Bonn, wo er auch an der neu gegründeten Hochschule staatswirthschaftliche Collegien besuchte. Aber ein Durst nach Abenteuern, ein innerer Drang trieb ihn, im J. 1820 in England sich um einen Dienst bei der ostindischen Compagnie zu bewerben, und als sich diese Projecte zerschlugen, faßte er den Plan, nach Griechenland zu gehen und in den Reihen der Philhellenen an den Kämpfen gegen das Osmanenthum Theil zu nehmen. Er kam in dieser Absicht, reich an Hoffnungen und ziemlich arm an Mitteln, nach Triest, um daselbst sich nach Griechenland einzuschiffen. Der preußische Consul des Platzes, von Brandenburg, gewann den 23jährigen begabten jungen Mann, welcher längere Zeit auf eine passende Ueberfahrtsgelegenheit warten mußte, lieb, warnte ihn eindringlich, an den verzweifelten und damals wenig Aussicht bietenden Unternehmungen der hellenischen Insurgenten sich zu betheiligen, und verschaffte ihm eine bescheidene Stelle in einem kaufmännischen Comptoir. Aus demselben kam Bruck in die Bureaux einer Assecuranzgesellschaft, in welchen er sich allmälig durch Umsicht und Thätigkeit zum Secretair emporarbeitete und, obwohl selbst ziemlich mittellos, doch in einer Stadt, in der sonst nur der Besitz eine gewisse sociale Stellung gibt, die allgemeine Achtung in solchem Grade erwarb, daß er 1828 die Hand einer Tochter des angesehenen Kaufherrn Buschek erhielt. Nun durch Familien-

alle Semester Examen mit seinen Zöglingen und ladete dazu öffentlich ein, speciell deren Eltern &c. Einmal, denke ich, mußt du doch auch hingehen, und g'rad' als ich in's Schulzimmer tret', überhört der Präceptor die Buben lateinische Vocabeln. Mich sehend, meint' er natürlich besonders meinem Fritze Aufmerksamkeit schenken zu müssen. Er fragt zwei, drei; der Bub weiß sie, und man sah's dem Kerl deutlich an, wie herzlich froh er war. Aber da fragt er wieder: Silva? und der Bub weiß es nicht, schaut verdrießlich vor sich nieder. Na, Silva? wiederholt der Präceptor, Silva? Schiller! Du weißt's, ich bin sicher; Du weißt's, Dein Vater ist ja often d'rin, und — auf fährt der Bub wie der Blitz, das hat ihn auf die rechte Spur gebracht, und Feuer in den Augen, Freud' auf dem mageren Gesicht, antwortete er flugs und laut: Ja, ja, Wirthshaus! Wirthshaus! Silva das Wirthshaus! — Der dumme Kerl, der Präceptor, und alle die Leut', die da waren, meinten nun, das Lachen unterdrücken zu müssen, und ich, ich selbst wußte m'r vor Lachen gar nicht zu helfen, mußt' fort und ging dann natürlich in's Jungen Silva. — Vergess' das mein Lebtag nicht!"

Von den beiden Töchtern Charlottens ist die ältere, Karoline, nicht mehr unter den Lebenden; sie hatte aus Wahl und Neigung in Rudolstadt eine Erziehungsanstalt geleitet, aber dann einen Herrn von Junot, Berg- und Hütten-Director daselbst, einen Verwandten des französischen Marschalls, Herzogs von Abrantes, geheirathet. Die jüngere Tochter, Emilie, ist dagegen noch am Leben; sie vermählte sich am 29. Jul. 1828 mit Adalbert Freiherrn von Gleichen genannt von Rußwurm, dessen Eltern mit den Familien Lengefeld und Schiller in innigster Freundschaft gestanden hatten, und wohnt auf dem Schlosse Greifenstein ob Bonland in Franken.

Nur wenige Schritte von der Grabstätte der Wittwe Schillers sagt uns ein einfacher Stein, daß hier Frau Katharina vom Bruch, geborne Schaaf, ruhe, welche im J. 1829 im 76. Jahre gestorben. Die Grabstelle wird aus einer Stiftung unterhalten, welche ihr Sohn zu diesem Behufe der Stadt Bonn gemacht. Sie hatte diesen Sohn, Karl Ludwig, am 18. Oct. 1798 in

Elberfeld geboren. Der Vater war ein geachteter Bürgersmann, welcher ein Buchbindergeschäft betrieb. Brucks erste Jugend fällt in die reichbewegte Zeit der französischen Kriege; während seiner Schuljahre sah er die große Armee an sich vorbeiziehen auf ihrem Marsche nach Rußland, erlebte er, ein Jüngling von 15 Jahren, die deutschen Befreiungskriege, deren gewaltige Wirkung man gerade in den Rheinlanden am tiefsten verspürte. Im J. 1815 trat Bruck, 17 Jahre alt, in die damals neu gebildete russisch-deutsche Legion ein, ward später Officier im 7. preußischen Ulanen-Regiment und kämpfte als solcher in der Schlacht von Wawre, wobei er eine Hiebwunde über die Stirne bekam. Sein Escadrons-Chef war der spätere Feldmarschall Graf Dohna. Bruck, der in seiner Vaterstadt die Handlung erlernt hatte, garnisonirte und conditionirte dann einige Zeit in Bonn, wo er auch an der neu gegründeten Hochschule staatswirthschaftliche Collegien besuchte. Aber ein Durst nach Abenteuern, ein innerer Drang trieb ihn, im J. 1820 in England sich um einen Dienst bei der ostindischen Compagnie zu bewerben, und als sich diese Projecte zerschlugen, faßte er den Plan, nach Griechenland zu gehen und in den Reihen der Philhellenen an den Kämpfen gegen das Osmanenthum Theil zu nehmen. Er kam in dieser Absicht, reich an Hoffnungen und ziemlich arm an Mitteln, nach Triest, um daselbst sich nach Griechenland einzuschiffen. Der preußische Consul des Platzes, von Brandenburg, gewann den 23jährigen begabten jungen Mann, welcher längere Zeit auf eine passende Ueberfahrtsgelegenheit warten mußte, lieb, warnte ihn eindringlich, an den verzweifelten und damals wenig Aussicht bietenden Unternehmungen der hellenischen Insurgenten sich zu betheiligen, und verschaffte ihm eine bescheidene Stelle in einem kaufmännischen Comptoir. Aus demselben kam Bruck in die Bureaux einer Assecuranzgesellschaft, in welchen er sich allmälig durch Umsicht und Thätigkeit zum Secretair emporarbeitete und, obwohl selbst ziemlich mittellos, doch in einer Stadt, in der sonst nur der Besitz eine gewisse sociale Stellung gibt, die allgemeine Achtung in solchem Grade erwarb, daß er 1828 die Hand einer Tochter des angesehenen Kaufherrn Buschek erhielt. Nun durch Familien-

bande an Triest gefesselt und mit dem dortigen kaufmännischen Patriciat verbunden, konnte Bruck sich der Verwirklichung umfassenderer Plane zuwenden und vor Allem eine Idee realisiren, die er lange mit sich herumgetragen und für welche er nur mit großer Mühe opferbereite Theilnehmer gefunden, die Begründung des Lloyd.

Ursprünglich war diese Handelsgesellschaft, welche gegenwärtig über eine große Flotte verfügt, weitläufige Werfte, großartige Börsenlocale, prächtig eingerichtete Druckereien, eine große Verlagsbuchhandlung und drei eigene gediegene Journale besitzt, welche ihre Agenturen bis tief hinüber nach Osten längs den Gestaden des Pontus und herab längs der kleinasiatischen Küste und den syrischen Strandriffen bis zur Handelsmetropole an der Mündung des westlichen Nilarms über die ganze Levante zerstreut hat und dort das Bindeglied zwischen dem Orient und der abendländischen Cultur bildet, ein gar bescheidenes Unternehmen. Bruck wollte zuerst nur einen Centralpunkt bilden, in welchem die für den Triester Platz wichtigen Schiffer- und Handelsnachrichten rasch einlaufen und zur Kenntniß der Triester Kaufleute, Rheder und Assecuranzgesellschaften kommen würden, ähnlich wie das in größerm Maßstab für den Londoner Platz in Lloyds bekanntem Kaffeehause an der Themse geboten wird. Man behalf sich zuerst mit dem Zimmer eines Triester Kaffeehauses, und bescheidene Bleistiftnotizen repräsentirten die kaufmännischen Bulletins. Aus diesem bescheidenen Kaffeehauswinkel und diesen mit Bleifeder notirten fliegenden Blättern erwuchsen im Verlauf der Jahrzehnte das colossale Tergesteum, der trefflich eingerichtete Depeschendienst desselben und die Journale des Lloyd. Der Kreis, den Bruck um sich versammelt hatte, erweiterte sich nämlich bald durch die Theilnahme kaufmännischer Notabilitäten der Stadt und gewann dadurch seine eigentliche Bedeutung, daß er sich auf die Dampfschifffahrt, welche damals so eben die ersten Boote nach der Adria gesendet, warf und diese in den östreichischen Gewässern förmlich zu ihrem Monopol zu machen verstand. Rasch vergrößerte sich das Actiencapital und mit ihm die Flotte der Gesellschaft. Ursprünglich nur auf eine directe Seeverbindung zwischen

Triest und Venedig bedacht, knüpfte der Lloyd Verbindungen mit der dalmatinischen Küste, mit den jonischen Inseln, mit Ancona, mit den Hafenstädten von Griechenland und dem Archipelagus, mit denen der europäischen und asiatischen Türkei an. Besondere internationale Verträge sicherten der Triester Gesellschaft außergewöhnliche Privilegien und den Postverkehr auf den erwähnten Linien. Mit dem Einflusse des Lloyd gewann auch der Oestreichs in der Levante festern Boden, hob sich der directe Handelsverkehr zwischen den östreichischen Binnenprovinzen und jenen östlichen Gegenden. Zu gleicher Zeit fing die wichtig gewordene kaufmännische Association an, sich als hervorragender Factor im wirthschaftlichen Leben der Monarchie zu fühlen und von der Regierung in Wien außerordentliche Beachtung zu fordern und zu erlangen.

Mit dieser anschwellenden Bedeutung des Lloyd war auch die Stellung Brucks, der vom ersten Augenblick an bis zu seinem Uebertritt in den Staatsdienst die eigentliche Seele und der Leiter des Lloyd gewesen, eine mächtige geworden. Er war nicht nur eine Local- und Provinzialberühmtheit, wie das hervorragende Kaufleute gewöhnlich zu sein pflegen; sein Ruf veranlaßte unter Anderm den Staatskanzler, welcher in seinen Gunstbezeigungen gegen Bürgerliche eben nicht sehr verschwenderisch zu sein pflegte, Bruck eine ganz besondere Aufmerksamkeit zu schenken und denselben bei dem Besuche, den 1844 Kaiser Ferdinand in Triest machte, persönlich auszuzeichnen. In weitern, nicht speciell kaufmännischen Kreisen wurde Bruck und der Triester Lloyd durch die Versuche bekannt, die ostindische Ueberlandpost von Alexandrien nach Triest, statt nach Marseille, zu lenken; die vielen Probefahrten, welche zu diesem Zweck sowohl von den Bevollmächtigten der Triestiner als der ostindischen Compagnie gemacht, die zahllosen Erörterungen und Reclamen hierüber, welche in der gesamten deutschen, englischen und belgischen Presse veröffentlicht wurden, die persönliche Thätigkeit, welche der begabte Bevollmächtigte des Lloyd in den Hauptstädten der längs der projectirten Ueberlandroute liegenden Gebiete zu entwickeln verstand, machten das Triester Institut und den Namen des geistigen Lei-

ters desselben förmlich populair in allen Kreisen, welche sehnsüchtig einem Umschwung der Dinge in Oestreich entgegensahen und den Sturz des bevormundenden Polizeisystems erwarteten. So kam es denn, daß Brucks Name genannt wurde, als man in dem ereignißreichen Frühjahr von 1848 sechs Oestreicher zum Vorparlament nach Heidelberg einlud, und daß ihn später die Stadt Triest als ihren Vertreter in die Paulskirche sendete. In Triest selbst hatte sich im Frühjahr von 1848 die italienische Partei durch mancherlei Umtriebe bemerkbar gemacht und Verbindungen mit der Republik Venedig anzuknüpfen verstanden; daß sie aber trotz ihrer numerischen Ueberlegenheit und den für eine solche Agitation besonders günstigen Platzverhältnissen keinen dauernden Einfluß erlangen konnte und nicht — wie sie gerne gewünscht hätte — die Verbindung zwischen den Bewegungselementen jenseits des Isonzo und der ungrischen Grenze herzustellen im Stande war, ist vor Allem das Verdienst Brucks und jener Schar thatkräftiger Deutschen, welche dieser in bewegter Zeit um sich zu versammeln gewußt hatte.

Mit der Mission Brucks nach Frankfurt beginnt seine politische, seine staatsmännische Laufbahn; 27 Jahre lang hatte er in der Hafenstadt gewirkt und aus anfänglich bescheidener Stellung sich zu einer Position emporgearbeitet, welche ihn neben und über die ersten Männer der reichen Stadt stellte. Seine Schöpfung, der „östreichische Lloyd" — diesen officiellen Titel hatte die Gesellschaft angenommen — verfügte über ein Actiencapital von vielen Millionen. Im J. 1856 bestand das Actiencapital aus 21½ Millionen fl. und 1 Million Prioritäten; die Zahl der Dampfschiffe beträgt ohne die Schlepper 68 mit 13,340 Pferdekraft und 39,155 Tonnen Tragfähigkeit. Die Triester Kaufmannschaft fing an, durch die Beziehungen des Lloyd mit der Levante auf diese Art von Verkehr hingewiesen und durch die auf ihre Veranstaltung veranlaßten Industrieausstellungen in Wien und Laibach mit den Erzeugnissen des heimischen Gewerbfleißes näher bekannt gemacht, östreichische Producte nach dem Orient zu exportiren. Es bildeten sich viele jener Fabrikationszweige, die wie z. B. die Production von Feß nur auf Absatz

im ottomanischen Reiche und in Griechenland berechnet sind, und viele andere östreichische Producte, namentlich Woll- und Glaswaaren, Sicheln, Sensen und Schneidewerkzeuge, Möbel, ja selbst Leinen- und Baumwollstoffe, Papier, gebrannte Wasser, dann die Specialität der Wiener Gewerbsthätigkeit: Rauch- und Zündrequisiten fingen an, auf den östlichen Handelsplätzen des Mittelmeers den Engländern und Franzosen mit Erfolg Concurrenz zu machen. Diese beginnende Blüthe des Triester Platzes, deren innigen Zusammenhang mit der Entwicklung des Lloyd auch die erbitterten Gegner des spätern Finanzministers von Bruck nie in Abrede stellten, hat ihm, als ihrem hervorragendsten Förderer, den Weg in die hohen Staatsämter gebahnt, die er nach Abschluß der ersten Revolutionsepoche einnehmen sollte; diese letzte großartige und umfassende Handelsthätigkeit in Triest aber hat auch dem Staatsmann jene scharf markirte Prägung gegeben und jene Richtung der Ansichten bei ihm entwickelt, welche maßgebend war für seine Thätigkeit als Rath der Krone wie als diplomatischer Vertreter des Reichs bei dem italienischen Friedensschluß und während des orientalischen Kriegs bei der hohen Pforte. Sie entwickelte bei Bruck jene weitblickende und von aller Kleinlichkeit freie Anschauung der Dinge, welche sich ohne Weiteres über untergeordnete Schwierigkeiten und Bedenken, dem großen vorgesteckten Ziel allein entgegenstrebend, hinwegsetzt, jene unermüdliche Spannkraft des Geistes, welche durch vorübergehende Nachtheile nicht geschwächt, sondern nur in ihrem unerschütterlichen Selbstvertrauen auf die eigene Kraft zu noch größerer Anstrengung angespornt wird. Dieses durch seine bisherigen Erfolge in Triest und mit Triest gestählte, beinahe bis zur Unbeugsamkeit entwickelte Selbstvertrauen war ein Grundzug im Charakter des Ministers; es erklärt dessen oft sich überstürzende Thätigkeit bei seinen Reformmaßregeln, dessen Unerschütterlichkeit gegenüber jeder, der berechtigten und begründeten wie der oberflächlichen Kritik. Dieser Fatalismus wurde durch die am 23. April 1860 erfolgte Annahme seines Entlassungsgesuches von Seite des Kaisers zum erstenmal erschüttert, und — 24 Stunden später war das tragische Ende des mächtigen Ministers die Folge

Die große und glückliche Handelsthätigkeit in der „privilegirten Freihafenstadt" Triest gab Bruck, welcher schon aus seiner rheinländischen Heimath und seiner noch halb in die französische Epoche fallenden Jugend eine freiere Anschauung der Handels- und Verkehrsverhältnisse mitgebracht hatte, eine liberale Richtung in seinen Anschauungen über Handels- und Finanzpolitik; sie stempelte ihn zum Freihändler und Vorkämpfer aller Staats- und gesellschaftlichen Einrichtungen, welche den Prämissen und Consequenzen des Freihandels entsprechen. Brucks erstes Auftreten auf dem politischen Gebiete war ein äußerst vorsichtiges; der kluge und weltgewandte Kaufmann wollte offenbar zuerst das Terrain sondiren, auf dem er sich bewegen sollte, und die Persönlichkeiten kennen lernen, mit denen er für die nächste Zukunft zu verkehren haben würde: weder in Wien noch in der Paulskirche zu Frankfurt verwickelte er sich anfangs in ernstere parlamentarische Parteimanöver; er nahm eine sehr reservirte Position, zugleich aber entschieden für die östreichische Politik Partei. Dies veranlaßte das damalige Wiener Cabinet, von dessen Mitgliedern namentlich der Minister der öffentlichen Arbeiten, Ernst von Schwarzer, Bruck von Triest her sehr genau kannte, denselben zum Vertreter der östreichischen Regierung beim Reichsverweser Erzherzog Johann in Vorschlag zu bringen. Die eigenthümliche Gestaltung der Dinge bei der deutschen Centralgewalt und der Umstand, daß Herr von Schmerling als deutscher Reichsminister ohnehin die östreichischen Interessen sehr lebhaft und mehr vertrat, als die preußische Partei des Parlaments zuläßig fand, gestaltete Brucks Stellung zu einer Sinecure; diese ward aber für Bruck insofern wichtig, als sie ihm Gelegenheit und zugleich Muße bot, die ihm bisher völlig fremden diplomatischen Usancen, die staatsmännischen Handwerksgriffe, deren Unkenntniß so manchen gewiegten Parlamentsmann zwang, nach kurzem Verweilen auf der Ministerbank weniger begabten, aber mehr routinirten Männern vom Handwerk wieder Platz zu machen, genau und in ihrem ganzen Umfang kennen zu lernen. Diese Stellung in Frankfurt schützte Bruck auch vor jenem unseligen Verbrauchtwerden, dem in bewegten Epochen auch die hervorragendsten

Persönlichkeiten unterliegen, indem über dieselben, wie einst Löhner seinen Collegen im Reichstag so treffend zurief, die Zeitgeschichte zur Tagesordnung übergeht.

Nachdem der ärgste Drang des Jahres 1848 verrauscht war, begann bekanntlich Stadion mit der damals nach Olmütz geflüchteten Regierung „nach eigenen Heften" „Neu-Oestreich" zu reorganisiren, ohne sich dabei viel um die Reichstagsdebatten in Kremsier zu bekümmern. Stadion bildete unter seinem Vorsitz ein neues Cabinet gemeinsam mit dem Fürsten Felix Schwarzenberg; in diesem Ministerium übernahm Bruck, ein Freund Stadions aus dessen früherer Triester Epoche und in sehr vieler Beziehung ein Meinungs- und Gesinnungsgenosse desselben, das Portefeuille für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten. Bruck legte damals seinen Collegen einen bis ins Einzelne ausgearbeiteten Plan der innern Einrichtung seines Ministeriums vor, nahm thätigen Antheil an dem Entwurf der Verfassung, welche am 4. März 1849 octroyirt wurde und an den Verhandlungen und Berathungen über die eventuelle Stellung Ungarns, welche am 7. März zur Auflösung des föderalistischen Reichstags durch das centralistische Ministerium führte. Die Regierung siedelte hierauf bekanntlich nach Wien über, und hier legte nun Bruck den Grundstein zu jener eigenthümlichen Organisation der volkswirthschaftlichen Zustände Oestreichs, welchen dieser Staat trotz aller Rückschläge und Schwankungen in dem System, trotz aller äußern und innern Wirren die Möglichkeit einer weitern Entwickelung ebenso verdankt, wie dem muthigen Eingreifen Stadions in politischer Hinsicht.

Bruck bekleidete die Stelle eines Handelsministers bis Ende Mai 1851, in welcher Zeit er der sich kundgebenden reactionairen und absolutistischen Strömung wich. In der kurzen Zeit von dritthalb Jahren ward es ihm nicht gegönnt, Vieles zu vollenden, wohl aber den Grund zu legen und die Bahn vorzuzeichnen für die spätere Richtung der östreichischen Handelspolitik und namentlich der Idee einer Einigung zwischen Oestreich und Deutschland auf materiellem Gebiet siegreich Bahn zu brechen. Eine zweite, in ihrer Art eben so wichtige Neuerung, die es Bruck

nicht nur anzubahnen, sondern auch durchzuführen gegönnt war, ist die Beseitigung der Zwischenzölle innerhalb der Grenzen der Monarchie und die Bildung eines einheitlichen Handelsgebiets innerhalb der weitläufigen Marken derselben — eine Einrichtung, deren unberechenbarer Werth für die materielle Entwickelung des Reichs leicht einzusehen. Im Uebrigen war Bruck während der verhältnißmäßig kurzen Dauer seines ersten Ministeriums vollauf beschäftigt, jene administrativen Einrichtungen im Bereich seiner Amtsthätigkeit einzuführen, deren Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit zwar theoretisch anerkannt war, mit deren Einbürgerung aber die frühere Regierung bei der ihr eigenthümlichen Scheu vor Neuerungen sich nicht hatte befassen wollen. So errichtete Bruck das Institut der Handelskammern. Wer mit der östreichischen Geschichte der letzten zehn Jahre genauer bekannt ist, weiß, welche hervorragende Rolle diese Corporationen als die einzigen repräsentativen Verbindungen des Reichs zu spielen verstanden haben, dem ist bekannt, daß die Opposition gegen das absolutistisch-bureaukratische System in denselben ihre letzte Schanze mit Erfolg vertheidigte und von dorther die Agitation für eine Reichsverfassung zuerst wieder laut wurde. Die Handelskammern wußten sich in Oestreich, Dank der zweckmäßigen Einrichtungen, welche ihnen von Anfang an gegeben wurden, zu wirklichen Vertretungen des Handels- und Gewerbestandes, der nicht mit der Bodenproduction beschäftigten bürgerlichen Classen eines Districts heranzubilden und sind gegenwärtig durch die Verfassung vom 26. Febr. förmlich als politische Corporationen anerkannt, welche ihre Vertreter zu den Provinziallandtagen und also indirect auch zum Reichsparlament entsenden.

Eine andere Schöpfung Brucks ist das Bureau für administrative Statistik, welches neben den Sectionen für Handel und Industrie, jener für Bauten und jener für Communicationen die Hauptkanzlei-Abtheilungen des Handelsministeriums bildete. Sie erschloß, freilich erst allmälig, zum erstenmal die terra incognita der östlichen Hälfte desselben, gewährte durch ihre äußerst sorgfältig und mühsam zusammengestellten Tabellen einen richtigen Einblick in die eigenthümlichen ethnographischen und wirthschaft-

lichen Verhältnisse des bunt zusammengesetzten Landes; ihre Arbeiten boten später einen sichern Anhaltspunkt für alle Neuorganisationen und bildeten die sicherste Stütze der Politik, welche die deutsche und die ministerielle Partei des Abgeordnetenhauses in Wien damals verfolgte. Im Postwesen bahnte Bruck jenes System an, das endlich in dem deutsch-östreichischen Postvertrag seinen Ausdruck fand und weniger den materiellen Gewinn, welchen der Staat aus dem Postregale zieht, als die Erleichterung des Verkehrs bezweckt; die hohen Portosätze wurden abgeschafft, viele neue Postrouten, zahllose neue Poststationen und die fahrenden Postämter bei den Eisenbahnen eingerichtet. Das Eisenbahnnetz, welches Kübeck gemeinsam mit dem Fürsten Metternich entworfen hatte, wurde wenigstens theoretisch erweitert; die vom Staat in Angriff genommenen Linien Wien-Pesth und Wien-Triest wurden ihrer Vollendung näher geführt, bei letzterer namentlich der Semmeringbau, welcher im Aug. 1848 von dem Ministerium der öffentlichen Arbeiten in Angriff genommen worden war, rasch gefördert. Die Staatsdruckerei datirt ihre gegenwärtige Einrichtung ebenfalls aus diesen ersten zwei Jahren des Bruck'schen Ministeriums. Das Telegraphennetz wurde über die ganze Monarchie ausgesponnen und jene Erleichterungen, welche im Sommer 1848 dem Publicum bei Benützung des Staatstelegraphen eingeräumt worden waren, aufrecht erhalten und erweitert.

Eine längere Unterbrechung erlitt Brucks Amtsführung durch dessen Ernennung zum diplomatischen Bevollmächtigten Oestreichs bei den Friedensconferenzen, welche nach der Schlacht von Novara mit Piemont eröffnet wurden. Eine zweckmäßigere Wahl konnte kaum getroffen werden. Mit einer genauen Kenntniß italienischer Sprache und italienischen Verkehrs verband er jenen Tact, der in einem so schwierigen Fall nöthig war, wenn ohne Verletzung des gegnerischen Ehrgefühls dem Interesse Oestreichs nichts vergeben werden sollte. Am 6. Aug. 1849 schloß er zu Mailand den Frieden ab, der von beiden Seiten ratificirt wurde. Sein kaufmännischer Geist erfaßte aber zu gleicher Zeit die dargebotene Gelegenheit, dem Handel Oestreichs durch den Abschluß eines Handels- und Schifffahrts-Vertrags einen namhaften Dienst zu

erweisen; gleichzeitig schloß er auch eine Post-Convention mit Parma und Modena ab und traf eine Vereinbarung mit beiden Staaten, die späterhin zu dem Anschluß derselben an den östreichischen Zollverband führte. Das diplomatische Geschick des Ministers hatte die Zufriedenheit des Kaisers erlangt: Bruck empfing aus den Händen des Monarchen selbst die Insignien des Ordens der Eisernen Krone 1. Classe. Interessant ist es und instructiv für das Verständniß der Anschauungen des spätern östreichischen Finanzministers, daß derselbe damals ohne Weiteres den Bewohnern des lombardo-venetianischen Königreichs das Zugeständniß machte, von dem Zwangscours der Noten der östreichischen Nationalbank für immer befreit zu bleiben.

Man hat Bruck häufig, wenn auch nicht gerade als Urheber, doch als besondern Protector der östreichischen Papierwirthschaft bezeichnet: daß er nicht der Urheber, sondern nur der Erbe dieses alten, periodisch in Oestreich immer wiederkehrenden Nationalübels war, zeigt eine Vergleichung mit dem Zeitpunkt des Eintrittes Brucks in sein Amt und der Entstehung des Silberagio's; daß Bruck zu den principiellen Gegnern der Notenwirthschaft gehörte und nur jene Werthzeichen als solche gelten lassen wollte, die auch im ungemünzten Zustande einen entsprechend hohen Tauschwerth besitzen, sprach er in den Verhandlungen über die eben erwähnte Partie des Friedensvertrags mit Piemont klar aus. Die Vorarbeiten und Verhandlungen, welche eine Zolleinigung zwischen Oestreich und Deutschland anbahnen sollten, nahmen nach dem Abschluß des Friedensvertrags mit Piemont beinahe die ganze Thätigkeit des Handelsministers in Anspruch. Schon am 31. Dec. 1849 hatte Bruck den deutschen Regierungen eine Denkschrift mitgetheilt, in welcher Eröffnungen über die Anbahnung einer östreichisch-deutschen Zolleinigung gemacht wurden. Eine ähnliche zweite Denkschrift, vom 30. Mai 1850 datirt, entwickelte die frühern Vorschläge ausführlicher.

Die Grundidee Brucks war, da man nun einmal bei den gegebenen Verhältnissen nicht ohne Weiteres zu seinem eigentlichen Ideal, zum Freihandel übergehen könne, ein möglichst weites Zollgebiet zu schaffen und in dasselbe ganz Oestreich und

sämtliche nicht-östreichische deutsche Bundesländer zu vereinigen. Der Gedanke entsprach in politischer Beziehung der großdeutschen Politik des Fürsten Felix Schwarzenberg, der Idee, mit Gesamt-Oestreich in den Bund einzutreten. Bei den bekannten Dresdener Conferenzen, welche gegen Ende des J. 1850 eine Bundesreform berathen sollten, kam auch auf Anregung Oestreichs die Zolleinigung zur Sprache. Der auf diesem Gebiet erzielte Erfolg war jedoch nicht größer als jener auf dem politischen; die Divergenz zwischen Oestreich und Preußen war eine zu grelle, um eine Verständigung zu ermöglichen, und es hatte eine Zeitlang beinahe den Anschein, als ob selbst der Zollverein bei diesen Bemühungen in die Brüche gehen sollte. Die süddeutschen Regierungen hielten zu Oestreich, die norddeutschen und thüringischen zu Preußen; letzteres drohte gänzlich aus dem Zollverein zu scheiden und bildete um sich den sogenannten Steuerverein. Man mußte schließlich mit dem negativen Resultat, daß wenigstens das Bestehende erhalten und der Zollverein als solcher nicht gefährdet wurde, sich begnügen.

Mittlerweile war in Oestreich namentlich in Folge der Triumphe, welche die Schwarzenbergische Politik in Ollmütz und Dresden gefeiert hatte, die Reaction immer stärker geworden, und es setzte sich die Ueberzeugung fest, daß die octroyirte Verfassung niemals zur Ausführung kommen werde. Graf Stadion war gestorben und mit ihm die Hauptstütze einer verfassungsmäßigen Politik in den höhern Regionen. Dieser Umschwung der Dinge bestimmte Bruck, seine Entlassung zu nehmen, welche ihm am 23. Mai 1851 zugestanden wurde. Ein Vierteljahr früher hatte er noch eine Conferenz von Sachverständigen nach Wien zusammenberufen, welche einen neuen freiern Zolltarif berathen sollten. Die Arbeit blieb zwar für den Augenblick unvollendet, lieferte aber wichtiges Material für die spätere definitive Feststellung der östreichischen Zoll-Scala, welche nach weitern Unterhandlungen Anfangs Januar 1852 auf der Wiener Zollconferenz mit den deutschen Regierungen festgesetzt wurde und die Grundlage für den Zoll- und Handelsvertrag mit dem Zollverein bildet. Bruck nahm als Vertrauensmann der Regierung

an diesen Verhandlungen Theil. Daß sich dieselben nicht in Folge des hartnäckigen Widerstandes, welchen Preußen und der Steuerverein den östreichischen Wünschen entgegensetzten, abermals zerschlugen, sondern zuerst am 19. Febr. 1853 ein besonderer Handelsvertrag mit dem Steuerverein und am 4. April desselben Jahres nach Reconstruction des Zollvereins mit den übrigen Zollvereinsstaaten zu Stande kam, bewirkte großentheils das unverkennbare Geschick Brucks für vermittelnde Transactionen und die Accomodirung gegenseitiger Forderungen. Freilich war mittlerweile auch Fürst Felix Schwarzenberg, der schroffe Gegner des Berliner Cabinets, aus dem Leben geschieden.

Bruck sollte nur mehr kurze Zeit die Muße des Privatlebens gegönnt sein; neue Verwicklungen seines Adoptiv-Vaterlandes riefen ihn auf einen neuen Schauplatz der Thätigkeit. Noch während die Durchführung der großartigen Zollreformen im Zuge war, welche auch für Oestreich den Uebergang zu einem dem Freihandel sich annähernden System einleiten und ermöglichen sollten, waren im Osten Europa's Conflicte in den Vordergrund getreten, welche, lange schon im Stillen fortglimmend, durch die Eroberungsgelüste Rußlands und die Sucht Louis Napoleons, eine hervorragende Rolle zu spielen, zur brennenden Frage gestaltet wurden. Am 16. März 1853 hatte Menzikow durch die bekannte, in brüsker Weise dem Sultan überreichte Note, welche für Rußland das Protectorat über die Angehörigen der griechischen Kirche im ottomanischen Reiche beanspruchte, die diplomatischen Feindseligkeiten eingeleitet, welche nach einem lebhaften Notenwechsel schließlich am 2. Juli zur Eröffnung der strategischen Bewegungen von Seite Rußlands führten und den eigentlichen Beginn des Kampfes im October im Gefolge hatten. Bekanntlich unterstützten Frankreich und England, welche zuletzt eine Schutz- und Trutzallianz abschlossen, die Pforte, während Oestreich, so lange es anging, zu vermitteln suchte. Seine Interessen erheischten dringend die Aufrechterhaltung des Territorialbestandes der Türkei; die politischen Traditionen der letzten Jahre aber, die Verbindlichkeiten gegen Rußland, den Bundesgenossen im ungrischen Kriege, die Wechselbeziehungen der Höfe von Wien

und St. Petersburg hinderten lange eine offene und entschiedene Parteinahme für den gefährdeten Nachbar an der untern Donau. Unter diesen Verhältnissen war die Vertretung Oestreichs in Constantinopel eine besonders schwierige; die gewöhnlichen diplomatischen Kunstgriffe genügten nicht: die Situation forderte einen ganzen Mann voll Festigkeit und Spannkraft des Geistes, einen Mann, wie solche Oestreich seit dem Aussterben der ältern Diplomatengeneration, die ihre hohe Schule noch zur Zeit des Wiener Congresses durchgemacht hat, beinahe gar nicht mehr besitzt. Man verfiel deshalb in Wien auf den Gedanken, es mit Bruck, dem reichbegabten Naturalisten, zu versuchen, der ja aus seiner Triester Epoche her die Levante kannte und in den zahllosen Agenturen des Lloyd ein besser unterrichtetes und ergebeneres Hülfspersonal zur Seite hatte, als ein solches die orientalische Akademie in Wien zu liefern im Stande war. Bruck ging im Juni 1853 als k. k. Internuntius nach Constantinopel und führte dort die Rolle eines würdevollen Vermittlers mit Glück und allseitiger Anerkennung durch. Er knüpfte, als sich Oestreich zu einer mehr entschiedenen Parteinahme für die Pforte gedrängt sah, jene intimen Beziehungen mit derselben an, welche noch heute zum Vortheil beider Staaten fortbestehen und den kräftigsten Damm gegen ein Ueberschäumen jener südslavischen Gährungselemente bilden, welche entfesselt die Zerstückelung der europäischen Türkei und einen allgemeinen europäischen Krieg herbeiführen würden. Zu gleicher Zeit nahm er die Handelsinteressen wahr, schützte die östreichische Handelsmarine vor Verlusten in Folge der kriegerischen Ereignisse und that das Möglichste, um jener französisch-englischen „friedlichen Eroberung" Schranken zu setzen, welche die Levante zu einer ausschließlichen Domaine der westmächtlichen Speculation zu machen, die Seehäfen in Besitz zu nehmen suchte. Bruck, der seine rheinländische, deutsche Abkunft nie vergaß, trat in der Constantinopeler Gesellschaft vor Allem als Vertreter einer deutschen Großmacht auf, brachte Einigkeit und Gemeinsinn in die dortige deutsche Colonie, baute eine deutsche Schule und förderte das Erstarken der deutschen Vereine, die heute noch seinen Namen hoch in

Ehren halten. Ferner erbaute er ein Hospital für östreichische Seeleute, errichtete ein östreichisches Hafenamt und vergrößerte in würdiger Weise den Gebäudecomplex der Internuntiatur, des unter östreichischer Flagge und Gerichtsbarkeit stehenden Territoriums.

Die finanziellen Calamitäten, in welche Oestreich mittlerweile durch seine Rüstungen, die durch den an seinen Grenzen sich abspinnenden Krieg veranlaßt wurden, gerathen war, nöthigten das Wiener Cabinet, sich nach neuen Hülfsquellen und nach neuen Kräften umzusehen, welche diese Hülfsquellen aus ihrem Banne lösen, ihr Gold flüssig machen sollten. Die Finanzlage des Kaiserstaats war eine trostlose: die Staatsausgaben hatten sich seit 1847 beinahe verdoppelt, während die Einnahmen in viel bescheidenerer Weise gewachsen waren; dies Deficit betrug in Normaljahren mehr als 50 Millionen, und während des Krieges verschlang der gesammte Heeresaufwand nicht nur sämmtliche Staatsrevenüen, sondern übertraf dieselben noch um 36 Millionen. Die Staatsschulden waren in den letzten Jahren rücksichtslos vergrößert; man hatte die Bankactien vermehrt, einen Theil der Staatsbahnen, Bergwerke, Salinen-Domainen verkauft, ein Silberanlehen im Auslande abgeschlossen und das „freiwillige" Nationalanlehen im Betrage von 500 Millionen mit rücksichtslosem Zwang durchgeführt: alle diese außerordentlichen Zuschüsse konnten aber nicht einmal den laufenden Anforderungen des Staatshaushaltes genügen. In dieser verzweifelnden Situation, die durch die damalige Wahrscheinlichkeit eines bevorstehenden großen und langwierigen Krieges, durch die offener hervortretende Unzufriedenheit im Innern des Landes einen noch unheimlichern Hintergrund erhielt, sollte nun Bruck der Retter in der Noth werden. Man liebte zwar seine liberalen Ideen nicht und scheute namentlich seine Reformprojecte in Betreff der Gewerbegesetzgebung; aber er war der Mann der Nothwendigkeit geworden.

Bruck wurde im Frühjahr 1855 zur Leitung des Finanzministeriums berufen; die ersten Monate brachte er damit zu, die laufenden Geschäfte abzuwickeln, sich einen genauen Einblick

in die augenblicklichen Bedürfnisse und Zustände seines Ressorts zu verschaffen und die alten Pläne, deren Realisirung er als Handelsminister nicht bewirken konnte, wieder aufzugreifen. Als sich mittlerweile die Friedensaussichten zu mehren anfingen, die Westmächte mit Rußland einen Waffenstillstand abschlossen, der Pariser Congreß eröffnet wurde und, Dank den Vermittlungen Oestreichs, schließlich zum Abschlusse des Friedenstractats führte, konnte auch Bruck an eine allseitigere Thätigkeit denken. Bisher war sein Schaffen im Finanzministerium ein mehr palliatives; er hatte die leidigen Wirkungen des hohen Agio's zu bekämpfen und den augenblicklichen gesteigerten Anforderungen des Armee-Obercommando's zu entsprechen und konnte über dieser Sysiphus-arbeit nicht mit Erfolg an den Neubau denken. Günstiger gestalteten sich die Dinge nach dem Pariser Friedenstractat. Es brach damals für ganz Europa jene beinahe fieberhafte Speculationsepoche herein, die ihren potenzirten Ausdruck in den verschiedenen Credit-mobiliers fand. Oestreichs Finanzminister täuschte sich wohl kaum über die theilweise unsolide Richtung, welche die damalige Zeitströmung einschlug; er suchte und verstand es aber, diese Zeitströmung zum Vortheil seines Staates auszubeuten. Er benützte dieselbe zur Gründung der östreichischen Creditanstalt für Handel und Gewerbe, welche das Centralorgan und Medium bei der Bildung jener zahllosen Actiengesellschaften sein sollte, mittels welchen Bruck das östreichische Eisenbahnnetz zu vollenden gedachte. Die Jahre 1854—55 hatten gezeigt, daß die östlichen Provinzen des Kaiserreichs fähig seien, sich zu den ersten Productenexport-Territorien für Getreide und Oelsämereien zu entwickeln, daß sie mit sicherer Aussicht auf Erfolg dem südlichen Rußland und den nordamerikanischen Prairienstaaten Concurrenz machen können, wenn nur die Transportmittel und Transportwege von der Erzeugungsstätte bis zur Donau oder bis nach Triest und Fiume in besserm Zustande oder überhaupt vorhanden wären. Da Bruck wohl einsah, daß nicht künstliche Hülfsmittel, sondern nur einzig und allein eine Steigerung der Production des Staates und eine Potenzirung der Verwerthung dieser Producte den finanziellen Krisen ein für

allemal ein Ziel setzen könne, so verwendete er auf die Schaffung von Transportwegen längere Zeit über beinahe seine ganze Aufmerksamkeit und ging vielleicht zu weit mit den Concessionen zur Emission von Eisenbahnactien. Um der landwirthschaftlichen Production auch in anderer Weise unter die Arme zu greifen, wurde die Hypothekar-Abtheilung der Nationalbank gebildet und das landwirthschaftliche Schulwesen, so weit die gegebenen bescheidenen Mittel reichten, vervollkommnet. Damals erschien auch der Entwurf der freisinnigen neuen Gewerbeordnung, deren Sanction der Minister erst nach jahrelangem Drängen durchsetzen konnte und die für die Gewerbegesetzgebung Mitteleuropa's Epoche machend geworden ist, indem sie alle Nachbarstaaten nöthigt, ebenfalls das Princip unbedingter Gewerbefreiheit anzuerkennen. Es wurden Verhandlungen mit den deutschen Regierungen zum Zweck einer Einigung über ein gemeinsames Münzsystem angeknüpft, welche, vom Ministerialrath Baron Brentano mit Geschick geleitet, zum Abschlusse des deutsch-östreichischen Münzvertrags und zur Einführung des Decimalsystems im östreichischen Münzwesen führte. Neue Berathungen über den Zolltarif hatten eine abermalige Ermäßigung der Scala für viele Waarengattungen veranlaßt; die Catastralvermessung und billige Repartition der Grundsteuer auf Basis derselben schritt in den östlichen Provinzen ihrer Vollendung entgegen; an der Grundentlastung wurde mit erneuerter Energie gearbeitet. Auf den Schiffswerften von Triest, Pesth und Linz wurden ganze Dampferflotillen gebaut, und die finanziellen Zustände des hart heimgesuchten Staates schienen sich für die Dauer gebessert zu haben, als es den unausgesetzten Bemühungen des Finanzministers sogar gelungen war, den Paricours der östreichischen Noten im December des Jahres 1858 herzustellen.

Dies in kurzen Umrissen die Thätigkeit eines Mannes, die trotz alledem der fortschreitenden Noth nicht wehren konnte. Der Staat brauchte nach wie vor mehr, als er einnahm; der Krieg in Italien brach aus, und die ungeheuren Forderungen, welche er an den Staatsschatz stellte, wußte Bruck nicht zu befriedigen. Ein beabsichtigtes Anlehen in London blieb gänzlich erfolglos,

die Bank mußte zu einer Notenausgabe von 133 Millionen fl. ermächtigt werden, und in Folge des Bedrängnisses waren 111 Millionen fl. Nationalanlehen über den gesetzlich bestimmten Betrag ausgegeben worden. Sicherlich hatte dies Bruck nicht ohne höhere Autorität gethan, aber der Schatten fiel auf ihn. Bruck verfaßte eine Denkschrift, worin er energisch mit der Forderung einer politischen Umkehr der Personen und Dinge hervortrat. Auf eine solche ward aber nicht eingegangen und nur zu Palliativ-Hülfsmitteln die Hand geboten. Ein neues Lotterie-Anlehen, das Bruck auszuschreiben sich genöthigt sah, mißglückte gänzlich; denn statt der geforderten 200 Millionen wurden nur etwa 70 Millionen gezeichnet und auch diese nur in gewissen Kreisen und unter moralischem Druck. Ein Bericht über das Mißlingen der Operation, im April 1860, war die letzte Handlung des Ministers.

Die erschütternde Tragödie, in welcher Bruck vom öffentlichen Schauplatze abtrat und zugleich in den Tod ging, ist in ihrem innern Zusammenhange nicht aufgeklärt. Das Mißlingen des Anlehens machte nicht nur auf Bruck selbst den tiefsten Eindruck, sondern veranlaßte auch bei Hof und im Rath der Krone Erörterungen, in denen er auf einen vollständigen Wechsel des politischen Systems, auf die Verleihung einer Reichsverfassung angetragen haben soll. Dies kühne Auftreten bedrohte und erbitterte ohne Zweifel die Feinde Brucks, welche die schlechten Finanzverhältnisse der Verwaltung des Ministers zuschrieben. Dazu kamen die furchtbaren Enthüllungen in dem Unterschleifsproceß Eynatten, in welchen der Director der Creditanstalt, Franz Richter, und mehrere angesehene Triester Kaufleute verwickelt wurden, die sämmtlich in freundschaftlichen und Geschäftsverbindungen mit Bruck gestanden. Ja, der Richter, welcher die Untersuchung führte, hielt es für nöthig, den Finanzminister als Zeugen gegenüber den Beschuldigten zu vernehmen. Dies geschah am 20. April und hatte die Folge, daß Bruck selbst den Kaiser um einstweilige Enthebung von seinem Amte bat. Am 22. April kehrte er körperlich wohl und anscheinend heiter aus der italienischen Oper nach Hause zurück. Hier empfing er ein kaiserliches Schreiben, das er rasch überflog, ohne irgend eine Erregung zu zeigen.

Das Schreiben lautete also: „Wien, den 22. April 1860. Lieber Freiherr von Bruck! Ich finde Sie auf Ihr Ansuchen in den zeitlichen Ruhestand zu versetzen und die Leitung des Finanz-Ministeriums meinem Reichsrathe Ignaz Edlen von Plener provisorisch zu übertragen." Bruck verharrte in gewohnter Weise im Kreise seiner Familie und zog sich dann vor Mitternacht in sein Zimmer zurück. Früh 6 Uhr wurde der Kammerdiener durch den Ton der Glocke geweckt; er eilte in das Zimmer seines Herrn und fand diesen im Bette stark blutend. „Sei still und verlier' den Kopf nicht!" sagte Bruck zum alten Diener, „hole mir zuerst die zwei versiegelten Pakete aus meinem Bureau." Der Diener holte sie, und mit blutenden Händen riß Bruck selbst die Siegel ab, legte ein Schriftstück, das kaiserliche Handbillet, welches ihn vom Amt entsetzte, neben sich, und übergab die andern Papiere dem Diener mit dem Befehl, sie sogleich zu verbrennen. Dies geschah. „Jetzt hole meine Kinder," sagte er hierauf. Die Söhne eilten herbei; die Aerzte wurden gerufen. Man fand eine lange Schnittwunde am Halse, eine andere in jedem Vorderarm. Ein Rasirmesser lag da. Die Aerzte erklärten, daß zwar eine große Schwäche durch Blutverlust vorhanden, eine Wiederherstellung indeß möglich sei. Man entschloß sich daher zur Verbreitung des Gerüchts, der Minister sei durch Schlagfluß aufs Krankenlager geworfen worden. Bruck benahm sich gleichmüthig und gefaßt, konnte selbst auf einige Fragen Antwort ertheilen, starb aber Nachmittags 5 Uhr.

Auf Bruck drängte im letzten Moment Vieles ein, was ihn zu dem verzweifelten Entschlusse eines Selbstmordes bringen konnte. Sein durch die ungnädige Entlassung gekränkter Ehrgeiz, seine gewonnene Ueberzeugung, daß sein Wirken als Finanzminister vielleicht mehr geschadet, denn genützt, sein Verdruß über den Sieg seiner Gegner, die ihn gestürzt hatten unter der Last eines Verdachts, daß er gemeiner Verbrechen schuldig, dabei sein heftiges Temperament — dies vereinigt geben die Erklärung für eine sonst unerklärbare That. Der Privatcharakter des großen Finanzmannes war ein äußerst liebenswürdiger; er galt für einen trefflichen Gesellschafter, äußerst anregend im Umgange, fern

allen kleinlichen Standesrücksichten und besonders unerschütterlich in seinen alten Freundschaftsbeziehungen zu jenen Männern, welche ihm und denen er in einer frühern Lebensepoche nahe gestanden. Die „Triestiner" bildeten förmlich eine Gefolgschaft für „ihren" Bruck, die ihn in manchen schwierigen Situationen kräftig unterstützte und umgekehrt auch wieder von ihm in mannichfacher Weise gefördert wurde. Er war ein sorgsamer Gatte und trefflicher Vater und ließ seinen vier Söhnen eine treffliche Erziehung angedeihen. Künste und Wissenschaften affectirte er nicht bloß zu lieben, wie so mancher Insasse eines Ministerhotels, sondern schwärmte in der That für dieselben mit dem Feuer eines Jünglings; namentlich war sein Musikenthusiasmus italienisch. Selten fehlte er in einer Opernvorstellung, und noch acht Stunden vor seinem Tode sah man ihn in einer solchen bis zum Verklingen des letzten Tones ausharren. Sein Aeußeres war stattlich, seine Gestalt groß und schlank, seine Schultern breit, der fein geschnittene Kopf scharf, aber harmonisch gezeichnet, die Haltung trotz der Zahl seiner Jahre ungebeugt und nicht ohne imponirende Würde.

Bruck hat Oestreich sehr viel und bleibend genutzt, noch zuletzt durch das neue, auf Freiheit gegründete Gewerbegesetz; nur seine Finanzverwaltung erwies sich nicht als ersprießlich. Traurig war für ihn die Verwicklung in dem Eynatten'schen Unterschleifsproceß, da er in dieser Angelegenheit vielleicht etwas zu cavalièrement verfahren, gewiß aber nicht im Entferntesten sich an ihr betheiligt hatte. Die spätern langwierigen Untersuchungen und gerichtlichen Verhandlungen erwiesen deutlich genug, wie unbegründet jede Anschuldigung und jeder Verdacht gewesen. Die Triester Bankiers, die Freunde Brucks, mußten wieder aus der Untersuchungshaft entlassen werden, und selbst das Verfahren gegen Richter, welcher nach beinahe anderthalbjähriger Untersuchungshaft nur zu einem Monat Arrest verurtheilt werden konnte, trotz der Anstrengungen der Staatsbehörde, sich kein so eclatantes Dementi zu geben, rehabilitirten Brucks Andenken wieder vollkommen und glänzend in der öffentlichen Meinung. Officiell wurde die tadellose Loyalität des unglücklichen Finanz-

ministers in neuester Zeit ebenfalls in aller Form anerkannt, und ein Handschreiben seines Nachfolgers, Herrn von Plener, an die Wittwe des Freiherrn von Bruck gibt in glänzender Weise Zeugniß von der „Makellosigkeit des Charakters ihres Gatten". Die Schritte, welche von Plener für die Rehabilitirung seines Vorgängers als Ehrenmann zu machen sich verpflichtet fühlte, hatten auch zur Folge, daß der Wittwe die ihr gebührende volle Pension zugewiesen wurde; denn Bruck hinterließ ein Vermögen, welches geringer war als jenes, was er als großer, speculativer und glücklicher Handelsherr besessen.

Nach dem Ableben Heinrichs von Anethan berief Erzbischof Johann Hugo von Trier Maximilian Heinrich von Burmann zu der Stelle eines Generalvicars, sowohl wegen seiner persönlichen Eigenschaften, als wegen der Freundschaft, die er für den Vater desselben hegte, der sein Studiengenosse war. Als der zweite Sohn Peter Burmanns, geheimen Raths und Kanzlers unter den Kurfürsten Ferdinand und Maximilian Heinrich von Cöln, ward er den 22. Mai 1648 geboren; der letztgenannte Kurfürst hob ihn aus der Taufe. Der Knabe erhielt ein Canonicat bei dem Stifte St. Georg in Cöln und ward von diesem 1674 zum Dechanten von Wattenscheid und Lunscheid in Westphalen gewählt. Nach der Erzdiöcese Trier berufen, erfolgte 1681 seine Einführung als Canonicus von St. Simeon; den andern Tag aber schon ward er zum Dechanten und Generalvicar erwählt. Er stand in hohem Ansehen bei dem Kurfürsten Johann Hugo und ward von demselben 1682 auf Peter und Pauls Tag zum Bischof geweiht. Auch in dieser Stellung war er äußerst thätig; seine Gesundheit fing aber an zu wanken, und zur Kräftigung derselben kehrte er ins elterliche Haus nach Bonn zurück, wo er indeß nach einem Aufenthalt von vier Wochen, im Alter von 38 Jahren starb. Er wurde in der Kirche von St. Remigius beigesetzt, in welcher auch früherhin sein jetzt auf dem Kirchhofe befindlicher Grabstein stand, der folgende Inschrift trägt:

Rvmus et Perillustris Dominus
D. Maximilianus Henricus a Burmann
Episcopus Diocletiannensis, Suffr.
Vicarius in spiritual. general. et Officialis
Trevirensis
Archidiaconus Wattenscheidens. et Lunscheidens.
Insignium Collegiatarum Ecclesiar.
S. Simeonis Treviris et S. Georgii Coloniae
Decanus
Aetatis XXXVIII Annorum
obiit
Anno Milles. Sexcentes. Octoges. quinto
Die vicesima mensis Octobris
Hic Bonnae
In parochiali eccles. S. Remigii
Ante altare B. Mariae Virginis
Ad patres suos appositus,
C. A. R. I. P.

Ein Engel auf einem freiliegenden Rasenhügel bezeichnet das Grab des Vaters von Hermann Heidel, des Bildhauers, der am 20. Febr. 1810 in Bonn geboren ward. Er hatte anfänglich, trotz seiner Liebe zur Kunst, auf Wunsch seiner Mutter die ärztliche Laufbahn eingeschlagen und erst im Alter von 25 Jahren sich der Bildhauerkunst zugewandt. Er ging nach München in Schwanthalers Atelier. In den Jahren 1838 bis 1842 war er in Italien, meist in Rom, wo er sich mit Maler K. Rahl befreundete. Seit 1843, bald nach seiner Rückkehr aus Italien, hatte Heidel in Berlin seinen Wohnsitz aufgeschlagen. Eine seiner frühern Arbeiten ist das jetzt im Martinsstift zu Erfurt befindliche Gipsrelief des dort seine Thesen anschlagenden Luthers. Heidels Bedeutung aber wurde erst durch die Statue der Iphigenia entschieden, welche er, dem Eingang von Göthe's Drama entsprechend, darstellte, wie sie, am Meeresufer stehend, das Land der Griechen mit der Seele sucht. Es ist ein tiefempfundenes Werk, wenn auch vielleicht die Ausführung nicht ganz auf derselben Stufe mit der Erfindung steht. In Marmor ausgeführt, drei-

viertel lebensgroß, befindet sich das Standbild im Orangerie-hause bei Sanssouci. Weit bedeutender ist die im J. 1854 entstandene Gruppe des blinden Oedipus, der sich auf seine Tochter Antigone stützt. Leider kam diese Schöpfung über das halblebensgroße skizzirte Gipsmodell nicht hinaus. Kurz darauf (1855—1857) modellirte Heidel acht Büsten und Köpfe berühmter Naturforscher für die Façade des Polytechnischen Instituts und Mineralischen Museums der Universität Kiel, unter denen das gewaltige Haupt Galilei's am bedeutendsten ist. Nur in einem einzigen Werke war es dem Künstler vergönnt, öffentlich vor seine Nation hinzutreten, in dem Händel-Monument, das auf dem Markt in Halle steht und zu welchem er 1857 den Auftrag erhielt. Die Gestalt des großen Musikers, im Zeitcostüm, in Schuhen und Strümpfen, mit Degen und Alongeperücke, in der Haltung gebieterisch, hat er in großartiger Charakteristik und in imposanten Formen hinzustellen gewußt. Weniger Glück hatte sein Entwurf für das Denkmal von E. M. Arndt in Bonn, das ihm zuerst von seiner Vaterstadt in ehrenvoller Weise angetragen worden war. Als aber einige Aenderungen am Entwurf verlangt wurden und Heidel dieselben verweigerte, wurde eine Concurrenz ausgeschrieben, an welcher unser Künstler, tief verletzt, sich nicht betheiligte. Seine Skizze, zu welcher ihn auch persönliche Verehrung für Arndt, mit dem er seit der Kindheit in nahem Verkehr gestanden, begeistert hatte, ist dem jetzt ausgeführten Standbild entschieden überlegen. Heidel hatte Arndt ganz als das, was er war, als Wanderer aufgefaßt, in der Tracht, die er im Leben trug, den Stab in der Hand, voll Freimuth, Kraft und Gesundheit in der ganzen Erscheinung.

Verbittert durch solche Mißerfolge, zog er sich mehr und mehr von der Production zurück und arbeitete an einer Anatomie für Künstler, die ihn bis an sein Lebensende beschäftigte. Zeichnungen und Reliefs waren die künstlerischen Arbeiten, mit denen er sich daneben abgab. Heidel verstand sich auf das Zeichnen, wie wenige seiner Fachgenossen, und besaß eine bei Bildhauern seltene Begabung für die Composition. Seiner Statue der Iphigenie war eine Reihenfolge von Umrissen zum Göthe'schen

Drama (1850 bei F. Duncker mit Kupferstichen von Sagert erschienen) voraufgegangen. Später zeichnete er Folgen von Blättern zur Odyssee und zum Anakreon. Einzelne Compositionen wurden dann als Motive für Reliefs gewählt, so Odysseus, welcher Penelope heimführt, und Penelope, welche den Freiern den Bogen ihres Gatten bringt. Zu seinen schönsten Reliefs gehören ferner: Lucifer, dem Mercur voranleuchtend, welcher Proserpina an die Oberwelt zurückbringt, und endlich der zu seinen letzten Arbeiten gehörende Orest, welcher sich in Iphigeniens Nähe befreit fühlt. Ein besonderes Verdienst erwarb sich der Künstler durch seine Einwirkung auf die Kunstindustrie. Seine Zeichnungen für Lampenschirme haben allgemeine Verbreitung gefunden. Vasen mit mythologischen Darstellungen in Relief oder Umrißzeichnung, Becher, Pokale, Consolen entstanden nach seinen Entwürfen, in denen er einen anmuthigen Formensinn und eine bewegliche reiche Empfindung offenbarte. Am 29. Sept. 1865 machte ein Herzschlag zu Stuttgart, wohin ihn eine Sommerreise geführt hatte, seinem Leben ein Ende. Was er geschaffen und vollendet hat, bleibt hinter dem, was er erstrebt hatte, zurück. Er kam zwar hinsichtlich der künstlerischen Durchführung und der Herrschaft über die Darstellungsmittel namentlich den bedeutendsten Berliner Bildhauern nicht gleich, aber der Ernst seines eifrigen Strebens, die Feinheit seiner Empfindung, denen sich eine seltene Geistesbildung zugesellte, machten ihn der Besten werth.

Und so schließe sich dann an diesen Bildhauer ein zweiter, dessen trauriges Ende allein sein Andenken erhalten. Seine Grabschrift lautet nämlich: Metam praematuram fame invenit Josefus Feretti quartam saeculi partem morte claudendo ortu Italus patria Mediolanus paternarum virtutum et fame artisque statuariae sedulus imitator cuius virtuti zelo paternus superstes Amor hoc erexit monumentum anno 1755. Bei solch' schwulstigem Latein konnte es wohl erlaubt sein, zu übersetzen, der Bildhauer habe durch Hunger (fame) seinen Tod gefunden, wenngleich der Sinn und die Wiederholung des Wortes es als von fama herkommend charakterisiren. Aber der ange-

nommene Hungertod gab die Veranlassung, daß das Denkmal neu hergerichtet und mit einem Gitter umgeben worden ist!

Die neue Universität.

Der Befreiungskrieg gegen die Uebermacht des ersten Napoleon hatte sein Ende erreicht; Preußen war nach unermeßlichen Anstrengungen mit höchstem Ruhm daraus hervorgetreten. Der Staat war zu seiner frühern Macht und Größe hergestellt und durch die Erwerbung der Rheinprovinz auch im Westen Deutschlands stark geworden. Als das wirksamste Mittel aber, die neu gewonnenen Landestheile mit den alten zu einem festen Ganzen zu vereinigen, erkannte man die Gemeinsamkeit der geistigen Bildung. Es sollte eine neue Universität gegründet werden, welcher die große Aufgabe zufiel, diese Bildung hervorzurufen und gleichsam in die Adern des Volkslebens zu leiten; sie sollte so zu sagen die Warte bilden für den neu erwachten deutschen Sinn, von welcher aus das getheilte und zerrissene Vaterland sich einigte. Und so ward die Gründung einer rheinischen Universität beschlossen und von K. Friedrich Wilhelm III in seiner Proclamation vom 8. April 1815 den neuen Angehörigen seines Staats zugesagt. Da handelte es sich vorab nur um den Ort, in welchem dieselbe zu errichten. Von den alten Universitätsstädten Cöln, Trier, Duisburg und Bonn stritten sich nur Cöln und Bonn darum, welche von ihnen bei der Gründung der neuen Universität den Vorzug erhalten sollte. Außer den Rücksichten auf die Ehre und den materiellen Vortheil fielen bei dieser Streitfrage auch religiöse und kirchliche Interessen in die Waagschale. Cöln hatte noch aus dem vorigen Jahrhundert den Vorwurf des Dunkelmännerthums und der religiösen Unduldsamkeit in die neue Zeit mit hinübergenommen. An die Bonner Vergangenheit dagegen knüpfte sich der Gedanke an Aufklärung, Unbefangenheit und Toleranz. Wenn auf Cöln die Wahl fiel, gewann die Wahrscheinlichkeit Raum, daß die neue Rhein-Universität einen katholischen Charakter annehmen und für einzelne Lehrstühle Cölner

Persönlichkeiten erhalten werde; ging aber Bonn siegreich aus dem Kampf hervor, dann war das paritätische Verhältniß grundsätzlich wenigstens gesichert. Bevor noch über die künftige Staatsangehörigkeit der Rheinlande definitiv entschieden war, glaubte der Bonner Kreisdirector, P. J. Rehfueß, den muthmaßlichen künftigen Landesherrn des Niederrheins, den König von Preußen, durch eine besondere Denkschrift für die Stadt Bonn gewinnen zu müssen. Dieses Schriftchen, „Ansprüche und Hoffnungen der Stadt Bonn“ (Bonn 1814), wurde Jedem zugesandt, von dem irgend welcher Einfluß auf die Entscheidung der rheinischen Universitätsfrage erwartet werden konnte. Erst durch die Bonner Brochure kam man in Cöln zum Bewußtsein, daß rasch und energisch gehandelt werden müsse, wenn Bonn nicht vor Cöln bevorzugt werden sollte. Die städtischen Behörden blieben indeß unthätig; sie wollten es dem weisen Ermessen der conferirenden Fürsten und Minister überlassen, welche von beiden Städten zum Sitz der Universität gewählt werden solle. Um so eifriger aber wurden im Kreise einiger patriotisch gesinnten Bürger die Schritte berathen, welche bezüglich der Universitätsfrage im Interesse der Stadt Cöln zu thun seien; es waren vornehmlich Wallraf, Schmitz, Cassel und Eberhard von Groote, die sich diese Sache mit allem Eifer angelegen sein ließen. Ihr Hauptabsehen ging dahin, sich einerseits der Fürsprache einflußreicher Freunde zu versichern, anderseits durch eine gründlich motivirte Widerlegung der Bonner Parteischrift den Anwalt der Stadt Bonn aus dem Felde zu schlagen. Wallraf bat in einem eindringlichen Schreiben an den Freiherrn von Kruft in Wien, die Mitglieder des Congresses günstig für die Stadt Cöln stimmen zu wollen; auch den Generalgouverneur und den Director Grashof suchte er zu Gunsten der Cölner Ansprüche zu gewinnen. Beide ließen auch auf Grund ihrer schriftlichen wie mündlichen Aeußerungen erwarten, daß sie in dieser Frage durch Wort und That für das Interesse der Stadt Cöln eintreten würden. In Berlin bot Werner von Haxthausen alle Mittel der Beredtsamkeit auf, um an maßgebender Stelle eine für Cöln günstige Entscheidung zu erzielen. Ohne Zweifel würde die Frage zu Gunsten der Stadt Cöln entschieden

worden sein, wenn Wallrafs und seiner Freunde Bemühungen durch rechtzeitige officielle Verwendungen der städtischen Verwaltung und durch eine gründliche Widerlegung der Bonner Schrift unterstützt worden wären. Rehfueß hatte schon bedeutend an Terrain gewonnen, ehe von Cöln aus der erste Schritt geschah, der Rehfueß'schen Ausführung mit schlagenden Gründen entgegenzutreten. Doch diese Gegenschrift ließ lange auf sich warten, und als endlich ein Theil derselben erschien, war der günstige Zeitpunkt verstrichen. Eberhard von Groote hatte es anfänglich übernommen, diese Denkschrift auszuarbeiten. Sein Aufsatz folgte dem Rehfueß'schen Promemoria Schritt für Schritt, und mit bitterm Sarkasmus und genauer Sachkenntniß widerlegte er alle dort vorgebrachten Behauptungen. Doch man konnte sich nicht entschließen, die Groote'sche Arbeit ohne wesentliche Verbesserungen abzusenden. Dr. Schmitz übernahm es, das Geschriebene umzugestalten; vor lauter Bedenken konnte er aber nicht zur eigentlichen Arbeit kommen. Mittlerweile erhielt man von Aachen Nachrichten, welche für Cöln ungünstig lauteten. Nun begann auch Cassel zu arbeiten; er konnte aber ebenso wenig wie Schmitz mit dem Schriftstück zu Ende kommen. Zuletzt nahm Wallraf das gesamte Material an sich und schickte sich an, dieser Sache seinen ganzen Fleiß zuzuwenden. Wallraf aber, der sich selbst niemals genügte, der stets änderte und zusetzte und sich immer nach anderm Material umsah, konnte mit dieser Arbeit gar nicht zu Stande kommen. Alles, was Eberhard von Groote auf sein wiederholtes Bitten von ihm erhalten konnte, waren nur abgerissene Notizen und fragmentarische Bemerkungen. Die Wallraf'sche Denkschrift in Bezug auf die Gründung einer Rhein-Universität findet sich in dessen „Ausgewählte Schriften, herausgegeben als Festgabe zur Einweihungsfeier des Museums Wallraf-Richartz" (von Dr. Ennen). Cöln 1861, S. 224. Inzwischen wurde für Bonn mit Rührigkeit, Unverdrossenheit und gutem Erfolg gearbeitet. In Berlin und Paris zeigte sich immer mehr Neigung, in der Stadt Bonn die neue Universität zu gründen. Auf eine Immediat-Eingabe des Bonner Magistrats sprach sich die an den Staatskanzler gerichtete königliche Cabinetsordre vom

22. Oct. 1815 im Sinne der Stadt Bonn aus, mit dem Vorbehalt jedoch, daß vor dem definitiven Entscheid eine gründliche Erwägung aller zur Frage kommenden örtlichen und sonstigen Verhältnisse vorangehen müsse. „Es ist Alles verloren," schrieb von Groote aus Paris am 7. Nov. 1815, „es ist Alles umsonst, und wir haben durch unsere Flatterhaftigkeit und Nachlässigkeit den Preis verscherzt, den Andere in reger, frischer, unermüdeter Thätigkeit uns abgewonnen. Kurz, wir erhalten unsere Universität nach Cöln nicht wieder, sondern nach Bonn, und das deswegen, weil Diejenigen geschwiegen, welche reden sollten, und meine Stimme allein hier nicht stark genug war."

So lange die Stiftungsurkunde für die Universität noch nicht ausgefertigt war, wollte man in Cöln noch nicht alle Hoffnung fahren lassen. Herr von Harthausen wurde ersucht, in Berlin alle Hebel in Bewegung zu setzen, um den Cölner Ansprüchen gerecht zu werden. „Ich halte," schrieb Harthausen am 18. Febr. 1816, „die Feststellung einer großen katholischen Universität in Cöln für wesentlich nothwendig, sowohl für das Wohl der alten würdigen Reichsstadt als insbesondere für das Heil der Katholiken, welche jetzt im ganzen Norden von Deutschland keine einzige ordentliche Universität haben, um der Religion und ihrem Bekenntniß getreu wissenschaftlich sich ausbilden zu können. Nur in Cöln ist eine solche große Universität möglich; in Bonn würde sie nie das werden. Leider finde ich überall Widerspruch; der König selbst scheint sich mehr für Bonn zu interessiren. Die protestantischen Staatsräthe fürchten sich vor der soliden, tüchtigen, religiösen Ansicht des Lebens, wie sie von je her in Cöln geherrscht hat; sie hoffen in Bonn ein Mittelding zwischen Katholicismus und Protestantismus, eine Art Ausgleichung zu Stande zu bringen und fürchten von Cöln eine düstere katholische Opposition gegen die Regierung und gegen den Protestantismus, einen einflußreichen Jesuitismus auf die übrigen katholischen Provinzen. Es hält sehr schwer, diese Furcht, diese Vorurtheile zu vernichten und unsern Plan für Cöln durchzusetzen." Harthausens Befürchtungen erwiesen sich als begründet. Die Bittschriften, welche in den Jahren 1816 und 1817 von Seiten des Cölner

Magistrats, des Präsidenten Daniels und des Professors Wallraf beim preußischen Ministerium zu Gunsten der Stadt Cöln einliefen, waren nicht im Stande, den für die Ansprüche Bonns sprechenden Gegenvorstellungen das Gleichgewicht zu halten, trotzdem, daß damals schon Neigung und Princip feststand, die Universitäten nach großen Städten zu ziehen, und in Cöln der bedeutende Fonds der alten Universität vorhanden war. Auch die Gründe, durch welche Daniels den Kronprinzen in dieser Frage zu gewinnen suchte, vermochten nicht, die der Entscheidung entgegengehende Frage in ein neues Stadium hineinzuschieben. Daniels erhielt die Antwort, daß der Minister des Innern sich im Herbst an den Rhein begeben werde, um die rheinische Universitätsfrage an Ort und Stelle endgültig zu entscheiden. Der Staatsminister von Altenstein, seit November 1817 Chef des Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten, machte es zu seinem ersten Geschäft, einen ausführlichen Plan zur Errichtung der Universität auszuarbeiten. Er stellte in diesem Actenstück die Nothwendigkeit voran, in Bonn eine Hochschule zu errichten, die mit den übrigen Universitäten des Landes concurriren und in ihrer Dotation wie in ihren Instituten den Bedürfnissen der Wissenschaft und der Zeit entsprechen müsse. Dieser allgemeine Plan ward in einer am 26. Mai 1818 an den Staatskanzler erlassenen königlichen Cabinetsordre genehmigt. Bonn wurde darin definitiv zum Sitz der Universität bestimmt, und der Staatskanzler erhielt die Ermächtigung, dem Minister von Altenstein alle zur ersten Einrichtung und Besoldung der Professoren nöthigen Summen aus der Staatscasse anzuweisen.

Es ist nicht zu leugnen, daß Bonn aber auch den Vorzug schon allein wegen seiner herrlichen Lage verdiente. Das Gesicht der Natur in Cölns Umgebung ist flach und kalt; es zeigt beinahe die Einförmigkeit einer in Nichts allmälig verschwindenden Ebene. Wie anders das ausdrucksvolle Antlitz der schönen Natur um Bonn mit dem Reichthum der schönsten Bilder! Wer wollte die Erfahrung leugnen von dem Einfluß der umgebenden Natur auf die Bildung und Richtung unseres Geistes? Dazu kam die unverschuldete Verarmung der Stadt, der vorgebeugt werden

mußte; dazu kamen die prachtvollen Gebäude, welche hier zur Disposition standen, ganz abgesehen davon, daß es eine offene Stadt, während Cöln als eine Festung für die freie Entwicklung einer Universität nicht geeignet erschien. Ebenso wenig möchte Großhandel und Wissenschaft an Einem Orte zu gleicher Blüthe gelangen oder das Band der Eintracht beide umschlingen, wenn nicht wiederum die Stadt so groß, daß Berührungspunkte gar nicht stattfinden. Professor von Sybel legt in seiner Festrede, „Die Gründung der Universität Bonn", 1868, den Schwerpunkt des Streites in die Hände der Classiker und der Romantiker und sagt: „Während die Anhänger und Zöglinge unserer classischen Literatur für Bonn arbeiteten, meinten die damaligen Romantiker bei Cöln ihre Rechnung zu finden, oder auch umgekehrt glaubten die damaligen Vertreter Cölns keine kräftigern Argumente als romantische Stimmungen und Hoffnungen in das Feld führen zu können. Diese Dinge liegen zum Theil weit hinter uns, zum Theil haben sie in der Gegenwart bei gleichem Wesen völlig anderes Costüm angenommen: gestatten Sie mir also, die Tragweite des eben bezeichneten Gegensatzes kurz zu erläutern.

„Im Laufe des vorigen Jahrhunderts hatte der deutsche Geist sich zu einer bis dahin noch nicht erreichten Höhe selbstständiger Bildung emporgerungen, deren Charakter und Richtung mit den großen Namen Lessing und Göthe, Schiller und Kant bezeichnet ist. Zum erstenmal seit sechs Jahrhunderten war hier eine Literatur entstanden, die sich ebenbürtig den Erzeugnissen der großen Culturvölker an die Seite stellte, auf den Gebieten der Poesie und Philosophie sie alle mächtig überragte und sofort der Ausgangspunkt für einen höchst bedeutenden Aufschwung aller Fachwissenschaft wurde. Sie war zu so gewaltigen Leistungen befähigt, weil sie aus der innersten Eigenthümlichkeit und Tiefe unseres Volksgeistes erwachsen, alle charakteristischen Züge desselben an sich trug und dadurch unerschöpflicher Lebenskraft und schrankenloser Wirksamkeit sicher war. Sie war erfüllt mit idealem Streben, philosophischer Tiefe und sittlichem Ernst; sie kehrte rücksichtslos allem Gemachten, Conventionellen, Typischen den Rücken, um sich mit begeistertem Wahrheitssinn in das ächte Leben der Natur

und der Geschichte zu versenken; sie adelte die ästhetische Schönheit dadurch, daß sie dieselbe als das wichtigste Bildungsmittel zur moralischen Läuterung begriff, und indem sie die Entwicklung der Religionen als den höchsten Ausdruck für die Erziehung des Menschengeschlechtes faßte, proclamirte sie, ohne feindseligen Gegensatz gegen das äußere Kirchenthum, die volle Selbstständigkeit des wissenschaftlichen Geistes. Man sieht leicht, welch eine Fülle von Freiheit und Fruchtbarkeit eine solche Richtung in sich schloß, welch erwärmende Kraft vor Allem für die wissenschaftliche Entwicklung der Nation daraus entspringen mußte. In der That, die Wirkung war unermeßlich. Eine neue Epoche erstand für Alterthumskunde und Geschichte, für Jurisprudenz und Naturwissenschaft. Auf allen geistigen Gebieten regte sich mannichfaltiges Leben und vorwärtsdringende Forschung; eine seltene Verbindung schöpferischen Talents, strenger Gewissenhaftigkeit und würdiger Unabhängigkeit trat zu Tage. So hoch entwickelt, so hoffnungsreich war das geistige Dasein unserer Nation beschaffen, als die Stürme der Revolution und des Kaiserreichs über dieselbe hereinbrachen.

„Die Wirkung dieser erschütternden Katastrophen war nun äußerst verschieden bei den verschiedenen Menschen. Die Einen stählten ihre Brust und schärften ihren Geist in der Erregung und Anspannung der so plötzlich eingetretenen Leidens- und Kampfeszeit; sie erkannten die Mängel des damaligen Zustandes, ohne an den Grundlagen desselben zu verzweifeln. Die vorausgegangene literarische Epoche war auch in ihren Schwächen ächt deutsch gewesen: sie hatte sich mit Kunst und Wissenschaft, mit Individuum und Familie, mit Gott und Welt beschäftigt; aber sie hatte sehr wenig an Staat und Nation, an Politik und Vaterland gedacht. Jetzt erlebte man, wie furchtbar eine solche Unterlassung sich auch an dem Wohlstand der Einzelnen und der Geistesbildung Aller räche, wie mit der Zertrümmerung des Staats auch das Behagen jedes Bürgers und die Eigenartigkeit der Volksbildung auf den Tod getroffen sei. Mit der höchsten Anstrengung ergriff die erlesene Schaar unserer leitenden Geister die Aufgabe, die Schätze unserer literarischen Cultur in den Dienst

des Vaterlandes zu stellen, den Staat mit den Waffen der Wissenschaft gegen die fremde Unterdrückung zu rüsten und die poetisch-philosophische Bildung zur Quelle der nationalen Herstellung zu machen. Die Gesetzgebung von 1808 und 1810 ist in allen ihren Theilen von diesen Gedanken beseelt, und von wissenschaftlicher Seite her sehen wir Fichte und Schleiermacher, W. Humboldt und F. A. Wolf demselben Ziele zustreben. Wer diese Tendenzen in ihrer Kraft und Tiefe kennen lernen will, muß die Verhandlungen lesen, welche damals zur Gründung der Universität Berlin geführt haben. Hier ist, mit weithin leuchtender Schrift, der Wegweiser gesetzt, um allen künftigen Generationen den Ausgangspunkt und die Richtung zu zeigen, in der unser Staat und unsere Cultur zu immer gesunderm, immer mächtigerm Gedeihen voranzuschreiten hat.

„Allein nicht alle Menschen jener Jahre waren so gesinnt. Während im Sturm und Wetter der beispiellosen Kriegsnoth die Starken stärker wurden, wuchs die Schwäche der Schwachen. Das Unheil von Jena und Tilsit wurde den Einen die Quelle eines doppelt feurigen Patriotismus und warf die Andern in eine Verzweiflung am Vaterlande, die in weiter Weltbürgerlichkeit Rettung suchte. Die Einen trieben historische Studien, um in dem Gestern Rettungsmittel für das bedrängte Heute zu finden; die Andern flüchteten aus der hoffnungslosen Gegenwart zu dem genießenden Betrachten einer angeblich hohen und schönen Vergangenheit. Die Einen wurden aus Schriftstellern und Philosophen practische und erfolgreiche Staatsmänner; die Andern wandten sich von allem thätigen Handeln widerwillig ab, priesen die beschauliche Versenkung und erklärten Phantasie und Gefühl für die höchsten Güter des Menschen. Wie in allen schweren Leidensjahren ging durch die ganze Zeit ein tiefer religiöser Zug; aber während die Einen vor Allem darum zum Herrn riefen, daß er die freigebliebenen Geister erhelle, die muthigen Herzen stärke, die männlichen Arme kräftige, griffen die Andern nach Religion und Kirche als nach der Krücke des Kranken, dem es auf den eignen Füßen schwach geworden. Wenn Jene unerschütterlich an der wechselseitigen Durchdringung von Religion und

Philosophie festhielten und in einem starken Gottesbewußtsein vor Allem die Quelle persönlicher Befreiung erblickten, so zogen Diese unter den verschiedenen Formen des religiösen Daseins stets diejenige vor welche am deutlichsten von einer handgreiflichen, schützenden und leitenden Kirchenmacht Zeugniß gab, so daß Rationalisten rechtgläubig, Protestanten katholisch, Katholiken Mönche wurden. Was bei dem modernen Fortschritt, bei Philosophie und Kritik, bei religiöser Selbstständigkeit und politischer Neuerung herauskomme, meinten sie, das habe Robespierre und Napoleon gezeigt; die Welt müsse wieder zurückkehren in das gläubige, poetische, genügsam glückselige Mittelalter, dann werde frommes Deutschthum aus den alten Wurzeln sich neu begrünen und neben hohen Kathedralen das Leben jedes Menschen als ein goldnes Gedicht auf den heimathlichen Fluren dahinfließen.

Da zu allen Zeiten die schwachen Gemüther in großer Zahl vorhanden sind, so fanden in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts die romantischen Stimmungen eine weite Verbreitung in Europa. Sie hatten in allen Ländern die reactionaire Tendenz in Staat und Kirche gemeinsam, die Wendung zu der feudalen Ohnmacht des Staats und zu der weltherrschenden Stellung der Kirche, wie es im Mittelalter gewesen; sie hatten keine Sympathie für eine starke auf nationaler Grundlage ruhende Monarchie; sie verwarfen gleich eifrig Bureaukratie und Liberalismus, Gewerbefreiheit und Religionsfreiheit; sie verstanden unter politischer Freiheit das Recht der Edelleute, die Bauern zu beherrschen, und unter kirchlicher Freiheit das Recht der Geistlichkeit, die Laien zu regieren. Diese Züge, wie gesagt, gingen durch ganz Europa ohne Unterschied der Nation und der Confession hindurch; in unserm Deutschland aber nahmen die Romantiker noch eine besondere gemüthliche Wendung durch ihr Verhältniß zur Kunst: sie schätzten Wolfram von Eschenbach höher als Homer, liebten Calderon mehr als Shakespeare, schwärmten für Palestrina und für die gothische Baukunst, und was die Hauptsache war, sie wünschten über den Leisten dieser ästhetischen Anschauungen das ganze Leben der Menschen zu schlagen und vor Allem die Bildung der Jugend in den engen Gesichtskreis

des Mittelalters zurück zu versetzen, den sie als urdeutsch bezeichneten, der aber ebenso gut ächt spanisch oder italienisch hätte heißen können, weil er in Wahrheit eben nur mittelalterlich war.

„Diese Richtung also war es, welche sich, sobald die königliche Absicht auf Gründung einer rheinischen Universität bekannt geworden, mit lebhaftem Eifer des künftigen Instituts zu bemächtigen suchte; sie ergriff sofort die Vertretung der Cölner Ansprüche, in der Meinung, welche damals von aller Welt, von Freunden und Gegnern, von Publicum und Regierung getheilt wurde, daß Cöln für die romantischen Wünsche ein vor Allem günstiger Boden sein würde. Wie sich heute die mächtige Industrie- und Handelsstadt entwickelt hat, wird man billig zweifeln dürfen, ob die Partei im Jahr 1868 ebenso einstimmig wie 1818 Cölns Banner aufpflanzen, ob ihre Gegner ebenso entschieden wie damals Cöln und die Romantik identificiren und deshalb Cöln abweisen würden; stehe es hiermit wie es wolle, in jenen Tagen war das angegebene Verhältniß unbezweifelt und für den Ausgang entscheidend.

„Bei dem damaligen Vorstande des preußischen Ministeriums, dem Staatskanzler Fürsten Hardenberg, der selbst ein lebhaftes Interesse an der Frage nahm, sammelten sich die Anträge und Gegenanträge in großer Zahl. Eine mit Talent und Gewandtheit geschriebene Denkschrift entwickelt den romantischen Standpunkt mit besonderm Nachdruck. Es sei nöthig, die neue Hochschule auf historischen Boden zu stellen, damit der Studirende bei jedem Schritt von der nationalen Vergangenheit angehaucht werde. Nur in Cöln befinde man sich im Mittelpunkt des rheinischen Geisteslebens; als solcher erweise sich Cöln; indem es fort und fort die alten Volksbücher, gedruckt in diesem Jahr, verlege und verbreite. Nur in Cöln sei es möglich, den geschichtlichen Unterricht durch unmittelbare Anschauungen des großen Alterthums zu beseelen; nur dort sei die vaterländische Gesinnung auf die vaterländische Kunst und die hohen Ideen unserer Vorzeit zu gründen. Das Volk, sagt der Verfasser, müsse zurücksehen auf seine lange vergessene Vergangenheit; all unsere Bildung beruhe auf dem Mittelalter, und das Ziel unserer jetzigen

Philosophie festhielten und in einem starken Gottesbewußtsein vor Allem die Quelle persönlicher Befreiung erblickten, so zogen Diese unter den verschiedenen Formen des religiösen Daseins stets diejenige vor welche am deutlichsten von einer handgreiflichen, schützenden und leitenden Kirchenmacht Zeugniß gab, so daß Rationalisten rechtgläubig, Protestanten katholisch, Katholiken Mönche wurden. Was bei dem modernen Fortschritt, bei Philosophie und Kritik, bei religiöser Selbstständigkeit und politischer Neuerung herauskomme, meinten sie, das habe Robespierre und Napoleon gezeigt; die Welt müsse wieder zurückkehren in das gläubige, poetische, genügsam glückselige Mittelalter, dann werde frommes Deutschthum aus den alten Wurzeln sich neu begrünen und neben hohen Kathedralen das Leben jedes Menschen als ein goldnes Gedicht auf den heimathlichen Fluren dahinfließen.

Da zu allen Zeiten die schwachen Gemüther in großer Zahl vorhanden sind, so fanden in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts die romantischen Stimmungen eine weite Verbreitung in Europa. Sie hatten in allen Ländern die reactionaire Tendenz in Staat und Kirche gemeinsam, die Wendung zu der feudalen Ohnmacht des Staats und zu der weltherrschenden Stellung der Kirche, wie es im Mittelalter gewesen; sie hatten keine Sympathie für eine starke auf nationaler Grundlage ruhende Monarchie; sie verwarfen gleich eifrig Bureaukratie und Liberalismus, Gewerbefreiheit und Religionsfreiheit; sie verstanden unter politischer Freiheit das Recht der Edelleute, die Bauern zu beherrschen, und unter kirchlicher Freiheit das Recht der Geistlichkeit, die Laien zu regieren. Diese Züge, wie gesagt, gingen durch ganz Europa ohne Unterschied der Nation und der Confession hindurch; in unserm Deutschland aber nahmen die Romantiker noch eine besondere gemüthliche Wendung durch ihr Verhältniß zur Kunst: sie schätzten Wolfram von Eschenbach höher als Homer, liebten Calderon mehr als Shakespeare, schwärmten für Palestrina und für die gothische Baukunst, und was die Hauptsache war, sie wünschten über den Leisten dieser ästhetischen Anschauungen das ganze Leben der Menschen zu schlagen und vor Allem die Bildung der Jugend in den engen Gesichtskreis

des Mittelalters zurück zu versetzen, den sie als urdeutsch bezeichneten, der aber ebenso gut ächt spanisch oder italienisch hätte heißen können, weil er in Wahrheit eben nur mittelalterlich war.

„Diese Richtung also war es, welche sich, sobald die königliche Absicht auf Gründung einer rheinischen Universität bekannt geworden, mit lebhaftem Eifer des künftigen Instituts zu bemächtigen suchte; sie ergriff sofort die Vertretung der Cölner Ansprüche, in der Meinung, welche damals von aller Welt, von Freunden und Gegnern, von Publicum und Regierung getheilt wurde, daß Cöln für die romantischen Wünsche ein vor Allem günstiger Boden sein würde. Wie sich heute die mächtige Industrie- und Handelsstadt entwickelt hat, wird man billig zweifeln dürfen, ob die Partei im Jahr 1868 ebenso einstimmig wie 1818 Cölns Banner aufpflanzen, ob ihre Gegner ebenso entschieden wie damals Cöln und die Romantik identificiren und deshalb Cöln abweisen würden; stehe es hiermit wie es wolle, in jenen Tagen war das angegebene Verhältniß unbezweifelt und für den Ausgang entscheidend.

„Bei dem damaligen Vorstande des preußischen Ministeriums, dem Staatskanzler Fürsten Hardenberg, der selbst ein lebhaftes Interesse an der Frage nahm, sammelten sich die Anträge und Gegenanträge in großer Zahl. Eine mit Talent und Gewandtheit geschriebene Denkschrift entwickelt den romantischen Standpunkt mit besonderm Nachdruck. Es sei nöthig, die neue Hochschule auf historischen Boden zu stellen, damit der Studirende bei jedem Schritt von der nationalen Vergangenheit angehaucht werde. Nur in Cöln befinde man sich im Mittelpunkt des rheinischen Geisteslebens; als solcher erweise sich Cöln; indem es fort und fort die alten Volksbücher, gedruckt in diesem Jahr, verlege und verbreite. Nur in Cöln sei es möglich, den geschichtlichen Unterricht durch unmittelbare Anschauungen des großen Alterthums zu beseelen; nur dort sei die vaterländische Gesinnung auf die vaterländische Kunst und die hohen Ideen unserer Vorzeit zu gründen. Das Volk, sagt der Verfasser, müsse zurücksehen auf seine lange vergessene Vergangenheit; all unsere Bildung beruhe auf dem Mittelalter, und das Ziel unserer jetzigen

Bestrebungen müsse die Wiedererweckung und die Verklärung des Mittelalters und die Ausbildung der großen Ideen und Anstalten desselben als der eignen Jugendgedanken unseres Volkes sein. Auf einem solchen Standpunkt versteht es sich von selbst, daß das kirchliche Moment auf das Stärkste betont wird. Die Universität, führt der Verfasser aus, müsse eine lebendige religiöse Gesinnung haben; eine solche kennt er nur in der confessionellen Form und fordert also für die neue Stiftung confessionellen Charakter, mithin, da es sich zunächst um das überwiegend katholische Rheinland handelt, eine katholische Universität, von deren Wirken in der unmittelbaren Nähe des cölnischen Bischofsitzes er sich den höchsten Gewinn für den preußischen Einfluß verspricht. Dringend warnt er, die künftige Hochschule nach Bonn zu verlegen, wo einst die kurfürstliche Universität, obgleich von den letzten Erzbischöfen gestiftet und beschirmt, durch ihre philosophischen Tendenzen sofort in den Geruch der Ketzerei gekommen und damit dem ganzen Lande verdächtig geworden sei. An die neue Universität auf demselben Boden würde sich sofort derselbe schädliche Verdacht anheften.

„Ganz anders allerdings klangen die Stimmen, welche sich aus den sonstigen Städten der Provinz erhoben. Es zeigte sich, daß die Cölner mit ihrem Wunsche völlig vereinzelt standen, daß überall sonst im Publicum die Vorliebe für Bonn ganz entschieden war. Mit großem Eifer meldeten z. B. die Arnsberger, daß sie stets die kurfürstliche Hochschule zu Bonn, keineswegs aber die ganz verkommene stadtcölnische Universität als die Bildungsanstalt ihres Herzogthums Westphalen betrachtet hätten. Je entschiedener die Wortführer Cölns sich mittelalterlich und romantisch zeigten, desto lebhafter rührten sich alle liberalen Elemente des Landes für die Ansprüche Bonns, so daß in dieser Hinsicht der Oberpräsident Graf Solms-Laubach, der aus äußern Gründen für Cöln stimmte, sein Votum mit der epigrammatischen Wendung zu stützen suchte, der Umstand, daß ein Ort sich dunkel zeige, könne doch keinen Grund abgeben, dort ein Licht nicht anzuzünden. (Der Oberpräsident von Solms-Laubach war wirklich für Cöln, wenn er auch den allerdings höchst seltsamen und

daher kaum ernstlich gemeinten Grund dabei aussprach, daß es gerade für die Finsterniß dieser rheinischen Hauptstadt heilsam und nothwendig sei, daß ihr durch die Universität ein helles Licht aufgesteckt werde. Doch nur scherzweise konnte er die Universität zu einer Beleuchtungs-, Reinigungs- und Wohlthätigkeits-Anstalt für jene Stadt machen wollen!) Unter diesen Umständen beauftragte Fürst Hardenberg den vortragenden Ministerialrath Süvern mit der Abstattung eines umfassenden Berichts; derselbe erfolgte am 20. Juli 1817, und seitdem war in Berlin kein Zweifel mehr.

„Süvern, ein classisch gebildeter Philologe, früher mit Schiller in literarischem Verkehr, ein naher Vertrauter Wilhelm von Humboldts, war völlig der Mann, um die ächte Ueberlieferung des preußischen Staats und der deutschen Literatur auch in unserer Frage mit weitem Blick und zweifelloser Energie zu vertreten. Wird die neue Universität, ruft er zu Anfang aus, in großem Styl angelegt, so kann sie unter den gegebenen Verhältnissen wie eine positiv wirkende Festung dem preußischen Staate dienen. Dies aber, erklärt er, sei nimmermehr zu erreichen, wenn man sie in eine Umgebung stelle, wie die cölnische geschildert werde; denn in einer solchen würde das freie Denken in seinem Mittelpunkt, in der philosophischen Facultät selbst bedroht sein. Nun aber komme es darauf an, diesem starken Geiste der freien Forschung für Studirende aller Confessionen eine sichere Stätte zu bereiten, und hiefür sei die sonnig heitere und weite Umgebung Bonns ganz anders geschaffen als die engen dumpfen Straßen des in Festungswällen eingeschlossenen Cöln. Man berufe sich auf den Einfluß, den Cöln durch Denkmale und Alterthümer auf die Studirenden üben werde; freilich sei an der Thatsache nicht zu zweifeln, um so dringender aber zu fragen, ob ein Einfluß gerade dieser Art zu wünschen sei? Alle diese Dome, Legenden und Heiligenbilder, bemerkt er, haben an sich ihren Werth; aber so zusammengedrängt, durch keine andere Form der Kunst, durch keinen Reiz der Natur, durch kein klares geistiges Leben des Volks erheitert, werden sie nicht dahin wirken, die Lehranstalt in den schwächlichen trüben Mysticismus zu versenken, zu dem die Zeit neigt, der namentlich am Rhein vielfach

vorkommt, gegen welchen Göthe in seinen Heften über Kunst und Alterthum so treffende Worte geredet hat? In diesem Sinne entwickelte Süvern weiter, daß die neue Universität keinen ausschließlich confessionellen Charakter haben und neben der katholischen einer evangelisch-theologischen Facultät nicht entbehren dürfe, daß die entscheidende Leitung nicht in die Hand der geistlichen Behörde irgend einer speciellen Confession übergehen, sondern dem Organ der nationalen Gesammtheit, der Staatsregierung verbleiben müsse. Um so unerläßlicher aber sei es, betonte er wiederholt, daß man überall in dieser Angelegenheit nicht kleinlich, sondern in großem Styl und mit schonender Vorsicht und wirkungsreicher Energie verfahre.

„Am 26. October 1817 beantragte der Minister von Schuckmann in einem ausführlichen, ganz nach Süverns Auffassung entworfenen Bericht bei König Friedrich Wilhelm III die Gründung der rheinischen Universität in Bonn. Aber erst am 26. Mai 1818, im Begriff, zum Aachener Congreß abzureisen, vollzog der König die Cabinetsordre, welche Bonn zum Sitz der neuen Universität bestimmte, theologische Facultäten der beiden Confessionen dort anordnete, die Eröffnung der Vorlesungen für den nächsten Herbst verfügte und die nöthigen Mittel zur würdigen Ausstattung der Hochschule bewilligte."

Es wird hier jedoch Manches behauptet und das Behauptete belobt, was der Grundlage entbehrte und nur auf Vorurtheil beruhte. Was soll man dazu sagen, wenn ein so hochgestellter Beamter, wie Süvern, sagt, in Cöln würde ein freies Denken unmöglich, die philosophische Facultät in ihrer Entwicklung bedroht sein? Es war, wie gesagt, nichts als die Furcht vor dem Katholicismus — Ultramontanismus kannte man z. B. am Rhein noch gar nicht — und indem man diesen in Bonn bewältigen zu können glaubte, sprach man von Romantik und suchte sie lächerlich zu machen durch Faseleien über den engen Gesichtskreis des Mittelalters, über die Schwärmerei für gothische Baukunst u. s. w. Und doch war diese Romantik von Protestanten, den Gebrüdern Schlegel, Novalis 2c. hervorgerufen worden und hat zur Zeit schöne Früchte getragen, so daß

eine einseitige Verdammung desselben wahrlich nicht gerechtfertigt erscheint.

Der Königl. Cabinetsbefehl, welcher die Universität ins Leben rief, lautete folgendermaßen: „Dem Bestreben Meiner Vorfahren in der Regierung, durch sorgsame Pflege der Wissenschaft und durch heilsame Anordnungen für das Schul- und Erziehungswesen eine gründliche Volksbildung zu fördern, habe auch Ich seit dem Antritte Meiner Regierung Mich angeschlossen. Die vollständige Ausführung Meiner desfallsigen landesväterlichen Absichten wurde durch die schweren Schickungen unterbrochen, welche die Vorsehung über Mich und Mein Land verhängte. Jetzt aber, nachdem unterm Beistande des Höchsten Friede und rechtliche Ordnung in Europa hergestellt ist, habe Ich jene, für die Grundlage aller wahren Kraft des Staats und für die gesammte Wohlfahrt Meiner Unterthanen höchst wichtige Angelegenheit wieder aufgenommen und ernstlich beschlossen, das ganze öffentliche Unterrichts- und Bildungswesen in Meinen Landen zu einem möglichst vollkommenen, der Hoheit des Gegenstandes entsprechenden Ziele zu bringen. In Verfolgung dieses Zweckes habe Ich die Mir von Ihnen vorgelegten, von dem Staatsminister von Altenstein aufgestellten Hauptgrundzüge eines desfallsigen, das Ganze umfassenden Planes genehmigt und demnach auf die höhern Bildungsanstalten und zwar ganz vorzüglich in den wieder gewonnenen und neu erworbenen westlichen Provinzen des Staats Meine Aufmerksamkeit gerichtet und nach reiflicher Erwägung aller zu nehmenden Rücksichten beschlossen, jetzt eine neue Universität, und zwar in Bonn, als dem angemessensten Orte, zu begründen. Zu dem Ende, und um ein bleibendes Denkmal Meiner gegenwärtigen Anwesenheit in den Rheinlanden zu hinterlassen, habe Ich unter dem heutigen Tage die beiliegende Stiftungsurkunde der Universität Bonn eigenhändig vollzogen und dieser neuen Lehranstalt, indem Ich zugleich auch die ältern Universitäten in Meinem Reiche landesväterlich bedachte, eine solche Ausstattung gegeben, daß sie im Stande seyn wird, die Stelle, welche sie in Meinem Staate und im ganzen nordwestlichen Deutschlande einnehmen soll, mit Würde und Erfolg zu behaupten. Es ist

Mein ernstlicher Wille, daß die Universität in Bonn ungesäumt eröffnet werde, und Ich erwarte von ihr mit Zuversicht, daß sie in dem von Mir in ihrer Stiftungsurkunde bezeichneten Geiste wirke, wahre Frömmigkeit, gründliche Wissenschaft und gute Sitte bei der studirenden Jugend fördere und dadurch auch die Anhänglichkeit Meiner westlichen Provinzen an den Preußischen Staat je länger je mehr befestigen werde. Ueber die Ausstattung und Vervollkommnung, welche Ich den übrigen wissenschaftlichen und Kunst-Anstalten in Meinem Reiche zu geben Willens bin, so wie über den Grundplan, nach welchem das gesammte öffentliche untere und höhere Unterrichts- und Bildungswesen in Meinen Landen zu Einem in sich selbst übereinstimmenden, auf ein großes Ziel gerichteten Ganzen gestaltet werden soll, werde Ich das erforderliche Speciellere, nach, von dem Staatsminister von Altenstein eingereichtem und von Mir gebilligtem Plane, erlassen und denselben ermächtigen, das Nöthige zu seiner Zeit zur öffentlichen allgemeinen Kenntniß zu bringen, damit Mein treues Volk wisse und erfahre, wie Ich eine gleichmäßige, allseitige, ernste und tüchtige Bildung aller Meiner Unterthanen mit landesväterlicher Liebe bezwecke und solche als das sicherste Mittel betrachte, einem der wahren Wohlfahrt der Völker so höchst nachtheiligen, unruhigen und unfruchtbaren Getriebe zuvorzukommen und das Wohl und Gedeihen des Preußischen Staats hauptsächlich auf die sorgfältig geleitete Entwickelung aller seiner geistigen Kräfte auch fernerhin zu gründen gesonnen bin. Aachen, den 18. Oct. 1818. Gez. Friedrich Wilhelm. An den Staatskanzler Herrn Fürsten von Hardenberg."

Daran reiht sich unmittelbar die Stiftungs-Urkunde:

„Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden, König von Preußen 2c. thun kund und fügen hiermit zu wissen:

„Nachdem Wir in Unserm, an die Einwohner der mit dem Preußischen Staate vereinigten Rheinländer d. d. Wien, den 5. April 1815, erlassenen Patente den aus landesväterlicher Fürsorge für ihr Bestes gefaßten Entschluß, in Unsern Rheinlanden eine Universität zu errichten, erklärt haben, so stiften und gründen Wir nunmehr durch gegenwärtige Urkunde diese Universität,

in der Absicht und mit dem Wunsche, daß solche zur Ehre Gottes und zu aller Unserer getreuen Unterthanen Wohlfahrt gereichen möge, und daß durch solche Frömmigkeit, gründliche Wissenschaft und gute Sitte in der studirenden Jugend gefördert und immer mehr allgemein werde. Wir bestimmen demnach und verordnen:

„1. Die Universität soll zu Bonn am Rheine ihren Sitz erhalten, da dieser Ort, nach sorgfältiger Prüfung, ganz vorzüglich dazu gelegen ist und alles darbietet, was die erste Einrichtung erleichtern kann.

„2. Wir räumen der Universität das Schloß in Bonn nebst Zubehör, auch das nahe gelegene Schloß Poppelsdorf nebst Zubehör, insofern solches wirklich nöthig ist, ein, und wollen, daß ihr erstgedachtes Grundstück als beständiges Eigenthum sogleich, letzteres aber eintretenden Falls, überwiesen und für ihre Zwecke so, wie jedes dazu am nutzbarsten ist, auf Unsere Kosten eingerichtet werde.

„3. Die Universität besteht aus fünf Facultäten, nämlich einer evangelisch- und einer katholisch-theologischen, einer juristischen, einer medicinischen und einer allgemein wissenschaftlichen oder philosophischen Facultät. Die beiden theologischen Facultäten sollen an Rang einander gleich sein, aber in allen Verhältnissen, wo es auf den Vortritt ankommt, Jahr um Jahr hierin untereinander wechseln.

„4. Jede Facultät wird mit einer, zu vollständiger Ausfüllung der in ihrem Gebiet liegenden Fächer nöthigen Anzahl ordentlicher und außerordentlicher Professoren versehen und immer besetzt erhalten; auch sollen zur Bildung angehender Lehrer Anstalten getroffen werden.

„5. In der philosophischen Facultät soll immer ein ordentlicher Professor der Philosophie von katholischer Confession neben einem ordentlichen Professor der Philosophie von evangelischer Confession angesetzt, außerdem aber in keiner Facultät, die beiden theologischen ausgenommen, auf die Confession der anzustellenden Lehrer Rücksicht genommen werden.

„6. Das Lehrwesen der Universität wird nach denselben Grundsätzen, wie auf Unsern übrigen Universitäten, so eingerich-

tet, daß die Collegia sowohl in jeder Facultät in sich, als auch aller Facultäten mit den allgemein wissenschaftlichen Vorlesungen in der philosophischen Facultät gehörig ineinandergreifen und durch ihre Anordnung und Folge selbst den Studirenden für die Anlage ihrer Studien Anleitung geben.

„7. Die Universität soll mit allen einer solchen Anstalt nöthigen wissenschaftlichen Sammlungen, Hülfs- und Uebungs-Instituten versehen, auch sollen wissenschaftliche Zwecke, wozu sich Professoren der Universität vereinigen, außerordentlich unterstützt werden.

„8. Bei der Aufnahme und Entlassung der Studirenden muß nach den hierüber auf allen Unsern Universitäten bestehenden allgemeinen Gesetzen und Vorschriften verfahren werden.

„9. Die Disciplin und Rechtspflege, in Ansehung der Studirenden, soll auf dieselbe Weise, wie auf Unsern übrigen Universitäten, nach den darüber bestehenden Gesetzen und Vorschriften geübt werden und in ihrer Verwaltung der Ernst herrschen, welchen das gereiftere Alter der Studirenden erfordert.

„10. Wir ertheilen hierdurch der Universität das Recht, in ihren Facultäten akademische Grade und Würden, namentlich in der philosophischen Facultät die Grade des Magisters und Doctors, in der medicinischen, nach erlangtem philosophischen Magistergrade, den Grad des Doctors, in der juristischen und den beiden theologischen Facultäten die Grade des Licentiaten und Doctors an Männer, welche dieser Auszeichnungen würdig sind und dies gehörig dargethan haben, in Unserm Namen zu verleihen, und legen den von Unserer Universität in Bonn zu ertheilenden akademischen Graden und Würden dieselben Prärogative und Rechte bei, welche mit den von Unsern übrigen Universitäten verliehenen akademischen Graden und Würden verbunden sind.

„11. Die innere Verwaltung des Lehrwesens, der Disciplin und Rechtspflege und der Promotionen zu akademischen Würden soll dem Rector, dem akademischen Senate, welchen beiden für die Disciplin und Rechtspflege ein Syndicus zur Seite steht, und auf den Decanen der fünf Facultäten beruhen. Der Rector und

die fünf Decane sollen jährlich aus den ordentlichen Professoren gewählt, und der Senat jährlich aus letztern durch Wahl ergänzt, der Syndicus aber soll lebenslänglich ernannt werden und darf weder Professor der Universität, noch eine von den Professoren oder Studirenden in andern Beziehungen abhängige Person sein.

„12. Die Universität wollen Wir mit einem zu ihrer Unterhaltung vollständig hinreichenden jährlichen Einkommen mit landesherrlicher Milde ausstatten, wie Wir denn zur Anweisung des ihr Benöthigten Unserm Staatskanzler Vollmacht ertheilt haben.

„13. Wir setzen hierdurch ausdrücklich fest, daß von ihrem jährlichen Einkommen auch für Freitische und andere Beneficien dürftiger, fleißiger und gesitteter Studirenden ohne Unterschied der Confession gesorgt, auch ein Zuschuß zu einer Casse für die Wittwen der Professoren dieser Universität, wozu Wir durch Anweisung eines bedeutenden Capitals den Grund gelegt haben, erfolgen soll. Der Fond der Freitische und anderer Beneficien soll durch den Ertrag einer jährlich zweimal in allen Kirchen Unserer Westphälischen und Rheinprovinzen zu haltenden Collecte, welche Wir hiermit anordnen, verstärkt werden.

„14. Wir versehen Uns zu den Einwohnern der Rheinprovinzen und Westphalens, daß sie möglichst darauf bedacht sein werden, zu Allem, was zum Flor der neu begründeten Universität dienen kann, namentlich durch Ueberweisung von zu solchen Zwecken bereits vorhandenen Stiftungen und Fonds, kräftigst mitzuwirken, und werden Uns dadurch veranlaßt sehen, auch fernerhin kräftig für das Bedürfniß der Universität, so weit solches nicht durch Privatanstrengungen Einzelner oder ganzer Corporationen beschafft werden kann, mit landesväterlicher Milde zu sorgen.

„15. Der Universität, ihren Professoren und Beamten, ihrem Vermögen und ihren Einkünften, den bei ihr jetzt oder künftig von Corporationen oder Einzelnen zu gründenden Vermächtnissen und milden Stiftungen sichern Wir alle diejenigen Rechte und Vorzüge, welche Unsere übrigen Universitäten, deren Professoren und Beamte, ihr Vermögen und ihre Einkünfte, wie die milden Stiftungen überhaupt in Unserm Staate gesetzlich genießen, und wollen, daß sie darin jederzeit behauptet und kräftig geschützt werden.

„16. Zur nächsten Aufsicht, imgleichen zur ökonomischen und Cassenverwaltung der Universität und zur Wahrnehmung ihrer Gerechtsame soll derselben ein Curator an Ort und Stelle oder in dessen Nähe vorgesetzt werden, welchen jedesmal zu ernennen Wir Uns vorbehalten.

„17. Die obere Leitung und Aufsicht der Universität soll Unser Minister der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten auf dieselbe Art führen, wie die obere Leitung und Aufsicht Unserer übrigen Universitäten, die einen eigenen Curator haben.

„18. Die ausführlichen Bestimmungen über die Verfassung der Universität soll ein durch Unsern Minister der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten Uns vorzulegendes und von Uns zu vollziehendes Statut enthalten.

„Indem Wir solchergestalt die neue Universität begründen und stiften, empfehlen Wir sie dem allmächtigen Schutze des Höchsten.

„So gegeben Aachen, den 18. October 1818.

„Unterz. Friedrich Wilhelm.

„C. Fürst von Hardenberg. Altenstein."

Unterm 21. Oct. 1818 erließ der Minister von Altenstein ein vorläufiges Reglement für die Universität bis nach Publication ihrer Statuten, sowie denn auch die Gesetze für die akademischen Mitbürger bekannt gemacht wurden. Die eigentlichen Statuten wurden erst unterm 1. Sept. 1827 von dem Könige vollzogen und gelten seitdem als Richtschnur. Im Verlauf der Zeit, unterm 18. Oct. 1834 nämlich, wurden auch für jede einzelne Facultät besondere Statuten erlassen. Bei jeder Universität ist ein Curator, welcher den Verkehr mit dem Ministerium vermittelt und gleichsam an Ort und Stelle dessen Vertreter ist. Der Curator prüft und beurtheilt alle Vorkommnisse und entfernt die Mißstände, sei es durch seinen directen Verkehr mit Rector und Senat, sei es durch seine Berichte an das Ministerium. Die Blüthe und das Gedeihen der Anstalt liegen wesentlich in seiner Hand. Alle Berichte der Universität und ihrer einzelnen Mitglieder laufen durch sein Bureau an die Staatsbehörde, und die Entscheidungen derselben fließen wieder durch ihn den Betheiligten zu. Er tritt in die Hörsäle der Professoren und über-

zeugt sich von ihrem Wirken; seine Stellung ist daher eine sehr bedeutende.

Zum ersten Curator ward der Oberpräsident, Reichsgraf von Solms-Laubach zu Cöln ernannt und diesem bei der Feier des Königl. Geburtstags am 3. August 1819 das Diplom als Doctor der Philosophie von Seiten der Facultät eingehändigt. Aber kurz darauf traten in Folge der Karlsbader Beschlüsse jene Ausnahme-Maßregeln ein, wodurch die Curatoren von den Universitäten entfernt und an ihre Stelle außerordentliche Regierungs-Bevollmächtigte gesetzt wurden. Für Bonn wurde der frühere Kreisdirector, Geheimer Regierungsrath P. J. Rehfueß, welcher schon unter Solms-Laubach als Commissar für die Einrichtung der Universität thätig war, zu dieser Stelle ernannt. Die Verdienste dieses geschäftskundigen, vielbegabten Mannes um die Organisation und mitunter schwierige Verwaltung der Hochschule sind zwar allgemein, namentlich auch von der Regierung anerkannt worden, unter Anderm von letzterer durch die Verleihung des Adels im J. 1826; doch sprach sich die öffentliche Meinung nicht gleich günstig über seine Thätigkeit bei den demagogischen Untersuchungen und einigen, in Betreff der Universität ergriffenen Maßregeln aus. Entschieden und thatkräftig war es allzu großer Ehrgeiz, der ihn mitunter zu Schritten verleitete, die die Billigung selbst Gemäßigter nicht erhalten konnten. Allerdings war es schwierig, den zur Zeit am Rhein vorwaltenden zweifelhaften Zuständen einen bestimmten Charakter zu geben, die zersplitterten Richtungen des öffentlichen Lebens unter einen Gesichtspunkt zu vereinigen, hier zu erweitern, dort zu beschränken, die stets auftauchenden Gegensätze zu vermitteln und dabei den höhern Instructionen zu genügen. Rehfueß suchte diese Aufgabe mit Amtstreue zu lösen, allein sein milder und humaner Geist hat nicht verbergen können, wie sehr er selbst unter seiner Stellung gelitten. Es lag — nach den Mittheilungen Gutzkows — ein trüber Dämmerflor auf seinem öffentlichen Leben, ein Schleier von innerer Nichtbefriedigung und Wehmuth, den er nur in den vertrautesten Stunden Einzelnen lüftete. Als er zum Kreisdirector ernannt worden war, erließ er unterm 3. Aug. 1814 an sämmtliche

geistlichen und weltlichen Behörden des Kreises ein Sendschreiben, worin es u. A. heißt: „Ich wende mich zuerst an Sie, ehrwürdige Diener der Altäre, die Sie unaufhörlich damit beschäftigt, den Menschen jedes Standes an seine Pflichten zu erinnern, am besten zu ermessen vermögen, welche Liebe und Bewunderung ein Monarch verdient, der unter allen Lockungen und Verführungen der erhabensten menschlichen Größe sein ganzes Lebensglück in der Erfüllung seiner Regentenpflicht findet. Sie müssen vor allen Andern mit Beruhigung zu einem Thron emporschauen, dessen einzige Arbeit die Wohlfahrt des Staats ist. Sie werden der ewigen Vorsehung den ersten und gefühltesten Dank für die schöne Hoffnung bringen, daß der Scepter dieser Länder einem Monarchen zufallen kann, über dessen reinen Willen sich auch nie ein Zweifel in der Brust eines einzigen seiner Unterthanen erhoben hat. Sie werden die heiligen Mittel, welche Ihren Händen vertraut sind, die Mittel, zu dem Herzen und Gewissen des Volks zu reden, dahin anwenden, dessen Begriffe über die politische Zukunft, welche seiner wartet, zu läutern. Sie werden die guten Bewohner dieser Gegenden zuerst über ihre religiöse Meinung beruhigen und ihnen den Thron, um welchen wir uns vielleicht bald versammeln werden, als eine der letzten Stützen eines geistlichen Ordens (des Jesuitenordens) zeigen, dessen Aufhebung weniger durch seinen angeblich gemißbrauchten Einfluß, als durch die Gier nach den Reichthümern veranlaßt wurde, welche die Thätigkeit seiner Mitglieder und die andächtige Freigebigkeit wohlmeinender Christen in dem Laufe der Zeit gesammelt hatte. Sie werden ihnen sagen, daß der Monarch, welcher für seine Person nur in einigen Meinungen von ihnen abweicht, doch der einzige protestantische Fürst gewesen ist, der die ächt apostolischen Tugenden und die ausgezeichnete Heiligkeit Papst Pius VII vom Anfang seiner Thronbesteigung an zu würdigen verstanden und diese seine Ueberzeugung auf das Feierlichste dadurch ausgesprochen hat, daß Er dem römischen Stuhl, zuerst unter den Fürsten Seines Glaubens, eine dessen politischer Bedeutung angemessene Botschaft sandte und an deren Spitze einen Staatsmann (den Freiherrn Wilhelm von Humboldt) stellte, welcher immer zu den wichtigsten

Geschäften seines Monarchen gebraucht wurde und nun, durch seine Sendung zu dem Congreß von Wien, deutlich verräth, daß die Sache der römischen Kirche auf demselben nur durch Männer besorgt werden soll, die ihre Verhältnisse auf das Genaueste kennen und das besondere Zutrauen ihres sichtbaren Oberhaupts besitzen. Sie werden allen denjenigen, auf welche Sie durch Lehre und Beispiel zu wirken haben, das eiserne Kreuz zeigen, welches die Brust der tapfersten Männer jener ruhmvollen Heere schmückt und von den Fahnen derselben laut genug die Lehre verkündigt, daß nur ein wahrhaft christlicher Sinn die Starken wie die Schwachen zum Ziele führt. Sie werden dieses Kreuz als das Zeichen des Kampfes erkennen, der für die Befreiung des Statthalters Christi wie für die Befreiung der Völker aller Kirchen gekämpft worden ist.

„Mit diesen Bemühungen der frommen Diener der Altäre werden sich zuerst die Priester der Gerechtigkeit vereinigen, deren Amt an Wichtigkeit und Heiligkeit nur durch das der Geistlichkeit übertroffen wird. Offenbarung und politische Gesetzgebung sind die beiden Leitsterne des gesellschaftlichen Menschen, und wo das Licht des einen nicht hinreichen will, muß der andere das seinige leihen. Wie der Geistliche bei seinen heiligsten Verrichtungen im Namen des ewigen Gottes reden darf, so spricht der Richter im Namen des ewigen Rechts, dessen Grundbegriffe der Schöpfer in jedes Menschen Brust gelegt hat, und dessen erster Wahrer und Vollstrecker der Fürst ist. Alle Gesetzgebung ist nutzlos, alle Gewissenhaftigkeit und Einsicht des Richters verschwendet, wenn nicht vom Thron aus die Kraft gehet, welche dem Recht Stärke und Sieg verleiht und das Unrecht mit Schande und Strafe brandmarkt. Darum werden Sie, meine Herren, denen das heilige Richteramt vertraut ist, mit neuem Muth und frischer Zuversicht Ihre Geschäfte antreten und durch den ungewohnten Schwung, welchen Ihre Thätigkeit gewonnen, dem Volke beweisen, was es von seinem künftigen Landesherrn zu erwarten hat. Sie werden durch die Gewissenhaftigkeit, welche jeden Diener des Staats beseelen muß, durch die unermüdete Thätigkeit, die in Ihrem Amte so unerläßlich nöthig ist, da die

Verzögerung des Rechtsspruchs leicht ein größeres Uebel stiftet, als er heilen sollte; Sie werden durch die Unparteilichkeit, die keinen Unterschied kennt, als die Kluft zwischen Recht und Unrecht, allen denjenigen, welche sich um Ihren Richterstuhl versammeln und Ihre Verhandlungen beobachten, Zeugniß ablegen, daß Sie jetzt schon im Namen eines Monarchen arbeiten, welcher Ihre Gewissenhaftigkeit und Ihre Thätigkeit zu schätzen und zu belohnen und Ihre Unparteilichkeit auch dann seines Beifalls zu würdigen fähig ist, wenn Sie in dem freien Spiel der Rechtspflege gegen den Thron zu urtheilen in den Fall kommen."

Nach solcher Probe kann es nicht wundern, daß Rehfueß sich auch als Schriftsteller im Gebiete des Romans einen Namen erworben. Scipio Cicala ist nach Gutzkows Ansicht ein bleibendes Meisterwerk der deutschen Literatur. Die üppige Fülle italienischer Natur- und Sittenschilderungen, die gründlichen Studien aus dem Bereich der Volkssage und der Geschichte, die geistvollen kunstgeschichtlichen Abschweifungen, das aufgerollte Lebensgemälde selbst erheben das Buch über ähnliche Arbeiten von Tieck und Steffens. In der „neuen Medea" begegnet man derselben Kraft der aufgewandten poetischen Mittel. Seine in 4 starken Banden erschienene Uebersetzung des Bernal Diaz del Castillo, einer Hauptquelle für die Geschichte des Ferdinand Cortez und die spanischen Besitzergreifungen in Südamerica, war eine sehr verdienstliche Arbeit. Er hatte als Bibliothekar des Kronprinzen von Würtemberg mit diesem die Reisen nach Spanien 2c. gemacht. Geboren in Tübingen im Jahr 1779, starb er auf seiner zu Römlinghofen, eine Stunde von Bonn, reizend gelegenen Villa den 23. Oct. 1843, ward aber in Bonn begraben; sein Portrait und die Marmortafel, Psyche und Persephone darstellend, auf seinem Grabesdenkmal sind von Heidel gemeißelt.

Sein Nachfolger, von Bethmann-Hollweg, ward früher besprochen; er eignete sich durch seine entschieden evangelisch-kirchliche Gesinnung wenig zu dieser Stellung an einer paritätischen Universität; daß er dieselbe nicht besonders hervorleuchten ließ, muß indeß anerkannt werden. Das Jahr 1848 mit seinen Wirren veranlaßte seinen Abgang. Erst im Dec. 1860 wurde die

Stelle, welche interimistisch von dem jedesmaligen Rector und dem Universitätsrichter versehen wurde, durch Wilhelm H. Beseler wieder besetzt. Früher Advocat in Schleswig, nahm dieser, gegenüber der Partei, welche Schleswig von Holstein trennen wollte, den lebhaftesten Antheil an den allgemeinen Landesangelegenheiten, indem er die Untrennbarkeit und Selbstständigkeit der Herzogthümer und deren deutsches Interesse vertrat. Seine öffentliche Thätigkeit fing mit dem J. 1844 an, wo ihn die Stadt Tondern zum Vertreter in die schleswig'sche Ständeversammlung wählte. Um diese Zeit begann von Kopenhagen aus die systematische Danisirung Schleswigs, und die dänischen Radikalen versuchten das Land durch politische Concessionen zu Dänemark hinüberzuziehen. Beseler war es besonders, der alle diese Verlockungen mit Entschiedenheit abwies. Die Ständeversammlung wählte ihn zum Präsidenten, und als solcher stellte er sich namentlich den Uebergriffen des Regierungs-Commissarius von Scheel entgegen. In Folge der Bewegung von 1848 trat er als Mitglied in die provisorische Regierung der Herzogthümer ein. Sodann war er auch Mitglied der Gemeinsamen Regierung, wie der nachher von Deutschland eingesetzten Statthalterschaft der Herzogthümer. Von Rendsburg wurde er zum Abgeordneten für die Deutsche Nationalversammlung gewählt, wo indeß seine parlamentarische Thätigkeit sich weniger hervorragend äußerte, obgleich er zum ersten Vicepräsident der Versammlung gewählt wurde. Als im J. 1851 Oestreich und Preußen Commissare zur Pacification der Herzogthümer nach Kiel sandten, trug Beseler Bedenken, mit denselben zu unterhandeln, und da außerdem der Einmarsch dänischer Executionstruppen in Aussicht gestellt ward, so trat er von der Regierung ab und zog sich nach Braunschweig zurück. Zum Geh. Ober-Regierungsrath ernannt, vertauschte er Braunschweig mit seinem neuen Wohnorte Bonn.

Die Universität hieß die Preußische Rhein-Universität; unterm 7. Jul. 1828 genehmigte indeß der König den Antrag, daß die Universität für die Folge den Namen der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität führen solle. Rector und Senat erkannten es als eine Pflicht, dem König für diesen neuen Beweis

der Huld tief gefühlten Dank abzustatten in einem Schreiben, dessen Schlußworte lauteten: „daß Pflege edler Kunst und Wissenschaft zu den würdigsten Zwecken eines wohl regierten Staates gehöre, aber nur dann gedeihlich fruchte, wenn sie bei Lehrenden und Lernenden sich bewährt durch Tüchtigkeit in der Gesinnung, Gewissenhaftigkeit im Thun, Rechtschaffenheit im Lebenswandel — dies haben wir stets anerkannt. Von unsern dereinstigen Nachfolgern bis in die späteste Zeit wird ein jeder es anerkennen müssen, wenn er der Ehre werth sein will, einer Lehranstalt anzugehören, die einen von Allen, welche der aus Vereinigung des Wahren, Guten, Schönen entspringenden Wohlgeordnetheit, als der Güter höchstem, nachstreben, so geliebten und gefeierten Namen trägt, den Namen Friedrich Wilhelms." Bonn war damals noch nicht mit dem Hoflager zu Berlin durch eine Eisenbahn verbunden!

Die Hochschule ward reichlich ausgestattet; im ersten Jahre wurden 86,000 Rthlr. angewiesen, und der Etat schloß mit 89,684 Rthlr. ab, wovon 87,000 aus der Staatscasse erfolgten, 2684 aus Promotions- und Immatriculations-Gebühren, aus Einnahmen von Grundeigenthum 2c. flossen. Später hob sich der Staatszuschuß auf mehr denn 100,000 Rthlr., so daß Bonn, nach Berlin, welches etwa 160,000 Rthlr. aus Staatsfonds bezieht, den größten Beitrag erhält (Breslau 80,000 Rthlr., Königsberg 74,000 Rthlr., Halle 55,000 Rthlr., Greifswald 1200 Rthlr. bei einer eigenen Einnahme von circa 57,000 Rthlr.) Für Besoldungen wurden z. B. im J. 1854 ausgegeben 55,500 Rthlr.; davon fielen auf die

evangelisch-theologische Facultät	4300	Rthlr.
katholisch-theologische "	4850	"
juristische "	9700	"
medicinische "	7900	"
philosophische "	26950	"
Lectoren 2c.	1800	"
	55500	Rthlr.

Die Institute, Sammlungen, Gottesdienst 2c. waren im Einzelnen folgendermaßen bedacht:

Akademischer Gottesdienst	1190	Rthlr.
Bibliothek	6796	"
Evangelisch-theologisches Seminar . . .	300	"
Katholisch-theologisches " . . .	300	"
Medicinische Klinik	3200	"
Chirurgische "	3300	"
Geburtshülfliches Institut	1500	"
Anatomische Sammlung und Theater . .	1400	"
Botanischer Garten	2650	"
Naturhistorische Sammlungen	1150	"
Technisch-chemisches Laboratorium	550	"
Technologisches Cabinet	100	"
Physikalisches "	450	"
Pharmaceutisches Laboratorium	150	"
Pharmakologischer Apparat	50	"
Seminar für die gesammten Naturwissenschaften	400	"
Kunstsammlung	200	"
Rhein. Museum für vaterländische Alterthümer	130	"
Philologisches Seminar	500	"
Sternwarte	2300	"
In Summa	26616	Rthlr.

Berlin hat für diese Kosten die entsprechende Summe von circa 55,000 Rthlr., Breslau und Königsberg 25,000, Halle 22,000 Rthlr.

Es liegt eine Vergleichung der preußischen Universitäten nach ihrem Kostenaufwand und ihrer Lehrer- und Zuhörerzahl aus dem Jahr 1837 vor, nach welcher hatte

Berlin . .	99,846	Rthlr. Kosten,	149	Lehrer,	1800	Studenten.
Bonn . . .	89,685	" "	71	"	800	"
Breslau .	72,299	" "	72	"	950	"
Halle . . .	70,738	" "	74	"	840	"
Königsberg	60,912	" "	60	"	430	"
Greifswald	57,696	" "	41	"	216	"
	451,176	Rthlr. Kosten,	467	Lehrer,	5036	Studenten.

Dagegen waren diese Verhältnisse im Jahr 1805 in den damaligen 6 Universitäten des preußischen Staates folgende:

Halle . . .	36,113 Rthlr. Kosten,	50 Lehrer,	728 Studenten.
Erlangen .	33,010 „ „	42 „	203 „
Frankfurt .	15,315 „ „	22 „	235 „
Königsberg	6,921 „ „	24 „	313 „
Duisburg	6,131 „ „	13 „	37 „
Erfurt . .	4,176 „ „	44 „	43 „
	101,666 Rthlr. Kosten,	195 Lehrer,	1559 Studenten.

Mit der Anzahl der Lehrer ist somit der Kostenaufwand in gleichem Verhältniß gestiegen, und es studiren jetzt dreimal so viele junge Leute, als damals, abgesehen von der Zunahme der Bevölkerung, was für den Bildungszustand der Nation ein erfreuliches Zeugniß gibt.

Im Allgemeinen erhellt aus den obigen Angaben des Etats, daß Bonn unter den preußischen Universitäten nach Berlin den ersten Rang einnimmt: eine Stellung, welche es durch seinen Ruf, durch Zahl der Lehrenden und der Studirenden in der That behauptet. Das Schloß, mit großen Kosten entsprechend hergerichtet, überragt an Ausdehnung und Schönheit alle Universitätsgebäude Europa's. Es enthält die Auditorien, die reiche Bibliothek mit etwa 200,000 Bänden, das Museum für Kunst und Alterthümer, die klinischen Anstalten &c. Das Anatomiegebäude, mit einem Aufwande von fast 20.000 Rthlr. im J. 1822 erbaut, liegt dem Schlosse gegenüber; es enthält ein reiches anatomisches Museum. Die Sternwarte, auf dem Wege nach Poppelsdorf, ist ein stattliches Gebäude mit drei Flügeln, im Bau nach Schinkels Entwurf im J. 1839 begonnen und 1846 erst vollendet. Die Kosten für das Haupt- und die Nebengebäude, wozu namentlich ein magnetisches Observatorium zu zählen ist, betrugen 71,888 Rthlr.; die Ausstattung der Sternwarte, welche zu den besteingerichteten der Welt gehört, mit den nöthigen Instrumenten, hat die Summe von 20,500 Rthlr. gekostet. Im Schlosse zu Poppelsdorf befinden sich die zoologischen zootomischen und mineralogischen Sammlungen. An dasselbe stößt der botanische Garten mit zahlreichen Treibhäusern, und vis-à-vis liegt das neu erbaute prachtvolle chemische Laboratorium. Der Plan dieses „chemischen Escurials" rührt von Baurath Dickhoff unter wesentlicher Hülfe

des Professors der Chemie Dr. Hofmann in Berlin her; derselbe hatte vorher alle wichtigen Laboratorien bereist und stellte demnächst mit einem Kostenaufwand von über 120,000 Rthlr. ein Werk hin, welches wohl in Ausführung und Vollständigkeit noch lange nicht überboten werden wird. Baumeister Neumann leitete den Bau.

Die Seminarien der theologischen und philosophischen Facultät haben den Zweck, das in den Vorlesungen erzielte Wissen in Leistungsfähigkeit zu verwandeln; nebenbei sind sie es recht eigentlich, welche dem akademischen Lehrer Gelegenheit geben, im engern Kreise wissenschaftliche Talente zu wecken. Es liegt ferner in der Natur der Sache, daß die theologischen Seminarien neben der eigentlich wissenschaftlichen die practische Ausbildung durch katechetische und homiletische Uebungen zu einem Hauptzwecke machen, die philologischen dagegen ihre Wissenschaft rein als solche, ganz abgesehen von dem künftigen Stande der meisten ihrer Schüler, fortzupflanzen bestrebt sind. Bei dem evangelisch-theologischen Seminar ist die Pflege und Förderung wissenschaftlicher Theologie der maßgebende Gesichtspunkt, während zu dem philologischen das Historische und endlich auch noch das Katechetisch-Homiletische hinzutrat. Das philologische Seminar war eine der ersten Gründungen: die Zahl der ordentlichen Mitglieder, unter welche jährlich die Summe von 350 Rthlr. vertheilt wird, ist auf 8 festgestellt; der Directoren sollen zwei sein, die ersten waren Heinrich und Näke. An Heinrichs Stelle trat im J. 1838 Welcker, an Näke's Stelle 1839 Ritschl, an Welckers Stelle 1860 Otto Jahn und an Ritschls Stelle 1866 Usener. Man kann diesem Seminar nachrühmen, daß es eine namhafte Zahl von Gelehrten aus sich hat hervorgehen lassen, wie denn auch stets seine Frequenz eine erfreuliche ist.

Die Errichtung eines katholischen Convictoriums, welches den doppelten Zweck hat, unbemittelten Jünglingen das theologische Studium zu ermöglichen und sie zugleich in der erwünschten Weise unter Aufsicht und Leitung von Geistlichen zum Dienste ihrer Kirche vorzubereiten, wurde gleich bei der Gründung des Erzbisthums Cöln vom Grafen von Spiegel als eine unerläß-

liche Bedingung seiner Annahme jener Würde bezeichnet. Das Convictorium war zunächst für 60 Alumnen bestimmt, die freie Kost und Wohnung haben sollten; der vorgeschlagene Raum, nämlich der nach dem Rhein gelegene äußerste Flügel des Schlosses, ward im J. 1825 genehmigt und als die Zeit, welche jedem in das Convict Aufzunehmenden daselbst zu bleiben verstattet wurde, das volle Triennium des akademischen Studiums berechnet. Die Besetzung der Stellen sollte von der katholisch-theologischen Facultät ausgehen, doch geschieht die Collation so, daß zwei Drittel der Stellen erzbischöflicher, ein Drittel landesherrlicher Besetzung sind. Zunächst wurde die Anstalt, wie gesagt, auf 60 Zöglinge in 3 Abtheilungen berechnet, jede mit einem Repetenten, welcher die unmittelbare Aufsicht führt. An der Spitze des Ganzen steht ein geistlicher Inspector, den der Erzbischof vorschlägt. Das Convict trat 1827 ins Leben und hatte einen Gesammtetat von 7600 Rthlr., welcher seitdem aber erhöht worden ist. Nur den kleinsten Theil dieser Summe bringen die Einnahmen aus den halben Freistellen, deren jede circa 50 Rthlr. kostet; an Stiftungen und andern Fonds besitzt die Anstalt eine Revenue von 4460 Rthlr., und 4000 Rthlr. werden alljährlich aus den Fonds des erzbischöflichen Seminars zu Cöln bezogen. Uebrigens zählt die Anstalt jetzt außer den 60 Freistellen, von denen 40 ganz, 20 halb frei sind, etwa 30 Stellen zahlender Mitglieder.

Im J. 1854 wurde für die evangelisch-theologische Facultät ein ähnliches Institut errichtet, „die evangelische Stiftung" nämlich. Sie ist bestimmt, einer Anzahl älterer Studirenden der evangelischen Theologie auf ein bis anderthalb Jahr freie Wohnung nebst Heizung und anderweitige Unterstützung zu gewähren, um dadurch, sowie durch das anregende Zusammenleben unter geordneten Verhältnissen und angemessener Aufsicht ihren Studien Halt und ernste Richtung zu geben. Dieses Stift, das unter der Direction der Professoren der Theologie steht, erfreut sich steigender Theilnahme.

In der neuesten Zeit hat sich auch ein Seminar für Jurisprudenz gebildet, da sich die Ergänzung der Lehrvorträge und die Anleitung der Lehrer zu eigner wissenschaftlicher Forschung und die Ausübung einer Kritik über dieselbe sehr bewährt hat.

Ueberhaupt sind die wissenschaftlichen Anstalten der Universität folgende: 1) das Convictorium für die Studirenden der katholischen Theologie; 2) das evangelisch-theologische Seminarium; 3) das evangelisch-homiletische Seminarium; 4) das philologische Seminarium; 5) jenes für die gesammten Naturwissenschaften. Letzteres hat noch den Hauptzweck, Lehrer der Naturwissenschaften zu bilden, und halten dieserhalb die Mitglieder desselben in Gegenwart der Professoren Vorträge aus den verschiedenen Fächern. Es reihen sich hieran: 6) das historische Seminar; 7) die Bibliothek; 8) die medicinische, chirurgische, geburtshülfliche und augenärztliche Klinik; 9) das anatomische Theater und Museum; 10) Cabinet chirurgischer Instrumente und Bandagen; 11) das zoologische Institut; 12) mineralogisches Museum und Modellsammlung für Bergbaukunde; 13) physikalisches Cabinet; 14) mathematischer Apparat; 15) pharmakologischer Apparat; 16) pharmaceutisches Laboratorium; 17) chemisches Laboratorium und technologisches Cabinet; 18) botanischer Garten; 19) Antiken-Cabinet; 20) Museum der rheinischen Alterthümer; 21) Sternwarte.

Schließlich ist hier noch das landwirthschaftliche Institut zu erwähnen, welches zwar ein selbstständiges Bestehen hat, aber gleichwohl mit der Universität in solcher Wechselbeziehung steht, daß es auch hier Beachtung verdient. Sind doch die ersten Directoren desselben Professoren in Bonn gewesen, werden doch die Zöglinge der Anstalt nicht nur als Studenten angesehen, sondern auch als solche immatriculirt. Zuerst gründete der im Herbst 1819 von Jena zum Professor der Oekonomie und Cameralistik berufene Dr. Sturm ein landwirthschaftliches Institut auf einem für seine Rechnung gepachteten und bewirthschafteten Gut. Später ist jedoch dies landwirthschaftliche Institut von der Universität mit dem erforderlichen Grundbesitz ausgestattet worden. Die erste Grundlage dazu bildeten die Ländereien der ehemaligen kurfürstlichen Schweizerei, ein Zubehör des Poppelsdorfer Schlosses. Ein Hauptbestandtheil kam dann durch den im J. 1823 angekauften sogenannten Frohnhof in Endenich hinzu, bestehend aus 62 Morgen 107 Ruthen Ackerland; es wurden dafür 6300 Rthlr. gezahlt. Im J. 1822 wurde die Wohnung für den Director des land-

wirthschaftlichen Instituts zu Poppelsdorf gebaut, während die Wirthschaftsgebäude im J. 1823 aufgeführt wurden. Dies Institut löste sich mit dem im J. 1826 erfolgten Tode des Professors Sturm auf; die Gebäude und Grundstücke warden verpachtet. Erst im J. 1837 erneuerte man den Versuch, eine so wichtige Anstalt wieder ins Leben zu rufen. Die Leitung ward dem Professor Kaufmann anvertraut, indem man ihm den gesammten Grundbesitz zur Selbstbewirthschaftung übertrug, ein Verhältniß, das ohne bemerkenswerthen Erfolg bis zur Reorganisation der Anstalt auf ganz neuen Grundlagen fortdauerte.

Von einer andern Seite her und aus ganz andern Gesichtspunkten wurde nämlich die Errichtung eines landwirthschaftlichen Instituts angeregt. Auf dem im J. 1837 versammelten rheinischen Provinzial-Landtage drückten auf den Antrag des Präsidenten des landwirthschaftlichen Vereins für Rheinpreußen, Freiherrn von Carnap, die Stände den Wunsch aus, in ihrer Provinz eine höhere landwirthschaftliche Anstalt zu besitzen, die ihnen als ein dringendes Bedürfniß erschien. Als sich die Regierung damals noch nicht entschloß, dem Antrag Folge zu geben, wurde der inzwischen mehr in Berathung gezogene Antrag auf dem nächsten Provinzial-Landtag erneuert. Er ging diesmal dahin, daß eine Anstalt in der Nähe der Universität Bonn errichtet werden möge, einmal um den angehenden Landwirthen, die nach einer allgemein wissenschaftlichen Bildung strebten, eine passende Gelegenheit dazu zu geben, sodann um Vorträge derjenigen Docenten der Universität, welche die Naturwissenschaften lehrten, zu benutzen, endlich um den die Cameralwissenschaft treibenden Studenten die Mittel zu bieten, sich sowohl mit der Theorie als dem practischen Betriebe der Landwirthschaft bekannt zu machen. Es wurde hervorgehoben, daß die nächste Umgebung von Bonn eine große, für den Landwirth sehr lehrreiche Verschiedenheit der Culturen darbiete und somit die Wahl Bonns als besonders günstig erscheinen lasse. Die Local-Abtheilung des landwirthschaftlichen Vereins zu Düsseldorf beantragte dagegen, das Institut in der Nähe dieser Stadt zu gründen, während von Seiten des Oberpräsidiums Cleve als der geeignetste Ort in

Vorschlag gebracht wurde. Aber für den ersten Antrag entschied sich der Ausschuß der Ständeversammlung, so daß derselbe am 1. Jul. 1843 an den König die Bitte richtete, eine landwirthschaftliche Anstalt in Bonn ins Leben zu rufen. Der König gewährte diese Bitte und beauftragte zugleich den Minister des Innern, die nöthige Einrichtung zu treffen. Wieder war es das Präsidium des landwirthschaftlichen Vereins, an welches von Seiten des Landes-Oekonomie-Collegiums die Aufforderung erging, über Ort und Zweck der Anstalt ausführliche Vorschläge zu machen: eine Aufforderung, der nicht nur aufs Schleunigste genügt, sondern auch so entsprochen wurde, daß dieselben fast durchgehends bei der wirklichen Gründung der Anstalt maßgebend blieben. Die Anstalt soll den Zweck haben, angehenden Landwirthen eine umfassende wissenschaftliche Ausbildung zu gewähren und zugleich den Studirenden der Staats- und Cameral-Wissenschaften auf der Universität Bonn die Gelegenheit zur Erlangung der erforderlichen landwirthschaftlichen Kenntnisse zu bieten. Die Verhältnisse der Landwirthschaft Studirenden seien am zweckmäßigsten in der Art zu ordnen, daß dieselben bei der Universität immatriculirt und bei der philosophischen Facultät inscribirt würden. Für die Zwecke des Unterrichts wie für eine günstige Einwirkung auf die practische Landwirthschaft der Gegend sei mit der Lehranstalt eine große Musterwirthschaft zu verbinden; vorläufig möge jedenfalls das der Universität zugehörige Gut Poppelsdorf der Akademie zur Verfügung gestellt werden. Hiernach ward die Errichtung der Anstalt zu Poppelsdorf beliebt und ihr Verhältniß zur Universität geordnet. Zum Director derselben wurde im J. 1847 der Professor Schweitzer, bis dahin Dirigent der land- und forstwissenschaftlichen Akademie zu Tharand in Sachsen, berufen, welcher zugleich zum ordentlichen Professor in der philosophischen Facultät der Universität ernannt wurde, wodurch sein Verhältniß zur letztern eine sichere Begründung erhielt. Als zweiter Fachlehrer und Administrator des Gutes, welches die Anstalt von der Universität in Pacht nahm, ward Dr. Hartstein angestellt, welcher in wenig Jahren sich auch in weitern Kreisen einen bedeutenden Ruf als Schriftsteller und Lehrer erwarb. Nach

dessen Berufung zum Director im J. 1856 kam Inspector J. Eisbein an die Stelle, welcher sich indeß schon 1857 der practisch-landwirthschaftlichen Thätigkeit wieder zuwandte. Ihm folgte G. Wentz, der Ostern 1863 den Ruf als Director der landwirthschaftlichen Centralschule zu Weyhenstephan annahm. An seine Stelle kam Dr. A. Krämer, während gegenwärtig Dr. Freytag dieselbe inne hat. Die andern Fächer der Naturwissenschaften wurden durch Universitätslehrer vertreten, in der Folge auch ein Lehrer der Forstwissenschaft, sowie ein Lehrer der Baukunde herbeigezogen. Die Zöglinge werden bei der Universität immatriculirt, wodurch ihnen das Recht ertheilt wird, die Vorlesungen an der Universität zu besuchen. Als in kurzer Zeit die Räumlichkeiten nicht mehr ausreichten, ward 1851 ein neues Gebäude errichtet, welches außer der Wohnung des Directors mehrere Auditorien, Räumlichkeiten für allerlei Sammlungen, Bücher und Instrumente, Laboratorien ꝛc. enthält. Der Etat des Instituts ist auf 5000 Rthlr. fixirt, wozu der Ueberschuß des Erwerbs aus der Pachtung sowie die Honorare der Studirenden kommen, welche schon an 4000 Rthlr. reichten. Als Professor Schweitzer 1851 wegen Kränklichkeit in Ruhestand versetzt wurde, folgte ihm der Landes-Oekonomie-Rath Weyhe im Amte. Derselbe legte zu Ostern 1856 sein Amt nieder, und an seine Stelle trat der bisherige Professor Dr. Hartstein, der der Anstalt noch heute vorsteht.

Die Vorträge umfassen die Landwirtschaft ir ihrem ganzen Umfang als Hauptwissenschaft, und zwar die Lehre vom Ackerbau, von der Viehzucht und vom Betriebe; dann die Naturwissenschaften, als Chemie, Physik, Zoologie, Botanik, Geologie und Geognosie; die mathematischen Wissenschaften, die practische Geometrie, Mechanik und Maschinenlehre; die Volkswirthschaft und landwirthschaftliche Technologie; die Thierheilkunde; die landwirthschaftliche Baukunde; das landwirthschaftliche Recht, Agrar-Gesetzgebung. Da nun außerdem die Studirenden das Recht haben, sich an sämmtlichen Universitäts-Vorlesungen zu betheiligen, so ist ihnen ein weites Feld zur Erweiterung ihrer Kenntnisse geboten. Es hängt von ihrem Streben ab, inwieweit

sie sich eine höhere Bildung erwerben, die nicht nur von wesentlichem Einfluß auf ihre Berufsthätigkeit ist, sondern für das gegenwärtige bürgerliche Leben immer dringender gefordert wird. Der Bestimmung der Akademie gemäß nicht als Schule, sondern als höhere Bildungsanstalt genießen die Studirenden in der Wahl der Vorlesungen volle Hörfreiheit. Hiervon wird größtentheils nur ein richtiger Gebrauch gemacht, ja es ward eher eine Ueberladung mit Vorlesungen, als das Gegentheil beobachtet, was bei dem auf nur 2 Jahre festgestellten Studienplan wohl natürlich erscheint. Das Lehrpersonal besteht gegenwärtig aus dem Director, Geheimen Regierungsrath Dr. Hartstein als erstem, dem Administrator des Gutes Poppelsdorf Dr. Freytag als zweitem und dem Privatdocenten Dr. Thiel als drittem Fachlehrer, dem Wirthschafts-Inspector des Gutes Annaberg, Hrn. Sasse, als Instructor bei den practisch-landwirthschaftlichen Demonstrationen, und 12 andern Lehrern, worunter die Universitäts-Professoren Dr. Wüllner, Dr. Troschel und Dr. Schröder. Die chemischen Wissenschaften finden durch zwei Docenten ihre Vertretung, von welchen der eine neben den Vorträgen die practisch-chemischen Uebungen der Studirenden zu leiten hat, dem andern die Ausführung und Leitung der agricultur-chemischen Arbeiten der Versuchsstation obliegt. Die Lehrhülfsmittel sind zahlreich; vorhanden sind: ein physikalisches Cabinet, eine zoologische, mineralogische, technologische Sammlung, wie sie für die Vorlesungen zu Demonstrationen nöthig sind, eine Sammlung landwirthschaftlicher Geräthe und Maschinen, eine desgleichen für die Thierheilkunde, eine forstwissenschaftliche Sammlung, eine solche für Baukunde, ein Wollcabinet und endlich eine Bibliothek mit Lesezimmer. Fernere practische Hülfsmittel sind die Laboratorien, die Landes-Baumschule, der Weingarten und die Versuchs-Station. Vor Allem aber sind hier zu nennen das akademische Gut zu Poppelsdorf, dessen oben schon Erwähnung geschehen, und jenes zu Annaberg. Ersteres umfaßt ein Versuchsfeld von 20 Morgen, 90 M. Ackerland und etwa 10 M. Wiesen mit der günstigsten Bodenbeschaffenheit. Das Gut Annaberg, auf dem etwa 400 Fuß hohen Plateau eine kleine Stunde unterhalb Poppelsdorf

gelegen, umfaßte beim Ankauf im J. 1860 142 M. Ackerland, 8 M. Wiesen, 20 M. Garten und Obstplantagen und 130 M. Wald, der theilweise zur Urbarmachung geeignet war. Ueberhaupt soll dasselbe durch Waldrodungen aus dem angrenzenden fiscalischen Walde bis zur Größe von 800 Morgen erweitert werden. Der Forstfiscus erhält von Seiten der Gutsverwaltung eine Pacht, welche außer den Steuern und Abgaben auf 2 Rthlr. pro Morgen festgesetzt worden ist. Mit den Rodungen ist schon tüchtig vorgerückt worden, und dienen dieselben als ein Instructionsmittel, welches kaum besser und zweckmäßiger zu beschaffen. Mit dem Gute ist eine Landes-Baumschule und seit 1861 eine Ackerbau-Schule für Söhne kleinerer bäuerlicher Wirthe verbunden.

Die Akademie wurde vom Sommer-Semester 1847 bis zum Winter-Semester 1867—68 von 987 Akademikern besucht, während die Zahl der Hospitanten, worunter hauptsächlich Studenten anderer Fächer zu verstehen, noch 355 betrug.

An die neue Universität wurden von allen Seiten ausgezeichnete Männer als Lehrer berufen. Der erste Rector war Karl Dietr. Hüllmann, der fruchtbare deutsche Geschichtschreiber, und als erste Lehrer, welche bereits im Winter-Semester 1818—1819 Vorlesungen hielten, sind zu nennen: Fr. Lücke und C. Sack aus der evangelisch-theologischen Facultät; C. Fr. Harleß, C. H. E. Bischoff, C. J. Windischmann aus der medicinischen Facultät, und E. M. Arndt, J. F. F. Delbrück, A. Goldfuß, C. F. Heinrich, C. D. Hüllmann, C. G. Kastner, C. G. Nees von Esenbeck, A. W. von Schlegel, F. van Calker, A. F. Näke, J. Nöggerath, P. Strahl aus der philosophischen Facultät. Im Sommer-Semester 1819 war auch die juristische Facultät schon würdig vertreten durch die Herren Burchardi, Mackeldey, Mittermayer, Walter und Welcker; in die medicinische waren Mayer, Stein und von Walther getreten, und die katholische Theologie ward durch Seber repräsentirt.

Der Wechsel, der Zu- und Abgang der Professoren kann nur kurz angegeben werden; es scheint die Beachtung der einzelnen Facultäten und des Alphabets dabei die zweckmäßigste Form zu sein:

1. Katholische Facultät. Johann Wilhelm Joseph Braun. Geboren am 27. April 1801 auf dem Hause Gronau bei Düren, wurde er auf dem Gymnasium dieser Stadt bis zum J. 1820 unterrichtet; dann ging er nach Cöln, um mit den Studien für den Priesterstand zu beginnen, bezog aber im Herbste des J. 1821 die Universität Bonn. Hier fand sein Wissensdurst reiche Nahrung in den Vorlesungen von G. Hermes, Niebuhr, A. W. von Schlegel, Welcker und Andern, vielfache Anregung im nähern Umgang mit ebenso wohlwollenden als durch Gelehrsamkeit und Talent ausgezeichneten Lehrern. Diese erkannten seine Anlagen und seinen Fleiß und würden in ihrer guten Meinung von ihm bestärkt, als es ihm gelang, eine von der katholisch-theologischen Facultät gestellte Preisaufgabe zur großen Zufriedenheit derselben zu lösen. Auch die Studirenden, welche ihm näher kamen, wußte er durch anziehende Unterhaltung und Genialität im Umgang zu fesseln und ihre Achtung zu erwerben.

Bonn verließ er im Sommer des J. 1825 und ging nach Wien. Dort zogen ihn vor andern die kirchengeschichtlichen Vorlesungen des berühmten Canonisten Jacob Ruttenstock, des nachherigen Abtes von Klosterneuburg, an. In dem Hause Friedrichs von Schlegel, der ihm bis zu seinem Tode ein vertrauter Freund geblieben, wurde ihm mannichfache wissenschaftliche Anregung, und die ersten unter den gelehrten Notabilitäten Wiens lernte er hier kennen. In Wien wurde er am 18. Dec. 1825 zum Priester geweiht und ging, nachdem er ein Jahr daselbst zugebracht hatte, nach Rom. Hier waren es die Studien des Kirchenrechts und der Archäologie, die er vor andern betrieb und daher die Vorträge des Archäologen Nibby und des Canonisten Del Signori hörte. Im vertrauten Umgang mit den Malern Veit und Overbeck, mit dem sächsischen Geschäftsträger Ernst Platner, dem Mitarbeiter an der Beschreibung Roms, lernte er die Kunstschätze Roms kennen; andere vielfache Belehrung wurde ihm durch seine freundschaftliche Beziehung zu dem kenntnißreichen Cardinal Castiglione, der später als Papst Pius VIII regierte, und der damalige Papst Leo XII, der selbst in Deutsch-

land gelebt hatte, bewies ihm ein besonderes Vertrauen, indem er sich von ihm Berichte über deutsche Zustände mündlich und schriftlich erstatten ließ. Auch wurden ihm Anerbietungen gemacht, in Rom für immer zu bleiben, weil das Bedürfniß hier lebhaft empfunden wurde, über deutsche Verhältnisse zuverlässige Aufschlüsse zu erhalten. Allein er hatte sein schönes Heimathland zu lieb gewonnen, als daß selbst eine glänzende Stellung im Ausland ihn fesseln konnte, und es war seine entschiedene Absicht, den großen Reichthum seiner Kenntnisse und Erfahrungen in seinem Vaterlande zu verwerthen. Daher kehrte er, nachdem er auch in dem übrigen Italien sich umgesehen und Neapel mit dem berühmten Rechtsgelehrten von Savigny besucht hatte, nach Bonn zurück, wo er gegen Ende des J. 1827 ankam. Mit dem J. 1828 trat er als Repetent in die katholisch-theologische Facultät der Universität. Er promovirte als Doctor der Theologie, Philosophie und beider Rechte, dadurch die Vielseitigkeit seines Wissens bekundend. Seine Vorlesungen betrafen die Auslegung des Neuen Testaments, die Kirchengeschichte und kirchliche Alterthümer; später las er auch über geistliche Beredtsamkeit und in der Juristenfacultät über katholisches und protestantisches Kirchenrecht. Sein Eifer als Lehrer und der Erfolg seiner Vorlesungen, verbunden mit zahlreichen schriftstellerischen Leistungen, wurden bald erkannt und von seinen Vorgesetzten durch die Ernennung zum außerordentlichen Professor im J. 1829, zum ordentlichen im J. 1833 belohnt. Mit den Professoren Achterfeldt, Scholz, von Droste-Hülshoff und Vogelsang und in Verbindung mit vielen andern Gelehrten gründete er im J. 1832 die Zeitschrift für Philosophie und katholische Theologie, welche unter ihren Schwestern in Deutschland bald einen angesehenen und würdigen Platz einnahm. Er war Mitredacteur und Secretair dieses Unternehmens, leitete dasselbe mit redlichem Eifer und großer Umsicht und setzte später mit dem zuerst Genannten diese Arbeit bis zum J. 1852 und bis zum 84. Bande fort. Eine große Anzahl von Abhandlungen und Recensionen darin sind von ihm verfaßt.

Bis zum Sommer des J. 1835 ward Alles, was Braun versuchte und ausführte, vom glücklichsten Erfolge begleitet. Da-

mals aber erschien das päpstliche Verdammungsbreve der Hermesischen Schriften, welches ihn schwer traf. Obgleich es ihm als Professor der Kirchengeschichte und der neutestamentlichen Exegese leicht gewesen wäre, für sich die nachtheiligen Folgen dieser Sentenz zu meiden, hielt er sich doch für verpflichtet, seinerseits alle Anstrengungen aufzubieten, damit jener Spruch entweder zurückgenommen oder gemildert werde. Ein Strahl der Hoffnung dazu leuchtete ihm auf, als er mit dem Professor der Philosophie an der Universität zu Breslau, Dr. Elvenich, wegen der Hermesischen Angelegenheit von der preußischen Regierung nach Rom gesandt wurde. Indeß blieb die Sendung bekanntlich ohne Erfolg. Nach einer Abwesenheit von fünf Vierteljahren nach Bonn zurückgekommen, setzte er seine akademische Thätigkeit fort bis zum J. 1843, wo er durch die Regierung von der Haltung seiner Vorlesungen dispensirt wurde. Hierdurch wurden seine wissenschaftlichen Forschungen und seine literarische Thätigkeit nicht geschwächt, sondern nahmen einen um so mächtigern Aufschwung und um so größere Ausbreitung, je mehr Zeit ihm zu denselben vergönnt war. Seine Liebe für archäologische und kunstgeschichtliche Forschungen, welche bei ihm schon früh angefacht, dann auf seinen Reisen und durch den Aufenthalt in Rom mächtig angeregt war, hatte auch während seiner akademischen Wirksamkeit nicht nachgelassen, sondern er widmete diesen Studien so viel Zeit, als seine eigentlichen Berufsarbeiten gestatteten. Aber in dem vorerwähnten J. 1843 scheint jene Neigung ganz besonders geweckt und belebt worden zu sein, vielleicht durch eine zufällige Entdeckung. In der Nähe und im Garten des Droste'schen Hauses, worin Braun wohnte, waren in den J. 1843 und 1844 römische Ueberreste gefunden, welche ihn auf die Vermuthung führten, daß der Belderberg die Prachtgebäude der vornehmen römischen Welt getragen habe, und ihn veranlaßten, über die Anlage einer unter dem Fußboden und zwischen den Wänden angebrachten römischen Heizung, hypocaustum und hypocausis genannt, Aufschlüsse zu geben. Hiernach wurde er im J. 1847 an die Stelle des hochverdienten Professors Welcker, und zwar auf dessen Wunsch, zum Präsidenten des Vereins von Alterthumsfreunden

der Rheinlande gewählt, und diesen Posten hat er bis zu seinem Tode unter Entwicklung einer außerordentlichen schriftstellerischen Thätigkeit bekleidet.

Im J. 1848 wurde Braun von dem Wahlbezirk Düren-Jülich zum Abgeordneten an der Deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt und nach Auflösung derselben von dem gleichen Wahlbezirk zum Mitgliede des Unions-Parlaments zu Erfurt gewählt, und demnächst nahm er an allen Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses bis zum J. 1862 Theil. Einmal wurde er von drei, ein andermal von zwei Wahlbezirken zugleich gewählt, ein Beweis des Vertrauens, welches von mehreren Seiten auch in seine politische Einsicht und Thätigkeit gesetzt wurde. Und wie sehr er dieses Vertrauen gerechtfertigt, mit welchem Eifer und mit welcher Treue er sich das Wohl des Landes angelegen sein ließ, das zeigt vor Allem der Bericht, welchen er für die Melioration der Eifel ausgearbeitet hat, ein Werk, welches mit solcher Sachkenntniß und Gewandtheit abgefaßt war, daß der damalige Präsident des Abgeordnetenhauses, der Graf Schwerin, zuverlässigem Vernehmen nach, äußerte, ein solcher Kammerbericht sei ihm noch nicht zu Gesicht gekommen, und ein anderes hervorragendes Mitglied in der Kammersitzung sich dahin aussprach, er könne dem Zuschuß aus Staatsfonds für die Eifel nicht widerstehen, da derselbe durch ein so gediegenes Referat des Abgeordneten Braun begründet wäre. Und die Folge war, daß der geforderte Zuschuß gewährt, auch bald die zur Melioration erforderlichen Anordnungen ins Werk gesetzt wurden.

An öffentlichen Debatten als Redner sich zu betheiligen, hatte Braun keine Neigung; desto mehr wirkte er aber durch Rathschläge, die er in Commissionen und Freundeskreisen entwickelte, und durch seine Wirksamkeit als politischer Schriftsteller. Seine rastlose Thätigkeit ließ noch Manches zur Bereicherung der Wissenschaft erwarten, als er derselben durch seinen frühen Tod entzogen wurde. Gegen Ende des Monats Juli 1863 wurde er von Brustkrämpfen befallen, welche oft wiederkehrten und ihn mitunter dem Ersticken nahe brachten. Auch in diesem Leidenszustande, welchen er mit großer Geduld ertrug, verließ ihn seine

Thätigkeit nicht; sobald seine Schmerzen nur etwas nachließen, war er gleich wieder an der Arbeit. So bis zum 30. Sept., wo ein Schlagfluß unerwartet seinem thätigen Leben zum großen Bedauern seiner zahlreichen Freunde ein Ende setzte.

Georg Hermes, geb. zu Dreyerwalde im Münsterischen 1775, gest. 1831.(1) Schon auf dem Gymnasium zu Rheina zeigte er sich als scharfsinniger Denker, sowie er denn auch seit 1792, wo er die Universität zu Münster bezog, sich dem Studium der Kant'schen Philosophie widmete. Im J. 1798 ward er Lehrer am Paulinischen Gymnasium zu Münster, 1807 Professor der Dogmatik an der Universität daselbst. Er suchte hier ein neues, positives philosophisches System zu gründen, und fanden die Ergebnisse seiner Forschungen viele Anhänger und Verehrer. Im J. 1820 nach Bonn berufen, zog er durch seine Lehre und Lehrgabe ebenso sehr, als durch seine humane Art und Weise zahlreiche Schüler an sich, so daß er seine Facultät zu hoher Blüthe brachte. Seine Lehre, die in keinem Punkte materiell von der katholischen Kirche abwich und nur auf einer rationell zu nennenden Methode beruhte, wurde indeß von einer Partei angegriffen, und es entstanden Kämpfe und Wirren, die sich noch Jahre lang nach dem Tode Hermes in unerquicklicher Weise fortspannen und die katholisch-theologische Facultät in Spaltung und Zerwürfniß brachten. Es gelang in Rom weder den beiden Professoren Braun und Elvenich, noch dem Regierungsrath Brüggemann, dem Commissar der Regierung, die Sache aufzuklären; sie fiel in den bereits oben erwähnten Streit über die gemischten Ehen und wurde von diesem gleichsam verschlungen.

J. M. A. Scholz, geb. 1794 zu Kabsdorf bei Breslau, gest. 1852, studirte Theologie und Philologie, besuchte zu literarischen Zwecken Wien, Paris und London und bereiste Italien, die Ergebnisse dieser Reise in seinem Werke: „Biblisch-kritische Reise in Frankreich, der Schweiz, Italien, Palästina und im Archipel in den J. 1818—21" (Leipzig 1823, 8°) niederlegend. Im J. 1820 ward er als außerordentlicher Professor der Theo-

(1) Wo der Sterbeort nicht angegeben, ist solcher Bonn.

logie nach Bonn berufen, zog aber vor, sich der Gesellschaft anzuschließen, die unter Führung des Generals von Minutoli die Erforschung Aegyptens beabsichtigte. Dieser Plan mißlang zwar in Folge von Spaltungen; Scholz aber bereiste von Kairo aus Palästina und Syrien. Das Resultat dieser Reise war das Werk: „Reise in die Gegend zwischen Alexandrien und Parätonium, die lybische Wüste, Siwa, Aegypten, Palästina und Syrien in den Jahren 1820 und 1821" (Leipzig 1822, 8°). Dann trat er sein Lehramt in Bonn an, wo er 1823 zum ordentlichen Professor ernannt wurde.

H. J. Vogelsang, aus Westphalen gebürtig, trat 1829 als Privatdocent auf, sagte sich officiell von der Hermesianischen Lehre los und starb als ordentlicher Professor 1863.

Der Facultät gehörten längere oder kürzere Zeit an:

A. Gratz, im Herbste 1819 von Tübingen als Professor der Exegese berufen, schied, im J. 1823 seiner Vorlesungen enthoben, 1826 aus der Facultät aus. Er gab heraus: „Der Apologet des Katholicismus; eine Zeitschrift zur Berichtigung mannichfaltiger Entstellungen des Katholicismus" (Mainz 1820 u. ff.).

H. Klee, aus Münstermaifeld, Professor am Seminar zu Mainz, 1829 als Ordinarius für die Fächer der exegetischen und dogmatischen Theologie nach Bonn berufen, folgte 1839 einem Rufe an des verstorbenen Möhlers Stelle nach München.

Konrad Martin ward den 18. Mai 1812 zu Geismar im Eichsfelde, am Fuße des bekannten Wallfahrtsortes, des Hülfensberges, geboren; später mit seinen Eltern nach Langenfeld übersiedelnd, empfing er hier den ersten Unterricht von seinem Bruder, der sich dem geistlichen Stande gewidmet hatte, und kam dann 1825 auf das Gymnasium zu Heiligenstadt, welches er 1830 mit dem günstigsten Zeugniß verließ. In München widmete er sich der Theologie und Philologie und studirte namentlich die semitischen Sprachen: hebräisch, arabisch, chaldäisch 2c. Dieserhalb ging er nach zweijährigem Aufenthalt in München für ein halbes Jahr nach dem damals in orientalischer Sprachwissenschaft hervorragenden Halle und setzte dann seine Studien in Würzburg fort, wo er 1834 das theologische Doctor-Examen

zurücklegte, aber in Folge eines allgemeinen königlichen Verbots, den Besuch der Universitäten Würzburg, Heidelberg und Erlangen betreffend, vor erlangter Doctorwürde Würzburg verlassen mußte. Er begab sich nach Münster, unterwarf sich hier neuen Prüfungen und wurde noch in demselben Jahr 1834 zum Doctor der Theologie promovirt. Nach Cöln sich wendend wurde er dort nach einjährigem Seminarcursus 1836 zum Priester geweiht, nahm darauf das Rectorat des neu gegründeten Progymnasiums zu Wipperfürth an, folgte aber 1840 einem Rufe als Religionslehrer an das Gymnasium zu Cöln und 1844 einem solchen als außerordentlicher Professor nach Bonn, wobei ihm zugleich das Inspectorat über das Convict übertragen wurde. Im J. 1848 ward er ordentlicher Professor, 1853 erzbischöflich geistlicher Rath und endlich im J. 1856 von dem Domcapitel in Paderborn zum Bischof der gleichnamigen Diocese gewählt. Sein „Lehrbuch der katholischen Religion für höhere Lehranstalten" (Cöln 1844) verbreitete sich rasch in einer Reihe von Auflagen über ganz Deutschland.

J. J. Ritter, 1823 als Professor der Kirchengeschichte und Patristik angestellt, ward 1830 als Professor und Domcapitular nach Breslau versetzt.

F. G. Seber, seit 1815 Director des Gymnasiums in Cöln, ward 1819 als Professor der Dogmatik und Moraltheologie berufen; er folgte im J. 1825 einem Rufe als Lehrer der Philosophie nach Löwen († 1827).

2. Evangelisch-theologische Facultät. J. C. W. Augusti, geb. zu Eschenberga im Gothaischen 1772, gest. 1841, war 1798 Privatdocent in Jena, 1800 außerordentlicher, 1803 ordentlicher Professor der Philosophie und der orientalischen Sprachen daselbst. Er folgte 1812 einem Rufe nach Breslau und 1819 nach Bonn, wo er 1828, mit Beibehaltung seiner Professur, zum Mitglied des Consistoriums in Coblenz ernannt wurde. Hier starb er auch, als er in amtlichen Geschäften sich dort aufhielt. Eine lebendige Darstellungsgabe, Witz und große Geistesgewandtheit zeichneten ihn aus; auch sind manche seiner Werke von anerkanntem Werthe.

Fr. Bleek, geb. zu Areusböl im Holsteinischen 1793, gest. 1859, studirte in Kiel und Berlin und habilitirte sich 1818 an letzterm Orte, ward 1823 zum außerordentlichen Professor ernannt und 1829 als ordentlicher Professor nach Bonn versetzt, bei welcher Gelegenheit ihm von der Universität Breslau die theologische Doctorwürde ertheilt ward. Biblische Exegese bildete den Hauptgegenstand seiner Vorlesungen.

Fr. R. Hasse, geb. zu Dresden 1808, gest. 1862, Professor und Consistorialrath in Bonn, studirte in Leipzig und Berlin und habilitirte sich 1834 an letzterer Universität. Im J. 1836 wurde er als außerordentlicher Professor der Theologie nach Greifswald berufen, vertauschte aber diese Stellung im J. 1842 mit der Professur der Kirchengeschichte an der evangelisch-theologischen Facultät zu Bonn.

Vorübergehend gehörten der Facultät an:

J. A. Dorner, geb. in Neuhausen im Würtembergischen 1809, ward 1834 Repetent, 1836 außerordentlicher Professor in Tübingen. Er folgte 1839 einem Rufe nach Kiel als ordentlicher Professor der Theologie, welches Amt er bald mit der Stelle eines Professors und Consistorialraths in Königsberg und 1847 mit der gleichen Stelle in Bonn vertauschte. Hier weilte er aber auch nicht lange, da er im J. 1853 nach Berlin berufen ward.

J. K. L. Gieseler, geb. 1792, ordentlicher Professor der Theologie und berühmter Kirchenhistoriker, folgte im J. 1831 einem Ruf nach Göttingen, wo er 1854 starb.

Christ. Fr. Kling, geb. zu Altdorf im Würtembergischen im J. 1800, ward 1842 als ordentlicher Professor nach Bonn berufen, welche Stelle er aber 1847 wieder verließ und in sein Vaterland zurückkehrte. Er starb 1862 zu Marbach.

Gottfried Christ. Friedr. Lücke, geboren zu Egeln im Magdeburgischen 1792, studirte in Halle und Göttingen und betrat hier 1813 die akademische Laufbahn. Durch Schleiermacher angezogen ging er 1816 nach Berlin, wo er 1818 zum außerordentlichen, im Herbste desselben Jahres aber zum ordentlichen Professor der Theologie an der neuen Universität

Bonn ernannt wurde. Mit Schleiermacher und De Wette gab er die Berliner „Theologische Zeitschrift“, darauf mit Gieseler die Bonner „Christliche Zeitschrift“ heraus. Auch sonst war er literarisch äußerst thätig. Im J. 1827 folgte er einem Rufe nach Göttingen.

Karl Immanuel Nitzsch, geb. zu Borna 1787, ordentlicher Professor der Theologie seit 1822, evangelischer Universitätsprediger, Director des homiletisch-katechetischen Seminars, wurde im J. 1847 nach Berlin berufen, wo er 1868 im Alter von nahe 81 Jahren als Ober-Consistorialrath und Propst von Berlin starb.

Theod. Plitt, geb. zu Königsfeld im Badischen, im J. 1860 als ordentlicher Professor und Universitäts-Prediger nach Bonn berufen, machte sich bekannt durch einen Brief an den Redacteur der „Kölnischen Blätter“ über einen Besuch bei dem Papste. Derselbe lautete: „Rom, den 2. April 1866. Der Fremdenzudrang ist dies Jahr ungewöhnlich stark, aber nicht, als ob die öffentliche Meinung annähme, es dürfte eben das letzte Mal sein, daß der h. Vater in Rom die Ostern feierte. Denn der Glaubensmuth des Papstes scheint sich Allen, die das Glück haben, ihn zu sehen, mitzutheilen. Er steht wie ein Fels, voll Milde, voll Heiterkeit, voll Gottvertrauen. Seine Rüstigkeit ist bewunderungswürdig. Am Gründonnerstag reichte er einer großen Anzahl deutscher Geistlichen, die hier anwesend sind, selbst die h. Communion, gab den Tausenden auf dem Petersplatz den Segen, so daß man jedes Wort hören konnte, verrichtete dann in St. Peter die Fußwaschung und bediente darauf in einer Loggia des Vaticans die Tafel der Apostel. Jedem reichte er eigenhändig drei Platten und zwei Gläser Wein und Wasser. Vorgestern ertheilte der h. Vater große Audienz. Im ersten Zimmer verweilten zwölf Personen, darunter ich mit meiner Tochter. Der h. Vater wandte sich zuerst an meine Tochter und sagte zu ihr in französischer Sprache: „„Nicht wahr, Sie sind eine Deutsche? Nun, Gott segne Sie, mein Kind.““ Auf ihre Bitte weihte er einige Rosenkränze, die sie in der Hand hielt. In der anstoßenden großen Loggia waren wohl an

500 Personen. Hier hielt der h. Vater eine eben so einfache als herzliche und tief ergreifende französische Anrede. Sie können sich nicht vorstellen, welchen Eindruck die Erscheinung des h. Vaters macht. Diese Milde und Freundlichkeit, und zugleich diese Würde ohne jeden Schein von etwas Gesuchtem. Wer ihm ein Mal in sein Auge gesehen hat, muß ihn verehren. Gestern celebrirte er die Messe in St. Peter mit einer bewunderungswürdigen Kraft. Er intonirte so, daß seine wohllautende Stimme durch die ganze Kirche schallte, und man jedes Wort verstehen konnte. Nachher segnete er wieder das Volk auf dem Petersplatz. Man schätzte die Menge auf 100,000. Es war ein tief ergreifender Moment, als diese ganze Masse auf den Knieen lag, und kein Laut hörbar war als die Stimme des segnenden h. Vaters. Abends fand die Beleuchtung von St. Peter Statt, ein Schauspiel, das man nur in Rom sehen kann. Das oberste Kreuz strahlte hell am nächtlichen Himmel. Crux fuit lux ....“ Darauf Erklärung und Widerruf in den Zeitungen von Seiten des Decans der evangelisch-theologischen Facultät, Repliken, Ausscheiden des Professors Plitt, oder vielmehr Entlassung desselben „auf seinen Antrag“ u. s. f. Plitt ist gegenwärtig Pfarrer zu Dossenheim bei Heidelberg.

R. Rothe, geb. zu Posen 1799, studirte zu Heidelberg und Berlin und folgte im J. 1823 einem Ruf als Prediger bei der preußischen Gesandtschaft in Rom, wo er mit Bunsen zusammen wirkte. Im Jahr 1828 erhielt er eine Professur am Prediger-Seminar zu Wittenberg, wo er bis 1837, zuletzt als Ephorus, blieb, dann aber zu einer ordentlichen Professur nach Heidelberg berufen ward. Diese Stellung vertauschte er 1849 mit der eines Professors und evangelischen Universitäts-Predigers in Bonn, kehrte jedoch bereits 1854 nach Heidelberg zurück, wo er, zu höheren Stellungen verwendet, 1867 starb.

Karl Heinrich Sack, geb. zu Berlin 1790, ordentlicher Professor der Theologie seit 1823 und Ritter des eisernen Kreuzes 2. Classe, ward 1818 als außerordentlicher Professor nach Bonn berufen; er verwaltete gleichzeitig von 1819 bis 1834 das Pfarramt der evangelischen Gemeinde, ward aber im J. 1847

an das Consistorium der Provinz Sachsen versetzt. Literarisch war er sehr thätig.

Constant. Schlottmann, geb. zu Minden 1819, ward 1859 als ordentlicher Professor nach Bonn berufen.

Joh. Georg Sommer, geb. zu Thierenberg bei Königsberg 1810, folgte als außerordentlicher Professor der Facultät 1850 einem Ruf nach Königsberg. Ebenso verließ

F. L. Steinmeyer, geb. zu Beeskow a. d. Spree 1811, als ordentlicher Professor der Facultät im J. 1858 Bonn.

3. Juristische Facultät. Peter F. Deiters, geb. zu Münster 1804, ließ sich im J. 1825 als Privatdocent nieder, ward 1832 außerordentlicher, 1836 ordentlicher Professor, starb am Vorabende der Ostern 1861 plötzlich. — Sein Sohn Otto, Privatdocent in der medicinischen Facultät, folgte ihm schon 1864; mit ihm wurden große Hoffnungen begraben.

Cl. A. von Droste-Hülshoff, geb. zu Coesfeld 1793, gest. 1832, studirte unter Hermes in Münster Philosophie und Theologie und fungirte von 1814 bis 1817 als Lehrer am Gymnasium zu Münster. Dann ging er in Folge höherer Veranlassung nach Berlin, promovirte in Göttingen, machte eine Reise nach Wien und habilitirte sich 1822 in Bonn, wo er 1823 außerordentlicher, 1825 ordentlicher Professor wurde. Sein „Lehrbuch des Naturrechts" erregte Aufsehen; übrigens schloß er sich an Hermes an und trat für denselben nach dessen Tode energisch in mehreren kleinen Schriften ein.

Ferd. Mackeldey, geb. zu Braunschweig 1784, gest. 1834, studirte zu Helmstädt, wo er 1806 auch die juristische Doctorwürde erlangte. 1807 habilitirte er sich daselbst, ward 1808 zum außerordentlichen Professor ernannt, kam aber nach Aufhebung der Universität 1811 nach Marburg, wo er ordentlicher Professor ward. Gleich nach Errichtung der Universität Bonn erhielt er den Ruf als erster Professor der Rechte. Sein Lehrbuch des römischen Rechtes erlebte innerhalb 20 Jahren 13 Auflagen. Seit seinem 22. Jahre hatte er den gänzlichen Verlust seines Gehörs zu beklagen: er empfand den ihm heraus erwachsenden Nachtheil in seiner ganzen schweren Bedeutung, ohne ihn seinen

Freunden empfinden zu lassen, deren Aeußerungen er mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit und Lebendigkeit auffaßte. Merkwürdiger aber erscheint es wohl noch, daß er in öffentlichen Vorträgen seiner Stimme die erforderliche Modulation zu geben und diese zugleich so anziehend zu machen wußte, daß sie stets zu den besuchtesten gehörten.

Romeo Maurenbrecher, geb. in Düsseldorf 1803, gest. daselbst 1843. Seit 1839 ordentlicher Professor für Staats- und Völkerrecht.

Clemens Theodor Perthes, geb. zu Hamburg 1809, gest. 1867, ordentlicher Professor des Staatsrechts. Sein Werk: „Politische Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit der französischen Herrschaft" (Gotha 1862) ist für hiesige Gegend sehr interessant.

Eduard Puggé, geb. zu Hessencassel 1801, ordentlicher Professor seit dem J. 1831, fand im J. 1836 ein ganz abnormes Ende.

Von der juristischen Facultät gingen u. A. ab:

Ludwig Arndts, geb. 1805, studirte in Bonn, Heidelberg und Berlin, wo er bereits 1825 als Doctor der Rechte promovirte. Im Sommer 1826 habilitirte er sich in Bonn, ward aber erst 1837 außerordentlicher Professor. Zwar wurde ihm 1839 eine ordentliche Professur in Breslau angetragen, er folgte aber einem bereits früher an ihn ergangenen Rufe nach München und lehrt gegenwärtig in Wien als einer der hervorragendsten Professoren.

Aug. Wilh. Heffter, geb. 1796, war 1820 Assessor beim Appellhofe in Cöln. Seine Schrift: „Athenäische Gerichtsverfassung" (Cöln 1822) hatte seine Berufung von der Stelle eines Landgerichtsraths in Düsseldorf zu der eines Professors der Rechte nach Bonn zur Folge. Hier wirkte er über 6 Jahre, 3 Jahre in Halle und seit 1833 in Berlin als akademischer Lehrer, ward später zugleich Geheimer Obertribunals-Rath, Mitglied des Herrenhauses ꝛc.

Karl Ernst Jarcke, geb. 1799, studirte in Bonn und habilitirte sich daselbst im J. 1823; späterhin außerordentlicher

Professor in Berlin, begründete er das „Berliner politische Wochenblatt", in welchem er den Liberalismus mit aller Kraft bekämpfte und wohl in Folge dessen im J. 1832 nach Wien berufen ward.

Justin. Timotheus Balth. Linde, geb. 1797, studirte in Münster, Göttingen und Bonn, wo er sich im J. 1820 als Privatdocent habilitirte. Im J. 1823 ging er als außerordentlicher Professor nach Gießen, ward späterhin Kanzler dieser Universität, Geheimer Staatsrath &c.

Carl Jos. Ant. Mittermaier, geb. 1787, hatte in Landshut und Heidelberg studirt, trat an ersterm Orte 1809 als Privatdocent auf und ward schon 1811 Professor daselbst. Er folgte im J. 1819 einem Rufe nach Bonn, welches er aber, einem Rufe nach Heidelberg folgend, schon 1821 verließ. Er genoß als akademischer Lehrer einen bedeutenden Ruf.

Karl Theodor Welcker, geb. 1790, studirte in Heidelberg und Gießen und ließ sich an letzterm Orte 1813 als Docent nieder. Schon 1814 ward er außerordentlicher Professor daselbst, folgte aber nach kürzerm Aufenthalt in Kiel und in Heidelberg 1819 einem Ruf an die Universität Bonn. Aber schon wenige Wochen nach seiner Ankunft ward er in die traurigen Untersuchungen wegen demagogischer Umtriebe verwickelt! Dies veranlaßte ihn 1823 Bonn zu verlassen und eine Professur in Freiburg in Baden anzunehmen. Hier schrieb er zunächst die „Actenmäßige Vertheidigung gegen die Verdächtigung der Theilnahme an demagogischen Umtrieben" (Stuttgart 1823—24) und ward späterhin als fruchtbarer Schriftsteller und Politiker eine allgemein bekannte Größe.

4. Medicinische Facultät. Albers, Joh. Friedr. Hermann, geb. zu Dorsten 1805, gest. 1867, promovirte 1827 in Bonn und habilitirte sich daselbst als Privatdocent. Im J. 1831 zum Professor ernannt, hielt er Vorlesungen über Pathologie und pathologische Anatomie, über Arzneimittellehre &c. Sein „Atlas der pathologischen Anatomie" (1832—46) ist bemerkenswerth.

Bischoff, C. H. Ernst, preußischer und coburgischer Geheimer Hofrath, geb. 1781, gest. 1861, studirte in Jena und

Berlin Medicin, ward an letzterm Orte Professor an der med.-chirurgischen Militair-Akademie, verließ aber Berlin in Folge von Mißhelligkeiten mit seinem Lehrer und Freunde Hufeland und ward Physicus in Elberfeld. Als jedoch 1813 das Vaterland rief, gab er auch diese Stellung auf und ward General-Stabs-Arzt des 5. Armee-Corps. Im J. 1818 an die Universität Bonn berufen, bekleidete er hier die Stelle eines Professors der Staats- und Kriegsarzneikunde und der Heilmittellehre sowie eines Directors des pharmakologischen Apparats bis in sein hohes Alter.

Christ. Friedr. Harleß, geb. zu Erlangen 1773, gest. 1851, erwarb sich 1793 die philosophische, 1794 die medicinische Doctorwürde und habilitirte sich 1795 in Erlangen, wo er 1796 eine außerordentliche Professur erhielt. 1812 ward er ordentlicher Professor und Director des medicinischen Klinicums daselbst. Im J. 1818 folgte er einem Rufe an die neue Universität Bonn und legte hier den Grund zu den klinischen Anstalten, deren Leitung ihm jedoch nicht verblieb. Seine Vorlesungen waren sehr vielseitig; mit Vorliebe beschäftigte er sich mit den Bädern und Heilquellen und mit der Geschichte der Medicin, sowie denn auch der Vorschlag einer allgemeinen Pharmakopöe von ihm ausging und stets erneuert wurde. Literarisch war er außerordentlich thätig, sowie er auch der Stifter der noch blühenden „Niederrheinischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde" war.

H. Friedr. Kilian, geb. in Leipzig 1800, gest. 1863, kam 1809 mit seinem Vater nach Petersburg; seine Studien begann er in Wilna, wo damals Jos. Frank lehrte, und setzte sie in Leipzig, Würzburg und Göttingen fort. Schließlich ging er nach England und erwarb sich in Edinburg im J. 1820 die Doctorwürde. Nach Petersburg zurückgekehrt, wurde er hier als Professor an der medicinischen Akademie und als Arzt am Artillerie-Hospital angestellt. Im Jahre 1825 ging er nach Deutschland und lebte in Mannheim, sich literarisch beschäftigend, als er den Ruf als außerordentlicher Professor an die Universität Bonn erhielt. Demselben leistete er im J. 1828 Folge, worauf er 1831

ordentlicher Professor der Geburtshülfe und Director der entsprechenden Klinik wurde.

Franz Joseph Karl Mayer, geb. zu Schwäbisch-Gemünd 1787, gest. 1865, kam nach absolvirtem Gymnasium als Lehrer in das Haus des Grafen von Lerchenfeld in München, begann dort schon medicinische Studien, die er in Tübingen fortsetzte, wo er auch im J. 1812 promovirte. Bereits im folgenden Jahre ward er Prosector und 1815 Professor der Anatomie und Physiologie an der Akademie zu Bern. Nach Errichtung der Universität Bonn dorthin berufen, traf er zu Ostern 1819 daselbst ein. In dem, seiner Ernennung zum ordentlichen Professor der Anatomie und Physiologie beigefügten Schreiben des Ministers von Altenstein heißt es u. A.: „Was Ihren Wunsch betrifft, für den übrigens nicht wahrscheinlichen Fall einer Abtretung der Rheinprovinz, an einer andern preußischen Universität angestellt zu werden, so ertheilt das Ministerium, so wenig auch Wahrscheinlichkeit einer solchen Abtretung vorhanden ist, die Versicherung, solchen gern erfüllen zu wollen." Allerdings erwies sich diese Vorsicht als überflüssig. In Bonn machte sich Mayer besonders um die Begründung eines anatomischen Cabinets verdient, sowie er vielen Hunderten ein tüchtiger und eifriger Lehrer war. Das anatomische Theater übergab er im J. 1856 nach 36jähriger Leitung an seinen Nachfolger Helmholtz. Nachdem ihm im J. 1853 der Titel eines Geheimen Medicinal-Raths geworden, erhielt er bei Gelegenheit seines Doctor-Jubiläums, dessen Feier er übrigens nur in der Stille beging, den rothen Adlerorden 3. Cl. mit der Schleife. Literarisch war er sehr thätig; er schrieb gegen 150 Abhandlungen, darunter auch eine über Ursus ferox gemeinschaftlich mit dem Fürsten Max von Wied, der späterhin seinen Tod als den eines alten Freundes, ausgezeichneten Gelehrten und hervorragenden vergleichenden Anatomen bedauerte. Ueberhaupt war sein schriftlicher Verkehr mit Fachgenossen sehr groß, so namentlich auch mit dem größten seiner Schüler, mit Johannes Müller. Auch im Gebiete der Geschichte („Aegyptens Vorzeit und Chronologie 2c., Bonn 1862") und der Poesie („Natur und Geist. Ein Lehrgedicht. Bonn

1833*) war er thätig; sein lebhafter Geist suchte auch in ferner liegenden Studien sich selbst lohnende Beschäftigung.

Friedrich Nasse, geboren zu Bielefeld 1778, gestorben 1851, erhielt in Hamburg und Berlin seine Schulbildung und studirte in Berlin und Halle die Arzneikunde; namentlich ward Reil sein Führer und Vorbild. Er promovirte in Halle 1800 und ließ sich dann in seiner Vaterstadt als practischer Arzt nieder. Im J. 1816 ward er ordentlicher Professor der Therapie und Director der medicinischen Klinik in Halle und 1819 in gleicher Eigenschaft nach Bonn versetzt. Er bemühte sich, die Medicin an die Physiologie enge anzuknüpfen, daher er und seine Schüler zahlreiche Experimente an lebenden Thieren machten, und wenn diese auch nicht immer die Räthsel lösten, so hielten sie doch den klinischen Empirismus fern. Er suchte vor Allem die Diagnose am Krankenbette festzustellen und das Wesen, die letzte Ursache der Krankheit zu ergründen. Dann beschäftigte er sich viel mit der Lehre vom thierischen Magnetismus und von den Geisteskrankheiten. Aus allen seinen Schriften leuchtet ein ehrenwerthes Streben für die Wissenschaft und eine gediegene allgemeine Bildung hervor, die, namentlich Musik und Poesie umfassend, seinen Umgang sehr anziehend machte. Titel und Orden fehlten ihm nicht; sein Grab trägt seine Büste, von Afinger in Marmor ausgehauen. Mehr noch wird sein Andenken wahren die von seinen Schülern gegründete „Nasse-Stiftung" für nothleidende Aerzte oder deren Wittwen.

C. Wilhelm Wutzer, geb. in Berlin 1789, gest. 1863, war ein Zögling des Friedrich-Wilhelms-Instituts, machte als Oberarzt die Feldzüge von 1813—15 mit, ward 1816 Stabsarzt, promovirte 1817, ward 1819 Regimentsarzt und 1821 als solcher nach Münster in Westphalen versetzt, wo er gleichzeitig als Director und erster Lehrer an der chirurgischen Lehranstalt fungirte. Im J. 1833 ward er als ord. Professor der Chirurgie und Director des chirurgischen und augenärztlichen Klinicums nach Bonn berufen. Gleichzeitig war er Director des chirurgischen und pharmaceutischen Studiums bei der Universität. Später diese Stellen abgebend, machte er eine Reise nach dem

Orient, welche er in ihren vielen interessanten Beziehungen in 2 Bänden beschrieb (Elberfeld 1860). Er war überhaupt literarisch, sowohl in fachlicher, als in belletristischer Beziehung thätig.

Georg Wilhelm Stein, geb. zu Cassel 1773, ist der Neffe des berühmten Geburtshelfers und Professors in Marburg gleichen Namens (geb. 1737, gest. 1803), daher man beide nur durch den Zusatz Stein der Aeltere und Stein der Jüngere unterscheidet. Er promovirte zu Marburg im J. 1797 und ward 1803 als Nachfolger seines Onkels ordentlicher Professor der Entbindungskunst in Marburg und als solcher 1819 nach Bonn berufen. Er war ein tüchtiger Lehrer, gerieth aber in allerlei Mißhelligkeiten, wurde deshalb seines Lehramts enthoben und mit ganzem Gehalt zur Disposition gesetzt. Nur mit Bedauern sah man seine in einigen Beziehungen ausgezeichnete Lehrkraft brach liegen. Möge er sich seines rüstigen Alters noch lange erfreuen!

Einen schweren Verlust erlitt die Facultät durch den Abgang Philipps Franz von Walther, geb. 1781, der sich in Heidelberg, Wien und Paris zu einem ausgezeichneten Wund- und Augenarzte ausgebildet hatte. Schon 1803 wurde er zum Medicinalrathe bei der Landesdirection in Bamberg und zum Oberwundarzt des dortigen allgemeinen Krankenhauses, 1804 aber zum ordentlichen Professor der Medicin an der Universität zu Landshut ernannt. Von dort ward er im J. 1819 als Professor der Chirurgie und Director des chirurgischen Klinicums nach Bonn berufen. Hier bewährte er seinen großen Ruf auf das Glänzendste, und zahlreiche Schüler erfreuten sich seiner Tüchtigkeit. Aber im J. 1830 übernahm er eine Professur in München, vom König von Bayern gleichzeitig zum Wirklichen Geh.-Rath und Leibarzt ernannt, und hier starb er 1849. Ein schönes Portrait von ihm hat Valmy gestochen.

Gleichen Verlust führte der Abgang von Johannes Müller herbei; über ihn, als Coblenzer, einige Worte. Johannes Müller ist in Coblenz den 14. Jul. 1801 geboren. Sein Vater, Matthias, war Schuhmacher, seine Mutter Maria Theresia Witt-

mann. Von seinem 10. Jahre an besuchte er das Gymnasium und zeichnete sich in dessen Classen stets rühmlich aus. Nach zurückgelegtem Gymnasium diente er als Pionier sein Militair-Jahr ab und bezog dann die eben gegründete Universität Bonn. Er, der früher zum Sattler bestimmt war, schwankte jetzt zwischen Theologie und Medicin, entschied sich aber endlich für letztere. Nach kaum 2 Jahren, am 3. Aug. 1821, errang er den Preis der medicinischen Facultät durch Lösung einer physiologischen Aufgabe, und am 14. Dec. 1822 erwarb er sich den Grad eines Doctors der Medicin. Die königl. Regierung, aufmerksam auf die großen Fähigkeiten Müllers, zog ihn im Frühjahr 1823 nach Berlin. Hier bildete er sich unter Rudolphi, Klug, Lichtenstein u. A. weiter aus und legte im Winter auf 1824 die medicinisch-chirurgischen Staatsprüfungen ab. Erst im Herbste kehrte er nach Bonn zurück, wo er im October als Privatdocent für Physiologie und vergleichende Anatomie auftrat. Seine Vorlesungen wurden zahlreich besucht und seine Wirksamkeit schon im Jahr 1826 durch den Titel eines Professors anerkannt. Es trat zwar nun eine Krankheit störend dazwischen, eine durch übergroße Anstrengung sehr hoch gesteigerte Reizbarkeit, doch wurde dieselbe namentlich durch eine Erholungsreise, zu welcher ihm das Ministerium Urlaub und Mittel gewährte, glücklich wieder beseitigt. Die Reise selbst machte er mit seiner Gattin, Maria Anna, geborne Zeiler, die er im April 1827 heimgeführt, in einem Einspänner, wobei Müller selbst die Zügel führte, und deren Ziel die näher gelegenen Universitäten waren. Aber von dieser Zeit an hatte Müller eine ernstere Richtung angenommen und gleichsam mit der Jugend abgeschlossen. Er setzte seine Vorlesungen und Studien ununterbrochen mit dem glänzendsten Erfolg fort, so daß er im J. 1830 schon eine ordentliche Professur erhielt und im J. 1833 in dieser Eigenschaft nach Berlin berufen wurde. Hier wirkte und schaffte er bis an sein Lebensende mit unermüdlichem Eifer unter Aufbietung seiner gewaltigen Kräfte, erreichte aber auch ganz außerordentliche Resultate. Nicht nur zog er eine große Zahl der tüchtigsten Männer heran: Windischmann, Prof. in Löwen, Henle, Prof. in Göttingen, Max Schultze,

Prof. in Bonn, Du Bois Reymond, Prof. in Berlin, Schwann, Claparede u. v. A., sondern seine practische und in Folge deren auch seine schriftstellerische Thätigkeit war eine ganz außerordentliche. Man hat berechnet, daß von ihm etwa 950 Bogen gedruckt erschienen sind, sämmtlich voll wirklicher, sei's von ihm selber beobachteter, sei's scharf beurtheilter und sorgfältig zusammengestellter fremder Thatsachen. Dazu gehören etwa 350 größtentheils von ihm selbst gezeichneter Tafeln mit Abbildungen. Die Vielseitigkeit seiner Leistungen ist außerordentlich; es erreicht die Zahl seiner Werke, Aufsätze 2c. die Nummer 267. Das Berliner anatomische Museum ist eigentlich seine Schöpfung und verdankt ihm die hohe Stufe, auf welcher es jetzt namentlich in Beziehung auf Vollständigkeit und systematische Anordnung steht. Die Zahl der Präparate vermehrte sich unter seiner Verwaltung um 12,380 Nummern, unter welchen sehr viele sind, welche ganze Reihen von Präparaten umfassen.

Müller war von mittlerer Größe; den Kopf mit den charakteristischen Zügen und dem dunkeln feurigen Auge hielt er bei erregtem Zwiegespräch oder auf dem Katheder stolz aufgerichtet, sonst aber meist nachdenklich zur Seite gewendet. Bedacht, seiner Würde durch äußere Erscheinung zu entsprechen, war er sonst in seinen Sitten und Gewohnheiten äußerst mäßig und einfach. Meist verschlossen und wortkarg gab er sich nur in eng vertrautem Kreise, im Familienzirkel heiterer Unterhaltung hin. Auch auf dem Katheder war der Vortrag Müllers kalt und ruhig: nie gerieth er in Feuer, oder suchte durch Fülle des Ausdruckes zu blenden; nie aber auch verirrte, wiederholte oder versprach er sich. Ausgezeichnet war sein Talent zum Zeichnen auf der Tafel. Gegen den Studenten im Ganzen wenig zuvorkommend, ja geradezu unfreundlich, war er einem engern Kreise von Schülern, der ihm besonders anhing und dessen besondere Fähigkeit er erkannte, der freundlichste und gütigste Lehrer. Er bekleidete zweimal das Rectorat der Universität, das zweitemal in dem unruhigen Jahr 1848. Da hatte er denn viel zu erdulden: sah er doch schon in Gedanken sein Museum zerstört, ein Gedanke, für ihn so furchtbar, daß er mit dem Degen umgürtet, die Arme verschränkt, vor

demselben selbst Wache stand! Noch am Tage des Rector-Wechsels verließ er Berlin und ging mit heimathlicher Sehnsucht an den Rhein.

Zweimal war Müller in Todesgefahr. Im Jahr 1853 stürzte der Wagen in der Nähe des Klosters auf dem St. Gotthard, in welchem er und sein Sohn saß, einen steilen Abhang herunter, und im Jahr 1855 erlitt er auf dem Dampfschiff „Norge" an der norwegischen Küste einen Zusammenstoß mit einem andern Schiffe, in Folge dessen der „Norge" in etwa 10 Minuten sank. Müller hielt sich an einer Treppe und wurde eben in ein Boot aufgenommen, als seine Kräfte im Begriff waren zu schwinden. Von den 90 an Bord befindlichen Menschen fand über die Hälfte im Meere den Tod und unter diesen auch ein wissenschaftlicher Begleiter Müller's! Dieser selbst überwand die Schrecknisse der Katastrophe ohne wahrnehmbaren Nachtheil für seine Gesundheit, doch begann er bald darauf zu kränkeln. Er litt namentlich an Schlaflosigkeit und Herzklopfen. Endlich im Frühjahr 1858 fühlte Müller selbst die Nothwendigkeit, etwas für seine Gesundheit zu thun. Er beschied seinen, als Arzt in Cöln wohnenden Sohn zu sich, und eine Besprechung mit seinem Berliner Arzte ward verabredet. Am Morgen des Tages, wo diese Besprechung stattfinden sollte, am 28. April, ward Müller todt im Bette gefunden! Die Oeffnung seiner Leiche hatte er sich verbeten, und so blieb die Ursache seines Todes unenthüllt.

Johannes Müller, Doctor der Medicin und Chirurgie, Professor an der Universität, Director des anatomischen Museums, Geheimer Medicinalrath, Mitglied der Ober-Examinations-Commission und der wissenschaftlichen Deputation für das Medicinalwesen, ordentliches Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften u. s. w., Inhaber der großen goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft, des Sömmering'schen Preises, der Copley Medal der königl. Gesellschaft zu London, des Prix Cuvier der Akademie der Wissenschaften zu Paris u. s. w., Ritter des rothen Adlerordens 2. Classe mit Eichenlaub, des Ordens pour le mérite für Wissenschaft und Künste, des kgl. schwedischen Nordsternordens, des kgl. bayerischen Maximiliansordens, des kgl.

sardinischen St. Mauritius- und Lazarusordens 2c., auf diesen Mann darf Coblenz mit Recht stolz sein. Geziemend hat die Stadt das Haus seiner Geburt mit einer Marmortafel bezeichnet und seiner colossalen Büste, aus weißem Marmor von Schorp genial gemeißelt, einen Ehrenplatz in ihrer Bilder-Gallerie gegeben; treu wird sie stets sein Gedächtniß wahren!

Müller ist häufig portraitirt worden; in Kupfer gestochen hat ihn Linsen, ursprünglich für das Rust'sche Magazin; geistreich lithographirt ward er in London von Miß Louisa Corbaux, während das ähnlichste Bild von ihm wohl die Lithographie von Lasally sein möchte.

Fr. H. G. Birnbaum, Privatdocent in den J. 1840 bis 1844, folgte im letztern Jahr einem Ruf nach Petersburg.

Julius Budge, geboren am 6. Sept. 1811 zu Wetzlar, studirte in Marburg, Würzburg und Berlin, promovirte im Sommer 1833 zu Berlin, lebte in Wetzlar, dann in Altenkirchen bei Coblenz als practischer Arzt, habilitirte sich in Bonn 1842 als Privatdocent, wurde 1847 außerordentlicher Professor, 1855 ordentlicher Professor; 1856 wurde er als Director des anatomischen Instituts und ordentlicher Professor der Anatomie und Physiologie nach Greifswald berufen.

Joseph Ennemoser, geb. 1787, der Sohn eines Tyroler Bauern und lange Zeit Hirtenknabe, zeigte in der Dorfschule solche Befähigung, daß ihm der Weg zum Studiren gebahnt wurde. Nach Vorstudien auf den Gymnasien zu Trient und Meran bezog er die Universität Insbruck bis zum J. 1809, dem Ausbruch des Krieges. Schon als Student war er mit Andreas Hofer bekannt und von ihm unterstützt worden; jetzt folgte er demselben als sein Geheimschreiber und zeichnete sich an seiner Seite auf mehrfache Weise rühmlichst aus. Nach Beendigung des Krieges ging er zur Fortsetzung seiner Studien zuerst nach Erlangen, dann nach Wien. Von hier aus ging er mit einem Kaufmann aus Altona auf Reisen, kam aber nur bis nach Berlin, wo er einen Landsmann fand, der ihm die Mittel gewährte, seine medicinisch-philosophischen Studien wieder aufzunehmen. Als 1812 der Krieg gegen Rußland ausbrach, wurde er mit

einigen Tyrolern nach England gesendet, um hier Unterstützung für Tyrol zum Aufstande gegen Napoleon zu suchen. Zurückkehrend erlitt er im Sturme Schiffbruch und wurde auf wunderbare Weise erst nach 14tägiger Irrfahrt gerettet. Nun trat er in das Lützow'sche Freicorps, für welches er mit großem Eifer mit seinem Freunde Jacob Riedel eine Compagnie Tyrolerjäger bildete, die er mit diesem während des Kriegs von 1813—1814 anführte und sich wiederholt in den Kämpfen gegen das Davoust'sche Corps rühmlichst auszeichnete. Nach dem Frieden ging Ennemoser nach Berlin, promovirte daselbst 1816 als Doctor der Medicin und schloß sich namentlich an Wolfart, den Begründer der neuen Lehre über den Magnetismus, an. Im Jahr 1819 wurde er zum Professor der Medicin in Bonn ernannt, wo er im Fache der Anthropologie, psychischen Heilkunde und Pathologie Vorlesungen hielt, mit seinen Ansichten über Magnetismus (vergl. sein Hauptwerk: „Der Magnetismus in seiner geschichtlichen Entwicklung", Leipzig 1819) aber öfters anstieß. Dies, mehr aber noch die Sehnsucht nach seinem Vaterlande bestimmten ihn, 1837 seine Entlassung zu nehmen, um sich in Insbruck niederzulassen. Er starb 1854 in der Nähe von München.

Hermann Ludw. Ferd. Helmholtz, geb. 1821, gehörte der Facultät nur kurze Zeit. Zuerst seit Herbst 1848 Lehrer der Anatomie an der Kunstakademie zu Berlin, ward er schon im folgenden Jahr Professor der Physiologie an der Universität in Königsberg. Im Herbst 1855 erhielt er die Professur der Anatomie und Physiologie in Bonn, folgte aber schon 1858 einem Rufe nach Heidelberg. Bonn sah ihn als einen der ausgezeichnetsten deutschen Physiologen und Physiker ungern scheiden.

Ignaz Hoppe habilitirte sich 1846 als Docent und trat 1852 eine Professur in Basel an.

C. Schröder, Privatdocent, erhielt 1868 einen Ruf als Professor der Geburtshülfe nach Erlangen.

C. Otto Weber, geb. in Frankfurt a. M. 1827, ward 1853 Privatdocent, 1857 außerordentlicher Professor, 1862 ord. Professor, folgte aber einem Rufe als Professor der Chirurgie und Vorstand der chirurgischen Klinik nach Heidelberg, wo er

im J. 1867 einer durch Ansteckung erhaltenen Diphtheritis unterlag. Allgemein beliebt, war die Trauer über seinen Verlust eine große.

Karl Windischmann, der sich 1833 für das Fach der Anatomie habilitirt hatte, folgte 1836 einem Rufe nach Löwen.

5. Philosophische Facultät. Eduard d'Alton, geb. in Aquileja 1772, gest. 1840, ward bei Begründung der Universität als Professor der Archäologie und Kunstgeschichte nach Bonn berufen. Bekannt durch sein Prachtwerk: „Naturgeschichte des Pferdes" (1810, fol.), wozu er die Tafeln selbst zeichnete und in Kupfer stach. Seine Kupferstich-Sammlung erwarb die Universität.

Ernst Moritz Arndt's Denkmal ist bereits Bd. 13 Seite 790 erwähnt; es erübrigen wenige Worte über ihn selbst. Geb. zu Schoritz auf der Insel Rügen den 26. Dec. 1769, kam er 1787 auf die Schule nach Stralsund, 1791 auf die Universität Greifswald, um Theologie zu studiren; 1793 ging er nach Jena und kehrte nach zwei Jahren in seine Heimath zurück, wo er wiederum zwei Jahre im väterlichen Hause zubrachte, inzwischen Candidat der Theologie und 1796 Hauslehrer bei Kosegarten zu Altenkirchen auf Wittow ward. Hier kam er zum Entschluß, dem Predigeramt zu entsagen; es drängte ihn in die Welt, und so durchpilgerte er vom Frühjahr 1798 bis Herbst 1799 einen Theil Deutschlands, Ungarn, Italien und Frankreich und gab eine Beschreibung dieser Reise in 4 Bänden (Leipzig 1804) heraus. Die zweite größere Reise machte er nach Schweden im Jahr 1804, ebenfalls beschrieben in 4 Bänden (Berlin 1806). Vorher aber hatte er sich in Greifswald als Privatdocent niedergelassen und eine Tochter des Professors der Naturgeschichte Dr. Quistorp im J. 1800 als Gattin heimgeführt. Diese gebar ihm 1801 einen Sohn, Karl Moritz, gegenwärtig Forstmeister in Trier, starb aber im Wochenbett. Arndt ward indeß Adjunct an der philosophischen Facultät und 1806 außerordentlicher Professor; er hielt Vorträge über Geschichte, welche mit Beifall besucht wurden. Namentlich trat er aber als Schriftsteller gegen Napoleon in die Schranken. Nach der Schlacht von Jena

mußte er deshalb flüchten, zuerst nach Stockholm; dann hielt er sich eine Zeitlang unter fremdem Namen in Berlin auf, bis er 1810 wieder seine Stelle in dem schwedischen Greifswald einnehmen konnte. Nach 1½ Jahr Ruhe drängten ihn die Franzosen wiederum und zwar diesesmal nach Rußland hin. Er ging über Prag; hier traf er Gruner, und dieser sendete ihn zu Stein, der in ihm den Mann gefunden zu haben glaubte, der die Kraft seines Wortes auch fernerhin in dem Kampfe gegen Napoleon einzusetzen verstehen werde, und ihn deshalb in seine Dienste nahm, als Arndt ihn endlich in Petersburg erreicht hatte. Stein hatte den rechten Mann getroffen: in zahlreichen Flugschriften regte Arndt das Volk gegen Napoleon auf; in zahlreichen Liedern begeisterte er es zum großen Kampfe. Es kam das Jahr 1813, und Arndt findet sich in Dresden, dann in Reichenbach, stets durch Schrift und Lied anregend und fördernd, oder, wie er zu sagen pflegte, „seine buchlichen Künste" treibend, die namentlich nach der Leipziger Schlacht in manchem kräftigen Lied hoch aufloderten. Auch entstand 1813 die kleine Schrift: „Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze", die ungemeinen Beifall fand und zuerst den Begriff natürlicher Grenzen auf die Sprache zurückführte. Gegen das Ende dieses Jahrs reiste Arndt nach Frankfurt a. M. und besuchte die Rheingegenden, Coblenz z. B. in Begleitung des Turnvaters Jahn, der in Greifswald sein Zuhörer gewesen. Nach einem Aufenthalt in Berlin kam er 1815 nach Napoleons Rückkehr von Elba nach Cöln und gab hier eine Zeitschrift: „Der Wächter" heraus, welcher die Zeitereignisse des merkwürdigen Sommers und Herbstes von 1815 und die Verhältnisse Deutschlands zu Frankreich und den Niederlanden brachte und besprach. Im Sommer 1816 kehrte er nach Berlin zurück und lernte hier die Schwester Schleiermachers kennen, die er im folgenden Jahr als sein Weib heimführte. Im Herbst 1817 zog Arndt nach dem Rhein und baute sich dicht am Fluß sein Haus. Im Jahr darauf ward er zum Professor der neuern Geschichte an der eben gegründeten Universität ernannt. Er hielt Vorlesungen, die deutsche Geschichte betreffend, in den Jahren 1819 und 1820; aber schon im Som-

merhalbjahr 1821 hieß es in dem Index, daß Professor Arndt die Fortsetzung seiner Vorlesungen zur gehörigen Zeit anzeigen werde. Er ward in Untersuchung wegen sogenannter demagogischer Umtriebe verwickelt, diese in hochnothpeinlich-halsgerichtlicher Art geführt, aber endlich damit beendigt, daß man das Ganze zu einer polizeilichen Sache erklärte. So hat Arndt nie die Genugthuung gehabt, daß ein Gericht das Wort unschuldig über ihn aussprechen durfte. Er blieb in Amtsunthätigkeit, behielt jedoch sein volles Gehalt. Actenmäßige Mittheilungen über diese Untersuchung nebst vielen interessanten Briefen bedeutender Männer enthält sein „Nothgedrungener Bericht aus meinem Leben." Erst nach 20jähriger Suspension vom Amte bekam er 1840 durch König Friedrich Wilhelm IV wieder die Erlaubniß zu Vorlesungen und ward in Folge dessen für das nächste Jahr zum Rector erkoren. Im J. 1848 in die deutsche Nationalversammlung gewählt, wurde er von dieser durch feierliche Huldigung begrüßt. Seine Betheiligung an den öffentlichen Verhandlungen beschränkte sich auf kurze kräftige Reden im Sinne der constitutionellen erbkaiserlichen Partei, wie er auch späterhin durch einzelne Flugschriften die nationale Sache aufrecht zu erhalten und ihre Anhänger stets anzufeuern suchte. Als keine Täuschung über den Fehlschlag mehr möglich, der König Deutschlands Krone ausgeschlagen, kehrte er im Mai 1849 mit Dahlmann nach Hause zurück und ergriff wieder die Feder, um in geharnischten Worten aufs Neue die nationale Sache zu fördern. Kein Ereigniß ging vorüber, keine Frage tauchte auf, wo er nicht wenigstens in einem Zeitungsartikel sein Wort sprach. Sein letztes Werk: „Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn von Stein" (Berlin 1858, 8°) zog ihm am Abend seines Lebens noch eine Verfolgung zu, indem ihn das rheinbayerische Gericht zu Zweibrücken wegen Erzählung einer Aeußerung Steins über den General von Wrede in contumaciam zu 2 Monaten Gefängniß, 50 Gulden Geldbuße und in sämmtliche Kosten verurtheilte. Am Abend der Verurtheilung brachte man dem allverehrten Mann einen glänzenden Fackelzug — das war die Cassation des Urtheils. Arndt erzählt: „Stein ist einen Tag zum Mittagessen auf dem

Landhause seines Banquiers Metzler. Da ließ sich Feldmarschall Wrede melden. Stein springt auf, öffnet die Thür und befiehlt seinen Leuten, sogleich anzuspannen. Metzlers wollten ihn halten, aber er eilt hinaus, sagend: „„Mit einem solchen verfluchten Räuber sitze ich nicht in demselben Zimmer!““ Er läßt den Bayer an sich vorübergehen und fährt fort. Dieser Zorn gegen Wrede hatte seinen besondern Grund. Von allen deutschen Truppen unter französischem Commando hatten in Norddeutschland die Bayern und die Darmstädter durch Rohheit, Zuchtlosigkeit und Plünderungssucht den schlechtesten Ruf hinterlassen. Wrede ward wohl mit Recht beschuldigt, den Seinigen nicht nur Vieles nachgesehen, sondern ihnen auch böses Beispiel gegeben zu haben. Bei einem solchen hatte ihn nun Stein erfaßt. Wrede war in Schloß Oels in Schlesien, dem Herzog von Braunschweig gehörig, einquartiert. Hier hatte er es den französischen Generalen nachgemacht, welche das Silber, womit sie von ihren Wirthen bedient wurden, gewöhnlich einpacken und mitwandern ließen. So hatte auch Wrede in Oels alles herzogliche Silber einpacken lassen. Der Schloßverwalter hatte dem nicht wehren gekonnt, aber zu seiner Rechtfertigung den Marschall um einen Schein gebeten, daß er es ausgeliefert habe. Und wirklich hatte der Feldmarschall ihm den genau specificirten und vorgelegten Schein bei seinem Abmarsch in einfältiger deutscher Ueberraschung unterschrieben. Dieser Schein war in Steins Hände gelangt, und Wrede hat den Werth des Silbers zurückzahlen müssen.“

Arndt war ein gesinnungsstarker Mann, der an seiner Ueberzeugung festhielt, sie nie verleugnete. Glühender Haß gegen die Feinde, glühende Liebe für das Vaterland, gerechter Zorn über die Duldung des fremden Joches, höchste Freude über die endliche Erhebung des Volkes, frommer Dank nach vollendetem Sieg, fester Glaube an eine deutsche Zukunft, das war seine Ueberzeugung, die er in seinen Liedern aussprach. Schlicht und einfach in seiner äußern Erscheinung, ohne allen Prunk, treu und wahr im Leben und Reden, Feind alles schmeichelnden und heuchelnden Wesens, heiter und fröhlich im Umgang, sittlich streng: so kannten ihn Alle, die mit ihm verkehrt haben. In ihm hat

sich im Lauf der Jahre die Idee eines für Unabhängigkeit, Recht und Wahrheit strebenden deutschen Mannes gleichsam verkörpert, und dieser Idee gilt denn auch wohl hauptsächlich sein Denkmal. Zur Feier seines 90. Geburtstages am 26. Dec. 1859 kamen aus allen Gegenden Deutschlands Gratulationen, Adressen, Geschenke 2c. und erhoben den Tag zu einem Nationalfeste. Der Prinz Regent von Preußen sandte ihm den rothen Adlerorden 2. Classe mit Eichenlaub; Cöln ernannte ihn zum Ehrenbürger; Berliner Bürger schenkten ihm die Marmorbüste Steins und so fort und fort. Das war zu viel für das alte Herz: er fühlte sich im Gegensatz zu der freudigen Aufregung bald müde und matt; Fieber stellte sich ein und rieb seine Kräfte auf. Am 29. Januar 1860 schloß er die Augen. Sein Grab bezeichnet ein einfaches Kreuz auf niederm Steinwürfel aus grauem Marmor, nur Namen und Jahreszahlen tragend. Eine Tafel dahinter aber hat folgende Verse:

Gute Nacht, ihr meine Freund',
Alle meine Lieben,
Alle, die ihr um mich weint,
Laßt euch nicht betrüben
Diesen Abstieg, den ich thu'
In die Erde nieder!
Seht, die Sonne geht zur Ruh',
Kommt doch morgen wieder.

Worte, die Arndt, als er im Sommer 1834 einen im Rhein beim Baden ertrunkenen Sohn an dieser Stelle begrub, mit wundem Herzen schrieb. Zu Häupten dieses Sohnes pflanzte er damals auch die Eiche, die jetzt zum kräftigen Baum herangewachsen. Auf seinen Tod prägte Drentwett in Augsburg eine Medaille, welche auf der einen Seite sein Brustbild, auf der andern folgende Inschrift trägt: „Vom deutschen Eichbaum fiel das schönste Blatt, der Mann des deutschen Lieds, der deutschen That — doch grünt es, Deutschland, stets zu Deinem Ruhm, bewahrst Du's in der Einheit Heiligthum.“ Bei Gelegenheit der Enthüllung seines Denkmals waren schon zwei Medaillen erschienen. Die erste hat auf dem Avers die Worte: „Was ist des Deutschen Vaterland? So weit die deutsche Zunge klingt und

Gott im Himmel Lieder singt." und das Brustbild Arndts; auf dem Revers: „Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht seine Grenze. Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte." und: „Zur Erinnerung an Arndt Bonn den 29. und 30. Jul. 1865." Die zweite Medaille, aus der Loos'schen Anstalt in Berlin, trägt auf dem Avers Arndts Kopf mit der Umschrift: „Ernst Moritz Arndt, geb. 26. Dec. 1769, gest. 29. Jan. 1860." auf dem Revers die Statue Arndts mit der Umschrift: „Errichtet vom Deutschen Volke 1865."

Aug. Beer, geb. zu Trier 1825, gest. 1863, absolvirte die Bürger- und Gewerbeschule seiner Vaterstadt, kam dann auf das Gymnasium und 1845 an die Universität zu Bonn, wo er sich besonders an Plücker anschloß. Er promovirte daselbst 1848, erhielt 1849 die unbedingte facultas docendi und habilitirte sich 1850 als Privatdocent für das Fach der Physik und der verwandten Zweige der Mathematik. Bereits 1855 wurde er außerordentlicher Professor und, als er einen zweifachen Ruf nach Karlsruhe und Prag ausgeschlagen hatte, schon 1856 ordentlicher Professor der Mathematik. Er starb in Folge seines rastlosen wissenschaftlichen Strebens; seine literarische Thätigkeit bewegte sich theils im Gebiete der höhern Optik, theils der Electricität und des Magnetismus, theils der Mathematik.

Th. Bernd, geb. zu Meseritz 1775, gest. 1854, studirte Theologie in Jena, mußte aber vor absolvirten Studien eine Hauslehrerstelle annehmen. 1804 folgte er einer Aufforderung Campe's, in Braunschweig an der Bearbeitung des „Deutschen Lexikons" Theil zu nehmen; doch fiel bald die Bearbeitung ihm fast allein zu und beschäftigte ihn von 1807 bis 1811. Dann verließ er Braunschweig, um bei der Breslauer Bibliothek eine Stelle anzunehmen, vertauschte diese aber 1813 mit einer Professur am Gymnasium zu Kalisch, 1815 mit einer gleichen zu Posen. Im Herbst 1818 wurde Bernd zum Bibliothek-Secretair nach Bonn berufen, woselbst er auch im J. 1822 als außerordentlicher Professor der Diplomatik, Sphragistik und Heraldik angestellt wurde. Sein „Wappenbuch der preußischen Rheinprovinz" ist gesucht.

J. F. F. Delbrück, geb. zu Magdeburg 1772, gest. 1848, studirte in Halle Philologie und kam nach einem längern Aufenthalt in Hamburg 1797 als Lehrer am Grauen Kloster nach Berlin. Im J. 1809 wurde er als Regierungs- und Schulrath nach Königsberg versetzt, wo er zugleich eine Professur der Beredtsamkeit übernahm. 1816 kam er als Regierungsrath nach Düsseldorf, 1818 aber als Professor nach Bonn, wo seine Vorlesungen über philosophische Doctrinen sich einer lebhaften Theilnahme der Studirenden zu erfreuen hatten.

W. A. Diesterweg, geb. zu Siegen 1782, gest. 1835, anfänglich Theologie studirend, widmete sich späterhin mathematischen Studien, habilitirte sich 1809 zu Heidelberg und wurde in demselben Jahr Professor der Mathematik und Physik am Lyceum zu Mannheim. Im J. 1819 vertauschte er diese Stellung mit der eines ordentlichen Professors der Mathematik in Bonn, wo er später auch Director der wissenschaftlichen Prüfungs-Commission wurde und mit Erfolg wirkte.

G. W. Freitag, geb. zu Lüneburg den 19. Sept. 1788, gest. 16. Sept. 1861, war ordentlicher Professor der morgenländischen Sprachen, Begründer und Herausgeber eines arabischen Lexikons rc.

A. Goldfuß, geb. 1782 zu Thurnau bei Baireuth, gest. 1848, war ordentlicher Professor der Zoologie und Mineralogie, Director des naturhistorischen Museums, Vorsteher des naturwissenschaftlichen Seminariums, Secretair und Bibliothekar der Leopoldinisch-Karolinischen Akademie der Naturforscher, Ritter rc. Sein „Handbuch der Zoologie" ist bekannt.

K. F. Heinrich, geb. 1774, gest. 1838, ward im J. 1818 von Kiel als Professor der classischen Literatur und Director des philologischen Seminars nach Bonn berufen.

Karl Dietr. Hüllmann, geb. 1765 zu Erdeborn in der Grafschaft Mansfeld, gest. 1846, war zuerst Lehrer an der Schule zu Klosterbergen, dann in Berlin, ward dann Professor an der Universität zu Frankfurt a. d. O., 1808 in Königsberg. In Folge eines Rufes nach Heidelberg erhielt er 1817 die Zusicherung, an die zu gründende Universität in Bonn zu kommen, und dies

geschah denn auch im folgenden Jahr. Zum ersten Rector ernannt, machte er sich um die innere Einrichtung der neuen Universität sehr verdient. Als deutscher Geschichtschreiber nimmt er einen höhern Rang ein.

L. Lersch, geb. in Aachen 1812, gest. 1849, 1836 Privatdocent der Philologie, förderte namentlich die Gründung des „Vereins von Alterthumsfreunden in den Rheinlanden" und war schriftstellerisch sehr thätig, konnte es aber erst nach den Ereignissen von 1848 zum außerordentlichen Professor, wenn auch ohne Besoldung, bringen.

Joh. Wilh. Löbell, geb. zu Berlin 1786, gest. 1863, machte seine Studien in Heidelberg und Berlin, ward zuerst Privatdocent in Breslau und Lehrer der Geschichte an der dortigen Kriegsschule, 1823 Professor der Geschichte am Cadettenhause zu Berlin, bis er 1829 einem Ruf als außerordentlicher Professor der Geschichte nach Bonn folgte. Zwei Jahre später ward er ordentlicher Professor. Seitdem blieb er ununterbrochen dort thätig als Lehrer theils der Geschichte, theils der Literarhistorie und entfaltete eine bedeutende Wirksamkeit und literarische Thätigkeit. Er bearbeitete u. A. 3 Auflagen der Becker'schen Weltgeschichte und ist der Verfasser des Aufsatzes im 9. Bande der Preußischen Jahrbücher (1862): „Die Stimmungen und Bestrebungen der Katholiken in Rheinpreußen."

K. D. von Münchow, geb. zu Potsdam 1779, gest. 1836, ward im Jahr 1819 als Professor der Astronomie nach Bonn berufen, lehrte indeß wegen Mangels einer Sternwarte nur Mathematik und Physik, bei welchen er seine Schüler durch Lebendigkeit und Zierlichkeit seines Vortrags besonders anzog. Im J. 1823 schrieb Charlotte von Schiller, daß Münchow in Bonn nicht gefunden, was er gesucht. Es seien dort gar zu viel widersprechende Charaktere, die man ohne Auswahl (?) aufgenommen. „Ich erschrak immer, wenn Jemand, der wo anders sein möchte, dort Zuflucht fand und sich nicht nach dem allgemeinen Wesen fügen wollte, sondern Jeder seine eigene Welt und Mittelpunkt sein wollte. Wenn man in einer so reichen Natur ein gemüthliches Leben führen kann, so muß auch der Geist sich frei

und ruhig im heitern Element des Lebens bewegen können. Man muß leben und leben lassen, dächte ich."

A. Näke, geb. zu Frauenstein im sächsischen Erzgebirge den 15. Mai 1788, gest. 12. Sept. 1838, war Professor der Eloquenz und Mitdirector des philologischen Seminars. Seine Gelehrsamkeit war eben so groß, wie die Correctheit seiner Vorträge.

Th. Fr. L. Nees von Esenbeck, geb. 1787, gest. 1837, war der erste Privatdocent, der sich in Bonn habilitirte, 1822 außerordentlicher, 1827 ordentlicher Professor der Pharmacie.

Julius Plücker, geb. zu Elberfeld 1801, gest. 1868. Nach Vollendung seiner Studien in Bonn und Paris habilitirte er sich an ersterm Orte und ward 1829 bereits außerordentlicher Professor der Mathematik. Seine „Analytisch-geometrischen Entwicklungen" machten außerordentliches Aufsehen, namentlich im Auslande. Er wurde aber auch in Folge dessen im J. 1833 nach Berlin berufen, um ein Polytechnicum nach jenem in Paris zu gründen, gerieth hier jedoch mit den Gegnern seiner Methode, namentlich mit dem genialen Steiner, in Streitigkeiten, in Folge deren der Plan des Polytechnicums fallen gelassen und er als ordentlicher Professor nach Halle versetzt wurde (1834). Diese Stelle vertauschte er 1836 mit einer gleichen in Bonn. Hier beschäftigte sich Plücker bis zum J. 1846, in welchem er seine „Geometrie des Raumes" herausgegeben, mit seiner analytischen Methode der Geometrie und warf sich dann auf die Physik. Auch hier leistete er Erfreuliches: Aufsehen erregten seine Beobachtungen über die optischen Axen der Krystalle, ihre Beziehungen zum Magnetismus u. s. f.; seine Untersuchungen über das electrische Licht in den Geisler'schen Röhren machten seinen Namen populair; er sprach zuerst die Idee der Spectral-Analyse aus, indem er behauptete und auch theilweise nachwies, daß jeder leuchtende Körper sein eigenes Spectrum habe. Sein letztes Werk war: „Neue Geometrie des Raumes" (1. Abth., Leipzig 1868). An der Vollendung desselben hinderte ihn der Tod. Namentlich in England hatte sein Namen einen guten Klang.

F. C. von Riese, geb. in Coesfeld 1790, gest. 1868, machte die Freiheitskriege mit, fungirte eine Zeitlang als Cabinets-

rath beim Fürsten Salm-Horstmar und habilitirte sich dann im J. 1826 als Privatdocent. Im J. 1829 wurde er zum außerordentlichen Professor der Mathematik ernannt.

Hermann Schacht, geb. in Ochsenwerder bei Hamburg 1814, als Professor der Botanik und Director des botanischen Gartens im J. 1860 nach Bonn berufen, starb plötzlich 1864. Lungenleidend hatte er einige Zeit auf Madeira zugebracht und diese Insel schön beschrieben. Er beschäftigte sich namentlich mit Physiologie der Pflanzen und gab mehrere dahin bezügliche werthvolle Werke heraus; auch gehörte er der pharmaceutischen Prüfungs-Commission an und war Vorsteher des naturwissenschaftlichen Seminars.

Ludwig Schopen, geb. in Düsseldorf 1799, gest. 1867, studirte in Bonn, wo er schon im J. 1820 als Gymnasial-Hülfslehrer angestellt wurde. Er ward 1824 Oberlehrer, 1847 Director des Gymnasiums; zugleich hatte er sich aber auch als Docent habilitirt und ward im J. 1844 Ordinarius (der Curiosität willen sei es angeführt) mit 100 Rthlr. Gehalt!

L. C. Treviranus, geb. zu Bremen 1779, gest. 1864, ward 1807 Professor der Medicin am Lyceum zu Bremen, 1812 ordentlicher Professor der Botanik und Naturgeschichte zu Rostock, 1816 nach Breslau und 1831 nach Bonn als Prof. der Botanik und Director des botanischen Gartens berufen.

Friedrich Gottlieb Welcker, geb. zu Grünberg im Großherzogthum Hessen 4. Nov. 1784, gest. 17. Dec. 1868, studirte in Gießen Theologie und die alten Classiker und erhielt darauf eine Lehrerstelle am dortigen Gymnasium. Ein innerer Drang zum Studium des Alterthums trieb ihn 1806 nach Rom, wo ihn Wilhelm von Humboldt freundlichst aufnahm und später als Hauslehrer engagirte. Er verweilte in Rom mehrere Jahre und genoß namentlich den Unterricht des berühmten Alterthumsforschers und Schülers Winkelmanns, Georgs Zoëga. Nach seiner Rückkehr erhielt er 1809 eine ordentliche Professur der Archäologie und griechischen Literatur in Gießen, die er 1816 mit einer gleichen Stellung in Göttingen vertauschte, 1819 aber dem Rufe als Professor der Philologie und als Oberbibliothekar an die neue Universität Bonn folgte. Hier wirkte er bis an sein Ende mit

großem Erfolge, namentlich auch in Förderung und Belebung wissenschaftlichen Sinnes, und zeichnete sich durch patriotischen Geist, liebenswürdige Humanität und Freisinnigkeit aus. In übel berathener Zeit ebenfalls in Untersuchung wegen sogenannter demagogischer Umtriebe gezogen, wurde er 1826 von jeglicher Anklage freigesprochen; gleichen Erfolg hatte eine zweite Untersuchung (1832) wegen eines angeblichen Vergehens ähnlicher Art. Seine reiche schriftstellerische Thätigkeit, wodurch er für die griechische Lyrik, für das Epos und Drama ganz neue Gesichtspunkte gewann, die griechische Mythologie und Sagengeschichte mit lebendigster Auffassung frisch erschuf, in der Auslegung und Würdigung der alten Kunstdenkmäler eine sichere Behandlung einführte, das griechische Leben und Denken durch die geistreichsten Gedanken und Auffassungen erhellte, war sehr bedeutend. Unter Anderm gab er das „Rheinische Museum für Philologie“ von 1833—1839 in Gemeinschaft mit Näke, die „Neue Folge“ desselben 1842—1868 mit Ritschl heraus; er machte sich ferner um das Kunstmuseum der Universität und als langjähriger Präsident des Vereins von Alterthumsfreunden der Rheinlande sehr verdient.

C. J. H. Windischmann war ein geborner Mainzer, 1775 das Jahr seiner Geburt. Er studirte in Mainz und nach dem Einfall der Franzosen in Würzburg, wo er das Studium der Philosophie mit jenem der Medicin vertauschte. Nach einem Aufenthalte in Wien nach Mainz zurückgekehrt, folgte er 1801 dem Rufe als Hofmedicus des Kurfürsten von Mainz nach Aschaffenburg, wo er auch an der zum Theil dahin verlegten Mainzer Universität Vorlesungen über Naturgeschichte, Philosophie und Geschichte hielt. Im J. 1818 ward er als kathol. ordentlicher Professor der Philosophie nach Bonn berufen. Seine Neigung zu einer mystischen Naturanschauung für sympathetische, selbst miraculöse Heilungen, seine Ansichten über den thierischen Magnetismus gaben ihm eine besondere Richtung, die indeß nur in kleinern Kreisen Anhang fand. Sein Tod erfolgte zu Bonn 23. April 1839. Sein Sohn Friedrich (geb. 1811, gest. 1861) erwarb sich den Ruhm eines der ersten deutschen Orientalisten. Er studirte zu Bonn Philologie und Philosophie, wandte sich aber später der

Theologie zu, deren Studium er in München fortsetzte und daselbst den theologischen Doctorgrad erwarb. Nun ward seine Wirksamkeit eine doppelte, indem er einerseits geistliche Würden bekleidete und schließlich General-Vicarius bei dem Domcapitel München-Freising ward, andererseits als Professor des Kirchenrechts und der neutestamentlichen Exegese wirkte. Seine gründlichen Arbeiten über verschiedene Gegenstände der morgenländischen Sprachenkunde und Literatur, Religion und Wissenschaft verschafften ihm einen bedeutenden wissenschaftlichen Ruf. Er verdankte ihn seinen Studien unter A. W. von Schlegel und Lassen.

Der philosophischen Facultät gehörten zeitweise an:

J. Aschbach, geb. 1801 zu Höchst, studirte in Heidelberg und zwar auf Schlossers Anregung Geschichte. Im J. 1823 ward er in Frankfurt a. M. als Professor der alten Sprachen und der Geschichte angestellt, 1842 aber nach Bonn berufen, von wo er 1853 einem anderweitigen Rufe nach Wien folgte. Bekannt ist sein „Kirchenlexikon".

Franz Jacob Clemens ward geboren in Coblenz den 4. Oct. 1815. Sein Vater, Simon Clemens, Kaufmann, bewohnte mit seiner Hausfrau Anna Maria, geb. Fischer, das jetzige Kratz'sche Haus auf dem Markte, welches auch das Geburtshaus von Clemens war. Nachdem dieser einige Zeit in einem Pensionat zu Trier, eine längere im Collège royal zu Metz verweilt hatte, kam er in das Jesuiten-Collegium zu Freiburg. Hier erhielt er seine eigentliche Jugendbildung und Geistesrichtung; denn nur kurz war sein späterer Aufenthalt auf dem Gymnasium zu Coblenz, von welchem er im Jahr 1834 nach abgelegtem Maturitäts-Examen die Universität Bonn bezog. Diese vertauschte er im Jahr 1835 mit jener zu Berlin und lag hier während sieben Semester hauptsächlich philosophischen Studien ob, hörte aber noch nebenbei die verschiedensten Vorlesungen, als u. A. römisches Recht bei Savigny und Physiologie bei Johannes Müller. Am 19. April 1839 erwarb sich Clemens zu Berlin die philosophische Doctorwürde; er wandte sich demnächst nach München, wo er mit Görres in nähere Verbindung trat, und von dort nach Rom. Hier lernte er die italienische Philosophie genau kennen, machte

aber zugleich ernste Studien über die Dichter, namentlich über Dante, in Folge dessen er in spätern Jahren wiederholt Vorträge über dessen divina commedia gehalten. Im J. 1843 ließ sich Clemens als Privatdocent der Philosophie in Bonn nieder. Seine ausgeprägte religiöse Richtung trat hier seinem Fortschreiten hemmend entgegen; es kamen hinzu mannichfache literarische Kämpfe; wir erinnern nur an seine 1845 erschienene Brochure: „Der h. Rock in Trier und die protestantische Kritik. Zur Würdigung der Schrift: der h. Rock von Dr. Gildemeister und Dr. von Sybel, Professoren an der Universität zu Bonn," und so brachten ihm seine Vorlesungen, namentlich jene über Metaphysik und Geschichte der Philosophie, nur die Anerkennung seiner Zuhörer und Gesinnungsgenossen. Im J. 1847 erschien sein Werk: „Giordano Bruno und Nicolaus von Cusa" als ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters. Im folgenden Jahre aber ging er, vom 23. rheinpreußischen Wahlbezirk Bonn gewählt, als Abgeordneter nach Frankfurt ins Parlament, wo er sich der entschieden katholischen, großdeutschen Partei anschloß. Sein dortiger Aufenthalt war jedoch nur kurz.

Im Jahre 1853 gab Clemens heraus: „Die speculative Theologie A. Günther's und die katholische Kirchenlehre" — und gerieth dadurch abermals in einen Kampf, und zwar mit der Schule Günther's und mit Männern wie Baltzer in Breslau, Knoodt in Bonn u. A. Es ist über diese Fehde, in welcher er, die Autorität, den Glauben der Kirche als den Maaßstab und das Regulativ philosophischer Forschung hervorhebend, einer großen Zahl von Gegnern beinahe allein gegenüberstand, nur zu sagen, daß in höchster kirchlicher Instanz zuletzt zu seinen Gunsten entschieden wurde.

Im Jahr 1856 erhielt Clemens eine ordentliche Professur der Philosophie an der Akademie zu Münster. Hier sah er ein schönes Feld der Wirksamkeit vor sich, und auch die Akademie erkannte in ihm einen werthvollen Zuwachs ihrer Kräfte. Aber die Dauer seiner Wirksamkeit sollte nur kurz sein: Kränklichkeit hatte dieselbe öfters unterbrochen; im Jahr 1861 mußte er sie wegen eines Halsleidens ganz einstellen. Vergeblich suchte er

Hülfe an verschiedenen Orten; vergeblich setzte er seine letzte Hoffnung auf Rom: er unterlag seinem Leiden daselbst den 24. Februar 1862.

Karl A. Cornelius, im J. 1855 als ordentlicher Professor der Geschichte angestellt, folgte schon im folgenden Jahr einem Rufe nach München.

H. Düntzer, von 1837 bis 1846 Privatdocent im Gebiete der Philologie, nahm dann eine Stelle als Bibliothekar in Cöln an.

P. J. Elvenich war einer der Ersten, die in Bonn als Studenten inscribirt wurden, habilitirte sich 1823 als Privatdocent und ward 1826 außerordentlicher Professor in Bonn. Im Jahr 1829 als ordentlicher Professor der Philosophie nach Breslau versetzt, führte er auch eine Zeitlang das Directorat des dortigen Gymnasiums, legte dies Amt aber nieder, als er zum Oberbibliothekar ernannt wurde.

W. Esser, in den Jahren 1822 bis 1824 Privatdocent, ging als Professor der Philosophie nach Münster.

J. H. Fichte, geb. zu Jena 1797, studirte in Berlin Philologie und Philosophie, namentlich die Geschichte der letztern. Durch Hegel, dessen Vorlesungen er noch besuchte, indeß abgestoßen, entsagte er der akademischen Laufbahn, der er sich zuwenden wollte, und widmete sich dem Schulfach erst in Saarbrücken, dann in Düsseldorf. Seine philosophischen Arbeiten verschafften ihm jedoch 1836 einen Ruf als außerordentlicher Professor der Pädagogik und der Philosophie nach Bonn; 1839 ward er Ordinarius, folgte aber 1842 einem Rufe nach Tübingen.

Jul. Ficker, habilitirte sich 1851, ging aber schon 1853 als Professor nach Insbruck. Seine unser Rheinland betreffenden historischen Schriften sind bekannt.

W. H. Grauert habilitirte sich 1826 als Privatdocent, ward später Professor der Geschichte in Münster, folgte 1849 einem Rufe nach Wien († 1853).

K. W. G. Kastner, im J. 1818 von Halle als Professor der Naturwissenschaften, der Physik und Chemie nach Bonn berufen, vertauschte, durch politische Verdächtigungen veranlaßt, schon 1821 diese Stelle mit einer gleichen in Erlangen.

Christ. Gottl. Nees von Esenbeck folgte im J. 1819 von Erlangen aus einem Rufe als Professor der Botanik nach Bonn, wo er unter Anderm den botanischen Garten in Poppelsdorf anlegte und mit Nöggerath, Goldfuß, G. Bischof und von Münchow das naturwissenschaftliche Seminar gründete. Im J. 1831 wurde er in gleicher Eigenschaft nach Breslau versetzt. Mit ihm kam die alte Academia Caesarea Leopoldina-Carolina Naturae Curiosorum nach Bonn; Nees von Esenbeck war nämlich zeitlicher Präsident derselben. Ihr ward denn auch von Seiten des Ministeriums Unterstützung und Schutz in allen etwaigen Controvers-Fällen zugesagt, so wie denn auch dasselbe beabsichtigte, die Akademie als eine freie deutsche Anstalt anzuerkennen. Die Akademie wurde im J. 1652 von vier Aerzten in Schweinfurt gestiftet, um sich durch gegenseitige Mittheilung ihrer Erfahrungen und Beobachtungen munter und wach in der Wissenschaft zu erhalten, zugleich aber auch, um die Heilkunde durch Entdeckung und Beschreibung neuer oder wenig gekannter Heilmittel zu erweitern und zu vervollkommnen. Das war die damalige Form der Naturkunde: der Mensch stand noch im Mittelpunkte, und alles Erkennen natürlicher Dinge hatte zum Ziel: Gott zu ehren und den Menschen wohlzugefallen und wohlzuthun. Der Geist dieser Lehre hat sich auch treulich in den ersten 50 Bänden der Schriften dieser Gesellschaft (von 1670 bis 1751) zu erkennen gegeben, und vielleicht sind diese Schriften deshalb so schnell vergessen worden, obgleich nicht zu läugnen ist, daß die Männer, welche dieser Geist trieb, es manchmal seltsam genug angefangen, ihn zu offenbaren. Und dennoch war diese Akademie durch die Privilegien, die ihr und ihren zeitigen Präsidenten die Kaiser Leopold I und Karl VII ertheilten, höher gestellt, als irgend eine andere. Vermögen hatte sie aber nicht, und erst seit 1720 genoß sie einige Einkünfte durch milde Stiftungen von Mitgliedern in Ungarn und Preußen. Nur der Schutz und die Anerkennung der Großen hielt sie aufrecht, bis die Revolutionskriege ihr zugleich die Theilnahme und den Muth raubten, so daß sie vom J. 1791 an gleichsam in Vergessenheit sank. Als die Ruhe in Deutschland wieder eingekehrt zu sein schien, beschloß der Prä-

sident von Wendt sein bis dahin still verwaltetes Amt mit der Herausgabe eines Bandes der „Verhandlungen der Akademie" zu krönen. Er erlebte eben noch die Vollendung desselben durch die Adjuncten Nees von Esenbeck und Goldfuß. Dieser Band weckte das Andenken an die Akademie; aber die Kenntniß ihrer Verfassung war nicht mehr vorhanden, ihre Statuten keineswegs genügend. Als nun der neu gewählte Präsident Nees von Esenbeck bei seiner Berufung von Erlangen nach Bonn die etwa 6000 Bände starke Bibliothek, das Einzige, was die Akademie besaß, und die stets an dem Wohnort des Präsidenten aufbewahrt werden sollte, mit nach Bonn nehmen wollte, belegte die bayerische Regierung die Bibliothek mit Beschlag, sie für ein Gut der Universität oder des Staates erklärend. Indeß wurde dieselbe späterhin doch freigegeben und nun im Schlosse zu Poppelsdorf aufgestellt. Hier blieb sie nicht nur so lange Nees von Esenbeck lebte, sondern auch während des Präsidiums seines Nachfolgers, des Professors Dr. Kieser in Jena. Erst als dieser mit Tod abgegangen und Geh.-Rath Dr. Carus in Dresden zum Präsidenten gewählt worden war, ließ dieser die Bibliothek nach seinem Wohnorte Dresden überführen, wo sie jetzt in einem der Akademie von dem Könige von Sachsen geschenkten Hause aufgestellt ist. Dadurch und durch die kräftige Leitung des Präsidenten trieb die Akademie frische Blüthen, frische Früchte, wie die unter seinem Präsidium erschienenen Bände und die gestellten Preisaufgaben darthun.

Fr. Ritschl, geb. 1806 zu Großvargula in Thüringen, widmete sich in Leipzig unter Hermann und in Halle unter Reisig altclassischen Studien, promovirte und habilitirte sich an letzterm Orte im J. 1829, ward 1832 außerordentlicher Professor und im Jahr darauf nach Breslau berufen, wo ihm zugleich die Mitdirection des philologischen Seminars übertragen wurde. Im J. 1839 wurde er als Professor der classischen Literatur und Beredtsamkeit nach Bonn berufen, wo er eine bedeutende Rolle durch seine große Gelehrsamkeit und Lehrthätigkeit spielte, indeß in Folge von traurigen Zerwürfnissen im J. 1865 Bonn verließ und nach Leipzig übersiedelte. Er war u. A. auch einige Jahre Präsident des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande.

C. L. Urlichs, 1840 Privatdocent, 1844 außerordentlicher Professor, ward 1847 zum Professor in Greifswald befördert, ging aber 1854 nach Würzburg. Als tüchtiger Archäologe war er in Bonn einer der Gründer des Vereins von Alterthumsfreunden der Rheinlande.

P. Volkmuth, Docent der Philosophie von 1839 an, ging 1846 an die höhere Lehranstalt nach Posen.

Joh. Gottlieb Radloff, geb. zu Lauchstädt 1775, lebte seit 1805 in Braunschweig, wo er gleichzeitig mit Prof. Bernd an Campe's deutschem Lexikon thätig war. Dann in Heidelberg, Erlangen, München und Frankfurt a. M. sich aufhaltend, wurde er 1818 als außerordentlicher Professor nach Bonn berufen, wo er über deutsche Sprache, vergleichende Sprachwissenschaften, deutsche Geschichte rc. Vorlesungen hielt. Indeß nach 4 Jahren zog er sich, fast ganz erblindet, nach Berlin zurück. Er schrieb u. A. „Mustersaal aller deutschen Mundarten" (2 Bde., Bonn 1821), worin er von der Bönnischen Mundart folgende Proben gibt: „En Bespelchen. (1) Et leften ens op 'nem Dorf ene ale Mann on en jung Frau zusamme. Der ale Mann hätt Matheis gehesche. Jetz hat de Frau noch 'nen junge Näffe Matheis. Op 'ne Sonntag-Nommetag gienk dä ale Matheis ens op et nöchste Dorf by singe Compir (2) Hupptig, dat word dä andere Näffe Matheis gewahr on kom glich widder bey de Frau. Effer et durt ken Stond, do kohm dä ale Matheis widder zorök on hat singe Compir net angetroffe. Jetz wor gode Rodh dhüer. Wo soll der junge Matheis jetz hin? Op emol süth de Frau de Kiesgurt (3) offe dä Husthür hange, on der gode Matheis moth nu schwind üfer de Leder en de Gurt kruffe (4), dat dä Ale ehn net sohg. Frau: Bes du alt widder doh? — Mann: Jo Frau. — Fr.: Dat het effer flöck (5) gegange. — M.: Jo, ich han dä Compir net getroffe. — Fr.: Gehst du dann hück (6) och net mih bey ehm? — M.: Ich glöf net. — Jetz gink der Mann en de Köch on mat sich en Pif an. De

(1) Kleine Erzählung. (2) Gevatter. (3) Käsehurde, Käsekorb. (4) kriechen. (5) flink, schnell. (6) heute.

Kiesgurt wor effer en besche kleen, on dä junge Matheis konnt de Behn net hären krigen. Wat soll de ärm Frau nu anfange, dat dä Mann dem Matheis sing Behn net sohg härus hange. Die Frau fängt jetz op enmol an zo singe: Trallatera, Trallarara, Matheis, dohn de Behn hären. — Jetz fängt dä ale Mann an zo froge: Frau, wat singst do? mer soll jo mehne, dat du knatsch gek ([1]) wörst. — Och, sät de Frau, loß mich doch alt gät singe. — Richtig, de Frau sing dat nemliche noch enmol. We der junge Matheis effer de Behn noch mih woll hären dohn, do riß sich dä Nagel loß, wo de Kiesgurt an hing, on op enmohl geht et klatsch, on de Matheis fällt met der Kiesgurt en dat Hus. De Frau starf bahl von Schrecke, wehl se mehnt, hä wör dhut. Eh dä ale Matheis sich effer noch hat heröm gedriht, do stond der junge Matheis schwind von der Erd op, nohm de Gurt on sät zom ale Matheis, der net woß, wat do wor fürgefalle: Goden Dag, Mester Matheis, do wor ich bahl tüchtig dohin geklatsch; ich brenge Uech he de Kiesgurt widder, de ich von Uech gelihnt hat. — Ah su, sät dä ale Matheis on sog, wo de Kiesgurt immer hangen thät: hat Ihr de Gurt gelihnt gehat, dat han ich net ens gewoß. — Ich dohn mich och villmohl bedanke, dat Ihr se mir ditmohl gelihnt hat. — Dat es net dankenswerth, sät de Al; op en andermol könnt Ihr se widder gelihnt kriege, wann Ihr wollt. — No jo dann, Adjüs, Mester Matheis, blief gesond. — Du och. — Jetz kom en Mus, do wor dat Vespelchen us."

Von der Coblenzer Mundart hat der Rheinische Antiquarius schon Abth. I Bd. 2 S. 715 einige Proben gebracht, er glaubt aber auf dieselbe nochmals zurückkommen zu müssen, da sie auffallend zu verschwinden beginnt. Geographisch, ethnographisch und social zu Mitteldeutschland gehörig, wird das Rheinland durch die politische Centralisirung Preußens immer mehr für Norddeutschland erobert. Niemand kann verkennen, welcher Umschwung in dieser Beziehung schon eingetreten, und es unterliegt keinem Zweifel, daß in etwa hundert Jahren die Rheinprovinz einen überwiegend norddeutschen Charakter haben wird. Die

(1) ganz närrisch.

Wahrheit des Gesagten beweist auch die Mundart: sie tritt bei weitem nicht mehr so schroff hervor, wie dies noch vor 30—40 Jahren der Fall war; die eigenthümlichen Worte und Bezeichnungen verschwinden, und buntscheckige Uebergangsformen treten auf, die hin und her fliegen, ohne je wieder zu einem besondern Charakter sich zu gestalten. Da möchte es wohl an der Zeit sein, zu sammeln und zu retten, was noch thunlich. Das Folgende ist ein Versuch dazu, ein Versuch, der gar keine Ansprüche, am wenigsten solche auf Gelehrsamkeit macht. Was soll auch letztere bei der Sprache, die mit vollstem Recht „Muttersprache" genannt wird, weil sie doch von unsern geschwätzigen Müttern herstammt, nicht von dem Manne, von dem ein Wort noch heute hinreicht, und bei den Weibern spielte Vernunft doch eben nicht die Hauptrolle! Wie wäre es sonst möglich, daß es einmal Meerbusen, das anderemal Busenfreund heißt, so daß ein Fremder sagen kann, die Deutschen hätten den Busen zu gleicher Zeit vorne und hinten? Woher käme es, daß wir eine Meerkatze und niemals eine Seekatze, daß wir einen Seehund und keinen Meerhund haben? Da hört doch alle Gelehrsamkeit auf. Das alte biblische System des ABC (A: Apfelbiß, B: Brudermord, C: Cain u. s. f.) sei beibehalten:

Abmucken: tödten, durch Stich wie eine Sau (Muck).

Abschrecken: kaltes Wasser in etwas Siedendes gießen, z. B. in Butter, Oel (s. kreische).

Abstännig wäre: ohnmächtig, schwach, hinfällig werden.

Abstechen, den Wein: ihn aus einem Faß in ein anderes bringen, um den Trub, den Satz zurückzulassen.

Acheln: essen. „Dä kann achele!" Ebenso das Hauptwort: Acheler: ein guter Esser. (Hebräisch: achal, essen.)

Achter: seit; achterweil: seitdem; achterwegs: unterwegs; achter heut und morgen: zwischen h. u. m. Im Holländischen: achter: hinten; in dieser Bedeutung: Achtergeschirr: Hintergeschirr der Pferde; Achtergasse: Hintergasse.

Aebsch: verkehrt, links. „En äbscher Kerl" macht Alles verkehrt, linkisch. „Die äbsch Seit'" ist die verkehrte und „die äbsch Hand" die linke.

Aetsch! ein Ausruf, wenn man Jemanden erwischt hat, ihn auslacht, namentlich in Verbindung mit dem bekannten Rüben schaben: „Aetsch schrappe Miehrche!"

Afront: der Schimpf, die Schande. Auch **afrontirlich:** schimpflich. (Franz. affront.)

Ahle: eine Ecke eines Zimmers.

Ahnig: vor. **Ahniggestern:** vorgestern.

Ahnigherrche: der Urgroßvater, der Ahnherr, womit sowohl speciell der Urgroßvater, als überhaupt einer der Ahnen bezeichnet wird.

Ais: eins, einmal.

Aische, das: ein kleines schwärendes Talgdrüschen, eine kleine Eiterbeule.

Alert: lustig, munter. (Franz. alerte.)

Alf, die: die Albe, eine Art Weißfisch; wird meistens in Verbindung mit dem Beiwort **scheel** gebraucht: „en scheel Alf!" Sie liefert die Schuppen zur Fabrikation der Perlen.

Alle Ritt: jeden Augenblick, oft. „Dă kimmt alle Ritt!" „Dat Kend fällt och alle Ritt!" seltener: „**Alle Gebott**", von den Abtheilungen des Rosenkranzes genommen.

Alleweil: jetzt. **Alldieweil:** während.

Als, in der Bedeutung von: manchmal, zuweilen. „Ech han en als gesehn!"

Ambertche, ein: 1) etwas Ungewöhnliches, irgend eine besondere zufällige Begebenheit. „Do floge mer All ent Wasser: dat wor ă Ambertche!" 2) Ein Ständchen. „Gester Owend han mer dem Mädche ă Ambertche gebraacht!"

Ambrah: Lärm, Spektakel, Umschweife. (Fr. embarras.)

Ameslang, alle Ameslang: jeden Augenblick, alle Armslang.

Ampel: eine Oellampe. **Die ewige Ampel:** das stets brennende Licht in katholischen Kirchen. Ironisch von einer einfältigen Weibsperson: „Dau geckig Ampel!"

Amt, das, das huh Amt: die Hauptmesse an Sonn- und Feiertagen.

An: wird als Adjectiv gebraucht beim Feuer, so z. B. „en **anenes** Holz" ist ein brennendes Holz; „en **anener** Fi-

dibus." Das Feuer ist an, d. h. es brennt; es wird angefangen, statt angezündet; so auch ein Licht anfangen.

Angehen: anfangen zu stinken. „Das Wildprett ist angegangen."

Angel: Stachel. Die Biene hat einen Angel.

Angelbaiz: Engerling, die Larve des Maikäfers.

Anhinkeln: sich anschmiegen, wie ein Hinkel, ein Hühnchen unter die Gluck.

Ank: der Nacken, das Genick.

Anranzen, anschnorren: Jemanden grob anreden, trotzig anfahren.

Anrennen: anlaufen, übel ankommen. „Dä es schroh angerennt!" Anrannt: der Anlauf.

Anricht, die: der Küchentisch, auf welchem die Speisen angerichtet werden.

Anstellen: etwas Schlimmes thun. „Wat hast Dau angestellt?" Angestalt: eine ungeschickte Zurichtung, eine mit zu vielen Umständen getroffene Vorkehrung, ein ungeschicktes, linkisches Benehmen.

Anstieweln, Anstieweler: anstiften, Anstifter.

Anstoß: ein Krankheitsfall, namentlich Krampfanfall.

Anthun: anziehen. „Doh die Schoh an!" Dann auch: Einem etwas anthun: Einen irre machen, gleichsam behexen. „Dem han se 't angedohn, hä kann nau net mieh annerscht."

Anwenn: ein Grundstück, auf dessen lange Seite ein oder mehrere Stücke stoßen.

Appel: Apollonia.

Appelkuhl: Apfelkugel, ein mit Weckteig umgebener gebratener Apfel.

Arg: sehr. „Et doht arg wieh!"

Armedey: Armuth, ärmliches Wesen.

Atzel, die: die Elster; dann aber auch eine kleine Perücke, eine Haartour, namentlich wenn sie alt ist.

Au! autsch! der gewöhnliche Ausruf bei Schmerz.

Au: das Auge; hiervon: Aukeit: ein so kleiner Theil, wie man ihn nicht 'mal im Auge leiden kann. Auement und

Auewitt: der Augenblick, letzteres noch mit dem Begriff größerer Schnelligkeit.
Auf: häufig so viel als: an. „Auf der Mosel!"
Aufdonnern: sich putzen, überladen kleiden.
Aufgabeln: auftreiben, finden. Aufrappeln: aufstehen, sich aufmachen.
Aufstand: das Uebriggebliebene. „Mieh es net Offstands gebliwe."
Auftrossen: Jemanden oder Etwas mit Mühe ausfindig machen, auffinden; 2) aufladen, schwer bepacken.
Aus: zuweilen als Adjectiv gebraucht, z. B. „ech han ä ause Heft", sagt der Schüler, wenn sein Heft vollgeschrieben ist.
Ausmachen: zanken, schelten.
Ausstich: das Beste, Schönste von Etwas, z. B. der beste Wein vom Lager, oder von einer Gegend.
Baakes, Bäkes: pfui, garstig; ein Ausruf, womit man den Kindern eine schmutzige Spielerei zu verleiden sucht.
Babbele: schwätzen, plaudern, öfters mit dem Nebenbegriff des Unnützen, Unverständlichen, Unzeitigen. Ein Babbeler: ein Schwätzer; ein' Babbelers: eine Schwätzerin; babbelich: schwatzhaft. (Fr.: babiller.)
Bach: wird weiblich gebraucht: die Bach.
Bachsterz: die Bachstelze.
Baden: nutzen. „Bad't et nix, so schad't et nix!" (mehr dem niederländischen Dialect angehörig).
Bahn: die einmalige Breite eines Frauenzeuges.
Bahr, die: das Nachtgeschirr; Bährchen, das: die Tasse. „En Bährche Kaffih! es gefällig?"
Bajente! Bajente noch emol! Ein Ausruf der Ueberraschung, wenn z. B. ein fremdes Thier auf den Straßen gezeigt wird.
Ballotegänger: ein herumziehender Musikant.
Balunster: Balustrade, auch der einzelne Pfeiler einer solchen.
Bambeln: bammeln, herunterhangen. Mit den Füßen bambeln: sie hin und her schwenken. Gebämbels: etwas Hängendes und Schwenkendes. „Wat hat dä vur ä Gebämbels an der Uhrket!" Bambelcher: Ohrgehänge.

Band, der: der Kahn, der sich in nicht vollen Fässern auf dem Wein bildet.

Bänkeln: rajolen, das Erdreich tief umgraben und reinigen.

Bäredreck: der Lakritzensaft.

Bäres, Böres: Schläge (altdeutsch).

Barg: der castrirte Eber.

Barst; ein Riß im Holz. Barsten: bersten.

Baselmanes: ein Compliment. „Mach' Dei Baselmanesche!" (Spanisch: Besa manos.)

Bastrenk: eine Kneipe.

Batsch: ein Schlag mit der Hand, eine Ohrfeige. Eine Batschhand: ein Handschlag. Dann auch Batsch: Koth, Dreck, und figürlich: Unglück. „Drauße es en ferchterlicher Batsch; ech sein bes üwer de Knöchel dren herumgebatscht." „Dä setzt en der Batsch!"

Batzig, sich batzig mache: sich breit, dick machen, stolz sich geberden, als wenn man viele Batzen in der Tasche habe, rechthaberisch sein. „Nau mach' Dech net noch batzig!"

Bauchen: laugen. Die Wäsche wird mit Aschlauge gebaucht. Die Bauch: die Wäsche.

Baul, Bäulchen: Maul, Mäulche für Kuß, Küßchen. „Gef dem Här en Bauleche!" Butterbaules.

Bausen: außen, draußen.

Bawei: das Straßenpflaster. Ein Baweier: Pflasterer. Höllebaweier: ein Schimpfwort, das namentlich den Advocaten zugewendet wird. (Franz.: pavé.)

Bayaß: der Bajazzo, Hanswurst.

Bedäumeln: mit den Fingern befühlen.

Bedient sein: Etwas gerade gebrauchen können. „Alleweil wäre mer 10 Dahler bedehnt!"

Bedrang: Drang, Drangsal.

Beduppen: betrügen, erwischen.

Befinden: oft für finden, z. B. „Fautelei befind't sich!"

Begabeln: begreifen, verstehen.

Begabung: Krämpfe, Epilepsie. „Dat Kind hat die Begabung: die Epilepsie.

Behammeln: sich beschmutzen, sich beim Gehen Rock oder Hose mit Koth besudeln.

Beiessen: ein Ragout.

Beifall geben: Recht geben. „Do gen ech euch Beifall, do hat ihr Recht.“

Beithun: ans Feuer setzen. „Hast Dau die Grombihre beigedohn?“

Bekennen: im Kartenspiel Blätter derselben Farbe zugeben.

Beklemm: übel, schlecht, bedrängt. „Et gieht Einem beklemm!“

Belangen: Jemanden verklagen.

Bellerche: die zahnlosen Kiefer der Kinder. „Dat kühlt de Bellerche!“ Mitunter auch Beller: der zahnlose Kiefer alter Leute.

Bellros': die Rose, der Rothlauf im Gesicht.

Belugse, beluchsen: hinterlistig betrügen, belauern; auch: Einem einen Handgriff abluchsen: absehen.

Bemb: ein Schimpfwort für eine einfältige Weibsperson. „Et es en geckig Bemb!“

Benaut: übel, schwindelig, enge, wie es Einem bei Mangel an Luft im Gedränge zu werden pflegt. (Holl. benaauwd.)

Beneppen, benippen: betrügen.

Benner: der Faßbinder.

Bequem. Man bezeichnet mit diesem Wort an der Untermosel, Ahr rc. gerade das Gegentheil seiner eigentlichen Bedeutung, nämlich eng, gedrängt, zu wenig. Z. B. „De setze bequem“ heißt: die sitzen unbequem, eng, gedrängt. „Dä Wein wor am Enn sihr bequem!“ d. h. er ging zur Neige, es war nur wenig mehr vorhanden. „En bequemer Weg“ ist ein sehr steiler. „Dä Weg es nix nächster on dazo noch sihr bequem!“ Heißt eigentlich bequengt, von quengen.

Berebsche: übel bekommen. „Wenn Dau norenst net berebscht wirst!“: wenn nur der gegentheilige Erfolg von dem, was Du erwartest, Dich nicht trifft.

Berkel: eine Beere.

Bescheersel: Bescheerung.

Bescheid: Auskunft, Kenntniß. „Er weiß Bescheid“: namentlich in Beziehung auf Ortskenntniß. Jemanden Bescheid thun:

ihm zutrinken, ihm ein angefülltes Glas darreichen, auf daß er zuerst daraus trinke.

Beschnuddeln: besudeln.

Beschoff: ein ausgepichter Korb, der auf dem Rücken getragen und besonders bei der Traubenlese gebraucht wird.

Beschummeln, beschuppen: betrügen. Beschummeler: Betrüger. Schummel, holl. schommel: die zu niedriger Arbeit in Anspruch genommene Person, z. B. der Begleiter der Drehorgelspieler.

Besserung, Besserei: der Dünger.

Bestaten: verheirathen.

Bestremmt: kurzathmig.

Bestrenzen: bespritzen, anpissen.

Betscher, Beschert: die Trage für Trauben.

Bettlad: Bettstelle; Bettschähr: drei Hölzer, die zwischen die Bettstelle und das Bett gesteckt werden, um das Herabfallen der Decke zu verhindern.

Bewachsen sagt man von Kindern, die einen Schmerz äußern, ohne daß man dessen Ursache kennt. Man legt sie auf den Bauch und bringt die Extremitäten kreuzweise über den Rücken zusammen; wenn der Schmerz zunimmt, ist das Kind bewachsen, und Oel aus der Lampe wird eingerieben. Gewöhnlich leiden die Kinder an Blähungen oder an einer gelinden rheumatischen Affection.

Bezahlen: sich übel zurichten oder aber übel zugerichtet werden. Er hat Schlimmes thun wollen, sich dabei aber gehörig bezahlt, oder aber: er ist dabei gehörig bezahlt worden, z. B. abgeprügelt.

Bittfahrt: Wallfahrt.

Bitzeln: auf der Zunge reizen, prickeln. Gutes Sauerwasser bitzelt wegen seiner Kohlensäure.

Bläde: bläuen, Wäsche leicht blau machen.

Bläffen: Einen irre machen, abschrecken, namentlich beim Spiel. (Blüffen, verblüffen.) Ein gebläfftes Pferd ist ein solches, welches bei Hindernissen nicht gern mehr anzieht.

Blank Geld: baar Geld.

Blären, blärzen: weinen, heulen, besonders auf das Schreien der Kälber. Geblär: Schreien, Weinen.

Blaten: die Blätter abbrechen, z. B. der Rüben auf dem Felde.

Blauderstroh: Wirrstroh, das zerschlagene Stroh, welches nicht mehr in regelrechte Gebunde zu bringen ist; wohl besser: Plaurestroh.

Bläuen: prügeln; Einen abbläuen: abprügeln, so schlagen, daß er blaue Flecken bekommt.

Bleche: zahlen; namentlich wenn man glaubt, zu viel zahlen zu müssen. „Ech han gehörig bleche meße!"

Bleide gehen: sich heimlich davon machen, fortlaufen, „durch die Bohnen gehen!" dasselbe. Pleide aus dem Hebr. pleto, die Flucht.

Bleiwes: Verbleiben. „Hei es meines Bleiwes net länger": hier kann ich nicht mehr bleiben.

Blembes: ein dünner, leichter Wein.

Bleß: der weiße Fleck auf der Stirne der Pferde, Ochsen rc., dann auch häufig das Thier selbst.

Blimmerant, blümerant: flimmernd, schwindlich. Fr. bleu mourant. (Immermann, Münchhausen III. 244.)

Blinner-Mäuschens: ein Spiel, wie blinde Kuh.

Blumen, gebackene: künstliche Blumen.

Blutrünstig: blutig.

Blutswenig: sehr wenig. Blutsarm: sehr arm.

Böckſen: nach dem Bocke stinken. „Dat Flaisch böckst!" Besonders vom Wein, der nach frischer Düngung zuweilen einen eigenthümlichen Geruch und Geschmack nach Schwefelwasserstoffgas bekommt, den man mit Böcksen bezeichnet. Es sind stets Weine, deren Gährung kräftig von Statten ging. Das Schwefelwasserstoffgas verliert sich durch den Hinzutritt des Sauerstoffs mit der Zeit, doch wird diese selten von den vielen Liebhabern eines solchen Weines, der Böckser genannt wird, abgewartet.

Böhmche, ein: der Auswurf, das sputum conglobatum. (S. Koll.)

Bollern: einen dumpfen, rollenden Ton verursachen, rumpeln.

Bölls: Beule, Geschwulst.

Bombes oder auch **Pumpes**: Prügel, Schläge.

Bombesatt: satt bis oben an, gefüllt wie eine Bombe. Dahin gehört auch: **Gestopptevoll** und **Spundevoll**.

Bomseyen: prügeln, schlagen. „Ech han der en emohl gebomseyt!"

Bommes: ein großer Krug mit dickem Bauch.

Boort, Bord: ein tannenes Brett, oder überhaupt ein Brett. (L. Schücking, die Marketenderin von Cöln I. S. 16.) Dann auch der Rand eines Schiffes und endlich das Schiff selbst: über Boort fallen; an Boort gehen.

Bootskleidche: ein Kleidungsstück der Kinder, bei welchem Jacke und Hose aus einem Stück bestand und welches hinten der Bequemlichkeit wegen mit vielen Knöpfen versehen war. Brentano nennt dasselbe irgendwo in seinen Märchen „Leib und Seele".

Born: Sauerwasser, ein Säuerling. Dann auch: Wasser. Der Bauer trinkt Born, nur das Vieh sauft Wasser.

Bosseln: Einer, der im Stande ist, allerlei kleine Gegenstände zu verfertigen oder zu flicken, versteht zu bosseln; es beweist das Bosseln eine gewisse Geschicklichkeit. Im Norddeutschen heißt basseln eine Flickarbeit machen. Ein Boßler ist eigentlich ein Arbeiter, der in Wachs oder einer sonstigen weichen Masse erhabene Bilder schafft, ein Bossirer.

Botteln: Hagebutten.

Box: die Beinkleider, Hosen, Boxen, Braxen 2c.

Brähmel: die Brombeere.

Brähsem: ein breiter Weißfisch. (Abramis brama *Cuv.*)

Braß: Kummer, Sorge. **Herzensbraß**: Herzensgram. Dann aber auch 2) Gerümpel, alter Plunder. „Praß" sagt Kiefer: „Vom Rhein." S. 154.

Breduillig: Klemme, Noth. „Dä setzt en der Breduillig!" (Fr. bredouille.)

Breie: quälen. „Loß mech gebreit!" lasse mich in Ruh, ungeschoren.

Brems, in der Brems sitzen, sein: in der Noth, Bedrängniß sein. „Ech wor en der Brems!"

Brennen sagt man vom Geflügel, wenn es brüten will oder auch schon brütet. Gebrannte Eier: solche, die angebrütet sind.

Brensen: nach dem Brande riechen oder schmecken, dann 2) sich nahe berühren. „Halt! et brenst!“ rufen die Kinder bei manchen Spielen.

Brinzelich: bräunlich. „Braun-brinzelich.“

Brotze: schmollen, verdrießlich sein. Ein brotzig Gesicht machen. Daher Brotz oder Brutsch: ein aufgeworfenes, dickes Maul, mag dies von Natur bestehen oder durch Stolz, Verdruß etc. so aufgeworfen sein.

Brotzeln: langsam kochen oder braten mit einem gelinden Geräusch. „Dä Speck brotzelt en der Pann!“

Bruddeln: in Flüssigkeiten blasen, so daß ein eigener Ton entsteht, indem die Flüssigkeit oben Blasen wirft. Bei Kindern, die beim Trinken in Husten gerathen. Dann 2) eine Sache obenhin abmachen, hudeln. „Dat es gebruddelt!“ Bruddelarbeit.

Brustlappe: die Weste, das Kamisol.

Bubeschenkel: ein Gebäck aus Weizenmehl. Die Coblenzer Bubenschenkel erfreuten sich früherhin eines großen Rufes.

Büchseranzen: die Jagdtasche.

Bucht: das Gegengewicht. „Halte Bucht“: halte das Gegengewicht, halte den Gegenstand in der angemessenen Richtung.

Buchtnachen: der Nachen, der die Kette einer Schiffbrücke trägt und dieser die Richtung ermöglicht.

Bungert: ein Baumgarten, eine Wiese, die voller Obstbäume steht.

Bünnen: einen Fußboden bedielen. Das Gebünn: die Zimmerdecke, aber auch der zweite Speicher, der oft nur mit Brettern belegt ist.

Bunzel: ein Stück festen Kothes, der Excremente. En Pärdsbunzel: ein Pferdeapfel.

Butterrahm: ein Butterbrod. Aus dem Holländischen und eigentlich Butterham: ein Butterbrod mit Schinken; Ham: Schinken.

Butzemann: ein Gespenst, das Schreckbild für die Kinder, welches sie holt, wenn sie nicht brav sind. 2) Verhärteter Nasenschleim.

Calfacter: ein Schmarotzer, ein Anträger.

Chor: eine untermauerte Abtheilung in den Weinbergen, eine Terrasse, a. d. Lat. chorus; auch **Gesetz** genannt.

Cichorie nennt man die ersten Blätter des Löwenzahns, Leontodon taraxacum, welche, noch gelb und kaum befiedert, einen frühen Salat darbieten.

Commissionen machen: Einkäufe für sich selbst machen. „Ech han noch e paar Commissione ze mache," sagt die Frau, wenn sie für sich einen Schnürriemen, ein Strumpfsband kaufen will.

Cottroff, Cottroffche: eine Arzneiflasche. (Span.)

Dach: der Kopf. „Of et Dach schlin!" „Dä bat genog em Dach": der ist betrunken.

Dachtel: eine Ohrfeige.

Dalgen: Obst von den Bäumen herabschlagen, mit dem Nebenbegriff von stehlen.

Dalles: ein hartköpfiger, dummer Mensch, von **dahlen**: einfältig sprechen. „Sich den **Dalles** holen": sich den Tod oder ein Leid holen. (Hebr.)

Dann: weg, fort, von dannen. „Dann eloh!" „Bleif danne!"

Dannälche: ein kleiner Weißfisch.

Dantes: ein Spielpfennig, Spielmarke.

Dar, daar: hin, dorthin. „Giehste daar?": gehst Du hin?

Där, dürr: geräuchert. **Dürflaisch**: geräuchertes Fleisch, im Gegensatz zu **Grünfleisch**: frisches Fleisch. Dann 2) mager, wo es indessen mehr **diehr** ausgesprochen wird. „E diehr Stöck Veh."

Dauderlatsch: eine nachlässige, schmutzige Weibsperson (Lulatsch).

Daudistel: Gänsedistel (Sonchus oleraceus).

Dautze, dutze: Einen Du nennen, auf Du und Du mit ihm stehen. **Dutzbruder**.

Deckel: scherzweise der Hut. **Schabesdeckel**: Schabbesdeckel, eigentlich der Hut, den die Juden am Sabbath tragen.

Deftig: kräftig, solid. „Dat sein deftige Leit!“ d. h. solche, die ein sicheres, schönes Vermögen besitzen. (Hebr. tob, tof, gut, tüchtig, teftig.)

Deixel: Teufel. „Hol Dich der Deixel!“

Delke: löschen. Man delkt ein Feuer, indem man es z. B. mit Asche bedeckt. Dann 2) Jemanden abfertigen und zum Schweigen bringen. „Hä soht dat on dat, do han ech der en ower gedelkt!“

Dell: eine Vertiefung in einer Fläche, eine Einbiegung, wie sie z. B. bei metallenen Gefäßen durch einen Fall zu entstehen pflegen.

Dengeln: schlagen, herabschlagen. „Nöss' dengeln,“ „die Glocken dengeln.“ Hier fehlt der Nebenbegriff des Stehlens, der mit Dalgen verbunden ist. Dann auch 2) in der gewöhnlichen Bedeutung des Schärfens der Sensen.

Dertischig: dazwischen.

Deuen: drücken, vor sich herschieben. „Ech zege on Dau deust!“ (Deuhen, dauhen.)

Deuerlich, theuerlich: hager, blaß, elend.

Dimschig: dämmerig, dämmernd, aber auch: müffig, stickig.

Dippelig: kleinlich, pedantisch.

Dischkerire: sprechen, sich unterhalten. (Fr. discourir.)

Ditzche: ein kleines Kind, eine niedliche Puppe.

Doll, der: der Hauptast eines Baumes. Dollholz: weiches dickes Holz. Dollkorn: mastiger Roggen. Dollen: die Hölzer, zwischen welchen das Ruder in den Schiffen bewegt wird.

Dollpatsch: ein ungeschickter, dummer Mensch.

Dommeln: tummeln, sich eilen. „Dommel Dech!“

Donsel: ein leichtfertiges, hoffärtiges Frauenzimmer. (Span. Doncella.)

Dookes: Jodocus; aber auch: der podex.

Dopp: der Kreisel, 2) der Gelenkkopf des Oberarms oder des Oberschenkels. Doppen: mit dem Kreisel spielen.

Döppe: der Topf, ein Gefäß von Erde oder Eisen. 2) Der Kopf. Einen aufs Döppe hauen. Döppchesgucker:

Einer, der sich um Kleinigkeiten bekümmert. Döppchesspieler: Einer, der Glücksspiele treibt, auf den Märkten mit der Drehscheibe herumzieht; eigentlich ein Taschenspieler.

Dorzeln: taumeln, im Schwindel hinfallen.

Döskärchen, Dieskärchen: ein Stoßkarren, der von einem Mann gehandhabt wird.

Dotz: die Beule (eigentlich Dutz: der Stoß). 2) Ein Klumpen, Haufen. „Dä hätt en Dotze Geld!“ 3) Der Kopf. „Ech han mer en Dotze an dä Dotz gestuß!“

Dötzen: nach etwas werfen, daß es herunterfällt, z. B. Aepfel. Die Spitze, den Kopf abschlagen, z. B. von Mohn. Dann auch vom Ausheben der Vogelsnester gebraucht: „Ech han ä Nest Amschele gedötzt!“

Dran kriegen, Einen: erwischen.

Draubig: trübäugig.

Dreck, außer der gewöhnlichen Bedeutung auch: der Eiter. „Meine Finger brennt Dreck!“

Dreibord: ein kleiner Kahn, der aus drei Brettern zusammengesetzt ist. Draubert: ein kleines Moselschiff.

Dreimaster: ein mit drei Krämpen aufgestutzter Hut, wie ihn früher die Bauern allgemein, jetzt nur noch wenige tragen. Auch Dreimörder genannt, wohl aus demselben Grunde, weshalb man später die Halskragen Vatermörder nannte.

Drutschel: eine dicke, schwerfällige Weibsperson. Bei kleinen dicken Kindern Schmeichelname.

Ducke: niederdrücken. Geduckt gehen: gebeugt gehen. 2) Sich neigen, auf die Erde niederlassen.

Duckmäuser: ein hinterlistiger Mensch, dem nicht zu trauen ist.

Ducksal, der: das Mannhaus, die Orgelbühne. (Lat. Doxale, odeum ecclesiae.)

Dudebaincher: eine beliebte Weckform in Coblenz, die eine entfernte Aehnlichkeit mit dem Oberschenkelknochen hat. (Brentano: Hockel, Hinkel und Gakeleia. Ffft. S. 181.)

Dudele: auf einem Blasinstrument stümpern. Einem die Ohren voll dudeln, indem man stets dasselbe wiederholt.

Duhs: bescheiden, sittsam. (Fr. doux.)

Dunnes: Anton.

Dusel: Schwindel, Betäubung. Duselig: schwindelig, betäubt. Duseln: schlummern, halb im Schlafe sein.

Dussel: ein kleines geschäftiges Mädchen.

Ebbes: etwas. (Eppes, jüdisch-deutsch.)

Ebsch: der Epheu.

Eckes, der: das Eck, der Stein oder die Stelle, von welchem ein Spiel beginnt, auch der Anstand benannt.

Ehnder: ehender, eher.

Eilings: eilig.

Einfältig: übel, unbehaglich.

Einletzig: einzeln, allein. „E eiletzig Framensch": eine unverheirathete Person.

Eintränke: vergelten, vergelten lassen. „Ech werd' dir 't entränke!"

Eiterbisser: ein böser, bissiger Hund, dessen Biß noch besonders gefährlich sein soll, der sich leicht verbeißt. Figürlich: ein böser Mensch.

Elend, das: die fallende Sucht, die Epilepsie, auch das schwere Leid genannt.

Elsterau: Hühnerauge.

Emmes oder auch Immes: ein kleiner Klicker. Die frühere Redensart: „Emmes und Gänsfett" (Mannas und Janabhiet) ist gänzlich verschwunden; dafür aber der wahre Emmes: das schlagende Moment, gerade das Richtige. „Dä verstiht de Emmes": der weiß mit der Sache umzugehen, kennt den Handgriff. Emmes (hebr. emet) in der Gaunersprache: die Wahrheit, das Wahre.

Enja: ja, mit einem gewissen Nachdruck oder ironisch.

Enkel: der Knöchel. Auch: einzeln. „En enkele Nache."

Epenpart, Epepart: Gegenstück, namentlich von einem Gespann Ochsen oder Pferde.

Erdegescherr: irdenes Geschirr, irdene Waare.

Erkriege: sich erholen.

Erlustire: sich lustig machen, sich amüsiren.

Erstricken: ersticken.

Erwecken, Reue und Leid: diese Gebete sprechen.

Erwes: Erbse.

Esu: so.

Eulelaim: die Töpfererde, die der Töpfer, hier Döppebäcker genannt, braucht.

Eulesaig: ein schlechter, abgefallener, nicht kalter Wein; von einer Familie Eulenscheick, die über ein Jahrhundert die Wirthschaft „zum Ritter" auf der Leer in Coblenz, das spätere Billig'sche, jetzt Linz'sche Haus, besaß.

Eweil, alleweil: jetzt, eben jetzt.

Ewig: lebenslänglich. „Hä hat ewig krigt!" „Se han en of ewig verurtheilt!"

Extern: quälen, plagen, gewöhnlich mit dem Nebenbegriff von Scherz. Ein Exterer: Jemand, der fortwährend Andere neckt und plagt.

Eyeiche: ein liebkosendes Streicheln. Auch ein Compliment: „Mach' em e Eyeiche!" von kleinen Kindern.

Fackeln: nicht bei der Rede, beim Worte bleiben, unzuverlässig sein. Fackler: ein unzuverlässiger, schwankender Mann.

Fahren: treiben. Der Metzger, Viehhändler treibt nie Vieh, sondern fährt mit dem Vieh da oder dort hin. Der Schäfer fährt mit seiner Heerde auf die Weide. Dann auch 2) ackern, pflügen. „Dat Feld moß gefahre were": es muß gepflügt werden.

Fahreschwanz: der Ochsen-Fiffel, eine gedörrte Ochsen-Sehne, die wegen ihrer Zähigkeit früherhin allgemein zum Prügeln der lieben Schuljugend gebraucht wurde.

Fäng': Schläge. Fängholz: Zündholz, leicht brennbare Spähne.

Faß, das: hat im Plural nicht Fässer, sondern Faß. „Hat ihr die Faß gelade?"

Fatze: Fetzen.

Faukeln: zögern. „Dä faukelt net lang." Gefaukels: Zögern, Schwanken.

Faußen: Lärm machen, im Hause herum poltern.

Fauteln: im Spiel betrügen, betrügen überhaupt.

Faxe: Possen. Faxenmacher: Possenreißer. Aber Faxe machen: Umstände machen.

Federbüchs: die Federscheide.

Federweiß: der neue Wein, wenn er, bald ausgegohren, diese Farbe hat. „En Schoppe Federweiße!“

Ferger: der Fährmann, der bei dem Fahr oder am Fahr, der Ueberfahrtsstelle, über den Fluß setzt.

Ferkelstecher: der Winkeladvocat.

Ferm: fest. „Halt' ferm!“

Festche: ein Stück aufgedrehtes Tau, welches als Bindfaden benutzt wird. (Schiffersprache.)

Fett, sein Fett kriegen: gestraft, gescholten werden. „Dau kriegst Dei Fett!“

Fick: die Tasche.

Fickeln: Jemanden sehr sanft behandeln, sorgfältig pflegen.

Ficken: mit einer dünnen Gerte schlagen, überhaupt mit etwas Feinem, Dünnem hauen, z. B. einer kleinen Peitsche.

Fidem: der Faden. „Ech han keine trockne Fidem mieh am Leif!“

Fies: empfindlich sein gegen jeden Schmutz ꝛc. im Essen, fein fühlend dabei sein, eckeln. „Dau bes och zo fies!“ (Engl. foisty.) Auch Finkerlich.

Fimmern, mit den Augen: sie oft auf und zu machen. Vor den Augen fimmern: schwindlich werden. Gefimmer.

Fisematente: faule Redensarten, Ausflüchte. (Visite à ma tante.) L. Schücking, der Bauernfürst II. S. 247.

Fisseln: dünn und schwach, fein regnen. „Et fisselt lauter.“

Flacker: munter, rasch; vom Feuer: hell auflodernd. 2) Rein: „ä flacker Weinche“. Flackern: von Lichtern, die unruhig brennen, flackrich brennen, z. B. bei Zugluft.

Fladusen: Schmeicheleien. (Fr. flatter.)

Flähm, die: die Seite, Flanke; auch die weiche Haut vor den Hinterschenkeln des Viehs. Mitunter auch für bezahlen gebraucht. „Greif' en de Flähm!“

Flammbogen: die Fackel.

Flämmse: nach Rauch riechen oder schmecken. Das Federvieh wird geflämmst, wenn man es über flacker Feuer hält, um die letzten Flaumfedern zu entfernen.

Flankiren: herumlaufen.

Flappen: Einem eine leichte Ohrfeige geben. „En Flapp": eine leichte Ohrfeige, etwa im Scherz gereicht. Aber auch: „ä es geflappt": er ist ein halber Narr; daher Flappes, Flappines: ein Simpel, ein halber Narr oder auch nur ein närrischer Kerl, der stets Spaß macht.

Flatschern: von den Vögeln, die mit den Flügeln gegen den Boden schlagen, ohne sich erheben zu können, oder wie die Enten gegen das Wasser, wenn es Regen gibt; mühsam fliegen.

Flau: schwach, elend, wie man es nach längerm Fasten wird. (Holl.)

Flause: Lügen, Ausflüchte; dann auch: närrische Gedanken, allerlei dummes Zeug im Kopf haben. Funkelesause.

Flautes: Flappes. (S. dieses Wort.)

Flebb: eine Nelke.

Flesch, Fläsch: ein Kürbis, wohl wegen seiner oft vorkommenden Aehnlichkeit mit einer Flasche.

Flimmerche: ein altes Geldstück, ein halber Kreuzer, zur Bezeichnung einer Kleinigkeit noch gebraucht.

Flitt: der Flügel.

Flöck: flügge, von jungen Vögeln.

Flons: eine lange, ausgezeichnete Mahlzeit, ein großes Gastmahl.

Flucht: die Reihe. „Sie flogen (gingen) in einer Flucht," d. h. in einer zusammenhangenden Reihe oder Linie.

Flummen: schlagen, namentlich auf den Rücken.

Flutz: Flotz, Floß.

Focht, die: der Fächer, dann auch die Klappe in der Ofenröhre.

Foppen: Einen zum Besten haben.

Fräd: zäh.

Fraiserlich: erschrecklich. „En fraiserlicher Lärm; en fraiserlich Gesicht."

Freß: das Maul. „Ech schlohn der ain en de Freß!"

Freund: Verwandter. Freundschaft: Verwandtschaft, Blutsfreundschaft.

Frischiere, sich: sich erfrischen, namentlich durch Waschen, Reinigen, Wechsel der Kleider; auch geradezu für letzteres: „mer moß die Kleider doch frischiere könne!"

Fuzahn! ein Ausruf: Pfui!
Fumm: eine Gerte mit Angelschnur zum Fischen (s. Grundfumm).
Furk (Forkel): die Gabel; auch das gabelförmige Eisen, worin bei kleinen Schiffen das Steuerruder liegt.
Fürkäufersch: Eine, die vor (früh) kauft, um es wieder zu verkaufen; eine Höckerin.
Fußfall, ein: ein Heiligenhäuschen an der Straße.
Futsch, futti: fort, verloren.
Futtern: fluchen (foudre).
Gabball: der Ball.
Gabsche: fangen. „Gabsch dä Gabball!"
Gabse: nach Luft schnappen. „Hä hielt em dä Hals zo, dat ä net mieh gabse konnt'!" Auch: gähnen.
Gackse: wie die Hühner schreien, wenn sie ein Ei gelegt. Gegacks. Auch: **gackele** und **gackelich:** vorlaut, leichtfertig.
Gammer: voll, ganz gefüllt, gediegen.
Garfkammer: die Sacristei. Auf dem Maifeld noch gebräuchlich. „Geerkammer" in der Cölnischen Chronik.
Gärkse: knarren. Namentlich von Schuhen, die beim Gehen gärksen. „Ä hat zo vill Gärks en dä Schoh."
Gäseplättscher: ein Reifmacher, welcher die Reife für die Fässer macht.
Gäthlich: nicht ganz voll, ziemlich.
Gauploch: das Giebelloch, die Dachlucke.
Gebünn: siehe oben bünnen.
Gedanke gewe: acht geben, aufmerken, die Gedanken auf etwas richten.
Gedrucks: Gedrucktes Zeug, Druckkattun.
Geert, Gehrt: ein schwunger Baumzweig, Gerte.
Geheugniß: Zufriedenheit; eigentlich nur in der Redensart: „ech han hie mei Geheugniß": ich bin hier zufrieden. **Geheuglich:** heimlich, tröstlich.
Gehlinger: der Goldammer, ein Finke mit gelber Brust.
Gehlings, gehlingen: eiligst, hastig.
Geilen an Jemanden: Jemanden mit Ungestümm bitten.
Geimer: der Ingwer.

Geisen: im Essen verschwenderisch sein.

Geizchen, das: der zweite Trieb aus einer Ranke des Weinstocks; geizen: einen Auswuchs irgend einer Pflanze, namentlich aber des Weinstocks abbrechen.

Gekrötz: die Abfälle vom Gemüß, womit das Vieh gefüttert wird.

Gelt: 1) gelt? nicht wahr? geltense? 2) unfruchtbar, nicht trächtig, vom Vieh.

Geräffel: Gerümpel.

Gerast: rüstig.

Geriß, das Geriß haben, in der Redensart: „dat Mädche hat dat Geriß": Alle reißen sich um es, Jeder will es zum Tanze rc. haben.

Gern: absichtlich. „Ech han et net gäre gedohn": unabsichtlich.

Geschäächt: fleckig, bunt; ein geschäächter Kanarienvogel: ein gelb und grün gefleckter.

Gescherr: Geschirr, Döppegescherr rc. Dann aber alles Mögliche, z. B. „Et moß vill Gescherr of der Jagd sein": viel Wild aller Art. „Mei Gescherr leiht am Krahne": mein Schiff liegt am Krahnen! u. v. A.

Geschweich: Schwäger.

Geschwiwelt voll: voll zum Ueberlaufen. Nur in dieser Redensart gebräuchlich.

Geselzt: gesalzen. „Geselzter Appel": ein Apfel, der vom Frost gelitten, im Frühjahr in Salzwasser gelegt und erweicht genossen wird.

Gesöns: recht gescheidt.

Gespühl: Spülicht.

Gethäns, Gedähns: viel Wesens, viel Arbeit und Umstände machen. (Gethue.)

Gickel: der Haushahn; dann auch: Stolz, Anmaßung. „Dä Gickel stieht em en de Hüh": es ist ein stolzer Mensch. Gickelich: stolz, mit Einfalt gepaart.

Gickele: heimlich, unterdrückt lachen. Gegickel: ein heimliches Gelächter.

Gickse: stechen, mit einem feinen Instrument stechen.

Gift: Zorn; giftig: zornig; Giftmichel: ein zorniger, bösartiger Mensch.

Gilles: Aegidius.

Glitsche: gleiten, rutschen; glitschig: glatt.

Gluckse: von den Hühnern, wenn sie brüten wollen und dies durch einen Ton zu erkennen geben. „Dat Hohn es glucksig“: es will brüten. Auch: „Et gluckst mer em Finger“, wenn man bei Entzündung den Pulsschlag darin fühlt.

Gnäßig, eigentlich ungnäßig: ungenügsam, daher bei etwas Gutem sehr gefräßig sein, sich gern herandrängen, wo es etwas zu genießen gibt.

Gonn, die: die Liebe, Freude. „Einem die Gonn andohn“: Einem etwas gönnen, die Liebe erweisen, ihm dies oder jenes zu sagen, zu thun.

Gorkse: gurren.

Götsche, getsche: gießen, gleichsam mit Eimern; namentlich bei Platzregen gebraucht. „Et getscht.“

Gottwalls! ein Ausruf, wenn etwas Fröhliches geschieht; auch beim Nießen statt Gotthelf.

Gouwe: ein kleiner Fisch.

Grasblom': eine Nelke.

Grasbätsch: eine Grasmücke.

Grates: Gerhard.

Gray: der Winkel zwischen zwei Aesten.

Greule: fürchten.

Grippsche: heimlich wegnehmen, meist nur von Kleinigkeiten und ohne den strengen Begriff von Diebstahl.

Grisseln: schauernd überlaufen. „Et grisselt mech“: es überläuft mich schauernd, ich habe Furcht, Abschen vor einer Sache. Grissel: der Schauer. Grisselich: schauerlich.

Grummeln, grommeln: grunzen, in sich hinein zanken, knurren.

Grün: frisch. „Grün Fleisch.“ Dann auch: jung. „Dat Mädche es mer noch zo grön!“

Grundsumm: eine Angelschnur mit wenigstens zwei Angeln, die durch ein Stück Blei in die Tiefe gezogen werden. Die Schnur hat daher auch kein Wipphölzchen.

Grünzig, grundsig: nach dem Grunde schmecken.

Gullich: Schimpfwort, eine große ungeschickte Weibsperson, daher auch gewöhnlich: „gruß Gullich!"

Gusto: der Geschmack, der Sinn für etwas. (Lat. gustus.)

Gütschstein: der Spülstein. (S. oben götsche.)

Haar, Hahr und Hott sind die Rufe an das Zugvieh, wenn es links oder rechts gehen soll. Die Mähne, das lange Haar am Halse des Pferdes liegt stets auf der linken Seite des Halses, rechts ist die unbedeckte Haut, daher links: Haar, rechts: Haut, woraus Hott geworden.

Hacke, schwer Hacke: schwere Noth! ein Fluch. „Auf die alt' Hack'": auf die alte Art und Weise. „Auf Eine Hack' herauskommen": übereinstimmen.

Häckelich: schwierig, kritisch.

Hahl: der gezahnte Kesselhalter über dem, früherhin stets offenen Feuer; daher vielleicht Hahlgans: wilde Gans, Schneegans, weil die Züge derselben immer gezackt sind.

Hainsch, der: der Buchweizen.

Halfer: ein Mann, der Pferde zum Schiffziehen hält und mit denselben dem Schiffziehen obliegt. Im Cölnischen heißt Halfer ein größerer Gutspächter, ein Halbwinner.

Hambuttel: Hagebutte.

Hamen, der: das Kummet oder Kummt (Pferdegeschirr).

Handierung: Handwerk, Beschäftigung. „Dat es sei Handierung." Handieren.

Hannebambel: eine schmutzige Weibsperson, eine solche, die das Kleid hinten stark mit Schmutz bespritzt hat.

Hart: nahe, stark. „Dat Haus leit hart am Weg": es stößt auf den Weg. „Rof emohl hart!"

Häs', die: das Fersengelenk des Kalbes, welches man gern zu leichten Suppen benutzt.

Hasenbrod: eigentlich ein Landbrod, welches Stadtkindern als vom Hasen kommend angepriesen, resp. von einer Fahrt über Land mitgebracht wird. Ueberhaupt bietet man befreundeten Kindern ein Butterbrod von Hasenbrod als etwas Besondres an.

Hassadiren: wagen (hasarder).

Hasseliren: lärmend schwätzen, prahlend dummes Zeug laut vorbringen.

Hatz: die Eile. Sich abhatzen: abhetzen.

Häufel, zuweilen auch Haffel: eine Hand voll.

Häuschen: der Zwischenraum der Weinstöcke in den Weinbergen.

Haushetzel: eine Person, die immer zu Hause sitzt.

Haweih': der Habicht.

Hawill: die Hacke, Haue.

Heidekopp: jede alte römische Münze.

Heimermäusche: die Grille.

Heimgereit: das Lagerbuch, Weisthum.

Heimlich: zahm, zutraulich, namentlich von Vögeln.

Heinz: der Anträger. „Dau Schulleheinz": Du Anträger in der Schule.

Heinzelmännche: eine kleine Wurst, wie man sie, wenn man ein Schwein geschlachtet hat, den Kindern schenkt.

Hemse: hüsteln.

Hengel: mehrere Stück von einer Art zusammengewachsen oder gebunden, z. B. ein Hengel Trauben, ein Hengel Zwiebeln, ein Hengel Krametsvögel.

Herrchen: Großvater, sowie, obwohl seltener, Frauchen, für Großmutter. (Vgl. Riehl, die Familie, S. 37, und Kamptz, Jahrbücher für die preuß. Gesetzgebung, Bd. 54 S. 315.)

Herrgottsthierchen: der Sonnenkäfer (coccinella).

Herumtragen, Einen: überall von Jemanden Böses reden, ihn verleumden.

Heuldopp: ein Brummkreisel.

Heuwels, heiwels: seit, die Zeit hindurch. „Heiwels Uhstere han ech en net mieh geseehn."

Hickeln: auf einem Fuße hüpfen; dann auch: den Grund leicht aufhacken, den festgeregneten Boden wieder lockern. Dazu dient das Hickelkärsche: ein leichtes Garten-Instrument, welches Haue und Karst in sich vereinigt.

Hillig: Verlobung; sich verhilligen: sich verloben.

Himmeln: sterben.

Hinkel: das Huhn.

Hirz, Hihrz: der Hirschkäfer.

Hockele, hohkele: Einen auf dem Rücken rittweise tragen, wie besonders die Knaben thun.

Holau! der Ruf der Schiffer, wenn die das Schiff ziehenden Pferde still stehen sollen.

Holen und nehmen verwechselt der Coblenzer stets und ohne Ausnahme. Der Kranke holt die Medicin ein, der Richter holt dies oder jenes Gesetz an, ja der Coblenzer überholt diese oder jene Bestellung; dagegen nimmt er seinen Freund zum Spazierengehen ab, einen davonfahrenden Wagen ein 2c. 2) Holen: stehlen. „Ech han et net gehollt": ich habe es nicht gestohlen. (Durch den Namen Holofernes — hol' was fern ist — und umgekehrt, ist leicht das Richtige zu finden.)

Holler: Hollunder, Flieder.

Hoppelich: uneben, rauh.

Höpperling: der Frosch.

Hötsch: ein kleiner Stuhl ohne Rückenlehne.

Hotzel: eine gebackene Birne; scherzweise von ältern Personen: „en alt' Hotzel": eine alte, runzelige Person. Verhotzele: zusammenschrumpfen. „Dau verhotzelt Mensch!"

Hucke: ducken, sich niederkauern.

Huhbainer: ein stolzer, aufgeblasener Mensch. (Huhsaiger: dasselbe, von hoch und sagen.) Huhbainer wird auch die langfüßige (sog.) Spinne, der Weberknecht, genannt.

Hundsmilch: Wolfsmilch (euphorbium).

Hureditzche: die rothe Kornblume, Mohn (papaver rhoeas).

Husch: ein Schlag, eine Ohrfeige. (Vgl. Vehse, Geschichte der Höfe Bayern 2c., 5. Theil, S. 70.)

Hüsge, das: der Huissier, der Gerichtsvollzieher.

Hutsch: Hutschdöppche: ein Gefäß mit Kohlen, welches sich die Weiber im Winter unter die Füße stellen.

I wird zuweilen Umstandswörtern vorgesetzt, z. B. iunne, ijunne: unten; iobe, ijobe: oben.

Jaubse: jammern, vor Schmerz schreien, heulen.

Jaunere: Einen übervortheilen, betrügen, namentlich im Spiel, daher auch für spielen gebraucht; auch jammern, klagen.

Jhs: das Instrument, womit man das Wasser aus kleinern Schiffen schöpft. (Engl.)

Jiepse: piepsen, wie die kleinen Hühner. „Dä jiepst net mieh" der ist todt.

Jimmerze: jammern.

Imber: eine Himbeere. Figürlich von den runden rothen Nasen der Trinker gesagt.

Immes: s. o. Emmes.

Inzel, Inselt: Unschlitt. „En Inzelskeerz": eine Unschlittkerze.

Item, itemche: ein Grundstück, eine kleine Parzelle. (Vergl. das Salzburgische Idiotikon von Hübner.)

Junge Frau: Anrede an jede unbekannte Frau niedern Standes, wobei auf das Alter eigentlich keine Rücksicht genommen wird. Im Holländischen bezeichnet Jouffrow ebenfalls eine Frau niedern Standes.

Jusep: der Unterrock (jupes). 2) Joseph.

Just: geheuer. „En dem Haus es et net just": es spukt. „En seinem Kopp es et net just!"

Iwelich: genug, sattsam. „Dat Sail es iwelich stark!" „Dä Jung hat en iweliche Teller voll gäff'!"

Käckes: der Theil des Teiges oder des Breies, der beim Backen desselben über den Rand der Pfanne geräth. Memmekäkes: ein Muttersöhnchen, ein ans Haus gewöhnter Mensch, der dasselbe aus Furcht nicht gerne verläßt.

Kaderich, an der Mosel auch Ketterich: ein Waldweg zum Holzschleifen.

Kahr: die Mulde, welche die Metzger zum Tragen des Fleisches gebrauchen.

Kammfuder, Kammfutter: die Brieftasche.

Kammisohl: eine kurze Tuchjacke.

Kaneel, Kanehl: der Zimmt.

Kännel, Kändel: die Dachrinne, auch das Rohr, welches das Wasser aus der Dachrinne ableitet (canalis).

Kappele: zanken, streiten. Gekappels: Streiterei.

Kappes: der Weißkohl; dann überhaupt jeder Kohl: ruther Kappes, brauner Kappes rc.

Kappores: zerbrochen. (Hebr. kappora kophar.) Kappores mache: tödten, vernichten.

Karbatsch: eine starke Peitsche; karbatsche: peitschen.

Karmohl, Carmol: das Tintenfaß. (Span.) Vergl. Rhein. Antiquarius Abth. III Bd. 3 S. 42.

Karneffele: essen.

Karweichelche, das: das Eichhörnchen.

Kasten: ein Haufen von Fruchtgarben, wie solche auf dem Felde zusammengestellt werden.

Katzekopp: ein Böller.

Kauche: sich auf die Fersen niederlassen, sich bücken. Auch von Personen, die bei Mißbildung der Brust einen kurzen Athem haben. „Hä es gekaucht!“ Kauchen, als Hauptwort: ein Käfig, ein enges Stübchen. (Holl.)

Kaul, die: die Grube, ein Loch. Schinnkaul: Schindanger.

Keilkopp: ein obstinater Kopf; Schimpfwort, scherzhaft gebraucht.

Keit: ein Korn; dann überhaupt ein wenig von Etwas, eine Spur davon, z. B. „ä Keit Brud“: etwas Brod; „ä Hohrkeit“: ein Stückchen eines Haares. „Et fehlt kai Hohrkeit“: es paßt ganz genau. „Kai kicks Keitche“: gar nichts. „Nicht mehr zu Keit kommen“: nicht mehr aufkommen, unterliegen, sterben.

Kermse: keuchen, ächzen.

Keskebi: der Degen. (»Que ce qu'il dit?« mit der Handbewegung nach dem Degen.) „Loßt Eure Keskebi norens steche!“ Vielleicht aus der Zeit der Emigranten.

Kewirz: der Maikäfer.

Kippe: das Spiel mit gefärbten Eiern, bei welchem man durch Gegeneinanderschlagen (kippen) erprobt, welches das stärkere Ei ist. Diesem fällt das schwächere zu. Zur Osterzeit gebräuchlich.

Kissel: der Hagel; kissele: hageln.

Kitt: quitt (wenn zwischen Mehreren eine Ausgleichung stattgefunden.)

Kiwelche, Schweinekiwelche: der halbe Schweine-Unterkiefer, resp. Kopf, wie man ihn geräuchert besonders zu dicken Bohnen ißt.

Klabay: ein Anträger, Schwätzer. (Clabauder.)

Klamm: ein wenig feucht, dumpfig.

Klämschig: langsam, namentlich von Jemanden, der spricht, als müßte man ihm die einzelnen Worte aus dem Munde ziehen.

Klappe: passen. „Et klappt wie en Faust of 't Au!"

Klauster, das: ein Vorlegeschloß.

Klenne: nach der Lese der Trauben etwa stehen gebliebene Trauben suchen, Nachlese halten. (A. d. Franz. glaner.)

Kleppere: schlagen. Die Eier kleppern: sie so lange schlagen, bis Eiweiß und Dotter zusammen eine Masse bilden.

Klingelsfeeß: Hammelsfüße, ein schlechtes Essen armer Leute, daher: „Friß Dau dat ganze Johr Klingelsfeeß!"

Klipperklapper: ein hölzernes Instrument, durch dessen Schwenkung ein Hammer auf ein Brett schlägt. Es vertritt von Gründonnerstag bis Ostersonntag die Glocke und wird beim katholischen Gottesdienst statt dieser gebraucht. Auch verkündet man die Zeit damit; es bilden sich Trupps von Jungen, die durch die Straßen ziehen und nach einem gemeinsamen Klappern rufen: „Mir klippere on klappere 10, 11, 12 Uhr!"

Klowe, Klöfge: eine kurze Pfeife, namentlich eine irdene, ein Stummel, Nasewärmer. 2) Ein eiserner Haken.

Klufft, die: die Feuerzange. 2) Ein Ast oder Zweig, an der eine größere Menge Obst, Kirschen, Aepfel 2c. gedrängt zusammenhängen. Daher auch: „Klüfftches-Kirsche", da diese gern zusammensitzen. 3) Ueberhaupt eine Gruppe, z. B. eine Klufft Bäume.

Knaatschig: teigig, nicht ausgebacken.

Knaps: enge, wenig, kaum.

Knatsch: ein schlammiger Dreck.

Knautzges: ein Kinderspiel mit Klickern.

Kneißbeutel: ein Knicker, Geizhals.

Kneller, Knöller: schlechter, stinkender Rauchtabak.

Knipse: mit Zeigefinger und Daumen einen Schneller schlagen. Auch bei dem Spiel mit Klickern (Knautzges) gebräuchlich.

Knirbele: mit den Zähnen knirschen; dann auch an Etwas nagen.

Knirzche: ein Stückchen. „E Knirzche Brud."

Knispere, knuspere: nagen.

Kniwele: nagend essen. „Wie lang kniwels Dau an dem Knoche?"

Kniwes: eine kleine Person. Ein **Boxekniwes:** ein kleiner Junge, der die ersten Hosen trägt.

Knörschele: knirschen, mit den Zähnen.

Knoweloch mache, dä Knoweloch spille: Complimente machen, den Zuvorkommenden spielen, mit Dienstbeflissenheit sich aufdrängen. Von einem alten Stadtdiener in Coblenz, Knobloch mit Namen, übrig geblieben.

Knubbe: ein knorriger Holzklotz.

Knuffe: mit der geballten Faust heimliche Stöße geben, schlagen, **Knuff:** der Schlag.

Knurz: ein kleiner Mensch.

Knussele: nagen.

Knuutsche: drücken, zusammenpressen, oft mit dem Nebenbegriff der Zärtlichkeit. „Ech han dat Mädche geknuutscht! et leeß sech ower och knuutsche!"

Kobes, Kowes: Jacob. „Dat Köwesche es net gruß!" Eine allgemeine Redensart ist: „Köwes, böck Dech!" und eine eigenthümliche, daß man einen Unbekannten mit dem Namen: **A .... blose-Jocob** bezeichnet. „Wer hat das gethan?" — „Dä A .... blose-Jocob!"

Kolk, der: der Auswurf, das Ausgeworfene (Sputum conglobatum).

Konne: der Kunde. Ironisch: ein pfiffiger, durchtriebener Gast.

Kordel: der Bindfaden (corde).

Korn, das: der Roggen.

Kornwolf: der Hamster.

Korst, Kurscht: die Kruste, namentlich die Brodkruste, die Rinde

Kotze: husten, namentlich wenn mit demselben Auswurf verbunden ist. Dann auch 2) sich erbrechen. Kotz oder Kotzer: der Husten. Kotzig oder kotzerich: zum Husten mit Speien geneigt, übel, brecherisch.

Kotzele, verkotzele: tauschen, vertauschen, unter Kindern.

Krabbele: kriechen, wimmeln. Krabbelich.

Krächze, kreckse: ächzen, unter einer Last oder Anstrengung, beim Bücken, Holzhauen ꝛc.

Kracks: eine Tragbahre für Holz.

Krahnen, der: nicht nur die Hebemaschine für schwere Lasten, sondern auch der Hahn, den man zum Abzapfen von Flüssigkeiten gebraucht.

Krampagne: ein Fluch. „Krich Dau die Krampogne!"

Krangeler: ein unfreundlicher, finsterer Mensch. Krangele: verdrießlich Alles tadeln.

Kränk, die: die fallende Sucht, die Epilepsie, im Altdeutschen die „Sent Cornelius-Kränkte" genannt. „Krich die schwer Kränk!"

Krapsche: fangen, haschen, erwischen. „Krapsch' dä Gabball!"

Kratzbirscht: eine streitsüchtige, hinterlistige Person.

Kraut: jedes Grüne zum Viehfutter, Gras, Klee ꝛc., daher: krauten: solches mit der Sichel abmähen. Kraut heißt ferner der eingekochte Saft der Früchte, z. B. der Birnen: Bierekraut, oder eine Latwerge derselben, z. B. der Pflaumen: Quetschekraut.

Kreische, auch kreitsche geschrieben: 1) weinen; 2) etwas Wasser in heißes Oel gießen, um dasselbe genießbar zu machen. Es entsteht dabei ein eigenthümliches Geräusch. Rüböl wird gekreitscht, um zum Salat gebraucht werden zu können.

Krekele: die kleinste Art der Species prunus, welche genießbar ist; es folgen: Schlehe, Krekele, Praume, Quetsche.

Kriewe: der Schorf von einem Ausschlag. Dann auch 2) das Ueberbleibsel von ausgelassenem Speck.

Kriewele: kriechen und dadurch das Gefühl von Jucken verursachen. Kriewelich: kitzlich.

Kringel: das gepolsterte Kissen, welches man beim Tragen einer Last auf dem Kopf unter dieselbe legt. (Auf dem Hundsrücken: Kitschel.) Dann überhaupt alles Runde, namentlich auch ein Weckringel, ein Kranz von Weizenmehl.

Kringele: sich kräuseln.

Krippebisser: ein Pferd, welches in die Krippe setzt, dann 2) ein boshafter, zänkischer Mensch, der Kleinigkeiten zum Streite sucht und benutzt.

Krips: der Hals. „Krich en beim Krips!"

Krisch: ein Aufschrei, Schrei. „Of aimol doht et en Krisch!"

Krittlich: verdrießlich, wunderlich. Einer, dem nichts recht zu machen.

Krolle: kräuseln, in Locken legen. Daher Krollkopf: der Lockenkopf, und Krolle: die Locke.

Krolles: der Messejunge, der Knabe, der dem Messe lesenden Priester antwortet und aufwartet. Früherhin auch ein Junge, der im Chor mitsang, daher Choralis, Krolles; im Cölnischen: Kröhles.

Kropich: klein, ungestaltet; 2) kränklich.

Kroppe: ein eiserner Topf.

Kroppsack: ein kleiner Junge. Schmeichelwort bei Schelmerei, Schimpfwort bei Zudringlichkeit.

Krotz, die: 1) das Samengehäuse im Kernobst; 2) der Adamsapfel am Kehlkopf; 3) etwas verkrüppeltes, verwachsenes, nicht ausgewachsenes, zusammengeschrumpftes Obst; auch von Menschen und Thieren.

Krotze: die sehr porösen braunrothen Steine, schlackenartige Lava, die, behauen, zu Bausteinen, unbehauen zu Grotten ꝛc. benutzt wird.

Krumpele, krompele: Etwas durch Druck in unrechte Falten bringen, zusammendrücken. „Dat Papier es verkrompelt!" Krompelich: faltig.

Krutsch: die Kröte.

Kumkummere: Gurken (concombre).

Kummer, Kommer, Kumber: die Erde, der Schutt, das Gerölle, welches z. B. aus einem Steinbruch fortgebracht

werden muß. (Décombre.) Daher auch bekümmern: einen Weinberg mit Stein- und Schiefer-Gerölle versehen, um ihn zu verbessern, zu düngen.

Kump: eine tiefe Schüssel; kumpicht: vertieft.

Kümpel: eine Vertiefung, in welcher sich Wasser gesammelt hat.

Kunkele gehen: mit einer Larve Abends in der Fastnachtszeit von Haus zu Haus herumziehen.

Kunkelesause: Rendensarten, Ausflüchte.

Kuranze: prügeln.

Kuttere: girren, wie die Tauben; daher auch: verliebt mit einander thun. 2) Die ersten Töne hervorbringen, die ersten Singversuche anstellen, bei Singvögeln.

Laaken: das Leintuch.

Laar: hierhin. „Legst Dau et gleich laar!"

Lafumm: die große Trommel.

Lange: geben, reichen. „Lang' mer mol dä Vornskrog!" „Ech han em ain gelangt!" nämlich eine Ohrfeige. Dann 2) ausreichen. „Et langt net": es ist nicht genug, es reicht nicht aus.

Langs: vorbei; langsgehen vorbeigehen. „Langs die Schule gehen": die Schule schwänzen.

Langsam: leise. „Schwätz' langsam!"

Länne: landen; etwas aus dem Wasser ans Ufer bringen.

Läppere: wenig auf einmal, aber fortwährend, häufig trinken. „Hä läppert dä ganze Tag!" Etwas langsam zusammenbringen: „et läppert sech zesamme."

Lappes: ein Laffe, ein langer Schlingel; auch: Laakes.

Läpsch: fade, geschmacklos.

Läpsche: verschütten, eine Flüssigkeit durch Schwanken zum Ueberlaufen bringen; auch von Kindern gesagt, die mit Wasser spielen.

Last: die Menge. „Et wor Der en Last Leut' zesamme!"

Lästerlech: sehr, stark, gar schlimm. „Se han en lästerlech zerschlohn!" „Die hat ä lästerlech Maul!"

Latsch: eine schmutzige, nachlässige Weibsperson, auch in höherer Potenz Lulatsch genannt (lâche); latschig: nachlässig (mal-propre, dégoutant). (Vergl. Sophiens Reise von Memel nach Sachsen, VI S. 586.)

Lätschig: schmierig, weich, kothig von anhaltendem Regen.
Latze: zahlen. „Et bleef em nix üwrig, ä moßt' latze!"
Lauere, laustere: lauschen, horchen; belaustern.
Laurig: träge, schlaff, als wenn eine Krankheit im Entstehen wäre, eine solche bereits im Körper steckte.
Lausangel: Schimpfwort.
Lauter: fortwährend, anhaltend. „Ä hat lauter gesunge."
Lavelang: ein hochaufgeschossener Mensch, ein langer Schlingel. Von einem in Coblenz verstorbenen Herrn von Lavelang, der von ungewöhnlicher Leibeslänge und sehr starkem Appetit war. (Vergl. Rhein. Antiquarius Abth. I Bd. 2 S. 359.)
Ledere: prügeln; Einen Lederweich schlagen, ihn gärwe, dorchgärwe: gerben.
Lederwein: der Wein, den man während des Abstechens, wozu oft Freunde eingeladen werden, trinkt; die Proben, die zu dieser Zeit genommen werden.
Legel: ein ausgepichter Korb mit Handhaben, der nicht auf dem Rücken, sondern an den Handhaben getragen und bei der Traubenlese gebraucht wird.
Leichtschlägig: leichtsinnig.
Leide, den, an etwas essen: den Ekel, so daß es Einem widersteht.
Leidständig werden: von einem Vorhaben, Kaufe rc. wieder abstehen, da es Einem leid geworden. (Vgl. Görres, gesammelte Briefe, S. 304.)
Leiere: langsam arbeiten. „Besser geleiert, als ganz gefeiert."
Leim, Laim, o Laim! ein Ausruf der Verwunderung, des Erstaunens.
Leineschlepper: Schiffzieher.
Leinzeichen: Merkzeichen, Narbe.
Leitz: ein dünnes, auf beiden Seiten zugespitztes Hölzchen, welches zu einem Kinderspiel dient. Dann auch von einem kleinen schmächtigen Menschen: „Hä es esu dihr wie en Leitz!"
Letsch, Lettig: die fette Erde aus dem Rhein.
Letzt: 1) Schluß. „Zu guter Letzt": zum Abschied. 2) Für letzthin, neulich.

werden muß. (Décombre.) Daher auch bekümmern: einen Weinberg mit Stein- und Schiefer-Gerölle versehen, um ihn zu verbessern, zu düngen.

Kump: eine tiefe Schüssel; kumpicht: vertieft.

Kümpel: eine Vertiefung, in welcher sich Wasser gesammelt hat.

Kunkele gehen: mit einer Larve Abends in der Fastnachtszeit von Haus zu Haus herumziehen.

Kunkelefause: Rendensarten, Ausflüchte.

Kuranze: prügeln.

Kuttere: girren, wie die Tauben; daher auch: verliebt mit einander thun. 2) Die ersten Töne hervorbringen, die ersten Singversuche anstellen, bei Singvögeln.

Laaken: das Leintuch.

Laar: hierhin. „Legst Dau et gleich laar!"

Lafumm: die große Trommel.

Lange: geben, reichen. „Lang' mer mol dä Bornskrog!" „Ech han em ain gelangt!" nämlich eine Ohrfeige. Dann 2) ausreichen. „Et langt net": es ist nicht genug, es reicht nicht aus.

Langs: vorbei; langsgehen vorbeigehen. „Langs die Schule gehen": die Schule schwänzen.

Langsam: leise. „Schwätz' langsam!"

Länne: landen; etwas aus dem Wasser ans Ufer bringen.

Läppere: wenig auf einmal, aber fortwährend, häufig trinken. „Hä läppert dä ganze Tag!" Etwas langsam zusammenbringen: „et läppert sech zesamme."

Lappes: ein Laffe, ein langer Schlingel; auch: Laakes.

Läpsch: fade, geschmacklos.

Läpsche: verschütten, eine Flüssigkeit durch Schwanken zum Ueberlaufen bringen; auch von Kindern gesagt, die mit Wasser spielen.

Last: die Menge. „Et wor Der en Last Leut' zesamme!"

Läfterlech: sehr, stark, gar schlimm. „Se han en läfterlech zerschlohn!" „Die hat ä läfterlech Maul!"

Latsch: eine schmutzige, nachlässige Weibsperson, auch in höherer Potenz Lulatsch genannt (lâche); latschig: nachlässig (mal-propre, dégoutant). (Vergl. Sophiens Reise von Memel nach Sachsen, VI S. 586.)

Lätschig: schmierig, weich, kothig von anhaltendem Regen.
Latze: zahlen. „Et bleef em nix üwrig, ä moßt' latze!"
Lauere, lausteren: lauschen, horchen; belaustern.
Laurig: träge, schlaff, als wenn eine Krankheit im Entstehen wäre, eine solche bereits im Körper steckte.
Lausangel: Schimpfwort.
Lauter: fortwährend, anhaltend. „Ä hat lauter gesunge."
Lavelang: ein hochaufgeschossener Mensch, ein langer Schlingel. Von einem in Coblenz verstorbenen Herrn von Lavelang, der von ungewöhnlicher Leibeslänge und sehr starkem Appetit war. (Vergl. Rhein. Antiquarius Abth. I Bd. 2 S. 359.)
Ledere: prügeln; Einen Lederweich schlagen, ihn gärwe, dorchgärwe: gerben.
Lederwein: der Wein, den man während des Abstechens, wozu oft Freunde eingeladen werden, trinkt; die Proben, die zu dieser Zeit genommen werden.
Legel: ein ausgepichter Korb mit Handhaben, der nicht auf dem Rücken, sondern an den Handhaben getragen und bei der Traubenlese gebraucht wird.
Leichtschlägig: leichtsinnig.
Leide, den, an etwas essen: den Ekel, so daß es Einem widersteht.
Leidständig werden: von einem Vorhaben, Kaufe &c. wieder abstehen, da es Einem leid geworden. (Vgl. Görres, gesammelte Briefe, S. 304.)
Leiere: langsam arbeiten. „Besser geleiert, als ganz gefeiert."
Leim, Laim, o Laim! ein Ausruf der Verwunderung, des Erstaunens.
Leineschlepper: Schiffzieher.
Leinzeichen: Merkzeichen, Narbe.
Leitz: ein dünnes, auf beiden Seiten zugespitztes Hölzchen, welches zu einem Kinderspiel dient. Dann auch von einem kleinen schmächtigen Menschen: „Hä es esu dihr wie en Leitz!"
Letsch, Lettig: die fette Erde aus dem Rhein.
Letzt: 1) Schluß. „Zu guter Letzt": zum Abschied. 2) Für letzthin, neulich.

Lo, loh, eloh: hier, da.

Lonze, lunze: zwischen Schlaf und Wachen da liegen; Morgens, statt aufzustehen, liegen bleiben und seinen Gedanken nachhängen.

Loshaben, etwas: etwas verstehen. „Ä hat et los."

Losledig: unverheirathet.

Lous: pfiffig, gescheidt, verschlagen.

Lümmel, Lümmelbraten: der Lendenbraten.

Lummerich: weich, schlaff.

Lunke: durchschlagen, wie beim ungeleimten Papier. Auch schlecht stehen: „die Sach' lunkt." **Lunkepapier:** Löschpapier.

Lünn: der Radnagel.

Lutsche: saugen; **Lutscher:** ein Sauglappen für kleine Kinder. Dagegen **Lutsche** als Hauptwort: ein Paar Pantoffeln, zu weite Schuhe.

Maar, das: der Alp, das Alpdrücken (cauchemar).

Magsame: der Mohn.

Mähre: anbinden, festmachen, aber eigentlich nur bei Schiffen gebräuchlich. Doch sagt man auch, wenn Einer oder Eine zu einer Verlobung veranlaßt wurde, der oder die ist gemährt.

Maidele: quälen. „Maidel doch dat Büelche net esu!"

Maisekahr: eine Falle, um Meisen zu fangen. **Karre-Kasten.**

Makes, Mackes: Schläge. Hebräisch: **Machaie:** Hiebe austheilen.

Manes: Hermann.

Manifest: der Frachtbrief des Schiffers.

Mankire: fehlen, mangeln (manquer).

Mann, die: der Waschkorb (holl. mand).

Männcher: Sprünge. **Männcher mache:** sich durch allerlei Redensarten aus einer Sache zu wickeln suchen. „Mach mer kai Männcher!"

Mannefik: herrlich (magnifique).

Mantenere: behaupten, erhalten (maintenir).

Marirele: quälen, scherzweise auch für tödten. (Kindersprache.)

Markolf: der Häher.

Marmel. Marmelstein: der Marmor.

Martilien: martern.

Materie, Matericht: der Eiter.

Matsche: durcheinandermengen, werfen, wühlen mit dem Nebenbegriff der Unreinlichkeit.

Maul, Baul: der Kuß. „Gef mer en Maul": küsse mich! Auch: **eine Maul machen**: verdrießlich sein, **mutze**. **Ein groses Maul haben**: prahlen.

Mause: suchen, visitiren, mit einer gewissen Frechheit in Sachen wühlen. **Mausig**: frech. „Mach' Dech net mausig": trete mir nicht so frech entgegen!

Mausohr: Feldsalat (Valerianella olitoria).

Mautsch, Mauz: ein beliebter Katzenname, daher auch die Katze selbst.

Maxliesge oder gar **Mixemaxeliesge**: Maaslieb (Bellis perennis).

Mayletzig: elend, schlecht, von maladic, maletzig. Die Aussätzigen hießen Maletzige, Malitzen, daher auch **Melaten**.

Merwes: mürbes Backwerk.

Mexter: Metzger.

Miezekalb: ein Kalb weiblichen Geschlechts.

Minderjährig: wird stets verkehrt für großjährig gebraucht. „Hä es schuns minderjährig!"

Minn: ein kleiner Fisch (squalius leuciscus).

Missel, der: eine Unklarheit, ein Hinterhalt. Den Missel merken!

Misserabelche: ein kleiner Schoppen; ein Schoppen, der miserabel klein ist.

Moldrof: der Maulwurf.

Möll: weich. „Die Biere sein möll!" (Franz. mol; lat. mollis; holl. mollig.)

Mollbere: Heidelbeeren.

Molter: derjenige Theil vom Mehl, welcher dem Müller als Mahllohn zukommt.

Momper: der Vormund.

Montag, der schwere Montag heißt der Montag nach h. 3 Königen, an welchem Tage früherhin alle Gemeinde-

beamten, die Schöffen, Schützen ꝛc. schwören mußten. Also eigentlich der Schwör-Montag.

Möpse: stinken, dumpfig riechen.

Mörbel, Mörwel: der Klicker.

Mottekopp: ein eigensinniger Mensch.

Motze: schmollen, mit Jemanden grollen, nicht mit ihm reden, verdrießlich herumgehen und seinen Aerger zeigen, ohne darüber zu sprechen. (Holl. moppen.)

Muck: das Mutterschwein.

Mücke: die Fliege.

Muckelich: dick, fett, abgerundet.

Muckse: sich regen, bewegen, einen Laut von sich geben, Geräusch machen. „Muckſ' Dech net": halte Dich ganz still!

Müffele: rasch essen, geschwind hinter einander die Brocken in den Mund senken (holl. muffeln); dann auch von Jemanden, der wegen Mangel an Zähnen nicht mehr gut kauen kann und nun die Brocken im Munde hin und herwirft. Eine Muffel: ein Mundvoll.

Müffze: dumpfig, schimmelig riechen, stinken.

Muhkalb: ein Gespenst, welches sich den Leuten auf den Rücken setzt. (S. Rhein. Antiquarius Abth. I Bd. 2 S. 544.)

Muhre: Möhren, gelbe Rüben.

Mutter-selig-allein: ganz allein.

Nache: ein Kahn; Fährnache: der Kahn, der zum Ueberfahren bestimmt ist.

Nacher: nach. „Ech mache nacher Buppert."

Nächstemal: heißt stets das Letztemal, durch Verwechslung des Begriffs. „Dat nächstemohl stond dat Wasser ewe su huh." „Als Dau dat nächstemohl hie wohrst."

Nackele: necken, gern Streit suchen; nackelich: streitsüchtig; Genackel: ein quälendes Necken.

Nägelche, Nägelches-Bäum: der Flieder, der spanische Fliederbaum.

Nähle: zaudern, zögern; nählich: zaudernd.

Nämes: Niemand.

Narredei: Narrheit, gecke Werk.

Raupe: böse, listige Einfälle, Kniffe und Ränke. „Dă hat dă Kopp voller Raupe." 2) Schwierigkeiten. „Dat Dinge hat sein' Raupe": ist nicht so leicht, als es sich ansieht.

Rauze: ein leichtes Backwerk, welches nur zu Fastnacht bereitet wird. (Cöln. Muzen.)

Restelich: empfindlich, leicht reizbar.

Rest- oder Rußquack: das Jüngste im Neste, überhaupt das Jüngste von Mehreren, meist mit dem Nebenbegriff der Schwäche, Kleinheit.

Niederträchtig: herablassend, nicht hochmüthig.

Norens: nur.

Nuckes: die Sau.

Nuppe: ein Spiel mit Lebkuchen. Die Kunst besteht darin, einen zähen Lebkuchen mit der Hand oder auch mit einem Messer durchzuschlagen; letzteres muß aber auf eine eigenthümliche Weise zwischen den Fingern gehalten werden. (S. Rhein. Antiquarius Abth. I Bd. 2 S. 361.)

Obsternat: eigensinnig, halsstarrig (obstiné).

Oemmes: Jemand.

Ohlig: Oel.

Ohmere: die heiße Asche. „Stell mer dat Döppche en die Ohmere!"

Ohmetz: die Ameise.

Ort, Oerter: fast nur im Plural gebräuchlich. Die Oerter: die Ahle, Instrument der Sattler und Schuster zum Vorstechen.

Owig: oben.

Paddere: etwas festtreten, feststampfen mit den Füßen; Pad: der Pfad.

Palm: Buchsbaum.

Panz: der Bauch, namentlich ein dicker; panzig: etwas, was viel Bauch hat, z. B. ein panziger Krug. A bon yvrongne; bonne pance: bono potatori, largus venter.

Pärsch, die: der Pfirsich, die Pfirsche.

Part, Halfpart: Theil, der halbe Theil.

Patt, Pätter: der Pathe.

Pätze: kneifen, pitschen; auch als Hauptwort: „Dă sezt en der Pätz'!" in der Enge, Verlegenheit.

Peilcher: die ersten Kielfedern der Vögel.

Pelzig: unempfindlich, geschmacklos. „Dä Räbig es pelzig": der Rettig ist im Innern faserig und ohne Schärfe.

Penur: Noth, Bedrängniß (penuria).

Petterich: die Radstube bei einer Mühle.

Peulerich: eine kleine, dicke Person, ein kleiner, dicker, wohlhäbiger Kerl.

Pexiere: sündigen, etwas Böses thun (peccare). „Wat hat hä pexiert!"

Pichele: gehörig trinken, langsam, aber anhaltend trinken. „Dä pichelt aine Schoppe noh dem annere!"

Pick: Haß, Groll. „Romm Dech enacht vur dem, dä hat en Pick of Dech!"

Pickel, Peckel: eine Haue zum Steinbrechen, zum Aufhauen harter Erde. 2) Der Bauer. „Dat es en rechter Peckel!" ein grober, ungeschlachter Bauer.

Pinn: ein hölzerner Stift oder Nagel; davon pinnärsche: Jemanden quälen, ihm zusetzen.

Pipse: kränklich sein, stets klagen, stöhnen; 2) leise sprechen, daher: „Hä soht kai Pips-Wuhrt": er sagte kein Pips-Wort. Pipsig sein: sehr empfindlich für äußere Einflüsse, kränklich.

Pittele: mit den Händen fortwährend an etwas spielen, an etwas rupfen. „Pittel net lauter an der Nas'." „Pittel net esu em Esse herom!" Dann 2) an etwas Feinem mit großer Geduld arbeiten: „Ech pittele schuns dä ganze Morse an der Uhr!" „Dat es en pittliche Arbeit." Pitteler: Einer, der pittliche Arbeiten macht.

Pittermännche: Petermännchen, eine kleine kurtrierische Münze.

Placke: Lappen, Flicklappen. „Dä Rock es ganz voll Placke!" Daher auch: bunte Flecken. „Dä hat en ruthe Placke em Gesicht!" (Franz. plaque.) Plackig: voller Lappen. 2) Zerstreut, vereinzelt. „Dat Geld giht esu plackig en!"

Plärze: s. o. Blärze.

Plätsche: schlagen, daß es schallt. „Gef dem Kenn ä paar Plätsch of dä Hennere!" Plätsch: der Schlag, aber auch

der Schlägel. Misteplätsch: das Instrument, womit man den Mist festschlägt. „Et rähnt, dat et plätscht!" daher auch: „plätsch naß": durch und durch naß. „Laut platscht der Lose in die Flut," sagt Kinkel in „Otto der Schütz".

Platz, Blatz: ein feiner Brodkuchen aus Weizenmehl, den man besonders zur Kirmes backt, daher: Kirmesplatz. „Marje Jurem, Dau schmeerst Der of dä Platz noch Botter!" „Wellst Dau ä merv Plätzche?" „En Appelplatz."

Plotze: fallen. Ein geplotzter Apfel ist ein solcher, der abgeschüttelt worden und die Spuren des Falles zeigt. 2) Stark rauchen. „Dau plotzst so ferchterlich!"

Plündere: zuweilen für ausziehen, Wohnung wechseln. „Ech sein em Plünnere": im Ausziehen begriffen.

Pommer: ein Spitzhund.

Poort: das Thor (la porte).

Pörtzche, ein: ein Trinkgefäß aus Steingut mit Henkel, etwa einen Schoppen haltend. „Ech tronk mei Pörtzche, als ꝛc." (Lat. portiuncula.)

Potelaunes mache: Einen übervortheilen.

Potz: eine eiternde Talgdrüse, Hitzblatter (pustula).

Preambel: die Vorrede (préambule).

Preische: ein Fünfgroschenstück. Auch: „E halv Preische."

Presse, sich: sich grämen. (Vergl. Braß.)

Primm, Primmche: die Quantität Tabak, die zum Kauen auf einmal in den Mund genommen wird.

Pritsch: fort, weg. „Wat ech gewonne, es alt widder pritsch!"

Pritsche: Jemanden über eine Bank legen und prügeln; geschah namentlich denjenigen, die bei der Lese Trauben an einem Stock hängen ließen, in scherzhafter Weise.

Privet: der Abtritt.

Prutsch mache: die Schule schwänzen, sie nicht besuchen.

Puddel: ganz und gar, durchaus. „Dat Kend wor puddelnackig! et wor puddelnaß!" „Ech sein puddelweich zerschlohn!" Puddel, als Hauptwort: der Pfuhl, speciell die Gosse, die Straßenrinne. Puddele: mit den Händen im Wasser spielen, plätschern.

Puhde: die Pfote, die Finger. **Puhdegrempisch**: podagraisch, gichtisch in den Fingern. Auch von Hühnern, wenn sie nicht gehen können.

Pullak, Punier, Bruttier: Schimpfworte und Hundenamen, wie denn den Hunden der Metzger gern Völkernamen gegeben werden, z. B. Spanier, Terk. **Hannak** möchte auch hierher gehören.

Punge: ein Strohbund, Wirrstroh.

Pur: rein, unvermengt. „Et wor pure Stolz bei em!" „Dat es pure Waize!"

Pürzelich: ärgerlich, das Gefühl in Folge eines Aergers. „Et es om pürzelich zo were": es ist um toll zu werden. Auch von einem Mädchen, das viel auf den Straßen, in Häusern ꝛc. herumläuft.

Püz: der Brunnen. Auf dem Markt in Coblenz wár der alte Bachemer-, später Bacher-Püz, der jetzt durch eine Pumpe verdrängt ist. (Lat. puteus.)

Quackler: ein auf jede Kleinigkeit sehender Mensch, der mit Ueberlegen nie fertig wird, stets Scrupel hat.

Quant: ein Schelm, ein loser Vogel (Kunde). „Dat soll wohl en Quant sein!"

Quarge: herunterwürgen, mit Mühe verschlingen.

Quatsch: weich, leicht zerdrückbar, wie Dreck, Koth, oder auch was schon zerdrückt ist, z. B. wenn man sich auf eine Tasche mit weichem Obst gesetzt hat, so wird daraus ein Quatsch. **Quatschig**: was sich leicht zerdrücken läßt. **Quatsche**: einen Ton als durch Reibung, Druck ꝛc. verursacht hervorbringen; dann auch: dummes, langweiliges Zeug reden. „Hä quatscht esu lang, dat ech dàt **Gequatsch** net mie hiere konnt'!"

Queit: quitt, los, ledig, frei.

Queitel: eine kurze Stange, an welcher unten Tuch-Enden, wollene Lappen ꝛc. befestigt sind, um damit auf Schiffen den Fußboden ꝛc. zu reinigen.

Quelle: schwellen. **Quelsbacke**: ein geschwollener Backen; scherzweise auch **Quelspaketche** genannt. 2) Sieden, z. B. Kartoffeln quellen.

Quengele: fortwährend klagen, anhaltend über etwas Unbedeutendes lamentiren.

Quetsche: die Pflaume, Zwetsche.

Quieke: schreien wie kleine Kinder, junge Schweine; da letztere dies besonders thun, wenn sie geschlachtet werden, so heißt in der Kindersprache quieken auch schlachten.

Quisel, Quissel: eine alte Jungfer oder ein älteres Frauenzimmer, das die Eigenheiten oder Angewöhnungen einer solchen hat. Quisselich: dasselbe, kleinlich und auf Angewöhnungen bestehend. (Quae est sola?)

Rabalgepack: Gesindel (rabaud, racaille).

Rabsche: hastig nach etwas greifen, es wegnehmen. In die Rabsch werfen: etwas unter die Leute werfen, so daß derjenige, der es rabscht, d. h. hastig erfaßt, es behält.

Rack oder racke: eine Betheuerung, die etwa mit „durchaus“ oder „ganz“ gleichbedeutend ist. „Dat Perd es rackedud! et feel rack om!“ „Dat Faß es rackevoll!“ (Vgl. Auerbachs Dorfgeschichten. Stuttgart 1854. 3. Bd. S. 284.)

Räckele: sich faul und ungeschickt ausruhen, gegen etwas lehnen in flegelhafter Manier, ungeschliffen ausdehnen. Räckel: ein ungeschickter Mensch, der nicht weiß, wo er Arme und Beine unterbringen soll.

Racker: ein unempfindlicher, brutaler Mensch, der einen Andern sich „abrackern“ läßt, sei es ein Mensch oder ein Vieh; ein Schinder. Rackere: sich abarbeiten, quälen, mit Arbeit gleichsam schinden; abrackere: sich oder einen Andern mit übermäßiger Arbeit belasten.

Rahm, Wingertsrahm: Pfahl, der Pfahl für einen Traubenstock.

Raidel: das kurze Holz, durch dessen Drehen man einen Strick, eine Kette ꝛc. fest anspannt, sie raidelt; raidele: fest anspannen, zusammenschnüren. Raidel nennt man auch einen einfachen, unten durchlöcherten Kasten zur Reinigung des Getreides unmittelbar nach dem Dreschen.

Rait, räth: fertig. (Fr. prêt, Holl. ree.)

Rambas: saurer, schlechter Wein, der von niedern Reben (rames basses) gezogen worden. 2) Ironisch: Prügel.

Rammore: lärmen, besonders wenn man etwas sucht und dabei Alles durcheinanderwirft.

Ramüner: die Veltliner Traube, während die Traminer Traube durch „roth Riesling“ bezeichnet wird.

Ranft: der Rand.

Range: ein großes Stück von etwas, z. B. „en Range Brud“: ein großes Stück. (Vgl. Auerbachs Dorfgeschichten Bd. 1 S. 10.)

Ranze: der Tornister. Im „Schulleranze“ werden die Bücher rc. in die Schule getragen. 2) Der Bauch, namentlich wenn er dick ist. „Dä hat sech dä Ranze gehörig vollgeschlohn!“ 3) Balgen, schlagen.

Ranzionire: sich beköstigen.

Rappele: fig. nicht recht gescheidt sein. „Et rappelt em em Kopp!“ daher: rappelköppisch. „Hä hat en Rappel!“

Rattekahl: ganz und gar kahl, wie puddelnaß, rackedud rc. „Die Raupe han Alles rattekahl weggefreß!“ (Fr. radicalement.)

Rauhvoll: ganz voll, bei Ungeziefer u. dergl. „Dä Hond es rauh voll Flüh!“

Raume: schnell von Statten gehen.

Reege: rudern.

Reibert: der Sack, die Tasche.

Reil: der Zwischenraum zwischen zwei Häusern, worauf deren Dachtraufe fällt (ruelle).

Remmel: ein Abhang, wie ein solcher bei abhängigen Feldmarken unter einzelnen Feldern vorkommen; dasselbe bezeichnet auch Räeg, namentlich der Abhang bei Hohlwegen. 2) Ein kurzes dickes Holz, ein kurzer Knotenstock.

Retzeruth: ganz roth, wie rattekahl rc. (S. Auerbachs Dorfgeschichten Bd. 2 S. 27.)

Rev, Reev: die Rübe.

Rey, die: die obere Fläche des Fußes.

Rieme, der: das Ruder; das kurze Ruder, welches oben eine Krücke hat und zum Richten kleinerer Fahrzeuge gebraucht wird, heißt dagegen die Streich.

Rimmele: etwas zwischen den Fingern reibend zerkleinern, verkrümmeln.

Ringeltaube: etwas Seltenes, ein ganz besonderes Glück.

Riss': ironisch für Schläge.

Rittel: Röthel.

Röhre, rühre: sich langsam bewegen, von Sand, Korn rc. gesagt, z. B. in Sandgruben, wo das Bewegen einzelner Körnchen — das Rühren — den Sturz größerer Massen andeutet. (Holl. roeren.) So rührt auch die Frucht aus dem Sack, wenn ein kleines Loch in demselben ist, oder sie rührt bei allzu großer Reife aus der Aehre.

Rollekern: der Kern der Aprikose.

Rolze: sich spielend, aber lärmend und neckend herumtreiben, sich balgen, wälzen rc. Gerolz: spielendes Geschäcker.

Rommelspott: ein irdener Topf oben mit einer Thierblase zugebunden; durch diese Blase wird ein kurzer, etwas rauher Stock gestoßen und hin und her gezogen, wodurch ein brummender Ton entsteht. Dazu ward ein Lied gesungen: „Ave, Kolomave, die Fraue wolle mitgehe rc." und der Ton taktmäßig hervorgelockt; es war dies besonders zur Fastnachtszeit gebräuchlich.

Roppe: rupfen; roppig: klein, unbedeutend; Roppsack: Kroppsack.

Rotzlöffel: ein junger, einfältiger, naseweiser Mensch, ein Gelbschnabel; bei Frauenzimmern auch Rotzkachel.

Rüdche: ein Hund männlichen Geschlechts.

Rummel: die rechte Art und Weise. „Hä versteht dä Rummel": er weiß es am besten zu machen.

Ruppel: Rumpel, Falte; ruppelich: rauh, faltig.

Säbele, säwele: etwas beim Abschneiden zerfetzen oder zerstückelt abschneiden. „Säwel doch net dat Brud esu": schneide es nicht so ungleich in unregelmäßigen Stücken ab. Absäbele: köpfen.

Sack wird stets für Tasche gebraucht, daher auch Sacktuch: Taschentuch; Rocksack rc.; sackdunkel: so dunkel wie in einem Sack.

Sacke: sich setzen, sinken. „Dat Hans sackt sech": es sinkt in seinen Mauern zusammen, wie neue Bauwerke zu thun pflegen. Etwas sacken lassen: langsam herablassen.

Saige: harnen; Saig, die: der Harn.

Sämig: schleimig. „En sämige Sopp."

Samstag: der Tag vor dem Sonntag, von Sabbathstag. Sonnabend heißt eigentlich Sonntagsabend, oder die Vigilia des Sonntags, und klingt es lächerlich, von Sonnabends Morgen oder Sonnabends Abends zu sprechen.

Sang: eine Krankheit der Traubenblätter, die dann einzutreten pflegt, wenn auf lange Trockenheit anhaltendes Regenwetter folgt; die Blätter sehen dann wie versengt aus.

Sawere, sabere: geifern, speicheln, namentlich von Kindern, welche zahnen. Saifer: der Speichel.

Schaaf: eigentlich das Stroh, hier aber nur in der Bedeutung des Lagers gebraucht, auf welches eine Leiche gelegt wird. „Hä leiht of em Schaaf! Se läute dem Verstorwene of et Schaaf."

Schaafripp: Schafgarbe (Achillea)

Schaagt: Schachtelhalm.

Schabell, Schawell: das Fußbänkchen, der Schemel.

Schäcke: sich rasch bewegen, rasch auf etwas losgehen. „Dä schäckt of de Kermes!" Auch beim Schwimmen: „Dä schäckt dorch de Mussel!"

Schängel: Johann.

Schank: Schrank.

Schanze: stark arbeiten, mehr thun, als gebührt.

Schanzeläufer: ein eigenthümlicher Ueberwurf, Ueberrock (Chance-loup).

Schasse, fortschasse: jagen, fortjagen (chasser).

Schätze: meinen, glauben. „Su schätze ech."

Schauere: scheuern, putzen.

Schaute: ein Narr, namentlich von Pferden, die nicht klar im Kopfe sind, an Dummkoller leiden. (Hebr. schoto.)

Schawesdeckel: der Hut, besonders ein altmodischer.

Schawill: Hawill, die Hacke. Schawille: anhaltend, emsig arbeiten, sich fortwährend anstrengend beschäftigen.

Schawwe: Wirsing oder Savoyer Kohl.
Scheels, die: die Schale, des Obstes, der Kartoffeln rc.
Scheine, Gescheine: die ersten Triebe des Weinstocks mit den Ansätzen der Traube. Doppelgeschein: wenn aus einem Auge zwei Triebe kommen.
Scheißebeinches tragen: wenn zwei eine dritte Person auf den zusammengefaßten Händen tragen.
Schell', die: eine kleine Glocke; 2) eine Blase, Erhebung der Oberhaut, wie sie z. B. nach Verbrennungen entsteht; schelle: eine kleine Glocke ziehen.
Schellere: klopfen und zwar an ein irdenes Gefäß, einen Topf rc., um zu hören, ob er keinen Sprung hat.
Schenkkasche, Schenkgage: die Schenkung, das Geschenk. „Schenkasche": Auerbachs Dorfgeschichten Bd. 4 S. 133.
Schenne: schelten.
Schepp: schief.
Schepper: das Gefäß, meistens von Blech, womit man das Wasser aus einem Eimer oder größern Gefäß schöpft.
Scherpse: prickelnd scharf, rauh schmecken, die Zunge reizen; besonders vom Wein.
Scherwenzele: die Cour machen, den Angenehmen, Gefälligen machen, voller Compliments um Jemanden herumspringen.
Schiammes: eine Jacke von Chiamois.
Schibbele: wälzen, rollen.
Schier: kommt in der Bedeutung von „gegen" nur in der Verbindung mit Abend vor; schier Abend: gegen Abend, diesen Abend.
Schiewes, schiewesgehen: fort, verloren, in Verfall kommen. „Hä giebt schiewes": er stirbt, ist verloren.
Schilkse: schielen.
Schinne: schinden; Schinner: Schinder; Schinnkaul: Schindanger; Schinnoß: das Luder.
Schißmell: weißer Gänsefuß (Chenopodium album).
Schlafittche: gleichsam die Schlagflügel, die Flügel. „Ech bekohm en noch beim Schlafitche": ich erwischte ihn noch am Rockzipfel, am Kragen. „Han se Dech beim Schlafittche

kriegt?": haben sie Dich erwischt, verhaftet, sich Deiner bemächtigt?

Schläfung: eine Schlafstelle. „Kost und Schläfung": Beköstigung und Bett.

Schlamassel: ein Mischmasch von allerlei Zeug, Plunder; dann auch: Streit, Zank. „Wat leit mer an eurem Schlamassel!" (Hebr. masol, schlimm; in der Gaunersprache: Unglück, Schaden, Verlegenheit.)

Schlambamb: eine nachlässige, schmutzige Weibsperson; schlambambelich.

Schlappe, Schluppe: Pantoffeln, hinten niedergetretene Schuhe.

Schlappere: verschütten.

Schlau, die: ein Graben zum Abfluß des Wassers, ein Schlag in einem gebahnten Wege zum Abfluß des Regenwassers.

Schlauche: naschen; schlauchig: naschhaft, das Beste stets wählend.

Schlauder: das Rechte, Richtige, die wahre Art und Weise. „Ech komme net of dä Schlauder." „Hä es heut of der Schlauder": er trifft das Richtige und hat daher Glück.

Schlegel, der: das Hinterviertel eines Thieres, ein Kalbsschlegel, Rehschlegel 2c., der eigentliche Braten.

Schlenk: eine vom Wasser ausgespülte Vertiefung.

Schlicks, der: das Schluchzen; schlickse: schluchzen.

Schlieh: stumpf. „Schliehe Zänn": stumpfe Zähne. Vielleicht von Schlehen, Schlien, da man nach deren Genuß gleich stumpfe Zähne erhält. „Schlee": Görres, gesammelte Briefe S. 255.

Schlier, Geschlier: das Geschwür; schlierig: geschwürig.

Schlimmetz: ein kurzes Gartenmesser, wie man es zum Beschneiden der Bäume gebraucht.

Schling: der Schlund, die Kehle.

Schlink, die: die Klinke an einer Thür.

Schlinkeschlankegehen: faulenzen, herumbummeln.

Schliwer: der Splitter; schliwere: splittern.

Schlopp: die Schleife.

Schlotterfaß: das runde Holzgefäß, in welchem der Schleifstein zum Wetzen der Sense beim Mähen getragen wird.

Es ist mit Wasser halb gefüllt und ruht auf dem Kreuz des Mähers.

Schluhse: schlosen, aufthauen.

Schlüssel: außer der gewöhnlichen Bedeutung ein Stück Land, welches in ein anderes Stück einspringt, in dasselbe schlüsselt.

Schmachtlappe: ein hungriger Mensch, der sich überall, wo es etwas zu essen oder zu trinken gibt, aufdrängt. Ein Schmarotzer in höherm Grade.

Schmant, der: die Sahne, der Rahm auf der Milch.

Schmantekäs: Rahmkäse; dann auch überhaupt das Beste von einer Sache.

Schmarallium: Koth, Dreck.

Schmarre, die: die Narbe. „Dă hat en Schmarre ŭwer die Nas'!“ Dann auch, was einer solchen ähnlich sieht, ein Schmutzstreifen bei Kindern.

Schmatz: ein Kuß, und zwar ein fetter.

Schmeckse: etwas nach Fäulniß schmecken und riechen, wildsen, wie man dies bei manchem Wild liebt.

Schmeitz: eine große Fliege.

Schmick, die: eigentlich die Peitschenschnur, dann die Peitsche selbst; schmicke: peitschen.

Schmickelbrocke: die Reste eines größern Essens, eines Gastmahls. „Mir han heut nix als Schmickelbrocke von gestere gäß.“

Schmidsche, Schmidtge: Spautzenmännchen, d. h. ein Sprühkegel von Pulver.

Schmillem: der Beschlag unten am Stock, die Stockzwinge.

Schmitz, der: der Flecken.

„Ich Dich reibe, daß Dir bleibe
Auch kein Schmitzchen oder Ritzchen Dir am Leibe.“
(Brentano's Märchen I. 267.)

Dann auch: das Zeichen, z. B. ein markirter Baum, der eine Grenze im Walde andeutet. Beschmitzen: beschmutzen.

„Sie wollte ihre Ehr' beschützen
Und ließ sich hier noch mehr beschmitzen.“
(Reineke Fuchs I. Cap. XIII. 93. 94.)

Schmohre: stark Tabak rauchen.

Schmorwele: die Cour machen, um Frauenzimmer herumschwenzeln, sie stets zu unterhalten suchen.

Schmuhtig: schwül.

Schnäckeţänz: Possen, Narrheiten, Schwänke.

Schnähl, die: die Schnecke. (Engl. snail.)

Schnais, die: eine vorwitzige Weibsperson; 2) eine ausgehauene Waldgrenze, ein alleeähnlicher Durchhau; 3) der Vogelherd, da man diesen gewöhnlich in einem solchen Durchhau anbringt.

Schnallekaste: Schimpfwort für Bucklichte.

Schnäpp, die: der Rand, das Ende einer Bank.

Schnappe: schnell nach etwas hinfahren, gewöhnlich um es zu erhalten. „Dä Hond schnappt noh dä Möcke!" Den Mädchen, die Kinder auf dem Arm tragen, empfiehlt man, sie nicht schnappen zu lassen, d. h. sie nicht plötzlich sich nach hinten zurückwerfen zu lassen. 2) Hinken, lahmen. **Ueberschnappen**: irre werden. „Hä es üwergeschnappt": er ist närrisch geworden.

Schnäutze: putzen, reinigen. Das Licht, die Nase schnäutzen. **Schnäutz**: die Schnuppe am Licht.

Schneider, der: der Weberknecht (die langbeinige Spinne).

Schneider, gehle, der: der gelbe Schneider wird der gewöhnliche Salamander genannt.

Schneise: naschen, die Nase in Alles stecken, daher **schneisig** sowohl vorwitzig als naschhaft.

Schneppe: fangen; wird namentlich von den Tauben gesagt. „Dauwe schneppe": fremde Tauben auf den Schlag locken und wegfangen. **Schneppen**, das: das Wegfangen.

Schnippich: vorlaut, naseweis.

Schnobke: Possen, Späße, Schnacken. „Dä hat lauter Schnohke em Kopp!" **Schnohke mache**: Späße, Witze machen.

Schnörg, die: die Schnur, die Schwiegertochter.

Schnorrant: ein Musikant, ein herumziehender schlechter Musiker.

Schnorre: schnurren, brummen; **schnorre loße**: schnell loslassen, etwas fahren lassen. „Loß dat Sail net schnorre!" **Zusammenschnorre**: zusammenschrumpfen. **Schnorre**,

als Hauptwort: Schnurren, Possen. Schnorrpeiferei: närrische Redensarten, verrücktes Zeug.

Schnorres: der Schnurbart.

Schnuckele sagt man von Kindern, die mit Wohlbehagen an der Brust trinken; daher Schnuckes: ein Schmeichelwort besonders für wohlgenährte Säuglinge.

Schnuddel: der Rotz; Schnuddelnas': die Rotznase. Ironisch für den welschen oder kalekutischen Hahn. Schnuddele: rotzen; schnuddelig: schmutzig, nachlässig.

Schnuff, die: die Prise Tabak.

Schnütz, die: die Schnautze. „Schweineschnützche met Sauerkraut."

Schnut: der über die Nase der welschen Hähne herabhängende Fleischklumpen; dann überhaupt der Mund, Schnautze.

Schohreich': eine Eiche, deren Aeste stets jung (zur Fütterung der Schafe) abgehauen, geschoren werden; sie wird dadurch knorrig.

Scholch, schollig: trocken, eingetrocknet und daher leck. „Die Bütt' es scholch": sie rinnt.

Schölp, die: die Scholle. „En Eisschölp." (Holl. schelp.)

Schoake, die: lange Beine. „Dä Kerl hat Der ä Paar Schooke am Leif!" (Schäcken.)

Schores: Nutzen, Gewinn.

Schorge, schurge: schieben. Schorgskahr: eine Schiebkarre. Daher Schorger: der Lastträger.

Schötzche, das: eine eigene Weckform.

Schottel: die Schüssel.

Schottert, der: ein Hahn ohne Schweif. Der Hof, auf dem ein ächter Schottert ist, bleibt frei von Ratten.

Schotze, schutze: von Statten gehen, einen Erfolg von der Arbeit sehen. „Et schotzt": die Arbeit schreitet gut voran, geht gut von der Hand.

Schrappe: schaben, kratzen; zesammeschrappe: zusammenscharren, auf geizige Weise. „Dä hat sech e schön Vermöge zesammegeschrappt!" Schrappsel: das Gesammelte.

Schreff: trocken, namentlich vom Grund und Boden.

Schreiwes: 1) Schriftliches, Actenmäßiges, ein Brief, zuweilen zusammengesetzt: „Ech han en Schreiwebreef erhalle!" 2) Das Schreibzeug, das zum Schreiben Erforderliche.

Schriftebock: eine Mappe.

Schroh: garstig, häßlich.

Schrohm: Strich; **Schrohmholz:** ein Lineal.

Schrompel: eine alte magere Frau; **schrompelich:** runzelich. Von Schrumpfen.

Schronn: die Schrunde.

Schruppe: den Boden mit einem **Schrupper** (Schrübber) reinigen, scheuern.

Schubbe, sich: sich drücken, weg machen oder auch etwas nur mit Unwillen thun. „Schubb' Dech, su lang Dau wellst, Dau moß et doch dohn!"

Schuckere: schaudern, frieren. „Et schuckert mech": es überläuft mich wie mit einer Gänsehaut, oder auch: es friert mich. **Schuck, schuck!** ist der gewöhnliche Ausruf, um das Gefühl der Kälte zu bezeichnen. **Schuckerig:** unangenehm, windig, kalt. „Et es esu schuckerig drauße, mer sollt kaine Hond vur de Dihr jage!" **Schucker:** ein kalter Schauer.

Schuhriegele: einen fortwährend quälen, keine Ruhe lassen.

Schüpp: 1) die Schaufel; 2) der Schirm an einer Mütze, Kappe.

Schur, Schuhr: ein lästiges Ungemach, irgend eine Belästigung, Qual, Plage. „Hätt' ech de Schur vom Hals!" „Dat han se mer bluß zor Schur gedohn!"

„Er sucht mir alles zur Schur zu thun!"
Reinecke Fuchs II. 9. 30.

Schurgele: etwas hin- und herwerfen.

Schutt: Platzregen. „Of aimol gof et en Schutt!"

Schuwiak: Schuft.

Schwadem: der Lichtdampf. „Die Lamp schwädemt": sie setzt Ruß ab.

Schwamm: Feuerschwamm, Zunder.

Schwanze, schwade: prügeln.

Schwappele: wallen, überlaufen wollen, hin- und herfahren. „Dat Wasser schwappelt." „Dä Bauch hat em geschwappelt

vur Lache." **Geschwappel**: etwas, was schwappen macht. „Sauf net esu vill Wasser, dat micht Der norens Geschwappel em Leif." **Schwappelich**: hin und her beweglich.

Schwarz: schmutzig. Schwatze Wäsch', schwarz Papier.

Schweige: zum Schweigen bringen in der Redensart: „Schweig' mol dat Kend!" oder: „Dau kannst noch net emol dat Kend schweige!"

Schwelles: der Kopf, namentlich wenn er dick ist. „Dau hast en decke Schwelles!" „Hau em ein vur dä Schwelles!"

Schwer Leid: eigentlich die Epilepsie (s. o.), gewöhnlich aber nur als Ausruf, Schimpfwort gebraucht. Ebenso **Schwerhacke!**

Schwirbele: wirbeln.

Seih', die: das Sieb; **seihe**: sieben.

Seitches: seitwärts.

Sicherer, ein: ein Gewisser. „Ein sicherer N. N.": ein gewisser N. N. (Wien.)

Siffere: eine Feuchtigkeit ausschwitzen; auch von einer wunden Fläche, die eben anfängt zu eitern.

Sinder: seitdem, seither.

Singele: eigenthümlich schmerzen, z. B. wenn man sich verbrannt hat, so bezeichnet man den Schmerz mit „singele"; ebenso wenn ein Glied eingeschlafen ist, so **singelt** es in demselben.

Siweck: scherzweise der dreieckige, auf zwei Seiten aufgekrämpte Hut, wie ihn früher die Bauern trugen. („Sieh' weg, sonst stoße ich Dir ein Auge aus!")

Söffig, angenehm zum Trinken, vom Weine, wenn er Lust zu mehr erweckt. (Présent à boire.)

Sölle, sülle: das Speicheln der kleinen Kinder; **Söllappen**: das Kinn- oder Brusttuch, welches man den Kindern vorbindet, um den Speichel aufzufangen.

Sommervogel, Summervuel: der Schmetterling.

Spack: wenig, kaum ausreichend.

Späne: ein Kind von der Mutterbrust entwöhnen.

Spautze: speien, so daß der Speichel sich verbreitet; den Mund voll Wasser in vielen einzelnen Strahlen ausspeien. **Spautze**-

[illegible]: [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]: [illegible]
[illegible]: [illegible]
[illegible]: [illegible]
[illegible]: [illegible]
[illegible]
[illegible]: [illegible]
[illegible]: [illegible]
[illegible]
[illegible]: [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]: [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Schubriegel [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Schurgel [illegible]
[illegible]
[illegible]
Schwatz [illegible]
[illegible]
Schwa [illegible]
Schwa [illegible]
Schwa [illegible]
[illegible]

und ausschlägt. (S. Bärsch: das Kloster
.)
ei, in welchem der Löffel stehen bleibt.
en ordentliche Stampes, dä hält widder!"
(manchon).
r Zahlung, namentlich bei Versteigerungen,
n verschiedenen Terminen zu zahlen ist. Den
: den Termin regelmäßig zahlen.
: ein ungeschickter, steifer Kerl.
junges mageres Rind.
stine.
; die Steip: die Stütze.
auptstock des Weinstocks, dann auch der Weinstock
Dat Mädche hat vill Steule", d. h. Weinstöcke,
Vermögen anzudeuten. 2) Der Stock, auf welchen
stliche bei Processionen die Monstranz setzt, wenn
estanden wird.
Punkt, jeder kleine Theil. Man kann draußen keinen
sehen: nicht das Mindeste sehen. Stichedunkel:
dunkel. (S. Auerbachs Dorfgesch. II. S. 227.)
: übel, moderig riechen aus Mangel an Luft; sticksig:
immelig, verdorben.
e, der: der Anfall. „Hä hat widder sein' Stiewe": er
at seinen Anfall, sei es von Narrheit, Trunklust, Faulheit rc.
„Wann hä sein' Stiewe hat, es nix met em anzefenke!"
zele: kleine gestrickte Stauchen für das Handgelenk, Pulswärmer.
iwel, Stibbel: die Hürde, Schafpferche.
tiwele, ofstiwele: stellen, aufstellen, putzen. „Dä hat sech gehierig ofgestiwelt!" „Dat Koppergescherr es schön gestiwelt."

Stiwirz, der: das aus gespaltenen Scheitern zugehauene Holz, welches zwischen die Tragbalken einer Decke oder die Balken einer Wand geschlagen wird, um mit Heumörtel umgeben die Grundlage derselben zu bilden. Eine Decke stiwirze.

Stiwitze, stibitze: auf eine listige Art etwas wegnehmen, stehlen.

Stoche: das Feuer anschüren oder auch anmachen. „Stoch' emol tüchtig!" Stocheise: das Schüreisen.

männche: ein von angefeuchtetem Pulver gefertigter Sprühkegel.

Speiß: der Mörtel.

Spengel, die: die Stecknadel (épingle). Spengele: durch Stecknadeln zusammenstecken.

Sperkel oder eigentlich Per Sperkels": der Februar; von Spork, Spurk: der Koth. Wenn es im Februar schneit, sagt man: die Sperkelsin (ob dies des Februars Frau oder seine Großmutter bedeutet, ist zweifelhaft) schüttelt ihre Unterröcke. Deren trägt sie sieben; je mehr sie davon schüttelt, desto stärker fällt der Schnee.

Sperregickes: Hochmuth, Stolz. „Dä Sperregickes steigt em!"

Sperregickse: Narrenspossen, Redensarten. „Mach' kein' Sperregickse!" Auch: „Sperregicks Dech net lang": zögere nicht.

Spick, Spöck: der Lavendel.

Spierche: ein klein wenig, ein Restchen. „Et es kai Spierche mieh do": keine Spur.

Spill: die Menge. „Do wor Der â Menschespill!" „Guck emol dat Spill Kromesvüel!" Dann auch 2) Tanzmusik.

Spillrag': ein verspieltes Kind, ein Kind, das zu viel spielt und vom Spiel nicht abzubringen ist.

Spliekopp: eine Art Schuhnagel, mit länglichem, gleichsam gespaltenem Kopf.

Splitter: ganz und gar; splitternackig: ganz nackt.

Spunsere: die Cour, den Hof machen, namentlich jungen Mädchen.

Sprock: brüchig, spröde.

Spunium: Geld. „Dä hat Spunium!"

Staaz: elegant, geputzt. „A hat sech staaz gemacht."

Stabel: ganz und gar; stabelgeckig.

Staches, Stacheies: ein dummer Kerl. (Schimpfwort.)

Stackettefficker: Spottwort, etwa mit Döppchesgucker von gleicher Bedeutung.

Stahle: das Muster. „Ech han dä Stahle gewäsch', de Farw' gith aus!" „Dat es en schöne Stahle von 'ner Mähd!" 2) Ein starker Ast der Kopfweide, der gehörig zugerichtet zur Anpflanzung bestimmt ist, indem er, in feuchten Boden

gesetzt, Wurzel faßt und ausschlägt. (S. Bärsch: das Kloster Steinfeld, S. 83.)

Stampes: jeder Brei, in welchem der Löffel stehen bleibt. „Owends get et en ordentliche Stampes, dä hält widder !"

Stauche: der Muff (manchon).

Steg: Termin einer Zahlung, namentlich bei Versteigerungen, deren Ertrag in verschiedenen Terminen zu zahlen ist. Den Steg einhalten: den Termin regelmäßig zahlen.

Steiles, Sticker: ein ungeschickter, steifer Kerl.

Steilkalf: ein junges mageres Rind.

Steinche: Christine.

Steipe: stützen; die Steip: die Stütze.

Steul: der Hauptstock des Weinstocks, dann auch der Weinstock selbst. „Dat Mädche hat vill Steule", d. h. Weinstöcke, um sein Vermögen anzudeuten. 2) Der Stock, auf welchen der Geistliche bei Processionen die Monstranz setzt, wenn stille gestanden wird.

Stich: der Punkt, jeder kleine Theil. Man kann draußen keinen Stich sehen: nicht das Mindeste sehen. Stichedunkel: ganz dunkel. (S. Auerbachs Dorfgesch. II. S. 227.)

Stickse: übel, moderig riechen aus Mangel an Luft; sticksig: schimmelig, verdorben.

Stiewe, der: der Anfall. „Hä hat widder sein' Stiewe": er hat seinen Anfall, sei es von Narrheit, Trunkluft, Faulheit ꝛc. „Wann hä sein' Stiewe hat, es nix met em anzefenke!"

Stitzele: kleine gestrickte Stauchen für das Handgelenk, Pulswärmer.

Stiwel, Stibbel: die Hürde, Schafpferche.

Stiwele, ofstiwele: stellen, aufstellen, putzen. „Dä hat sech gehierig ofgestiwelt!" „Dat Koppergescherr es schön gestiwelt."

Stiwirz, der: das aus gespaltenen Scheitern zugehauene Holz, welches zwischen die Tragbalken einer Decke oder die Balken einer Wand geschlagen wird, um mit Heumörtel umgeben die Grundlage derselben zu bilden. Eine Decke stiwirze.

Stiwitze, stibitze: auf eine listige Art etwas wegnehmen, stehlen.

Stoche: das Feuer anschüren oder auch anmachen. „Stoch' emol tüchtig!" Stocheise: das Schüreisen.

Stockviull: Goldlack.

Stollert: ein irdener Topf; meistens im Diminutiv gebräuchlich: ein Stollertche.

Stömbche: ein Stümpfchen, ein Rest. „E Lichtstömbche of em Prositche." „Dat Stömbche Grombiere lo en der Mann sollt Ihr mer abkaafe!"

Stompax: ein steifer Mensch. (Schimpfwort.)

Stompe: stoßen; Stomp: der Stoß.

Stömpe: Jemanden auf eine unhöfliche Art in die Rede fallen, so daß jener schweigen muß; dann auch: einen zurechtweisen, ad absurdum führen. „Dau hast dä ower schroh gestömpt!"

Stompere: einen beim Handel irre machen, ihn hierbei durch falsche Angaben verwirren. Dann aber auch sagt der Makler: „ech han esu vill gebote, Dau werst mei Wurt net stompere!" d. h. wahrhalten.

Storge: rasch, stürmisch gehen. In der Gaunersprache: im Lande umherfahren. Storger: ein Quacksalber, Zahnarzt.

Strängse: stehlen.

Strapezant: ermüdend, anstrengend, mit Strapatzen verbunden.

Stretze: spritzen. Stretzbüchs: eine Spritzbüchse, eine kleine Spritze. Stretzegebäcks: Spritzkuchen, Spritzgebackenes.

Striffel: der Streifen, namentlich der Jabot an den Hemden.

Strohm: ein Strich, eine Linie.

Strolle: eine Rolle; Strolle-Tuback: Rollen-Tabak.

Stronze, herumstronze: faullenzen, aus einem Hause in das andere gehen zum unnützen Plaudern; 2) prahlen.

Stropp: die Schlinge, Schleife.

Ströppe: streifen. Einem die Haut über die Ohren ströppe. Der Wirth, der große Rechnungen macht, ströppt die Gäste. Jagdströpper: ein Wilderer.

Struwelkopp: einer, dem die Haare auf dem Kopf wirr durcheinanderstehen, ein Struwelpeter; struwelich: wüst durcheinander, verworren.

Stück, plur. Stücker: als Zusatz zu Zahlen gebräuchlich. „Et wore en Stücker 6!" „Et ginge en Stücker 10 vur!"

Stückelche: eine kleine Erzählung, eine Anekdote, ein Schwank.

Student. Studentche: jeder Knabe, der eine höhere Schule besucht.

Stummel: der Stumpf.

Stutz, die: ein eigenes Gefäß, welches man namentlich beim Abzapfen des Weines gebraucht; stutze: mit den Gläsern anstoßen.

Süchtig: sichtig, das Wahre, Sichtbare, z. B. der süchtige Deuwel: der wahrhaftige Teufel.

Suckele, aussuckele: saugen, aussaugen.

Sußlich: widerlich süß.

Sutter: alles was ausschwitzt, sei es aus einer Wunde, oder aus irgend einem Gefäß, einem Faß, besonders aber einer Tabakspfeife, daher auch das Wasser im Abguß einer Pfeife Sutter genannt wird; suttere: ausschwitzen (sudare).

Tahrt, die: die Torte; Tährtche.

Tappsche: tappen, tasten.

Tatschele: fühlen, herumfühlen, betasten mit dem Nebenbegriff der Zärtlichkeit: tätschele: weich, schonend erziehen; vertätschele: verziehen; tatschelich: weich, teigig.

Tautele: zaudern, etwas langsam thun; tautelich: empfindlich; Tautel: ein empfindlicher Mensch, der keinen Schmerz ertragen kann.

Terme: grenzen, bei Grundstücken üblich.

Terminire: betteln.

Teufhenker, der: der Teufel, der Henker. „Dä Teufhenker soll Dech holle!"

Thürängele: einen sehr quälen und plagen, Jemanden zwischen Thür und Angel setzen.

Tifftele: kleine Arbeiten machen; tifftelich: kleinlich; Tiffteler: einer, der kleine Arbeiten macht; Getifftel.

Tippel, Tippelche: der Punkt.

Todtebeincher: s. Dudebaincher.

Tootsche: mit der Hand herumfühlen im Dunkeln, Zweifelhaften; Tootsch: die Hand.

Topig: dumm, einfältig; Topert: Dummkopf.

Töppele: sprenkeln; getöppelt: gesprenkelt.

Torkele: taumeln, wie ein Betrunkener.

Tormel: der Taumel. „Hä es em Tormel": er ist betrunken. Tormelig: schwindelig.

Tort: Leid, Marter, Qual. „Einem en Tort andohn."

Tottele: stottern; Totteler: Stammler; tottelig.

Trallig, plur. Trallje: die eiserne Stange vor einem Fenster. (Franz. treille.)

Trampele: plump auftreten, schwerfällig, langsam gehen; Trampelthier: das Dromedar, auch Schimpfwort für eine langsame, schwerfällige Weibsperson.

Trändele: zaudern, langsam etwas machen. „Selig sind die Langsamen, denn sie werden Gottes Trändeler genannt."

Traschake, traschäke: einen tüchtig abprügeln. Das Wort soll von einem alten Kartenspiel „Treschak" herrühren.

Trätsche: klatschen. „Et rähnt, daß et trätscht!" Dann auch: schwatzhaft sein, alles weiter und wieder sagen. „Nau hast Dau alt widder geträtscht!"

Traufel: die Maurer-Kelle.

Trei: untief; dann auch: trocken. „Dat Wasser am Hondsschwanz es ganz trei; et gieht Der en der halve Mussel noch net an de Knee!" „Hall et Maul, Dau bes jo noch net trei henner dä Uhre!"

Treiwe giehn: verloren gehen, vom Forttreiben durch Wasser. „Ech wohr esu krank, ech sein bahl treiwe gange."

Treppling, Trappling: die Treppenstufe; Trapp: die Treppe.

Tribellire, tribullire: quälen (tribulare).

Trocke Muß, ein: entweder Einer, der nie lacht, ein ernsthafter Mensch, oder Einer, der die lächerlichsten Sachen ernst vorbringt.

Trompe: Trümpfe, als Bezeichnung eines sehr geringen Werthes. Etwas für drei Trompe verkaufen: etwas unter dem Werthe, für eine Kleinigkeit verkaufen. 2) Einen gehörig abweisen, abfertigen, eine unbillige Forderung energisch abweisen.

Tröpfe: tröpfeln; Tröps: ein Tropfen. „Dat schönste Mädche hat en Tröps an der Nas'!" Tröpfenaß: so naß, daß man tropft. (Hundsrück: Tröpferinnenaß.)

Trosse, oftrosse: ausspüren, herausfinden, erfahren. „Wu hast Dau dat nau widder ofgetroßt?"

Trutschel: ein dickes Kind, eine dicke Weibsperson.

Tuckele: sich zusammenkauern, dadurch sich verstecken. „Tuckel Dech!"

Tutschele: zusammen heimlich sprechen, sich etwas zuflüstern. „Wat es dat für e Getutschels?"

Tutt': die Düte von Papier. Ein Tüttche.

Uebeldranigkeit: Verlegenheit.

Uebereck's: seitwärts, über die Achsel.

Ueberhole: überhören. „Uewerholl mech emol, ob ech mein Offgab kann."

Ueberhöppele: überhüpfen, überschlagen, überspringen, etwas übergehen.

Ueberrenzig, üwerrensig: übrig, was übrig geblieben. „Em Uewerensige": übrigens.

Ueberschlagen, verschlagen: etwas warm, von Getränk, das so lange an einem warmen Ort gestanden, bis es ein wenig warm, laulicht geworden.

Ueberstölpe: überrumpeln, rasch über Jemanden herfallen, so daß derselbe sich im Augenblick nicht zu helfen weiß.

Ueberzwergs: quer; auch: ungeschickt.

Uhrepetscher: Ohrwurm.

Ulles: eine runde Schlafhaube.

Umgehen: spuken. „Et gieht en dem Haus om": es sind Gespenster drinnen.

Umlauf, Umläufer: der Wurm am Finger, Panaritium. In der Eifel sagt man: Er hat einen Umläufer im Kopf: er ist schwindelig.

Ummache: das Feld pflügen, graben.

Umstölpe: umkehren, einen Teller, ein Glas ꝛc. umstölpen, um damit etwas zu bedecken.

Unduldche: ein verzogenes Kind, welches keine Geduld hat.

Ungedanke: Zerstreutheit, Zerstreuung. „Ech han dat Rähnparaplui en Ungedanke stinn loße!"

Ungelegenheit: Umstände, Arbeit. „Mache Se sech doch kai Ungelegenheite wege mir!"

Torkele: taumeln, wie ein Betrunkener.

Tormel: der Taumel. „Hä es em Tormel": er ist betrunken. Tormelig: schwindelig.

Tort: Leid, Marter, Qual. „Einem en Tort andohn."

Tottele: stottern; Totteler: Stammler; tottelig.

Trallig, plur. Tralle: die eiserne Stange vor einem Fenster. (Franz. treille.)

Trampele: plump auftreten, schwerfällig, langsam gehen; Trampelthier: das Dromedar, auch Schimpfwort für eine langsame, schwerfällige Weibsperson.

Trändele: zaudern, langsam etwas machen. „Selig sind die Langsamen, denn sie werden Gottes Trändeler genannt."

Traschake, traschäke: einen tüchtig abprügeln. Das Wort soll von einem alten Kartenspiel „Treschak" herrühren.

Trätsche: klatschen. „Et rähnt, dat et trätscht!" Dann auch: schwatzhaft sein, alles weiter und wieder sagen. „Nau hat Dan alt widder geträtscht!"

Traufel: die Maurer-Kelle.

Trei: untief; dann auch: trocken. „Dat Wasser am Hondsschwanz es ganz trei; et gieht Der en der halve Mussel noch net an de Knee!" „Hall et Maul, Dau bes jo noch net trei henner dä Uhre!"

Treiwe giehn: verloren gehen, vom Forttreiben durch Wasser. „Ech wohr esu krank, ech sein bahl treiwe gange."

Treppling, Trappling: die Treppenstufe; Trapp: die Treppe.

Tribellire, tribullire: quälen (tribulare).

Trocke Muß, ein: entweder Einer, der nie lacht, ein ernsthafter Mensch, oder Einer, der die lächerlichsten Sachen ernst vorbringt.

Trompe: Trümpfe, als Bezeichnung eines sehr geringen Werthes. Etwas für drei Trompe verkaufen: etwas unter dem Werthe, für eine Kleinigkeit verkaufen. 2) Einen gehörig abweisen, abfertigen, eine unbillige Forderung energisch abweisen.

Tröpfe: tröpfeln; Tröps: ein Tropfen. „Dat schönste Mädche hat en Tröps an der Nas'!" Tröpfenaß: so naß, daß man tropft. (Hundsrück: Tröpferinnenaß.)

Trosse, oftrosse: ausspüren, herausfinden, erfahren. „Wu hast Dau dat nau widder ofgetroßt?"

Trutschel: ein dickes Kind, eine dicke Weibsperson.

Tuckele: sich zusammenkauern, dadurch sich verstecken. „Tuckel Dech!"

Tutschele: zusammen heimlich sprechen, sich etwas zuflüstern. „Wat es dat für e Getutschels?"

Tutt': die Düte von Papier. Ein Tüttche.

Uebelbranigkeit: Verlegenheit.

Uebereckś: seitwärts, über die Achsel.

Ueberhole: überhören. „Uewerholl mech emol, ob ech mein Offgab kann."

Ueberhöppele: überhüpfen, überschlagen, überspringen, etwas übergehen.

Ueberrenzig, äwerrensig: übrig, was übrig geblieben. „Em Uewerensige": übrigens.

Ueberschlagen, verschlagen: etwas warm, von Getränk, das so lange an einem warmen Ort gestanden, bis es ein wenig warm, laulicht geworden.

Ueberstölpe: überrumpeln, rasch über Jemanden herfallen, so daß derselbe sich im Augenblick nicht zu helfen weiß.

Ueberzwergs: quer; auch: ungeschickt.

Uhrepetscher: Ohrwurm.

Ulles: eine runde Schlafhaube.

Umgehen: spuken. „Et gieht en dem Haus om": es sind Gespenster drinnen.

Umlauf, Umläufer: der Wurm am Finger, Panaritium. In der Eifel sagt man: Er hat einen Umläufer im Kopf: er ist schwindelig.

Ummache: das Feld pflügen, graben.

Umstölpe: umkehren, einen Teller, ein Glas rc. umstölpen, um damit etwas zu bedecken.

Undauldche: ein verzogenes Kind, welches keine Geduld hat.

Ungedanke: Zerstreutheit, Zerstreuung. „Ech han dat Rähnparaplui en Ungedanke stinn loße!"

Ungelegenheit: Umstände, Arbeit. „Mache Se sech doch kai Ungelegenheite wege mir!"

Ungut: übel. „Nichts für ungut": nehmen Sie mir's nicht übel.
Unheimlich: ängstlich. „Et wihrt mer ganz unheimlich hie!"
Unnerwegs lasse: unterlassen.
Unnig: unter.
Unnütz sein oder sich machen; schimpfen, schmähen, bei offenbarem Unrecht noch raisonniren.
Unthätche: der kleinste Fehler. „Et es kai Unthätche dran!"
Unthuner: einer der nichts Gutes thut, ein nichtsnutziger Mensch. Ein unthuener Mensch!
Unverhuts: unvermuthet.
Urrmachen: einen erzürnen, böse machen.
Urze, verurze: verderben; wenn das Vieh das Futter aus der Krippe unter die Füße wirft und verdirbt, so wird letzteres verurzt. Selten von Menschen, die leckerhaft essen und das weniger Schmackhafte liegen lassen. Ein Uerzche: ein Rest.
Utsch! der allgemeine Ausruf bei Schmerz.
Uze: necken, spotten. En Uz: eine Posse, mit welcher man Jemanden aufzieht. Uzer: einer, der neckt. „Dä Uzer uzt einem lauter!"
Verbabbele, sich: sich versprechen, etwas Ungehöriges sagen.
Verbabele: verwirren: verbabelt: verwirrt, irregemacht.
Verbelle: sich die Hand oder den Fuß verstauchen, quetschen.
Verdreht: verkehrt. „Dä Mensch es ganz verdreht": er ist nicht klar im Kopf.
Verflammt: keck, entschlossen. „Dat es en verflammter Kerl!"
Versomfeie, verbomfaie: versubeln, durchbringen. 2) Etwas verpfuschen, verderben.
Vergallopere: sich verlaufen, verschnappen, einen Fehler machen. „We Dau met dem Hallunk von dem Spetzbuf sprochst, do hast Dau Dech schroh vergallopert."
Vergange: verwichen, unlängst.
Vergaunere: Geld verspielen, verthun.
Vergeben: vergiften, einen. „Die Frau hat versocht ihre Mann zo vergebe!"
Vergnügen: Genüge. „Ech han mei Vergnüge": ich bin satt.
Verhonze: verderben, verunstalten, schlecht, verkehrt machen.

Verhoppasse: verfehlen, verlieren, vorbeigehen lassen. „Dorch dat Geschwäz han mer dat Dampschess verhoppaßt!“ **Hoppas:** ein Sprung. „Mach' emol ä Hoppasche!“

Verhotzele: verschrumpfen, vertrocknen. „Wie sieht die Frau esu verhotzelt aus!“

Verjuckse: Geld auf fröhliche Weise durchbringen.

Verknutsche: verkrumpeln, zerdrücken, in Falten drücken. Dann auch: etwas überwinden. „Dä hat mer wat gesoht, dat kann ech net verknutsche“: das kann ich nicht annehmen, nicht dabei lassen.

Verkreppe: etwas auf eine besondere Art verbinden, namentlich Holz, Balken.

Verkümmele: etwas leichtsinnig verkaufen. Ebenso: **verkotzele:** etwas im Geheimen leichtsinnig verkaufen, vertauschen.

Verlaub, Verlauf: Urlaub, Erlaubniß. „Met Verlauf zo rede!“

Verleide: einem etwas leid machen, so daß er davon absteht. „Ech sein net mieh bei dä Schütze — dat ville Geldausgewe hat mer dat Pläsir verleid't.“

Vermeine: irren. „Mer vermeint sech als emol!“

Vernattert: versessen, eifrig, begierig. „Dä es of die Jagd ganz vernattert!“

Verörtere: den Platz einer Sache wechseln, eine Sache auf eine andere Stelle bringen. „Die Bohrt müsse verörtert wäre, dat Wasser steigt!“ Bei den Schuhmachern heißt örtern einen Flicken, Flecken auf das Oberleder setzen.

Verpänze: sich überessen, durch übereiltes Essen auf einmal so überfüllt sein, daß man für kurze Zeit nichts mehr essen kann.

Verpicht sein: sehr eifrig, begierig auf etwas sein.

Verplempere: sich in eine unpassende Verbindung einlassen, von welcher man nicht mehr loskommen kann; sich wegwerfen.

Verrampsche: etwas auf leichtsinnige Weise verkaufen, verspielen, vertauschen.

Versauere: zurückgehen, einseitig werden und mit der Zeit, den Wissenschaften 2c. nicht fortschreiten. „Daß Dau versauerscht!“ Verwünschung.

Verschammerere: verderben, muthwillig ruiniren. Dann auch: verliebt sein. „Dau bes en dat Mädche ganz verschammerert!"

Verschellert: erschüttert, betäubt, schwindlich. „Ech sein em Kopp ganz verschellert!"

Verschlampe: durch Nachlässigkeit ruiniren, verderben, namentlich die Kleider.

Verschlicke: verschlucken.

Verschnappe, sich: etwas Verkehrtes, Unpassendes sagen, ein Geheimniß verrathen, ohne es gewollt zu haben, in der Uebereilung sich versprechen.

Verschrombele: verschrumpfen.

Verschütte: (ein Spiel durch eigene Schuld) verlieren.

Versehen, Einen: einem Kranken die h. Sterbe-Sacramente reichen. „Es hä schunst versehn wure?"

Verstand: die Gallerte, Gelée.

Verthuner: Verschwender, einer, der Alles verthut.

Vertusche: verheimlichen, unterdrücken.

Verzähle und Verzählche: erzählen und Erzählung.

Verzappe: den Wein ausschenken, im Kleinen verkaufen; zappe: den Wein durch den Krahnen, den Hahn, aus dem Faß nehmen.

Verzwerwelt, verzwerbelt: verwirrt, außer sich.

Vorschuß: das feinste Mehl.

Vrinche: Veronica.

Waacke, der: ein runder glatter (Quarz-) Stein, wie er zum Pflastern gebraucht wird.

Waar: wohin. „Waar gihst Dau?"

Wachhecke: Wachholder. Wachheckekorn.

Wackerich, wackrig: wach, munter.

Wahrschaue: warnen. Der Nachen, welcher einem Floß vorherfährt, enthält den Wahrschauer, den Warner, auf daß die Schiffe 2c. bei Zeiten dem Floß den erforderlichen Platz machen.

Waig, die: ein gewisses Wagen beim Handel, nur in der Redensart vorkommend: „in die Waig schlinn." Bei un-

günstigem Resultat sagt man: „ä hat zo vill en die Waig geschlohn": zu viel gewagt.

Walke: prügeln; ebenso wammsche. Eine Wammsch: eine Ohrfeige.

Wampes: ein dicker Bauch. „Dau hast Der en Wampes angefreß'!"

Wandlaus: eine Wanze.

Wandrohse, das: das Phantasiren, Delirium in Krankheiten; rasen, als wollte man die Wand heraufspringen, wie bei heftigem Schmerz.

Wankele: wanken. Wankeler. Wankelig.

Wannehr: wann.

Wansich: Wenn ein Faß im Zapf und bald leer ist, wird der Wein darin schaal, riecht etwas säuerlich und heißt dann: wansich, so wie das Faß, welches bald leer ist: wann.

Warf: Werft, Ufer, Damm.

Wasem: der Rasen. Wäsem: ausgestochene abgehobene Stücke Rasen.

Wässig: die Molken.

Watsch, Batsch: eine Ohrfeige, ein Schlag.

Watschele: schwankend gehen, wie die Enten ꝛc.

Watz: der Eber.

Watze: weinen, schreien, gleich unartigen Kindern.

Weck: jeder Semmel. Ein Spitzeweck!

Wegbreit: Wegerich (Plantago).

Wegsteuer: die Kraft, sich selbst fortzubewegen. „Ech han de Wegsteuer net mieh, su mayletzig sein ech!"

Wehk, die: die Wieke, der Docht in der Lampe.

Wehr, die: die Thätigkeit. Immer in der Wehr sein: stets thätig, arbeitsam, geschäftig sein.

Weichsel: Mahaleb-Kirsche (Prunus Mahaleb).

Weickert, der: ein kleiner Weihe, Sperber.

Weil: Weile, Zeit. „Wart' e Weilche!" „Dir bescheere ech ä goldig Nirche on ä selver Wart' e Weilche!"

Wenzele: wälzen.

Wesen, das: Krämpfe, Convulsionen.

Wettmache: ausgleichen.

Wickse: prügeln. Wicks: Prügel. „Do hat et Wichs gewe!" 2) Sich putzen, seinen besten Anzug anziehen. „Dä hat sech en dä Wicks geworfe": der hat sich elegant gekleidet.

Widerborschtig: widerspenstig, eigensinnig.

Widerpart: der Gegner.

Wiewieche: jede kleine Verletzung bei Kindern.

Wildze: einen fremden Nebengeschmack haben, z. B. von Kaffee, der havarirt ist.

Willmuth: Muthwille.

Wimmerze, wihmerze: wimmern.

Wingert: der Weingarten, Weinberg.

Winnelweich: so weich, daß man den Geprügelten gleichsam in Windeln einschlagen muß.

Winsch: schief; von windschief zusammengezogen.

Wirke Tuch: grobes Tuch, von Werg verfertigt.

Wispel: Mispel.

Wissele, wussele: geschwind mit kleinen Schritten gehen, sich bewegen, hin und her kriegen; wuslich: lebhaft, beweglich, besonders von kleinen Kindern gesagt. (Auerbach's Dorfgeschichten. Stuttg. 1854. Bd. III. S. 293.)

Witz: der Schafbock.

Witze: dicht anstreichen, berühren, nahe grenzen. „Dä Mörwel witzt": er berührt den Kreis.

Wiwele: sich fortwährend bewegen, unruhig hin und her rutschen; wiwelich: unruhig.

Wolf, der: die Raupe der Rebenmotte zur Zeit der Blüthe der Trauben, des kleinen und des großen Wolfs (Pyralis fasciana).

Worge: würgen, mit Mühe schlingen.

Wunzig: winzig.

Wupp dich! Ausruf, wenn etwas geschwind geschieht.

Wutz: ein Schwein.

Zammel: die Faser. „Deine Rock hängt voll Zammele."

Zärge: zerren, necken, ärgern. „Zärg' dä Hond net esu!" Zarger: ein Necker.

Zatz: die Hündin.

Zanbel: eine gemeine, schmutzige, liederliche Weibsperson. 2) Eine Hündin.
Zausele: rupfen, necken. „Ech han Der en gezauselt!"
Zeitlich: früh, bald; dann auch: oft.
Zerschellere: zertrümmern, voller Risse und Sprünge sein, eine Menge Verwundungen, Contusionen 2c. haben.
Zerwes: Servatius.
Zich, die: der Ueberzug über das Kopfkissen.
Zimperlich: weichlich, empfindlich.
Zippel: ein einfältiger Mensch. Schimpfwort.
Zitterches: wenn die Kinder die Finger gegenseitig einschlagen und sich rückwärts gelehnt im Kreise herumdrehen, so gerathen die Arme durch die Spannung in ein gewisses Zittern: daher der Name dieses Spiels.
Zores, der: Spaß, Vergnügen, Neckerei; gleich dem „Trödel" der Studenten.
Zu: geschlossen. „En zuener Wagen": ein geschlossener Wagen.
Zummel, Zammel: eine gemeine Weibsperson, die gern herumläuft.
Zuschustere: zuwenden, zukommen lassen. „Dä schustert dem Mädche Alles zu!"
Zuthunlich: anhänglich; aber auch: zudringlich.
Zutt: die Abflußröhre an einem Gefäß.
Zwatzelich: verkrüppelt, verkümmert, durch Verwachsen.
Zweifele: mitunter für glauben. „Ech han et gezweifelt": ich habe es geglaubt.
Zwerch: quer.
Zwiwele: zwiebeln, einen: einem zusetzen, ihn quälen. „Ech han Der en su lang gezwiwelt, bis ä et gedohn hat!"

Nun zurück zur Universität. Der gegenwärtige Stand des Lehrer-Personals derselben ist folgender: 1. Evangelisch theologische Facultät: Ordentliche Professoren: Krafft, Held, Lange, Hundeshagen, Kamphausen und Christlieb. Privatdocent Barmann. 2. Katholisch-theologische Facultät: Ordent-

liche Professoren: Achterfeldt, Dieringer, Hilgers, Floß, Reusch, Langen. Außerordentliche Professoren: Roth und Simar. Privatdocent Kaulen. 3. Juristische Facultät: Walter, Bluhme, Böcking, Sell, Bauerband, Hälschner, Aegidi, ordentliche Professoren; Nicolovius, Hüffer und Schröder, außerordentliche Professoren, und Lörsch, Privatdocent. 4. Medicinische Facultät: Naumann, Weber, Veit, Busch, Schultze, Pflüger, Rühle, Rindfleisch, ordentliche Professoren; Schaaffhausen, de la Valette St. George, Sämisch, Binz, außerordentliche Professoren, und Doutrelepont, Finkelnburg, Greeff, Obernier und Preger, Privatdocenten. 5. Philosophische Facultät: Nöggerath, Bischof, van Calker, Argelander, Diez, Bergemann, Lassen, Jahn, Gildemeister, von Sybel, Mendelssohn, Knoodt, Troschel, Simrock, Nasse, Schäffer, Springer, Kampschulte, Usener, Lipschitz, Hanstein, Heimsoeth, Delius, Kekulé, Landolt, Meyer, ordentliche Professoren; Breidenstein, Kaufmann, Ritter, Radicke, Schaarschmidt, vom Rath, Neuhäuser, Bernays, Wüllner, Mohr, Held, außerordentliche Professoren; Andrä, Bernhard, Gehring, Güßfeldt, von Hertling, Kekulé, Ketteler, Klein, Kortum, von Lasaulx, Müller, Nissen, Ritzer, Pfeth, Schlüter, Thiel, Varrentrapp, Privatdocenten. Ein allerdings sehr zahlreiches Lehrer-Personal, wenn man auch davon absieht, daß mehrere Professoren fortfahren werden, keine Vorlesungen zu halten.

In Bezug auf die Studirenden in der ersten Zeit der Universität zurückkommend, so erfreute sich dieselbe, also besetzt und ausgestattet, denn auch bald eines erheblichen Besuchs. Die Zahl von 45, als jene der im ersten Semester immatriculirten Studenten, stieg im Laufe der Jahre bis 1000; 700 möchte als Durchschnittszahl anzunehmen sein. Sie betrug z. B. 1822 (Sommer-Semester) 571. 1824: 650. 1826: 902. 1829: 978. 1851: 1000. 1856: 755. 1860: 832. 1865: 853. 1868: 950. Nach Ausweis des „amtlichen Verzeichnisses des Personals und der Studirenden“ ist die Universität in diesem Winter von 875 „immatriculirten Studirenden“ besucht, während deren Zahl im vergangenen Sommer 904 betrug. Von ihnen gehören zur katholisch-theologischen Facultät 208 (189 im Sommer), zur evan-

gelisch-theologischen 46 (53 im Sommer), zur juristischen 173 (178 im Sommer), zur medicinischen 201 (209 im Sommer), zur philosophischen 247 (275 im Sommer). An „Ausländern" (d. h. Nichtpreußen) zählt die katholisch-theologische Facultät keinen, die evangelisch-theologische sechs, die juristische zehn, die medicinische sieben, die philosophische 52. Der Zahl der Studirenden nach wird Bonn nur von Berlin und Breslau übertroffen; denn Bonn ward sehr bald ein poetischer Lieblingsort der akademischen Jugend. So ist denn auch der tiefsten und wahrsten Bildung vieler Tausende hier vorgearbeitet worden, welche als Aerzte, Lehrer, Beamte, Geistliche, Gelehrte in allen Gauen des Vaterlandes wirken. Namentlich sei noch erwähnt, daß theils der Ruf der Universität, theils die Reichhaltigkeit literarischer und sonstiger Hülfsmittel, theils das Angenehme und Wohlgelegene des Orts stets eine größere Menge junger Docenten angezogen hat, welche, hier ihre akademische Laufbahn beginnend, Bonn zu einer Pflanzschule des Universitäts-Lehrerstandes gemacht haben.

Ueber die Verhältnisse der Studirenden selbst gibt eine Notiz über die an den Universitäten gezahlten und gestundeten Honorare, wenn auch nur annähernd, einen erfreulichen Aufschluß. Es betrug nämlich in den 6 Semestern vom Sommer 1832 bis zum Winter 1834 das zu zahlende Honorar zu Berlin 205,734, zu Bonn 90,078, zu Breslau 84,609, zu Halle 63,552, zu Greifswald 6241, zu Königsberg 22,512, zu Münster 2628 Rthlr., von denen gestundet wurden

bis nach der Anstellung zu	Berlin,	Bonn,	Breslau,	Halle,
	$^1/_4$	$^1/_4$	$^1/_2$	$^1/_4$
" " " " "	Greifswald,	Königsberg,	Münster,	
	$^{11}/_{18}$	$^9/_{22}$	$^7/_{26}$	
auf kurze Zeit zu . . .	Berlin,	Bonn,	Breslau,	Halle,
	$^1/_{32}$	$^1/_{114}$	$^{13}/_{63}$	$^1/_{28}$
" " " " . . .	Greifswald,	Königsberg,	Münster.	
	$^1/_{31}$	—	—	

Und diese Universität feierte in den Tagen des 2. bis 4. Aug. 1868 ihr fünfzigjähriges Bestehen. Der 3. Aug. war der so oft gefeierte Geburtstag ihres erhabenen Stifters, Königs Friedrich Wilhelm III, und ward deshalb gewählt statt des eigentlichen Stiftungstages, dem schon winterlichen 18. Oct. Früh ergingen die Einladungen in Form eines lateinischen, von Professor Dr. Heimsoeth verfaßten Programms, und freudig erfolgten die Zusagen von allen Seiten; noch zahlreicher strömten die Gäste selbst herbei, freudigst begrüßt von Alt und Jung. Jeder Zug, jedes Dampfschiff führte der Stadt neue Gäste zu und zwar zumeist solche, denen ihr Anblick alte, liebe Erinnerungen wach rief. Freunde fanden sich jeden Augenblick, das war ein Umarmen und Händedrücken, ein Wiedersehen der „alten Herren", eine Freude, ein Jubel. Und gerade diese alten Herren, mit ihren bunten Bändern und leichten Cerevis-Mützchen, die zu dem Ernst des Lebens, in welchen sie getreten, lebhaft contrastirten, bildeten eigentlich die schönste Decoration des gemüthlichen Festes. Einladungen aber hatten erhalten sämmtliche deutsche Universitäten mit Einschluß der deutsch-östreichischen, die Universitäten der Schweiz und jene zu Dorpat; ferner die Akademien Braunsberg, Münster, Paderborn und Hamburg, endlich die Akademie der Wissenschaft in Berlin und jene der Künste in Düsseldorf. Auch die aus dem ersten Jahre der Universität noch lebenden Studirenden sollten einem Beschlusse des Senats zufolge eingeladen werden. Nachforschungen ergaben, daß deren noch 11 vorhanden.

Die Presse sandte ihren Festgruß durch ihr rheinisches Hauptorgan:

Ein Jubelfest, ich seh's bereiten,
Die Gäste nah'n von allen Seiten
Dem schönen Bonn, der Musenstadt,
Die reichgeschmückt mit gold'nem Kranze
Auf ihren Ehrentag die ganze
Freundschaft zu sich beschieden hat.

Ja, Schar auf Schar erscheint und jede
Begrüßt mit Spruch, mit Lied und Rede
Den Hort der Wissenschaft am Rheine,
So darf denn auch von dieser Stelle
Ein Gruß, der sich dem Fest geselle,
Aus voller Brust gesprochen sein.

Heil dir, du Jubelbraut am Rheine,
In Akademos' schönem Haine,
Du alma mater uns'rer Wahl!
Und ist's auch keine Fest-Adresse,
Ist's doch ein Gruß der deutschen Presse:
Sei uns gegrüßt viel tausendmal!

Als Vertreter der Presse waren eingeladen die Redacteure der Cölner, Bonner, Coblenzer, Elberfelder, der Rheinischen Zeitung, des Staatsanzeigers, der Post, der National-, der Norddeutschen Allgemeinen, der Vossischen Zeitung, des Frankfurter Journals, des Braunschweiger Tageblatts, der Preußischen Jahrbücher, der Leipziger illustrirten Zeitung und des Daheim; endlich auswärtiger Blätter, der Revue contemporaine, der Indépendance Belge, der New-York Tribune und des Argus in Melbourne. Frühe begann die Stadt ihre Häuser festlich zu schmücken; wußte sie doch recht gut, wie viel sie der Universität, dieser Pulsader ihres Lebens und Wirkens, zu verdanken hat. Bald prangte sie denn auch festlich in dem buntesten Fahnenschmuck, in grünen Guirlanden und Kränzen. Es ist dies eine Errungenschaft des Jahres 1848: wer dachte früher daran, eine Fahne auszuhängen, wer hätte es gewagt, dies Privilegium der Behörden anzutasten? Und jetzt findet diese Art von Ausschmückung überall und stets Anwendung; eine Fahne gehört zu den Bedürfnissen des Hauses, und da sie bisheran stetem Wechsel unterworfen, läßt man sie flattern, damit sie doch nicht allzufrisch in die Mühle wandere. Daher ist das Auge an diesen flatterhaften Schmuck so gewöhnt, daß nur wenn er in größter Vollständigkeit als das übereinstimmende Gefühl Aller erscheint, ein wohlthuender Einfluß hervorgerufen wird. Und hier sah man deutlich, daß sich die Interessen und Meinungen der Bewohner zusammengefunden, wenn auch nur auf die kurze Dauer der Festfeier. Mit sinnigem Witz war der Obelisk auf dem Markte verziert. Acht hoch aufgerichtete Bären umgaben denselben unten, alle fest angebunden; sie hatten, wie man leicht errathen wird, eine symbolische Bedeutung, denn was es heißt, Jemanden einen Bären anbinden, davon wissen gar manche Philister mancher Universitätsstadt Manches zu erzählen. Aber richtete man den Blick an dem Obelisken etwas in

die Höhe, so begegnete man gleich vier friedlicheren Thieren, vier harmlosen Pudeln, wiederum Symbole und zwar der Universitätspedelle, deren Zahl gleichfalls vier ist. Zur weitern Vervollkommnung unserer Studien in demjenigen Zweige der Zoologie, welche man wohl die akademische nennen könnte, diente der Anblick zweier Füchse und zweier Kameele, über welchen die Embleme der sechs in Bonn bestehenden Corps und der sechs Verbindungen angebracht waren, ein bunter Schmuck, welcher in Verbindung mit den an der Spitze des Obelisken lang herabhangenden Laubgewinden demselben zur besondern Zierde gereichte. Oben hoch an der Spitze des Monuments war eine Krone aus den nothwendigsten Kneip-Utensilien angebracht, als da sind: Flaschen, Wein- und Biergläser. Aber — o Schrecken! — über der Krone machte ein riesiger Kater einen Buckel und streckte seinen gekrümmten Schweif weit hinaus in die Luft, als sei ihm recht unbehaglich zu Muthe, und unter ihm hatte man zwei riesige Häringe angebracht, einen Fisch, welchen die Natur in der Befolgung ihrer consequenten Ausgleichungstheorie so recht als dasjenige Thier schuf, welches dem Ueberhandnehmen des Katers gewaltsame Schranken zu setzen bestimmt ist. Die Idee zu dieser humoristischen Ausschmückung ist von dem Stadtbaumeister Herrn Thomann ausgegangen; die Ausführung machte dessen Gehülfen, Thiesing, so wie dem Maler Hohe alle Ehre. Es war natürlich, daß die zahlreich herbeigeströmten Fremden, namentlich aber das stark vertretene liebe Landvolk, den Brunnen in stets wechselnden Gruppen und Zügen umringten und somit dem Werke die beste Anerkennung zollten.

Karl Simrock, der rheinische Dichter, besang die Jubelfeier und die Ausschmückung der Stadt durch einen Festgruß, der also begann:

Wie schmückst Du Dich auf Weg und Stegen
Mit tausend Reizen, liebe Stadt!
Es brauchte doch dem Fest entgegen
In Deinen Kranz kein neues Blatt.
Natur hat Dir so reich geliehen,
Was Aug' und Herz gewinnen mag,
Und fünfzig Jahre schon erziehen
Dich Deine Bürger diesem Tag.

Die Pfeile, die das Licht versendet,
Verwunden nicht, beleben nur,
Doch steht der Feind davor geblendet:
Was mag er wider die Natur?
An den Geschossen fortzuschmieden,
Ist Dein Beruf, Dein schönes Amt:
So schickst Du Segen, schenkst Du Frieden
Den Nachbarn all, der Welt gesamt.

Als ein Voract des Festes war die Ueberreichung einer Adresse an den Rektor der Universität, Professor F. G. Welcker, zu betrachten, welche am Morgen durch die Deputirten des Rectors und Senates, die Professoren Schäfer, Heimsoeth und Naumann, geschah. Die Adresse lautete in deutscher Uebersetzung folgendermaßen: „Geliebter Amtsgenosse! Da die Beschwerden hohen Greisenalters Ihnen die Theilnahme an der bevorstehenden fünfzigjährigen Jubelfeier dieser Universität untersagen, so nahen wir uns Ihnen in Ihrer Studirstube gleichwie in einem Heiligthume der Wissenschaft, um das Fest würdig einzuweihen. Denn unter welcher glücklichern Vorbedeutung könnten wir in diese Gedenktage eintreten, als wenn wir dem Manne den Zoll der Verehrung darbringen, der des halben Jahrhunderts größten Theil hindurch dieser Akademie hehrer Schutz und starke Stütze war und eine hohe Zierde ihr für alle Zeit bleiben wird? der Sie, nun vor neunundvierzig Jahren von Göttingen nach Bonn gesiedelt, länger als vier Jahrzehende ohne Unterbrechung durch den weithinstrahlenden Glanz Ihrer Lehre dem Namen dieser Universität einen solchen Ruf erwarben und durch die Milde höchster Bildung des Geistes und Gemüthes so sehr die Herzen Ihrer Amtsgenossen und Schüler an sich fesselten, daß es Niemanden gibt, der nicht mit dem Gefühle der Bewunderung und Liebe sich Welcker's erinnere.

Den allsammt sie verehren, die Jungen so sehr wie die Alten.

„Vermöge der ungemeinen Frische Ihres Gemüthes aber sind Sie trotz schwindender Kraft des Leibes der wachsenden Last der Jahre nicht unterlegen, sondern haben Ihrem Geiste, dem Bogen gleich, eine solche Spannung zu wahren gewußt, daß selbst in den Tagen des höchsten Alters, wie einstmals Sophokles durch

einen zweiten Oedipus sich und dem Vaterlande Ruhm gewann, so auch Sie durch gewichtige Schriften sowohl sich selbst als dieser Stätte der Wissenschaft neue Ehre und neuen Glanz erwarben. Und so übten wir denn eine heilige Liebespflicht, wenn wir mit dem Hinweise auf Ihre hohen Verdienste um unsere Universität und mit der Ihnen dargebrachten Bezeigung unserer aufrichtigen Verehrung und Zuneigung die bevorstehende Feier einzuweihen beschlossen. Und zu dem allmächtigen und allgütigen Gott, der Sie uns in seiner Huld bis zu dieser Stunde bewahrt hat, bitten und flehen wir, daß er Ihre hohen Jahre mit sanfter Ruhe, und so viel es möglich ist, mit Frohsinn und Freude segne, und Sie des Lebens Leiden und Mühsal vergessen lasse."

Für die Anordnungen und Vollführungen des Festes selbst waren Commissionen gebildet, deren Aufgabe keine geringe war, aber durchgehends glücklich gelöst wurde. Es war z. B. die der Wohnungs-Commission, unterstützt durch die Gastfreundschaft der Bonner Bürgerschaft, für sämmtliche Ehrengäste entsprechende Quartiere zu beschaffen. Eine Baucommission leitete die Einrichtung der Festlocalitäten; eine Festcommission war für den Empfang der Festgenossen, die Einzeichnung derselben in das Festalbum und die Ausgabe der Festkarten bestimmt. Eine Commission hatte die Anordnung des Festzuges, eine weitere die für das Festbankett erforderlichen Vorkehrungen, eine dritte die Einrichtung des Festcommers, eine vierte die Veranstaltung der Rheinfahrt übernommen. 24 Vertreter der Studirenden, deren Zahl späterhin verdoppelt wurde, unterstützten mit unausgesetzter Bereitwilligkeit die akademischen Behörden vor und während den festlichen Tagen.

Das eigentliche Fest wurde am Vorabende durch den feierlichen Aufzug der Corpsstudenten zu ihrem großen Commers und durch diesen selbst eingeleitet. Vom Hotel Kley auf der Coblenzer Straße aus bewegte sich gegen 7 Uhr Abends in langer malerischer Reihe, die Corps nach dem Alter geordnet voran und in der Mitte ein Musikcorps, der Zug zur Militair-Reitbahn, welche man, da das ursprünglich in Aussicht genommene Theater sich als zu klein erwiesen, dazu hergerichtet und mit Fahnen und Wappen, Guirlanden und Gassternen ausgeschmückt hatte. An

den Wänden standen die Namen folgender Universitäten mit der Jahreszahl ihrer Gründung: Heidelberg 1386, Leipzig 1409, Freiburg 1454, Greifswald 1456, München 1472, Tübingen 1474, Marburg 1527, Königsberg 1544, Jena 1558, Würzburg 1582, Gießen 1607, Kiel 1665, Halle 1694, Breslau 1702, Göttingen 1737, Erlangen 1743, Berlin 1810, Bonn 1818, Zürich 1833.

Nachdem der schöne Festzug in das Local eingezogen und Alle sich an den Tischen niedergelassen, wurde durch den Präsidenten, Sanitäts-Rath Dr. Kalt, ein Eröffnungs- und Begrüßungs-Salamander gerieben, dem eine entsprechende Rede im Namen der Bonner an die auswärtigen Theilnehmer sich anschloß. Präsident von Wittgenstein gab eine entsprechende Antwort auf diesen Gruß, und nun wurde das alte Lied gemeinschaftlich gesungen: „Stoßt an, Bonna soll leben!" Es folgte ein Salamander auf die Corps und eine schwungvolle Rede des Commandeurs des in Bonn garnisonirenden Husaren-Regiments, eines früheren Corpsburschen, auf Se. Majestät. Hier reihten sich dann die beiden Lieder: „Dort, wo der alte Rhein" und „Vom hoh'n Olymp herab", worauf der „Landesvater" folgte. Derselbe wurde, nach altem Herkommen, in folgender Weise ausgeführt: Bei der Strophe:

Nimm den Becher,
Wackrer Zecher,
Vaterländ'schen Trankes voll!
Nimm den Schläger in die Linke,
Bohr ihn durch den Hut und trinke
Auf des Vaterlandes Wohl!

nahmen die Präsidirenden die Schläger in die Linke und stießen an. Die Uebrigen erhoben sich, stießen mit ihrem Gegenüber an, und es wurde alsdann gesungen:

Seht ihn blinken
In der Linken
Diesen Schläger, nie entweiht!
Ich durchbohr' den Hut und schwöre,
Halten will ich stets auf Ehre,
Stets ein braver Bursche sein!

Bei den Worten: „Ich durchbohr' den Hut!" durchbohrten die Präsidirenden die Mützen der Gegenüberstehenden. Nachdem die

Mützen durchstochen waren, spielte die Musik eine andere Melodie, die Präsidirenden bedeckten der Reihe nach rückwärts gehend jedesmal bei den Worten: „So nimm ihn hin!" das Haupt der Gegenüberstehenden. Darauf legten sie die Schläger gekreuzt auf die Mützen und reichten die Rechte dem, der sie bedeckt hatte, so daß die Hände und die Schläger kreuzweise über einander lagen. Und man hörte kein angerissenes altes Haus dazwischen singen:

Herrscher über die Philister,
Komm, vernicht' „die Pumpregister,
Daß ich von hier reisen kann."

Hierauf folgte das Lied: „O alte Burschenherrlichkeit!" und der officielle Schlußsalamander. Dieses Lied, das in den meisten Herzen bald frohe, bald wehmüthige Erinnerungen wach rief und auch bei dem allgemeinen Commers großen Anklang fand, mag hier folgen:

O alte Burschenherrlichkeit,
Wohin bist du verschwunden?
Nie kehrst du wieder, goldne Zeit,
So froh, so ungebunden!
Vergebens spähe ich umher,
Ich finde deine Spur nicht mehr.
O jerum, jarum, jerum!
Qualis mutatio rerum!

Den Burschenhut bedeckt der Staub,
Es sank der Flaus in Trümmer,
Der Schläger ward des Rostes Raub,
Erblichen ist sein Schimmer,
Verklungen der Commersgesang,
Verhallt Rapier- und Sporenklang.
O jerum, jarum, etc.

Wo sind sie, die vom breiten Stein
Nicht wankten und nicht wichen,
Die ohne Moos bei Scherz und Wein
Den Herr'n der Erde glichen?
Sie zogen mit gesenktem Blick
In das Philisterland zurück.
O jerum, jarum, etc.

Da schreibt mit finsterm Angesicht
Der Eine Relationen,
Der Andre seufzt bei'm Unterricht,
Und der macht Recensionen,
Der schilt die sünd'ge Seele aus,
Und der flickt ihr verfall'nes Haus.
O jerum, jarum, etc.

Allein das rechte Burschenherz
Kann nimmermehr erkalten;
Im Ernste wird, wie hier im Scherz,
Der rechte Sinn stets walten;
Die alte Schale nur ist fern,
Geblieben ist uns doch der Kern,
Und den laßt fest uns halten!
O jerum, jarum, etc.

Drum, Freunde! reichet euch die Hand,
Damit es sich erneue
Der alten Freundschaft heil'ges Band,
Das alte Band der Treue.
Klingt an und hebt die Gläser hoch,
Die alten Burschen leben noch,
Noch lebt die alte Treue! —
O jerum, jarum, etc.

Aber hiermit löste sich auch der Commers in allgemeine Heiterkeit auf. Der gute Wein, von der Mosel direct bezogen, das Wiedersehen, das Begrüßen der zahlreichen Freunde rc. widerstrebten dem strengen Comment, und es gelang dem Präsidenten nicht, die Ordnung aufrechtzuerhalten oder gar sie wiederherzustellen. Dieser Commers war von den „alten Herrn", die in Bonn wohnten und überhaupt einmal irgendwo einem Corps angehört hatten, arrangirt worden. Der Senioren-Convent der 6 Bonner Corps hatte sich auf erfolgte Einladung dem Commers angeschlossen. Das Fest verlief im schönsten Frieden, und ein Jeder verließ dasselbe in freudig erhöhter Stimmung. Ueberhaupt ist anerkennend zu erwähnen, daß alle Festlichkeiten in größter Eintracht der in den verschiedensten Farben geschmückten Corps und Verbindungsstudenten verlief; auch die Ankündigung eines rheinischen Juristen, der sein graues Haupt den Gefahren eines letzten Jubelduells aussetzen wollte, fand nur als Scherz vielfachen Anklang, aber keine Realisirung. Hiernach ist die Mittheilung irgend einer rheinischen Zeitung, als habe ein trierischer Landgerichtsassessor einen Jubelschmiß davongetragen, zu berichtigen.

Das Geläute der Glocken und Böllerschüsse verkündeten in der Frühe des 2. August den Anbruch des ersten Festtages, und wurde die eigentliche Jubelfeier Morgens 8 Uhr in der festlich geschmückten Münsterkirche durch ein solennes, von dem Herrn Erzbischof von Cöln celebrirtes Pontificalamt begonnen; der Herr Weihbischof wohnte demselben in Ornat bei, der Dompropst München war Assistent, die Domherren Halm und Kleinheidt Ehrendiakonen. Nach dem Evangelium hielt der erste Universitätsprediger Prof. Roth die Predigt. Nach Beendigung derselben richtete der Herr Erzbischof eine kurze, herzliche Anrede an die Versammlung, worin er die Wichtigkeit der Wissenschaft für das Leben, das Verhältniß der Universitäten zur Kirche und die Bedeutung der Bonner Universität für die Erzdiöcese besprach. Nach Beendigung des Hochamts stimmte der Herr Erzbischof das Tedeum an. Der Gottesdienst für die evangelischen Festgenossen begann um 9 Uhr in der evangelischen Kirche; Herr Consistorial-Rath Professor Dr. Kraft hielt die Festpredigt, an welche sich ein

von Herrn Consistorial-Rath, Professor Dr. Lange verfaßtes allgemeines Dankgebet anschloß.

An den Gottesdienst reihte sich um 11 Uhr der Empfang der zu dem Jubelfeste gesandten Deputationen, welche sich zum Theil schon Abends vorher in der Wohnung des Rectors der Universität, Professors von Sybel, zu einer vorläufigen Besprechung eingefunden hatten. Dieser Empfang fand im Senatssaale der Universität Statt, in welchem für den Rector ein eigenes, blau drapirtes Katheder angebracht war. Schon vor der bestimmten Stunde des Empfanges hatten sich diejenigen, welchen Zutritt zu dem feierlichen Acte gewährt worden war, im Senatssaale eingefunden und einen Theil desselben gefüllt, während die verschiedenen Mitglieder der Deputationen in den Vorgemächern sich in leichter Unterhaltung bewegten. Zur festgesetzten Zeit erschien nunmehr der Rector der Universität in seiner mit Goldstickerei verzierten Scharlachrobe; ihm voraus schritten zwei Universitäts-Pedelle in langen, schwarzen Gewändern, die silbernen Scepter im Arme tragend. Dem Herrn Rector folgten die Vertreter der vier Facultäten, gleichfalls in Amtstracht: zuerst die theologische Facultät in ganz schwarzen Roben, dann die Juristen in schwarzen Roben mit violetten Aufschlägen, die Mediciner mit feuerrothen und die Philosophen mit lilafarbenen Aufschlägen. Hieran reihten sich die verschiedenen Deputationen, zum Theil in reicher Gala-Uniform, und stellten sich, während der Rector seinen Sitz einnahm und die beiden Pedelle zu seiner Rechten und Linken Posto faßten, im Halbkreise vor demselben auf. Der Rector eröffnete hierauf den feierlichen Act durch eine Ansprache, welche etwa folgendermaßen lautete: „Indem ich meine Freude ausdrücke über das zahlreiche Erscheinen der Deputationen zu dem heute beginnenden Jubiläum der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, heiße ich Sie, verehrte Festgenossen, herzlich willkommen. Wir feiern ein Fest der Erinnerung und Hoffnung; nur wer seiner Vergangenheit freudig gedenken darf, ist einer bedeutenden Zukunft würdig. So gedenken wir also vor Allem des ernsten, einsichtigen, wohlwollenden Fürsten, des erhabenen Gründers dieser Universität, des in Gott ruhenden Königs Friedrich Wilhelm III.

Er hat diese Universität ins Leben gerufen auf rheinischem Boden, ein Werk des preußischen Staates zum Dienste des deutschen Geistes. Sie soll demnach die charakteristischen Tugenden des preußischen Staates: Arbeitskraft und Ordnungssinn, entwickeln, so daß das Auge des Auslandes auch in den folgenden Zeiten auf ihr, als auf einem Ausflusse des deutschen Wesens, ruhen könne. Daß Sie, verehrte Festgenossen, dieses unser Streben durch ihre heutige Gegenwart anerkennen, das ist der rechte Schmuck, das ist für uns das wahre Kleinod des Festes, das wird für uns eine unvergängliche Erinnerung sein. Noch einmal heiße ich Sie im Namen der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität willkommen!"

Die Reihe der Glückwünschenden eröffnete der Minister der geistlichen &c. Angelegenheiten, Hr. von Mühler, der etwa Folgendes sprach: Er hoffe, daß der Geist, der seit 50 Jahren hier gewirkt, auch fernerhin wirken und gedeihen möge, und gedachte sodann der großen Reihe von Todten, welche der hiesigen Universität einst angehört und ihr zur Zierde gereicht hätten; ein schönerer Ehrenkranz als derjenige des großen Geistes dieser Heimgegangenen sei der Hochschule nicht zu bieten. Die Hoffnung zum künftigen Fortgedeihen dieser Hochschule müsse man auf die Gnade Gottes und auf das preußische Königshaus gründen; im Vertrauen auf diese Bürgschaften möge die Hochschule in eine neue Aera eintreten, noch recht oft die erhabene Feier begehen und reiche Ehren gewinnen. Herr Rector von Sybel dankte und erwiderte etwa Folgendes: Er wisse, wie Alles von der göttlichen Kraft komme; unter ihrem Schutz und dem Schutze des hohen Königshauses wolle sich die Hochschule bemühen, den von ihr gehegten Erwartungen nachzukommen. Die Universität sei unmittelbar nach der Zurückeroberung aus der Fremdherrschaft entstanden, und dies sei das schönste Band, das zwischen ihr und dem preußischen Herrscherhause hätte geknüpft werden können. Die Hochschule sei stolz, der Aufgabe zu dienen, die Stärke des Staates auf die Bildung des Geistes zu gründen. In diesem Sinne möge sie fortarbeiten, im Sinne für Recht und Wissenschaft, Anhänglichkeit an das Herrscherhaus und deutsche Sitte.

Es folgten die andern Deputationen in der nachbezeichneten Reihenfolge: Die Akademie zu Poppelsdorf, die verschiedenen deutschen Universitäten, die Akademie der Wissenschaften zu Berlin, die Studirenden der Philologie zu Bonn, das Provinzial-Schulcollegium zu Coblenz, vertreten durch die Geheimräthe Landfermann und Lucas, die zugleich folgende Adresse überreichten: „Ein halbes Jahrhundert ist vorübergegangen, seit der in Gott ruhende König in der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität eine Hochschule schuf, wie sie in solchem Umfange und in solcher Universalität wissenschaftlicher Aufgaben unsere westlichen Lande noch nie besessen hatten. Deutscher Geist und deutsche Wissenschaft sollten nach der Absicht des erlauchten Gründers in den glorreich wieder gewonnenen Landen wieder eine Stätte treuer und kräftiger Pflege finden und von diesem Mittelpunkt aus weithin segnend sich verbreiten. Und nun ist Deutschland fünfzig Jahre hindurch freudig Zeuge gewesen, wie die Rheinische Universität durch ihre Arbeit dem hohen Zweck ihrer Stiftung nachgekommen ist. Auch uns, dem Rheinischen Provinzial-Schul-Collegium sind aus dieser Arbeit reiche Früchte erwachsen! Den Lehr-Anstalten, deren Pflege uns anvertraut ist, hat die Universität Bonn für alle Zweige höhern Unterrichts zahlreiche Lehrer ausgebildet und so mit immer steigendem Erfolge dem Mangel an wirklich befähigten Schulmännern gesteuert, den die Lehranstalten der westlichen Provinzen vor fünfzig Jahren bei ihrer Wiederherstellung aus langem Verfall oder ihrer Neugründung so schmerzlich zu empfinden hatten. Und der Wirksamkeit dieser Anstalten und ihrer Lehrer einen festen Boden der Werthschätzung und Anerkennung in der Bevölkerung dieser Provinzen wieder zu bereiten, hat fünfzig Jahre hindurch die Anregung mächtig beigetragen, welche auf alle Gebiete geistigen Lebens von der Rheinischen Universität ausströmten. So blicken denn, wie so viele von allen Seiten, auch wir mit dankbarer Freude auf den Entschluß und die That des Königlichen Gründers und auf die fünfzigjährige Arbeit der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zurück und bringen Ihr zu Ihrem Jubelfeste den wärmsten Wunsch dar, daß Sie unter Gottes Segen durch lange Jahrhunderte

in frischer junger Kraft fortwirke und als eine starke Geisteswacht am Rhein unerschüttert bestehe. Coblenz, den 1. August 1868. Das Königliche Schul-Collegium der Rheinprovinz." Es folgten die Vertreter der verschiedenen Gymnasien, der Verein der Alterthumsfreunde im Rheinlande, der Verein der Naturforscher am Niederrhein, der landwirthschaftliche Verein, die ärztlichen Vereine in Rheinland und Westphalen, die deutschen Aerzte von New-York, die Akademie der Künste und Künstlervereine in Düsseldorf, das Presbyterium der Bonner evangelischen Gemeinde und der Ober-Präsident der Rheinprovinz, Hr. von Pommer-Esche, um als Vertreter der Verwaltungsbehörde der Rheinprovinz der Universität seinen freudigen Dank auszusprechen für das Glück und den Eifer, mit welchem sie gewirkt habe, deutsche Wissenschaft und Bildung auch in dieser Provinz zu verbreiten. Mit der Bildung des Geistes seien auch alle materiellen Interessen eng verknüpft. In seiner Erwiderung hob der Rector hervor, daß nicht in allen Ländern die hochstehenden Männer dieses Berufes die wissenschaftlichen Corporationen und ihre Autonomie mit günstigen Augen ansehen, und durch die Gewohnheit des mechanischen Befehlens die Corporationen nicht zu lieben pflegen, die auf Eigenart angewiesen seien. Von dem Herrn Oberpräsidenten sei eine derartige Stimmung nicht zu befürchten; er wisse die autonome Stellung der Hochschule in ihrer Bedeutung zu würdigen.

Hieran schloß sich der Ober-Bürgermeister der Stadt Bonn, dessen feurige und von Begeisterung getragene Rede deshalb wörtlich hier folge, weil sie ein sprechendes Zeugniß des guten Einvernehmens zwischen der Universität und den Bürgern der Feststadt ablegt, deren Gesinnung sie getreu wiederspiegelt: „Wenn die Anwesenheit so zahlreicher und in vielfacher Beziehung hervorragender Zeugen bei dem heutigen Feste in erfreulicher Weise bekundet, wie die hohe Bedeutung desselben in den weitesten Kreisen verstanden und anerkannt wird, so fühlen sich gewiß vor Allem die Vertreter der Gemeinde gedrungen, ihre aufrichtigste Theilnahme auszusprechen, in deren Mauern die Alma mater Rhenana das erste halbe Säculum erlebt hat.

Es folgten die andern Deputationen in der nachbezeichneten Reihenfolge: Die Akademie zu Poppelsdorf, die verschiedenen deutschen Universitäten, die Akademie der Wissenschaften zu Berlin, die Studirenden der Philologie zu Bonn, das Provinzial-Schulcollegium zu Coblenz, vertreten durch die Geheimräthe Landfermann und Lucas, die zugleich folgende Adresse überreichten: „Ein halbes Jahrhundert ist vorübergegangen, seit der in Gott ruhende König in der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität eine Hochschule schuf, wie sie in solchem Umfange und in solcher Universalität wissenschaftlicher Aufgaben unsere westlichen Lande noch nie besessen hatten. Deutscher Geist und deutsche Wissenschaft sollten nach der Absicht des erlauchten Gründers in den glorreich wieder gewonnenen Landen wieder eine Stätte treuer und kräftiger Pflege finden und von diesem Mittelpunkt aus weithin segnend sich verbreiten. Und nun ist Deutschland fünfzig Jahre hindurch freudig Zeuge gewesen, wie die Rheinische Universität durch ihre Arbeit dem hohen Zweck ihrer Stiftung nachgekommen ist. Auch uns, dem Rheinischen Provinzial-Schul-Collegium sind aus dieser Arbeit reiche Früchte erwachsen! Den Lehr-Anstalten, deren Pflege uns anvertraut ist, hat die Universität Bonn für alle Zweige höhern Unterrichts zahlreiche Lehrer ausgebildet und so mit immer steigendem Erfolge dem Mangel an wirklich befähigten Schulmännern gesteuert, den die Lehranstalten der westlichen Provinzen vor fünfzig Jahren bei ihrer Wiederherstellung aus langem Verfall oder ihrer Neugründung so schmerzlich zu empfinden hatten. Und der Wirksamkeit dieser Anstalten und ihrer Lehrer einen festen Boden der Werthschätzung und Anerkennung in der Bevölkerung dieser Provinzen wieder zu bereiten, hat fünfzig Jahre hindurch die Anregung mächtig beigetragen, welche auf alle Gebiete geistigen Lebens von der Rheinischen Universität ausströmten. So blicken denn, wie so viele von allen Seiten, auch wir mit dankbarer Freude auf den Entschluß und die That des Königlichen Gründers und auf die fünfzigjährige Arbeit der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zurück und bringen Ihr zu Ihrem Jubelfeste den wärmsten Wunsch dar, daß Sie unter Gottes Segen durch lange Jahrhunderte

in frischer junger Kraft fortwirke und als eine starke Geistesmacht am Rhein unerschüttert bestehe. Coblenz, den 1. August 1868. Das Königliche Schul-Collegium der Rheinprovinz." Es folgten die Vertreter der verschiedenen Gymnasien, der Verein der Alterthumsfreunde im Rheinlande, der Verein der Naturforscher am Niederrhein, der landwirthschaftliche Verein, die ärztlichen Vereine in Rheinland und Westphalen, die deutschen Aerzte von New-York, die Akademie der Künste und Künstlervereine in Düsseldorf, das Presbyterium der Bonner evangelischen Gemeinde und der Ober-Präsident der Rheinprovinz, Hr. von Pommer-Esche, um als Vertreter der Verwaltungsbehörde der Rheinprovinz der Universität seinen freudigen Dank auszusprechen für das Glück und den Eifer, mit welchem sie gewirkt habe, deutsche Wissenschaft und Bildung auch in dieser Provinz zu verbreiten. Mit der Bildung des Geistes seien auch alle materiellen Interessen eng verknüpft. In seiner Erwiderung hob der Rector hervor, daß nicht in allen Ländern die hochstehenden Männer dieses Berufes die wissenschaftlichen Corporationen und ihre Autonomie mit günstigen Augen ansehen, und durch die Gewohnheit des mechanischen Befehlens die Corporationen nicht zu lieben pflegen, die auf Eigenart angewiesen seien. Von dem Herrn Oberpräsidenten sei eine derartige Stimmung nicht zu befürchten; er wisse die autonome Stellung der Hochschule in ihrer Bedeutung zu würdigen.

Hieran schloß sich der Ober-Bürgermeister der Stadt Bonn, dessen feurige und von Begeisterung getragene Rede deshalb wörtlich hier folge, weil sie ein sprechendes Zeugniß des guten Einvernehmens zwischen der Universität und den Bürgern der Feststadt ablegt, deren Gesinnung sie getreu wiederspiegelt: „Wenn die Anwesenheit so zahlreicher und in vielfacher Beziehung hervorragender Zeugen bei dem heutigen Feste in erfreulicher Weise bekundet, wie die hohe Bedeutung desselben in den weitesten Kreisen verstanden und anerkannt wird, so fühlen sich gewiß vor Allem die Vertreter der Gemeinde gedrungen, ihre aufrichtigste Theilnahme auszusprechen, in deren Mauern die Alma mater Rhenana das erste halbe Säculum erlebt hat.

Was am Ende des vorigen Jahrhunderts der letzte der deutschen Fürsten dieses rheinischen Landes erdacht und ausgeführt hatte, die Gründung einer Universität in Bonn, das zerstörte in wenigen Tagen die eiserne Fremdherrschaft. Der Weisheit aber des ersten Königs aus dem Hause Hohenzollern, der die Rheinlande mit der Krone Preußen vereinigte, war es vorbehalten, an der Stätte, wo einst die Römer ihre Lager aufgeschlagen, eine neue Feste zu errichten, die mit friedlichen Waffen die Herrschaft deutschen Geistes und deutscher Wissenschaft in den Grenzmarken des Vaterlandes gründen und behaupten sollte. Und wo konnte dafür eine passendere Stelle gefunden werden, als hier, an dem Ufer des Rheines, des schönsten Stromes der Welt, an dem ehrwürdigen Herde aller deutschen Cultur. Nicht umsonst rief daher der erste Rector der neuen Hochschule der deutschen Jugend zu: »Introite, juvenes, invitat vos Rhenus pater, salutant jugis caeruleis septem montes, totaque amoenissima et saluberrima regio!« Bald versammelten sich hier zahlreich nicht allein die Söhne der nahen Rheinlande, auch aus den weitesten Gauen des deutschen Vaterlandes eilten sie freudig herbei, um aus der frisch sprudelnden Quelle der Wissenschaft Weisheit und Bildung zu schöpfen. War es Ahnung der großen deutschen Zukunft unseres preußischen Vaterlandes, oder war es Vorliebe für die neue Schöpfung, daß so viele königliche Söhne unseres neuen Herrscherhauses an der rheinischen Hochschule ihre Bildung vollendeten, daß sie hier mit der lebhaften und frischen Empfänglichkeit der Jugend echtes und unverfälschtes deutsches Volksleben mitfühlen und mitleben lernten? Der königliche Prinz, der berufen ist, einst die Krone seiner Väter zu tragen, er hat hier das alte Frankenland erkannt und liebgewonnen, dessen Besitz einst den nächsten Anspruch auf die deutsche Kaiserkrone gegeben hat. — Mit aufrichtigem Danke sehen daher heute die Vertreter dieser Stadt auf den Zeitraum zurück, dessen Vollendung wir feiern. Wer jetzt das schöne Bonn in ungeahnter Blüthe und frischem Wachsthume schaut, dem wird es schwer fallen, in diesem freundlichen Bilde die ernsten Züge wiederzuerkennen, die eine vorübergehende Fremdherrschaft ihm aufgedrückt. Der feurige Geist der

Wissenschaft hat die alten Mauern, die unsere Stadt beengten, gesprengt und das Gras vertilgt, das in den verödeten Straßen wuchs. Das bescheidene Haus des deutschen Sängers, dem wir am Rhein ein Standbild von Erz errichtet haben, steht nicht mehr einsam als Grenzmarke der Gemeinde da, es ist rings umgeben von einem reichen Kranze von schönen Häusern, Villen und Gärten, die das hohe Ufer des Rheines schmücken. An allen Enden der Stadt wachsen neue Straßen empor, und in unmittelbarer friedlicher Nähe erheben sich neue Tempel der verschiedenen christlichen Bekenntnisse zum Lobe und zur Ehre Gottes. Das alles danken wir zum größten Theile der Blüthe unserer Universität, die wir mit den wärmsten und innigsten Wünschen in den neuen Zeitabschnitt ihres fernern segensvollen Wirkens begleiten. Mögen die Zuneigung unserer Landesherren und die Liebe der deutschen Jugend ihr auch ferner in demselben Maße erhalten bleiben wie bisher, damit das schöne Bonn auch noch in späten Tagen kommender Geschlechter in immer ungetrübtem Glanze erstrahle als die Metropole des geistigen Lebens am Rheine. — Zur dauernden Erinnerung an die heutige Feier und um ein Zeugniß zu geben von der hohen Bedeutung, welche für die Stadt Bonn darin liegt, der Sitz dieser Hochschule zu sein, haben die Stadtverordneten auf meinen Antrag die Gründung einer Studienstiftung beschlossen, die jährlich in zwei Theilen von je fünfzig Thalern nach dem freien Ermessen der Universitäts-Behörden zur Verwendung kommen soll. Gestatten mir Ew. Magnificenz, die Urkunde dieser Stiftung hiermit ergebenst zu überreichen und damit den Ausdruck der aufrichtigsten Glückwünsche zu verbinden, die wir Ew. Magnificenz und dem hohen Senate der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu deren Jubelfeste dankbar und hochachtungsvoll darbieten."

An diese Rede des Herrn Ober-Bürgermeisters schlossen sich noch die Begrüßungen des Landrathes des Kreises Bonn, des Commandeurs des in Bonn garnisonirenden 7. (Königs-) Husaren-Regiments, des Berghauptmanns Brassert im Namen des Handelsministers und des Ober-Bergamtes und des Herrn Ober-Bürgermeisters Bachem von Cöln im Namen der anwesenden

Vertreter rheinischer Städte. Letzterer sprach: „Mit dem Gefühle freudiger Dankbarkeit begrüßen die anwesenden Vertreter der rheinischen Städte, in deren Namen ich zu sprechen die Ehre habe, das Jubelfest der Alma Rhenana. Der Dank wird geweckt durch das Andenken König Friedrich Wilhelms III, welcher, kaum daß er die Fahne der Hohenzollern in der Rheinprovinz befestigt hatte, die Nothwendigkeit erkannte, daß an Deutschlands schönstem Strome eine Pflanzstätte deutscher Cultur und deutscher Wissenschaft gegründet werde. Die Freude entspringt aus der geschichtlichen Thatsache, daß der Bau, zu welchem Friedrich Wilhelm III den Grund legte, prächtig emporgestiegen ist, und daß die Koryphäen der Wissenschaft, mit welchen Er ihn ausstattete, bis auf den heutigen Tag Erben zurückgelassen haben, welche den Ruhm und den Glanz der Universität ungeschwächt zu erhalten verstehen. Deshalb hat sich in unsern Städten eine lebendige Theilnahme für die hohe Anstalt ausgesprochen, aus deren wissenschaftlichem Born ihre Söhne zu schöpfen Gelegenheit haben. Diese Theilnahme hat sich vielfach schon durch die That bewährt, und ich freue mich, sie insbesondere für die Stadt Cöln heute hier kundgeben zu können. Hochherzige Bürger derselben haben sich mit der städtischen Vertretung vereinigt, um mit den Zinsen eines Capitals von 6700 Thlr., einschließlich von 3000 Thlr. aus städtischen Mitteln, zwei unvermögende Cölner Söhne zu unterstützen, die sich dem Studium der Mathematik und der Naturwissenschaften widmen werden. Außerdem hat Herr Joseph Mahlberg zu Cöln der Stadt ein Capital von 6000 Thlr. überwiesen, aus dessen Zinsen ein unvermögender Cölner die Kosten seiner Studien in Geschichte und Philologie oder in Naturwissenschaften auf der Universität zu Bonn zwei Semester hindurch bestreiten soll, während ihm für die übrige dreijährige Studienzeit die Wahl der Bildungsanstalt frei stehen soll. Die Stadtverordneten-Versammlung, welcher die Verwaltung dieser Stipendien übertragen worden, hat diese angenommen; ich beehre mich, die Ausfertigung ihrer Beschlüsse zu überreichen mit der Bitte, sie in dem Universitäts-Archive niederlegen zu lassen."

Den Glückwunsch des Vereins der Alterthumsfreunde am Rhein brachte der würdige Senior der Universität und zeitige

Präsident dieser schönen, Treffliches leistenden Gesellschaft, Professor Dr. Nöggerath mit humoristischem Anklange dar, so eine erheiternde Abwechslung in den Ernst der Stunde bringend. Ihm, der ja auch in Bonn den 10. Oct. 1788 geboren ward, seien einige Worte geweiht. Kaum hatte Nöggerath durch Privatunterricht und den Besuch der Stadtschule die erste Grundlage des Wissens gelegt, als durch Verzug seiner Eltern nach Cöln ihm die dortige höhere Centralschule sich öffnete. An dieser lehrten Wallraf, Kramp, Fr. Schlegel, Haas u. A. Geschichte, Mathematik, Aesthetik, Philosophie, Physik und Chemie, Botanik ꝛc. Leider waren Geologie und Mineralogie ausgeschlossen, und gerade zu diesen Studien war Nöggeraths Sinn gerichtet. Ein früherer Lehrer nämlich hatte ihm, dem etwa 8—10jährigen Schüler, eine kleine Mineralien- und Petrefacten-Sammlung vermacht und dadurch eine besondere Vorliebe für solche Gegenstände in ihm entwickelt. Stets wurden die nahen Berge aufgesucht und durchstöbert und jeder Groschen für größere Excursionen erspart. Auf der Centralschule fanden seine mineralogischen Kenntnisse schon Anerkennung: seine Lehrer Wallraf, Kramp ꝛc. fragten ihn um Rath, handelte es sich um mineralogische Dinge; ja er hielt seinen Mitschülern Vorlesungen über dieses Fach, welche selbst von ältern Männern besucht wurden. So bildete er sich allein in einer Wissenschaft aus, die des ernsten Studiums, des wahren Wissens so viel erfordert. Im J. 1811 legte Nöggerath bei der damaligen darmstädtischen Hofkammer das bergmännische Staatsexamen ab; sein Examinator war der Professor der Mineralogie bei der alten Bonner Universität, Arndts, dessen Stelle Nöggerath heute noch bei der neuen bekleidet. Gleich darauf begründete er im Interesse seines Vaters die Alaunhütte bei dem Braunkohlenlager zu Friesdorf bei Bonn, welche viele Jahre in reicher Production gestanden hat, jetzt aber an eine andere Stelle verlegt ist, weil die erste Lagerstätte gänzlich abgebauet. Im J. 1814 trat er unter der Verwaltung der alliirten Mächte in den Staatsdienst als Bergcommissar des Ourthe- und Nieder-Maas-Departements mit dem Wohnsitz in Lüttich. Später, als ihm die Bergwerks-Verwaltung des Roer- und Rhein- und Mosel-Departe-

ments übertragen worden, wohnte er in Aachen. Bei der Gründung des rheinischen Oberbergamts zu Bonn im J. 1816 wurde er Mitglied desselben, und zwei Tage nach jener der Universität Bonn (20. Oct. 1818) erhielt er schon die Ernennung als Professor der Mineralogie und der Bergwerkswissenschaften bei derselben. Die Doppelstellung im practischen Bergwesen und als Mann der Wissenschaft entsprach ganz seinem Drange zu einer erfolgreichen Thätigkeit, und diese entwickelte er denn auch in erfreulichstem Maße. Er trug vielseitig dazu bei, daß das Bergwerkswesen in Rheinland-Westphalen, welches zur Zeit noch in seiner ersten Kindheit lag, zu dem gegenwärtigen Flor gelangte. Lag ihm doch auch stets die Leitung der Ausbildung der Bergeleven und Referendarien ob und erwarb er sich in dieser Stellung nicht nur erhebliche Verdienste, sondern auch die Liebe und Achtung der jungen Männer. Und dieser waren nicht wenige: vielleicht die Hälfte aller Staatsbeamten im Bergwerksdienste Preußens hatten Nöggerath als Lehrer oder wurden von ihm in den verschiedenen Stadien ihrer Laufbahn examinirt. Als daher Nöggerath im J. 1864 sein 50jähriges Dienstjubiläum feierte, war ein prachtvoller silberner Pokal das Ehrengeschenk, welches ihm diese seine dankbaren Schüler darbrachten. Gleichzeitig wurde ihm von seinen zahlreichen Freunden, insbesondere den Industriellen der Provinz, eine kostbare silberne Vase mit einem sinnigen Dedications-Album überreicht, wie es ihm denn überhaupt an diesem festlichen Tage an reichen Beweisen allgemeiner Liebe und Verehrung nicht fehlte. Ein Gleiches wiederholte sich, als Nöggerath am 14. Nov. 1868 sein 50jähriges Doctorjubiläum beging. Er erhielt von der Universität Marburg das erneuerte Doctordiplom honoris causa nebst einer besondern Gratulationsschrift des Professors Hessel, im Auftrage der philosophischen Facultät von diesem Fachgenossen geschrieben, worin seine Verdienste als Lehrer, als Gründer der prachtvollen Mineraliensammlung der Universität Bonn, als Mitglied des rheinischen Oberbergamts und als Schriftsteller gebührend hervorgehoben werden. Von den zahlreichen Behörden, Corporationen und Vereinen, welche dem Jubilar an diesem Tage ihre Glückwünsche darbrachten, sind zu nennen Rector

und Senat und die philosophische Facultät der Bonner Universität, die dasige Stadtverordneten-Versammlung, das Oberbergamt, die Kreisstände, der naturhistorische Verein für Rheinland-Westphalen, die Niederrheinische Gesellschaft für Natur- und Heilkunde, der Verein von Alterthumsfreunden, die k. russische naturhistorische Gesellschaft in Moskau u. s. w. Der naturhistorische Verein für Rheinland-Westphalen hatte zur Ehre des Jubilars sein von Professor Mücke in Düsseldorf vortrefflich gemaltes lebensgroßes Bild angekauft, um ihm einen Platz in dem Vereinssale anzuweisen. Mittags fand bei dem Rector, Geh. Justizrath Bluhme, ein Bankett zu Ehren des Gefeierten Statt. Außerdem legten die zahlreichen privaten Begrüßungen von Mitgliedern der Universität und andern Freunden, sowie die im Laufe des Tages eingelaufenen Briefe und Telegramme einen neuen Beweis dafür ab, einer wie außerordentlich großen Verehrung der liebenswürdige, noch in voller Thatkraft wirkende Greis sich überall erfreut. Denn weit über die Rheinlande hinaus ist der Oberberg- und Nöggerath bekannt, überall gern gesehen, überall willkommen! Wer kennte nicht seine Stentorstimme, wer nicht seinen, stets in heitern Variationen wechselnden Toast auf die Damen, wer nicht seine erfolgreiche Wirksamkeit als Gatte und Vater!

Als Professor mit alter Klarheit und Lebendigkeit des Vortrags wirkend und lehrend, ist er im J. 1868 aus dem Staatsdienste, in welchem er die Stelle eines Geheimen Ober-Bergraths bekleidete, mit dem Charakter eines Berghauptmanns und Ehrenmitglieds des Königl. Oberbergamts geschieden. Seine Brust wird geziert durch den preuß. rothen Adlerorden 2. Classe mit Eichenlaub, den preuß. Kronenorden 2. Classe, den östreichischen Leopolds-, den russischen St. Stanislaus-, den badischen Löwenorden &c., mehr aber noch durch das Bewußtsein, als Lehrer, Beamter, als practischer Bergmann und namentlich auch als Schriftsteller rühmlichst gewirkt zu haben. Seine literarische Thätigkeit war überaus groß; es würde zu weit führen, ihrer näher zu erwähnen, stößt doch der Fachgenosse, der Rheinländer überall auf Erzeugnisse derselben, und letzterer begrüßt in ihm noch ein langjähriges, thätiges Mitglied des rheinischen Pro-

vinzial-Landtages, sowie denn auch Nöggerath für den Kreis Bonn als Deputirter, für die Stadt Bonn als Stadtverordneter seit einer Reihe von Jahren wirkt und schafft. Gott erhalte ihn noch lange in diesem seinem Schaffen und Wirken!

Wenn hier die Jubel-Adresse der ärztlichen Vereine der Rheinprovinz folgt, so geschieht dies aus alter Anhänglichkeit an den Stand; sie lautete: „Die ärztlichen Vereine der Rheinlande erkennen es als eine heilige Pflicht, auch ihrerseits den Gefühlen des Dankes und der Verehrung für die rheinische Hochschule an dem heutigen hohen und festlichen Tage des fünfzigjährigen Bestehens und Wirkens derselben einen bleibenden Ausdruck zu verleihen. Bedarf doch kein Zweig menschlicher Thätigkeit einer innigern Durchdringung des Handelns und Wirkens mit der fortschreitenden wissenschaftlichen Forschung, tritt doch nirgendwo die Nothwendigkeit eines steten Wechselverkehrs zwischen Wissenschaft und Leben unabweislicher, unmittelbarer hervor, als im Stande der practischen Aerzte. Je mehr den ärztlichen Vereinen diese Vermittlung als der höchste Zielpunkt ihres Strebens zum Bewußtsein gekommen ist, desto erfreuter haben sie das gleiche Gefühl auf Seiten der Vertreter der Wissenschaft begrüßt, welches dieselben durch thätige Theilnahme an ihrem Wirken bekundet haben. Für Viele von uns ist dieser Tag ein Tag der ernsten Weihe; denn ihre Erinnerungen knüpfen sich an Dahingeschiedene an, deren Wirken der Geschichte gehört. Aber auch sie nehmen an der reinen Freude der Uebrigen, welche ihren Lehrern unmittelbar die Gefühle ihres Herzens darlegen können, um so bereitwilliger Theil, als sie erkennen, daß auch jetzt noch der Geist deutscher Gründlichkeit und Gediegenheit, deutscher Hingebung und Begeisterung für die edelsten Endziele menschlichen Strebens fort und fort bewährte Pfleger gefunden hat. Und so steigt in dankbarer Erinnerung an die Vergangenheit, in freudiger Anerkennung der Gegenwart aus der Mitte der ärztlichen Vereine, welche die verschiedensten Altersstufen in sich begreifen und verschmelzen, der hoffnungsvolle Wunsch für die Zukunft empor, daß in ihr der Geist walten möge bis in die entferntesten Zeiten, daß sich erfüllen möge der hohe Gedanke, welcher nach schwerer

Zeit harter Prüfung den hochherzigen Stifter der Universität durchdrang und zu deren Gründung veranlaßte, der Gedanke, daß sie an der Westmark des deutschen Vaterlandes sei eine Pflanzstätte deutschen Geistes, die in lebenskräftiger, selbstständiger Entfaltung alle fremden Elemente gleichen Strebens willig anerkennt, jede aufgedrungene Herrschaft derselben mit Kraft abwehrt und niederhält. Die Bonner Universität wird, wie seit fünfzig Jahren, noch Jahrhunderte hindurch Trägerin des wissenschaftlichen Fortschritts und Bildnerin vieler Scharen von Jüngern sein, welche ihren Ruhm in alle Welt verbreiten und durch treue Pflichterfüllung Zeugniß ablegen von dem begeisternden Einfluß ihrer Lehre und ihres Beispiels. In dieser freudigen Zuversicht unterzeichnet im Namen der ärztlichen Vereine der Rheinprovinz das Centralorgan derselben."

Die Deputirten, welche im Namen der deutschen Universitäten ihre Glückwünsche darbrachten und dabei zum Theil in malerischer alterthümlicher Amtstracht erschienen, auch mitunter reich ausgestattete Adressen überreichten, waren zuerst der zeitige Rector der Universität München, Professor Dr. Windscheid, ein geborner Düsseldorfer und früherer Docent an der Bonner Hochschule. Er sagte u. A.: Die Bonner Hochschule sei zwar noch jung und doch nie jung gewesen, sie sei vielmehr ausgewachsen geboren und habe ihren Ehrenplatz stets behauptet. Ihre Wirksamkeit sei in den weitesten Kreisen bekannt. Die deutschen Universitäten seien ein einziger Körper; jedes Glied fühle des andern Gliedes Leid und Schmerzen. Die deutschen Hochschulen seien es, welche die geistige Zukunft der Nation zu begründen, die deutsche Einheit des deutschen Geistes und Geschlechts zu erziehen hätten; das Trennende sei zu vergessen und das Gemeinsame zu erfassen, um ein einiges Volk zu werden. In diesem Sinne bringe er der hiesigen Hochschule die Glückwünsche der deutschen Universitäten, deren Vertreter nun einzeln vortraten und ihre Widmungen niederlegten. Dann folgten die Professoren: Weierstraß (Akademie der Wissenschaften zu Berlin), Vischer, Kießlig, Hagenbach (Basel), Dorner, Hoffmann (Berlin), Schaffter, Gelpke (Bern), Röpell, Elvenich (Breslau), Wagner,

vinzial-Landtages, sowie denn auch Nöggerath für den Kreis Bonn als Deputirter, für die Stadt Bonn als Stadtverordneter seit einer Reihe von Jahren wirkt und schafft. Gott erhalte ihn noch lange in diesem seinem Schaffen und Wirken!

Wenn hier die Jubel-Adresse der ärztlichen Vereine der Rheinprovinz folgt, so geschieht dies aus alter Anhänglichkeit an den Stand; sie lautete: „Die ärztlichen Vereine der Rheinlande erkennen es als eine heilige Pflicht, auch ihrerseits den Gefühlen des Dankes und der Verehrung für die rheinische Hochschule an dem heutigen hohen und festlichen Tage des fünfzigjährigen Bestehens und Wirkens derselben einen bleibenden Ausdruck zu verleihen. Bedarf doch kein Zweig menschlicher Thätigkeit einer innigern Durchdringung des Handelns und Wirkens mit der fortschreitenden wissenschaftlichen Forschung, tritt doch nirgendwo die Nothwendigkeit eines steten Wechselverkehrs zwischen Wissenschaft und Leben unabweislicher, unmittelbarer hervor, als im Stande der practischen Aerzte. Je mehr den ärztlichen Vereinen diese Vermittlung als der höchste Zielpunkt ihres Strebens zum Bewußtsein gekommen ist, desto erfreuter haben sie das gleiche Gefühl auf Seiten der Vertreter der Wissenschaft begrüßt, welches dieselben durch thätige Theilnahme an ihrem Wirken bekundet haben. Für Viele von uns ist dieser Tag ein Tag der ernsten Weihe; denn ihre Erinnerungen knüpfen sich an Dahingeschiedene an, deren Wirken der Geschichte gehört. Aber auch sie nehmen an der reinen Freude der Uebrigen, welche ihren Lehrern unmittelbar die Gefühle ihres Herzens darlegen können, um so bereitwilliger Theil, als sie erkennen, daß auch jetzt noch der Geist deutscher Gründlichkeit und Gediegenheit, deutscher Hingebung und Begeisterung für die edelsten Endziele menschlichen Strebens fort und fort bewährte Pfleger gefunden hat. Und so steigt in dankbarer Erinnerung an die Vergangenheit, in freudiger Anerkennung der Gegenwart aus der Mitte der ärztlichen Vereine, welche die verschiedensten Altersstufen in sich begreifen und verschmelzen, der hoffnungsvolle Wunsch für die Zukunft empor, daß in ihr der Geist walten möge bis in die entferntesten Zeiten, daß sich erfüllen möge der hohe Gedanke, welcher nach schwerer

Zeit harter Prüfung den hochherzigen Stifter der Universität durchdrang und zu deren Gründung veranlaßte, der Gedanke, daß sie an der Westmark des deutschen Vaterlandes sei eine Pflanzstätte deutschen Geistes, die in lebenskräftiger, selbstständiger Entfaltung alle fremden Elemente gleichen Strebens willig anerkennt, jede aufgedrungene Herrschaft derselben mit Kraft abwehrt und niederhält. Die Bonner Universität wird, wie seit fünfzig Jahren, noch Jahrhunderte hindurch Trägerin des wissenschaftlichen Fortschritts und Bildnerin vieler Scharen von Jüngern sein, welche ihren Ruhm in alle Welt verbreiten und durch treue Pflichterfüllung Zeugniß ablegen von dem begeisternden Einfluß ihrer Lehre und ihres Beispiels. In dieser freudigen Zuversicht unterzeichnet im Namen der ärztlichen Vereine der Rheinprovinz das Centralorgan derselben."

Die Deputirten, welche im Namen der deutschen Universitäten ihre Glückwünsche darbrachten und dabei zum Theil in malerischer alterthümlicher Amtstracht erschienen, auch mitunter reich ausgestattete Adressen überreichten, waren zuerst der zeitige Rector der Universität München, Professor Dr. Windscheid, ein geborner Düsseldorfer und früherer Docent an der Bonner Hochschule. Er sagte u. A.: Die Bonner Hochschule sei zwar noch jung und doch nie jung gewesen, sie sei vielmehr ausgewachsen geboren und habe ihren Ehrenplatz stets behauptet. Ihre Wirksamkeit sei in den weitesten Kreisen bekannt. Die deutschen Universitäten seien ein einziger Körper; jedes Glied fühle des andern Gliedes Leid und Schmerzen. Die deutschen Hochschulen seien es, welche die geistige Zukunft der Nation zu begründen, die deutsche Einheit des deutschen Geistes und Geschlechts zu erziehen hätten; das Trennende sei zu vergessen und das Gemeinsame zu erfassen, um ein einiges Volk zu werden. In diesem Sinne bringe er der hiesigen Hochschule die Glückwünsche der deutschen Universitäten, deren Vertreter nun einzeln vortraten und ihre Widmungen niederlegten. Dann folgten die Professoren: Weierstraß (Akademie der Wissenschaften zu Berlin), Vischer, Kießlig, Hagenbach (Basel), Dorner, Hoffmann (Berlin), Schaffter, Gelpke (Bern), Röpell, Elvenich (Breslau), Wagner,

Leo Meyer (Dorpat), Hegel (Erlangen), Funcke (Freiburg), Bullers, Jhering, Lutterbeck (Gießen), A. Ritschl, Henle (Göttingen), Rollett, A. Wolf (Graz), Voigt, Budge (Greifswald), Schlottmann, Anschütz (Halle), Zeller (Heidelberg), Diestel (Jena), Jülg (Innsbruck), Lipsius, Ribbeck (Kiel), Luther, Sommer (Königsberg), Overbeck (Leipzig), Nasse, L. Schmidt (Marburg), Windscheid (München), Schulte (Prag), Karstens (Rostock), Römer (Tübingen), Urlichs (Würzburg), Bursian (Zürich), Kappenberg (Akademie zu Münster), Vogel (evang.-theol. Facultät zu Wien), Beckmann, Thiel (Lyceum zu Braunsberg), Kayser (phil. theol. Lehranstalt zu Paderborn) und Jsler (Lyceum zu Hamburg). Die Abgeordneten der Universität Kiel überreichten ein gedrucktes Gratulations-Diplom, in welchem besonders hervorgehoben ward, daß drei berühmte Bonner Professoren »nostri non minus quam vestri fuerunt«: Karl Fried. Heinrich, Niebuhr und Dahlmann. Es folgten noch die Glückwünsche und Adressen, deren überhaupt einige zwanzig waren, der Vertreter der katholischen Geistlichkeit durch die Herren Dompropst München, Domdechant Baudri und Stiftspropst Schlünkes, von denen der Erstgenannte die Anrede hielt; der Vertreter der evangelischen Geistlichkeit, in deren Namen der Synodalpräses Albert sprach; der Mitglieder des archäologischen Seminars u. a. m.

Die Reden der Deputirten und Behörden wurden von dem Rector theils einzeln, theils gruppenweise beantwortet. Derselbe erwähnte dann noch der schönen Schenkung, welche der Fürst von Neuwied mit der Bibliothek seines Großoheims, des Prinzen Max von Wied, gemacht, in höchst anerkennender Weise, verlas zum Schluß noch eine von der Universität Pisa telegraphisch eingelaufene Begrüßungs-Depesche und schloß hierauf gegen halb 1 Uhr den feierlichen Act. Die Breslauer Universität hat sich bei dieser Gelegenheit besonders hervorgethan; sie besitzt aber auch nicht weniger als 5 ordentliche Professoren, welche früher der Bonner Schule angehörten, nämlich Elvenich, Reinkens, Römer, Hertz und Reifferscheid. Der Rector Röpell und Professor Elvenich erschienen als Deputirte Breslau's und überreichten folgende Adresse in lateinischer Sprache: „Alle preußischen

Universitäten haben in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ihr hundert- oder fünfzigjähriges Stiftungsfest entweder zum erstenmal gefeiert oder diese Feier bereits wiederholt. Zu diesen treten heute Sie hinzu, als die Jüngsten zwar, aber nicht als die Letzten. Ihre Universität wurde gegründet, nachdem Friedrich Wilhelm III, dem wir als unserm Vater, Beförderer und Beschützer stets ein dankbares und aufrichtiges Andenken erhalten werden, die Universität zu Berlin ins Leben gerufen, die zu Breslau erneuert und erweitert und die Hallische mit der Wittenbergischen vereint hatte. Dieser erhabene Fürst hatte es während jener traurigen Zeit, da ein übermüthiger Feind uns unterjocht hielt, wohl erkannt, daß das Vaterland nur dann erhalten werden könnte, wenn alle Kräfte des Geistes angespannt, wenn Künste und Wissenschaften gehoben, wenn die Sitten gebildet und die Jugend zu erhabenen und edlen Zielen angefeuert und hingeführt würde. Und auch als der Friede siegreich erkämpft und das Reich vergrößert war, glaubte er, seinen neuen Unterthanen keinen größern Dienst erweisen zu können, als wenn er in den westlichen Provinzen seines Landes eine Pflanzstätte und gleichsam eine feste Burg der Wissenschaft erstehen ließe. Ein äußerst glücklicher Erfolg krönte des Fürsten klugen Vorsatz: Männer, wie Niebuhr, Schlegel, Arndt, Dahlmann, um nur einige schon dahingeschiedene aus der großen Zahl jener leuchtenden Gestirne der Wissenschaften zu nennen, haben Ihre Universität nicht nur durch ihren Glanz erhellt, sondern den Ruhm derselben auch über die ganze Erde verbreitet. Durch die ganze Zeit des Bestehens Ihrer Universität entsprach die Zahl und das Ansehen der Studirenden der Berühmtheit der akademischen Lehrer; glaubten doch selbst unser Kronprinz und dessen Vetter Se. k. Hoheit der Prinz Friedrich Karl, die heute durch ihre Anwesenheit Ihre Jubelfeier verherrlichen, keinen geeignetern Platz für ihre Studien finden zu können als eben Ihre Universität. Vereint mit diesen und vielleicht auch in Gegenwart unseres erhabenen Königs kommen nun heute glückwünschend zu Ihnen die höchsten Beamten des Staats, die Ihre Universität stets mit dem größten und gerechtesten Wohlwollen behandelt haben; die-

sen schließen sich die Gesandten der vaterländischen Hochschulen an, sowie die große Zahl aller Derjenigen, die durch zehn Lustra hindurch die Segnungen des Unterrichts Ihrer Universität genossen haben. Der Theilnahme an einem so erhabenen und frohen Feste konnten wir uns auch nicht entziehen, wir, die mit Ihnen durch die Bande des gemeinsamen Vaterlandes und der gemeinsamen Wissenschaft eben so sehr vereint sind wie dadurch, daß fast zu derselben Zeit derselbe Fürst Ihre gänzlich zerstörte Hochschule wieder ins Leben rief und der unserigen ein neues Leben spendete. Da wir deshalb so freundlich von Ihnen zur Theilnahme an Ihrer Feier eingeladen wurden, senden wir Ihnen unsere Collegen, Richard Röpell, den derzeitigen Rector unserer Universität, und Peter Joseph Elvenich, der vor einem halben Jahrhundert Ihrer Hochschule Zögling war und dann als Docent und außerordentlicher Professor an derselben wirkte, damit dieselben den Gefühlen, die uns beseelen, Ihnen gegenüber Ausdruck verleihen! Leben Sie nun wohl und beginnen und vollenden Sie den zweiten Theil des ersten Jahrhunderts der Rhenana unter glücklichen und frohen Auspicien." Dieser Adresse folgte eine Abhandlung des Professors Hertz, betitelt: »Ramentorum Gellianorum (I—V) mantissa,« in welcher der Verfasser, sich direct an sechs ihm befreundete Gelehrte wendend, nämlich an die Philologen Welcker, Jahn, Bernays und Usener, sowie an den Historiker Schäfer und den Mediciner Rühle, allerhand Fragen, welche sich auf Gellius beziehen, in einer Weise erörtert, in der er auf den eigenthümlichen Standpunkt und die wissenschaftliche Richtung der Angeredeten in geistreicher Manier Bezug nimmt. Professor Reifferscheid hat für die Jubelfeier eine kleine Schrift des jüngst verstorbenen Gymnasialdirectors Schopen zu Bonn, des ersten Bonnenser Doctors, welche bisher ungedruckt war und das Verhältniß des Donatus zum Terenz behandelt, herausgegeben und recensirt. Geh. Reg.-Rath, Professor Elvenich endlich hat eine Jubelschrift unter dem Titel: „Die Beweise für das Dasein Gottes nach Cartesius" erscheinen lassen.

Der Mittag wurde an verschiedenen Orten in mehr oder minder festlicher Stimmung zugebracht; namentlich bewährte der

Gasthof zum „Stern" seinen alten Ruf. Etwa 200 Personen, meist auswärtige Professoren mit Bönnischen untermischt, dinirten in Godesberg. Die gemüthliche Seite des Festes erreichte ihren Culminationspunkt am Abend, wo das von der Stadt Bonn zu Ehren der Universität und ihrer Gäste veranstaltete Gartenfest im Kley'schen Garten und in den mit ihm in Verbindung gesetzten Anlagen des Alten Zolles ohne Störung, unter „ungeheurer Heiterkeit", der bekannten „Lebensregel" der „Burschen", verlief. Die Gläser klangen, der Wein, der ewig treue Gefährte des Frohsinns, erhöhte die Stimmung, und die Stunden verrauschten in einem Gefühl, welchem nichts fehlte, als die Ewigkeit seiner Dauer, um die armen Menschenkinder vollkommen glücklich zu machen. Der Ort für diesen Theil der Festfeier und die Ausschmückung der Anlagen war aber auch wie geschaffen zur Erweckung gerade solchen mit Innigkeit verbundenen Frohsinns. Unten der majestätisch dahinfließende Strom, drüben die herrliche Landschaft, etwas weiter nach Süden, wo der Rhein seinen Lauf durch eine anmuthige Biegung unterbricht, die sieben Berge — schon der Anblick allein macht das Herz weit und empfänglich und gern geneigt, dem Dichter Recht zu geben, wenn er singt: „Glücklich fürwahr ist das Leben am Rhein!" Aber der hier wirkende natürliche Zauber war dem betreffenden Festcomité, an dessen Spitze der Oberbürgermeister Kaufmann und als technischer Leiter der Stadtbaumeister Thomann standen, nicht genügend, auch die Kunst mußte mit einbrechender Dunkelheit ihre Wirksamkeit entfalten, um das Ganze in einem noch schönern Lichte erscheinen zu lassen. Und so prangte denn das Plateau des alten Zolls in Gasbeleuchtung, während in den dunkler gehaltenen Baumgruppen bunte Lampions angebracht waren. Die Rasenflächen waren mit auf Stäben ruhenden Lampions geschmückt, so daß zwischen den andern natürlichen Blumen gewissermaßen neue aus irgend einem Fabellande emporgewachsen zu sein schienen; außerdem waren die Flächen mit Illuminationslämpchen eingefaßt und Namenszüge aus solchen sowie allerlei anmuthig verschlungene Feuerlinien auf dem Rasen gebildet. Gegen diese wunderschöne Beleuchtung, über welche nur Eine Stimme der

Bewunderung herrschte, stach das dunkle, dichte Laub der Bäume um so reizender ab, und wenn man, vom Plateau des alten Zolls herabwandelnd, in dem dunkeln, nur durch wenige Lampions erleuchteten Laubgange verweilte und den Blick bis zu dem Ende der Anlagen des alten Zolls schweifen ließ, so hatte man einen Anblick, welcher ganz einzig in seiner Art war. Das dichte Laub der Bäume hinderte auch den Vollmond, eine störende Concurrenz in der Beleuchtung zu entfalten, und so mußte der alte Wolkenträumer sich damit begnügen, hin und wieder verstohlene Blicke durch die Zweige zu thun und sich die Herrlichkeit einmal anzuschauen. Dagegen konnte es ihm nicht benommen werden, sein volles Silberlicht über den Strom auszugießen und hier eine zweite Beleuchtung zu entfalten, welche, wenn auch noch so oft gesehen, die Seele immer wieder mit ihrem Zauber erfüllt. Hinter dem, reich mit Guirlanden umgebenen Standbilde des alten Arndt, zu dessen beiden Seiten große Loberzweige aus Gasflammen angebracht waren, spielte das Trompeter-Corps der in Deutz garnisonirenden Kürassiere munter auf, während in den Gartenanlagen des Hotels die Musik des Garde-Grenadier-Regiments „Königin Augusta" das Ihrige that. Ein transparentes Wappen der Stadt Bonn und ein preußisches Wappen mit der über demselben angebrachten deutschen Kaiserkrone in den norddeutschen Farben bildete den übrigen leuchtenden Schmuck des alten Zolls. Ueberhaupt war das Arrangement dieses Gartenfestes über alle Beschreibung schön; auch Vocalmusik trug zur Feier des Abends das Ihrige bei, indem die beiden Bonner Gesangvereine unter der abwechselnden Leitung ihrer Dirigenten vier Lieder sangen. Dann aber wurden auch noch Lieder von allen Anwesenden gemeinschaftlich gesungen, und Professor Simrock, der altbewährte rheinische Sänger, hatte den Liedern drei Gedichte beigegeben, welche die Festgenossen als sinnige Gabe eines poetischen Gemüths gewiß freundlich aufgenommen haben.

Einen erhebenden Moment des Festes bildete die um 8 Uhr erfolgte Ankunft Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen, welcher das stille Jagdschloß Reinhardtsbrunn verlassen hatte, um einer Feier beizuwohnen, welche der Universität gilt, zu deren eifrigen

Besuchern er selbst gehörte. Der Kronprinz, welcher einen officiellen Empfang nicht gewünscht hatte, wurde am Bahnhof von dem Rector und Senat der Universität, sowie von den Spitzen der Behörden empfangen, fuhr sodann nach dem Hotel Kley und wurde bei seiner Ankunft mit lautem „Hurrah!“ begrüßt, während die Musik die preußische Nationalhymne aufspielte, Raketen emporschossen und der Garten in bengalischer Beleuchtung prangte. Auf seinem spätern Rundgang durch die Gartenanlagen begleiteten Se. Königl. Hoheit Herr Beseler, Curator der Universität, der Oberbürgermeister der Stadt Bonn, der Herr Landrath von Sandt, Mitglieder des städtischen Fest-Comité's, sowie Mitglieder seines Gefolges. Ueberall, wo der Kronprinz erschien, wollte das Hoch gar kein Ende nehmen. Sehr sinnig war das von dem Fest-Comité getroffene Arrangement, daß der Kronprinz in der für ihn bereit gehaltenen, reich mit Lorberbäumen und Blumen geschmückten Glashalle während des Soupers nicht von Kellnern bedient wurde, sondern zehn Söhne hiesiger Gastwirthe dieses Ehrenamt übernommen hatten. Von diesen jungen Leuten trugen acht das Verdienstkreuz des letzten großen Kriegs von 1866, während zwei mit der Rettungsmedaille geschmückt waren.

Während dieser Festlichkeiten in den Gartenanlagen des Hotels Kley und auf dem alten Zoll fand gleichzeitig ein Volksfest auf der zwischen dem Hofgarten und dem Anatomiegebäude gelegenen Rasenfläche Statt. Der große Raum war entsprechend geschmückt und gleichfalls reich illuminirt. Ein Musikcorps spielte in einem in der Mitte des Raumes eigens errichteten, reich decorirten Zelte. Um Mitternacht zogen die Festtheilnehmer, von Musikcorps begleitet, durch den Hofgarten, an dem bengalisch beleuchteten Münster und dessen Platz mit der Beethoven-Statue vorüber zum Markt, wo jetzt auch das Rathhaus in bengalischem Feuer strahlte. Nach Absingung eines Liedes löste der Festzug sich auf. Die Männerchöre hatten folgende Lieder vorgetragen: „Bundeslied“ von Arndt; „Abschied vom Wald“ von Mendelssohn; „Im Wald“ von Herbeck, was doch wohl dem „Abschied“ von demselben hätte vorausgehen müssen, und „Die Wacht am Rhein“ von Wilhelm.

Auch der zweite Festtag, der 3. August verlief, vom besten Wetter begünstigt, in der schönsten Weise. Schon am ersten Tage hatte die Nachricht, Se. Majestät der König und die Königin beabsichtigten, dem zweiten Festtage beizuwohnen, große Freude verursacht, und um 8½ Uhr brachte der Bahnzug das erlauchte Fürstenpaar in Wirklichkeit in die Feststadt. Von den Spitzen der Behörden empfangen und von einer zahlreichen Volksmenge jubelnd begrüßt, hielten die Majestäten ihren Einzug, um den Festzug mit anzusehen und der Feier in der evangelischen Kirche beizuwohnen.

Die Aufstellung und Anordnung des Zuges fand auf der Coblenzer Straße, im Arndt'schen Garten, in der Fähr- und Weberstraße statt. Gegen 10 Uhr waren die Festordner so weit vorgeschritten, daß der Abmarsch beginnen konnte, und er erfolgte dann auch in folgender Ordnung und bewegte sich bis an das Coblenzer Thor, die Universität entlang, durch das Neuthor, über den Münsterplatz, Dreieck, Sternstraße, Markt- und Stockenstraße bis zum Eingang der evangelischen Kirche. Eröffnet wurde der Zug durch das Garde-Musikcorps von Coblenz, worauf die Mitglieder der Studenten-Verbindungen: Märker, die Helvetier und Franconen, zu Drei und Drei neben einander gehend, folgten. Jede Verbindung, jedes Corps u. s. w. war kenntlich durch den voranschreitenden Bannerträger nebst zwei Renommirfüchsen mit den Rapieren in der Rechten. Diese Drei erschienen jedesmal in hohen Stulpstiefeln, weißen Fechthandschuhen, weißen Hosen und Röcken von Sammt, Seide oder Tuch in den entsprechenden Farben; den Kopf bedeckte der bunte Cerevisdeckel, welchen auch die hinter diesen Drei einherschreitenden ältern und jüngern Mitglieder des Corps u. s. w. trugen. Es folgte das zweite Musikcorps, die Bonner Husaren, die Allemannen, ein drittes Musikcorps, die Verbindung Wingolf, die Teutonen und ein viertes Musikcorps. Hieran reihten sich die einer Couleur nicht angehörigen Studirenden der katholisch-theologischen, der evangelisch-theologischen und der juristischen Facultät, worauf das fünfte Musikcorps und die von vier Privatdocenten und vier Studirenden begleitete, von Bonner Damen gestickte und der Universität ge-

weihte Fahne folgte. Die vier Facultäten waren gleichfalls an den verschiedenen Farben ihrer Banner kenntlich. Hinter der Universitätsfahne schritten die Privatdocenten, Extraordinarien und Ordinarien der philosophischen, medicinischen, juristischen, evangelisch-theologischen und katholisch-theologischen Facultät. Die Docenten der landwirthschaftlichen Akademie zu Poppelsdorf hatten sich den Docenten der philosophischen Facultät und die Repetenten des Convicts, sowie die Assistenten der wissenschaftlichen Anstalten der Universität den Docenten der betreffenden Facultäten angeschlossen. Zwei Pedelle in ihrer schwarzen Tracht, mit den Sceptern versehen, schritten dem Rector in seiner rothen, goldgestickten Amtstracht, dem Senate und den höchstgestellten Ehrengästen voran; denen die Deputirten der Universitäten, der Akademien der Wissenschaften, der Akademie der Künste, der Künstlergenossenschaften, der auswärtigen Gymnasien und Realschulen, der wissenschaftlichen Vereine, welche der Universität ihre Glückwünsche dargebracht hatten, in langem Zuge folgten. Hieran reihten sich die Deputirten der Domcapitel von Cöln, Trier und Aachen, die General-Superintendenten von Rheinland und Westphalen als Deputirte der Provinzial-Synode, sonstige Deputirte und auswärtige, von der Universität eingeladene Ehrengäste und Festgenossen. Nun wieder ein Musikcorps, das sechste, hinter welchem die städtischen Fahnen einhergetragen wurden. Es folgten nunmehr: der Oberbürgermeister und der Stadtrath von Bonn, der Landrath des Kreises Bonn, die katholischen und evangelischen Geistlichen, der Ober-Rabbiner Dr. Auerbach, der Prediger der englischen Gemeinde, Deputirte des Gymnasiums, Behörden und Beamte von Bonn, Studirende der medicinischen und der philosophischen Facultät, der landwirthschaftlichen Akademie und Pharmaceuten. Die philosophische Facultät hatte zwei Fahnen, die eine in den Farben der Facultät, die andere in denen des norddeutschen Bundes; die landwirthschaftliche Akademie zeichnete sich durch eine neue, wunderschöne Fahne aus, auf welcher der Pflug abgebildet ist. Nun kam das siebente und letzte Musikcorps, welchem die Mitglieder der sechs in Bonn bestehenden Corps folgten, der Pfälzer, Westphalen, Preußen,

Rhenanen, Sachsen und Hanseaten. Den jetzigen Mitgliedern der einzelnen Corps ꝛc. hatten sich außer einer großen Anzahl alter Herren der betreffenden Vereinigungen Deputationen befreundeter Genossenschaften von fast allen Universitäten Deutschlands angeschlossen. In Betreff der Corps sei noch besonders bemerkt, daß fast alle zum deutschen Corps-Convent (Coesener C. C.) gehörigen Corps Deputationen nach Bonn entsandt hatten.

Se. Majestät der König, die Königin und der Kronprinz befanden sich, als der Zug sich in Bewegung setzte, in einigen reservirten obern Räumen des Universitätsgebäudes. Entblößten Hauptes, heiter lächelnd, stand der König, der jugendliche Greis, an der Seite der neben ihm sitzenden Königin und ließ den Festzug an sich vorbeipassiren. Beide Majestäten sowie der an einem andern Fenster stehende Kronprinz erwiederten die stürmischen Begrüßungen der vorbeiziehenden Theilnehmer des Zuges durch freundliches Zunicken und Winken mit der Hand.

Nach Beendigung des Festzuges fand die Feier in der evangelischen Kirche Statt, welche zu diesem Zweck eigens mit Kränzen und Pflanzen ausgeschmückt war. Die zum Besuche der Kirche Berechtigten nahmen ihre Plätze ein; die Bannerträger und Renommirfüchse bildeten den bunten Hintergrund innerhalb des Raums unter der Orgel. Der König, die Königin und der Kronprinz saßen auf einer Bank dicht vor dem Altar. Die obersten Tribünen waren für Damen reservirt. Eingeleitet wurde die Feier durch einen Choralgesang von Breidenstein und eine von F. Hiller componirte Cantate, aufgeführt unter Mitwirkung von Fräulein Schreck, von Schülerinnen und Schülern des Conservatoriums in Cöln und von Tonkünstlern und Dilettanten aus Cöln und Bonn. Als die Töne der Musik verklungen waren, bestieg der Rector der Universität, Professor von Sybel, das unter der Kanzel errichtete Katheder und hielt die Festrede. Die Hauptmomente der Rede, welche sich auf die Gründung der Universität beziehen, sind schon oben ausführlich mitgetheilt. Als der Redner die Verdienste Süverns und Steins um die Organisation und die liberalen Grundsätze, mit denen die Regierung bei der Gründung verfahren sei, hervorgehoben und also fort-

gesprochen: „der preußische Staat und die Universität entgingen nicht dem Schicksal alles Menschlichen, daß das Ideale der Selbstsucht und der Beschränkung weichen muß; aber die hohen Principien haben sich wieder Bahn gebrochen, und was Stein ahnend prophezeit, daß aus der geistigen Bildung die Kraft unseres Staats hervorgehen werde, das haben wir in diesen großen Tagen, Dank unserm König, erlebt!" erhob sich die Versammlung in stürmischer Begeisterung, um dem anwesenden Monarchen in dreimaligem Hoch die freudige Erregung ihrer Gemüther auszudrücken, und beruhigte sich nur langsam, um den Redner zu Ende kommen zu lassen. Derselbe schloß folgendermaßen: „Die Schule, die nach so umfassenden und inhaltreichen Erwägungen gegründet wurde, hat sich zu fruchtbarer Wirksamkeit und nationaler Bedeutung nach den Wünschen ihres erhabenen Stifters entwickelt. Wie alle menschlichen Schöpfungen, hat sie schöne und schwere Tage durchlebt, aber es wäre Undankbarkeit gegen die Vorsehung, nicht mit freudigem Herzen die Summe ihres bisherigen Geschicks zu preisen: sie darf mit Stolz auf eine Reihe von Lehrern zurückblicken, die zu den ersten wissenschaftlichen Geistern, zu den Epoche machenden Schöpfern ihrer Disciplinen gehört haben; sie ehrt auch heute mit frommer Erinnerung das Gedächtniß ihrer großen Todten; sie sendet auch heute ihren Freundesgruß den Abwesenden, die einst in unsern Kreisen gewirkt und dann, anderer Bestimmung folgend, sich von ihr geschieden haben; sie dankt dem rheinischen Lande, welches ihr gastliche Heimath gewährt und auch heute durch eine Reihe glänzender Stiftungen ihr Anerkennung und Liebe bekundet; sie dankt vor Allem den Lenkern unseres Staats, die ihre Entwicklung stets mit kräftig weiser Fürsorge gefördert haben; sie darf vertrauen, daß ihre eigenthümliche Lage, hier dicht an der Grenze eines hochcultivirten Auslandes, der besondern Aufmerksamkeit des Staats niemals entgehen wird. Soll hier der akademische Unterricht die nationale Bedeutung entfalten, zu welcher Friedrich Wilhelm III diese Stätte bestimmt hat, so ist es unerläßlich, daß jedes für diesen Zweck erforderliche Mittel beschafft, daß jedes vorhandene Mittel in den Dienst dieses Zweckes gestellt wird.

Sich hier mit auskömmlicher Mittelmäßigkeit, mit leidlicher Stillung des nächsten practischen Bedürfnisses begnügen, hieße nicht bloß das Bildungsbestreben des rheinischen Volkes verkürzen, sondern ein nationales Interesse ersten Ranges beschädigen. Vor Allem in diesem Sinne begrüßen wir mit ehrfurchtsvoller Freude die Anwesenheit unseres gnädigen Monarchen bei dem heutigen Feste. Sie ist uns eine unschätzbare und feierliche Erneuerung der königlichen Zusage, daß hier an den Ufern des deutschen Rheines unserer Wissenschaft ein Boden bereitet sei, weit und stattlich genug, um diesseit und jenseit der Grenze die Hoheit und Stärke deutscher Bildung zu voller Anerkennung zu bringen. In dieser Gesinnung hat nach dem Rettungskampfe von 1813 Friedrich Wilhelm III die Universität gegründet: sie sollte den vollen Strom unserer classischen Literatur, unserer methodischen Wissenschaft, unserer selbstständigen Philosophie auf die damals halb entfremdeten Gebiete hinüberleiten; sie sollte auch diese Grenzprovinzen zu Mitbesitzern der höchsten geistigen Güter unseres Volkes machen und ihnen dadurch eine jeder Feindeswaffe entzogene Quelle ächter Vaterlandsliebe eröffnen. Diese Aufgabe ist die Wurzel unseres Daseins; der Baum wird blühen, so lange seine Wurzel kräftig ist. Und so weihe ich, auf unsern Ursprung zurückblickend, die Zukunft dieser Universität. Möge sie wachsen und gedeihen durch die Jahrhunderte hindurch, so lange sie sich ihres Anfangs würdig zeigt, so lange sie bleibt in Lehrern und Lernenden, was sie bisher gewesen, eine Stätte gelehrten Fleißes, sittlichen Ernstes, confessioneller Eintracht, so lange ihre Mitglieder des hohen Berufs eingedenk sind, Diener des wissenschaftlichen Gedankens zu sein, Hüter der freien Forschung, Wächter des deutschen Geistes. So möge sie sich ferner des Schutzes unserer Könige, der Achtung Deutschlands, der Liebe des rheinischen Volkes erfreuen! so möge Gott, der die Geschicke der Nationen lenkt, auch ihr endlich das höchste Glück vergönnen, in Streben und Wirken, in Thun und Leiden und, wenn es sein muß, in Kämpfen, Siegen und Sterben untrennbar Eins zu sein mit dem Vaterlande."

Nach Beendigung dieser Festlichkeit verließen der König und die Königin die Kirche und kehrten mit der Bahn wieder nach

Coblenz zurück. Zuvor empfingen sie im Stations-Gebäude der Bahn den Erzbischof von Cöln, der eben angekommen war. An diesen bedeutsamen Morgen schloß sich das Festmahl an, zu welchem die Universität ihre Gäste eingeladen. Es trug die ernstfreudige Stimmung, welche diesem Feste nothwendig eigen und durch die Anwesenheit des Kronprinzen noch erhöht war. Ueber das Festdiner selbst berichtet die „Kölnische Zeitung" wiederum in unübertrefflicher Weise: Das Festdiner in der eigens mit einem Rothdache versehenen, außerordentlich reich mit Kränzen, Fahnen und bunten Wappenschildern geschmückten Rotunde des Poppelsdorfer Schlosses begann etwas nach 2 Uhr. Der Kronprinz, welcher an dem Diner Theil nahm, saß gerade dem Balcon gegenüber, auf welchem man eine so wundervolle Aussicht auf das Siebengebirge hat; zu seiner Rechten saß der Fürst von Waldeck, zu seiner Linken der Erbprinz von Hohenzollern und der Fürst von Wied, ihm gegenüber der Rector der Universität, Professor von Sybel. Diesem zur Rechten hatte der Erzbischof von Cöln und zur Linken der Minister von Mühler Platz genommen. Außerdem saßen noch an der Tafel des Kronprinzen u. A. folgende hohe Persönlichkeiten: der Minister von der Heydt, der Minister a. D. Dr. von Bethmann-Hollweg, der Geh. Ober-Regierungsrath und Universitäts-Curator Beseler, General-Lieutenant von Canstein, General-Lieutenant von Frankenberg, Ober-Bürgermeister Kaufmann, der Gesandte der Vereinigten Staaten Bancroft, der commandirende General Herwarth von Bittenfeld, der Prorector, Consistorialrath Krafft, General-Lieutenant Graf von Blumenthal, der Universitäts-Richter Wildenow, Ober-Präsident von Möller, Domherr Professor Dieringer, Regierungs-Präsident von Bardeleben, der Director der Düsseldorfer Kunstakademie Bendemann, Unterstaatssecretair Sulzer, General-Superintendent Eberts, Präsident Simson, Geh. Ober-Regierungsrath Heyder, Regierungs-Präsident Kühlwetter, Landrath von Sandt, Regierungs-Präsident a. D. von Wittgenstein, General-Superintendent Wiesmann, der Wirkl. Geheime Rath von Dechen ꝛc.

Während der ersten Gänge der Tafel spielte die Musik u. A. die Melodien von Studentenliedern auf, so auch die Melodie

des bekanntlich von dem Unterrichts-Minister von Mühler gedichteten Liedes: „Grad' aus dem Wirthshaus nun komm' ich heraus," was ein schallendes Bravo zur Folge hatte. Der Kronprinz klatschte in die Hände und schüttelte sich, gegen den Dichter gewandt, vor Lachen. Der Antiquarius beeilt sich, das Lied hier einzuschalten und eine gelungene lateinische Uebersetzung desselben beizufügen:

Grad aus dem Wirthshaus nun komm' ich heraus!
Straße, wie wunderlich siehst du mir aus;
Rechter Hand, linker Hand, Beides vertauscht,
Straße, ich merk' es wohl, du bist berauscht!
Lalala, lala 2c.

Was für ein schief' Gesicht, Mond, machst denn du!
Ein Aug' hat auf er, eins hat er zu!
Du wirst betrunken sein, das seh' ich hell;
Schäme dich, schäme dich, alter Gesell!

Und die Laternen erst — was muß ich sehn!
Die können alle nicht grade mehr stehn,
Wackeln und fackeln die Kreuz und die Quer,
Scheinen betrunken mir allesammt schwer.

Alles im Sturme rings, Großes und Klein;
Wag' ich darunter mich nüchtern allein?
Das scheint bedenklich mir, ein Wagestück!
Da geh' ich lieber ins Wirthshaus zurück.

Recta via ex taberna
Mente venio superna
Vini cultor optimus,
Vicum video nutantem,
Dextram laeva commutantem,
Eia, vicus ebrius!

Lunam video ridentem,
Lunam vice versa flentem,
En, quid Lunae vetulae?
Sane risit, sane flevit,
Quia poculum implevit
Lunae caput ebriae.

Et in vico nunc tabernae
Omnes saliunt lucernae,
Ultro citro saliunt,
Huc et illuc ebriosae
Flammae leves et jocosae
Huc et illuc saliunt.

Inter tot ebrietates,
Inter tot jocositates
Sobrium me miserum!
In tabernam festinabo,
In perpetuum tractabo
Cultum amoenissimum.

Die Reihe der Toaste eröffnete der Rector der Universität, indem er der kurzen Anwesenheit des erlauchten Königspaares gedachte, welches dem Feste gleichsam die Weihe gegeben habe.

Er schloß mit den Worten: „Unser verehrter Monarch, der Beschützer unserer Universität, der Protector Germaniae, lebe hoch!“ In diesen Toast stimmten die Versammelten mit Begeisterung ein.

Der zweite Toast, ausgebracht vom Prorector Krafft, galt dem Kronprinzen. Se. Königliche Hoheit antwortete darauf etwa Folgendes: „Vor wenig Augenblicken ist mir eine hohe Freude zu Theil geworden, indem die Universität mich zum Doctor ernannt hat. Ich bin nun ein abermaliges Mitglied dieser Hochschule. Eine bedeutungsvolle Vergangenheit liegt hinter uns; nach langen Kriegen und bedeutungsvollen Siegen trat diese Hochschule ins Leben. Was Bonn bedeutet, davon sprechen die vergangenen fünfzig Jahre; wenn aber von einem fernern Gedeihen der Hochschule die Rede sein kann, so haben wir in der Gegenwart die beste Gewähr dafür: sie befindet sich innerhalb des großen Verbandes der preußischen Monarchie. Mit besonders bewegtem Herzen gedenke ich meiner Studienjahre in Bonn; doch ist die Auszeichnung, die mir heute zu Theil geworden, nicht denjenigen Dingen zuzuschreiben, die ich hier gelernt habe; Eines aber habe ich kennen lernen: unser Beruf ist nicht für die Schule, sondern für das Leben. Ich bringe Ihnen die Glückwünsche der Kronprinzessin entgegen, unter der Versicherung ihrer ganz besondern Theilnahme. Auch mein seliger Schwiegervater war einer der ersten deutschen Fürsten, welche an dieser Hochschule ihren Studien oblagen. Ich bin daher beauftragt, Ihnen die Glückwünsche der Königin von England darzubringen, welche das Bildniß ihres erlauchten Gemahls der Universität zum Geschenke macht. Auch mein Schwager, der Herzog von Edinburgh, der zu den ehemaligen Studirenden dieser Hochschule gehört, hat mir den Auftrag gegeben, Sie zu beglückwünschen. Alles, was deutsche Treue, deutsche Ausdauer und deutsche Hingebung erzielen können, möge auch künftig in bisheriger Weise von der Bonner Universität mit ausgehen; sie möge immer in edlem Wettstreite eine der ersten unter den Hochschulen sein. Ich trinke in deutschem Rheinweine auf das Wohl der Universität, der Lehrer und Studirenden derselben! Sie möge eine wahre Perle der Krone deutscher Fürsten bleiben!“

Stürmisches, nicht enden wollendes Hoch folgte dieser Rede des Kronprinzen. Hierauf sprach Rector von Sybel den warmen Dank der versammelten Tafelgenossen für die Glückwünsche Ihrer Majestät der Königin Victoria in Osborne und der Frau Kronprinzessin in Reinhardtsbrunn aus und schloß mit einem nochmaligen Hoch auf den Kronprinzen. Wenn dasselbe auch nicht „correct" sei, meinte er, so fühle er sich doch genöthigt, dem Drange seines Herzens zu folgen. Natürlich wurde auch dieses Hoch wieder jubelnd aufgenommen. Der Minister von Mühler trank hierauf auf das Wohl der schönen, guten und lieben Stadt Bonn, deren Weichbild schützend um die Hochschule gezogen sei. Ein Schelm mußte dem dirigirenden Capellmeister etwas in die Ohren geflüstert haben, denn während der Toast freudig aufgenommen wurde, spielte die Musik mitunter die Melodie jenes oben erwähnten Trinkliedes. Student Lüders brachte den Toast auf die Bonner Professoren. Gegen den Schluß der Tafel, welcher um 6 Uhr erfolgte, verlas Rector von Sybel noch zwei während des Mahles eingelaufene Begrüßungs-Depeschen vom preußischen Gesandten in Washington, von Gerold, und vom Herzog von Coburg. Der Kronprinz erging sich noch eine Weile mit seiner Umgebung plaudernd auf der Terrasse des Schlosses namentlich mit den auswärtigen Deputirten, welche ihm vorgestellt wurden, und verließ alsdann das Festlocal, in welchem es außerordentlich heiter zuging und das Anstoßen mit den gefüllten Gläsern kein Ende nehmen wollte. Zum Nutz und Frommen der Gourmands und solcher, welche Anlagen haben, es zu werden, darf nicht unterlassen werden, hier das Menu des Diners, an welchem etwa 500 Personen Theil nahmen, folgen zu lassen: Venetianischer Salat, Suppe, Marsala, Hecht mit Champignons, Zeltinger, Walporzheimer, Filet à la jardinière, Vol-au-vent à la financière, Scharzhofberger, Gänseleberpastete, Château Margaux, Rehbraten, Poularden, Marcobrunner, Compot, Salat, kalter Punschpudding, Champagner, Gefrorenes, Kuchen, Dessert, Kaffee.

Eine Zeit lang nach dem Diner ging der Pulsschlag der gleichsam in einem Freudenfieber befindlichen Stadt etwas ruhiger. Der mit den mannichfaltigsten Genüssen bedachte Festgenosse war

sich wieder einmal selbst zurückgegeben. Aber nur zwei Stunden dauerte dieser Zustand, gegen 8 Uhr Abends trat der Paroxysmus der Freude wieder ein. Ein langer, schöner Fackelzug, der sich durch die Straßen der Stadt bis zum Poppelsdorfer Schlosse bewegte, lockte Jung und Alt heraus. Der unter dem dunkeln Laub der großen Kastanienbäume der Allee sich bewegende Zug mit den Hunderten von Fackeln, deren Flammen phantastisch emporzüngelten und weithin die Gegend mit Rauchwolken bedeckten, dazu die rauschende Musik und die ungeheure Volksmasse, die sich dem Eingange des Schlosses zudrängte — bot ein sehr belebtes Bild dar. Glücklich derjenige, der, mit einer Karte, mehr aber noch mit zwei kräftig arbeitenden Armen und etwas Dreistigkeit versehen, ins Innere des Schlosses gelangen konnte, allwo der große allgemeine Biercommers gehalten wurde. Doch was sagen wir — glücklich? — Das ist doch wohl nicht der richtige Ausdruck, denn hier im Innern des Schlosses, in der Rotunde, wo kurz vorher das Diner Statt gefunden hatte, ging das Drängen und Schieben erst recht von vorn an. Die nach einem frischen Trunke lechzende Kehle sowohl als der müde Körper fanden wenig Befriedigung — man muß eben jung, und zwar recht jung sein, um dieser Art von Vergnügungen einen besondern Reiz abzugewinnen, namentlich, wenn schon so viele andere An- und Aufregungen vorhergegangen sind. Einen ungeheuren Jubel erregte es, als der Kronprinz erschien und sich längere Zeit an dem Commers betheiligte, zu welchem der Andrang gegen Mitternacht eine immer gefährlichere Höhe erreichte, so daß die an den Eingängen aufgestellten Husaren ihre ganze Kraft aufbieten mußten, um unberechtigte Zudringlinge zurückzuhalten, resp. zu schleudern. Draußen war es übrigens ganz anmuthig, die lauwarme Nachtluft athmete man in vollen Zügen ein, hatte man die schwüle, drückende Atmosphäre drinnen verlassen. Und so bewegten sich denn in der langen, schönen Allee, auf welche das volle Licht des Mondes vom wolkenlosen Himmel herabschaute, bald verstohlen durch die dichten Zweige, bald hell und klar an den lichteren Stellen, die ganze Nacht hindurch zahlreiche Spaziergänger hin und her, manche freilich in sehr bedenklichen Zickzacklinien, als

ob sie die Schatten der Bäume für gefährliche Gräben ansähen, die zu überspringen die Aufbietung des ganzen Restes ihrer Kraft erfordere.

Der letzte Tag des Jubelfestes wurde in der evangelischen Kirche durch einen feierlichen akademischen Act begonnen. Nach Aufführung der Weber'schen Jubel-Ouvertüre hielt der Professor eloquentiae Dr. Heimsoeth eine lateinische Rede, in welcher er sich über die Bedeutung der Ehrenpromotionen und Preisfragen aussprach und die Namen der Studirenden verlas, welche bei der Bearbeitung der akademischen Preisaufgaben als Sieger hervorgegangen waren. Es sind dies folgende Herren Studiosen: Philipp Woker (katholisch-theologische Facultät), Aug. Wächtler und Peter Hohl (evangelisch-theologische Facultät), Wilhelm Mayweg aus Plettenberg (medicinische Facultät), Julius Steup aus Cöln, Ernst Sagorski und Heinrich Baumhauer aus Bonn, Felix Klein aus Düsseldorf, Otto Lüders aus Anholt (philosophische Facultät). Jeder Name war auf einem Zettel geschrieben, welcher in einem versiegelten Couvert steckte. Dieses wurde von dem einen der zu beiden Seiten des Professor eloquentiae stehenden Pedelle jedes Mal von dem vor dem Katheder sitzenden Rector abgeholt und auf einem silbernen Teller dem Verkündiger der Sieger präsentirt, von denen Jeder einen Orchestertusch erhielt. Die Aufgabe der juristischen Facultät war nicht gelöst worden. Es folgte sodann die Verlesung der neuen Preisaufgaben und hierauf durch die Decane der vier Facultäten die Verkündigung der folgenden Ehrenpromotionen: Evangelisch-theologische Facultät: Emil Mathis, Präsident des Ober-Kirchenrathes in Berlin; R. Koegel, Hofprediger in Berlin; Ball, Consistorialrath in Coblenz; F. H. Smend, Consistorialrath in Münster; Emil Hermann, Professor in Heidelberg; C. A. Mühlhäuser, badischer Geh. Rath in Kleinkempen. Juristische Facultät: Se. Königl. Hoheit der Kronprinz von Preußen; George Bancroft, Gesandter der Vereinigten Staaten in Berlin; Anton Broicher, Erster Präsident des Appellationsgerichts in Cöln; Ferd. Grimm, Vice-Präsident des Ober-Tribunals in Berlin; Rudolph Klostermann, Ober-Bergrath in Bonn; Lehnert, Unter-

Staatssecretair in Berlin; Arthur Nacken, Advocat-Anwalt in Cöln; Franz Nicolovius, General-Procurator in Cöln; Friedr. Oppenhoff, Ober-Staatsanwalt in Berlin; Friedr. Philippi, Landgerichts-Präsident in Elberfeld; Sulzer, Unter-Staatssecretair in Berlin; Adolf Trendelenburg, Professor in Berlin. Medicinische Facultät: Ferd. Knerk, Ministerialrath in Berlin; Jakob Paget, Chirurg in London; Charles Darwin, Physiolog in London; Eduard Hartnack, Opticus in Paris; Aug. Wilhelm Hofmann, Professor in Berlin; Kekulé, Professor in Bonn; John Stuart Mill in England; Fritz Müller in Colonie Blumenau, Brasilien; Ludw. Pasteur, Chemiker in Paris; August Petermann in Gotha; Pringsheim, Professor der Botanik in Jena; Julius Sachs, Professor in Freiburg; Jacob Tyme, Chirurg in Edinburgh, und Joh. Heinr. Wiesel, Arzt in Gummersbach. Philosophische Facultät: Herm. Baumgarten, Professor in Karlsruhe; Eug. Koemans, Professor in Gent; Otto Finsch, Professor der Musik in Bremen; Rudolph Friedrich in Coblenz; Hermann Geißler, Mechanicus in Bonn; Hefele, Professor in Tübingen; Ferd. Hiller, städtischer Capellmeister in Cöln; Friedr. Kapp, Notar in New-York; Karl Koch, Lehrer der Bergschule in Dillenburg; Karl Emil Lischke, Ober-Bürgermeister in Elberfeld; Mure in Edinburgh; Regnier, Mitglied der Akademie in Paris; Alfred von Reumont, Geh. Legationsrath in Aachen; G. B. de Rossi in Rom; Jul. Schmidt, Director der Sternwarte in Athen; Joh. Staß, Münzdirector in Wien; Otto W. Struve, Lehrer der Astronomie in St. Petersburg; Friedr. Willms in Münster. Die Verdienste jedes Einzelnen wurden in lateinischer Sprache ausführlich hervorgehoben, und bei den Epitheta stets nur im Superlativ gesprochen. Die Feier dauerte fast 2½ Stunde und schloß, nachdem die meisten Zuhörer sich bereits entfernt hatten, mit dem Mendelssohn'schen Hochzeitsmarsch aus dem Sommernachtstraum.

Als unter den Ehrendoctoren der Philosophie der Name „Rudolph Friedrich in Coblenz" in dieser Stadt gelesen wurde, fand sich ein Träger desselben daselbst nicht vor, ja der Name erschien ganz fremd. Er gehörte keiner städtischen Familie an,

und Niemand wußte ihn zu deuten, da selbst Schulfreunde über die Identität der Persönlichkeit im Zweifel waren. Doch gaben diese die ersten Anhaltspunkte zu weitern Ermittlungen. Rudolph Friedrich bewohnte längere Zeit unsere Stadt; sein Vater war Hauptmann a. D. und Telegraphen-Inspector zur Zeit, als sich diese noch im Gebiet der Optik bewegte. Der Sohn, geboren den 7. Januar 1817, und zwar nach seinen eigenen Angaben in Coblenz, denen aber die Civilstands-Register nicht entsprechen, besuchte das Gymnasium dieser Stadt und ward im J. 1836 Abiturient. Er besuchte die Universitäten Bonn, Heidelberg und Berlin. In Bonn trieb er philologische Studien und beschäftigte sich zugleich mit Sanskrit unter Professor Lassen. Dabei liebte er aber sehr die Herrlichkeiten des Studentenlebens, dieses letzten Restes von Romantik in der Prosa des Daseins, und eine flotte Kneipe war sein Gaudium, denn nicht einem Jeden ist die Kraft gegeben, als starker Feldherr das Banner zum Siege zu tragen. Die Folge war, daß er sich zu keinem Examen entschließen konnte, daß er sich endlich als Soldat für Batavia von den Holländern anwerben ließ. Auf der langen Fahrt dahin lernte er mit großem Eifer und Erfolg Malayisch, und bald zeichnete er sich durch seine Sprachkenntnisse aus. Dies veranlaßte seine Befreiung vom Militair und seine Verwendung im innern Dienste. Durch häufige Reisen ward ihm die beste Gelegenheit geboten, seine Sprachkenntnisse zu erweitern. Selbstständig schickte ihn die Regierung nach der Insel Bali, wo er noch die Sitten, Gebräuche und Einrichtungen der alten Inder, so z. B. noch das Kastenwesen in ungetrübter Weise fand, die Sprache studirte und namentlich in Entzifferung alter Inschriften glücklich war. Ein gichtisches Knieleiden nöthigte ihn vor einigen Jahren nach Europa zurückzukehren; er unterwarf sich in Bonn der Behandlung des Professors Dr. Busch. Diese zog sich indeß in die Länge und gab ihm Veranlassung, seinen alten Lehrer, dessen Unterweisungen im Sanskritischen er so viel zu verdanken, wiederum aufzusuchen, so wie die Bekanntschaft eines jüngern Lehrers in diesem Gebiete, des Professors Dr. Gildemeister zu machen. Durch deren Verwendung ward er auf Vorschlag der holländischen sehr thätigen

Gesellschaft der Künste und Wissenschaften von dem betreffenden Minister abermals auf Reisen gesendet. Er kehrte nach Java zurück, wohin ihn auch Familienbande riefen, da er sich mit der Tochter des Capellmeisters irgend eines indischen Fürsten vermählt hatte. Nun bereiste er in Begleitung eines Zeichners und eines Photographen Java und Sumatra blos zum Zwecke, Alterthümer aufzusuchen, deren Inschriften zu sammeln und zu entziffern, Baudenkmale zeichnen zu lassen u. s. w. Da die ältere Geschichte dieser Inseln in den Sanskrit-Inschriften und den Basreliefs der Tempel treuer erhalten ist, als in allen bisherigen Werken, liegt der Wunsch zu einer gründlichen Lösung dieser Aufgabe sehr nahe. Seine bisherigen Leistungen fanden allgemeine Anerkennung, und so sahen sich denn die Professoren Lassen und Gildemeister veranlaßt, auf seine Entdeckungen im Gebiete der indischen Sprachen und Alterthümer gestützt, bei der vorliegenden Gelegenheit ihn zum Ehrendoctor vorzuschlagen, eine Auszeichnung, die ihm denn auch zu Theil ward.

Inzwischen waren auch die ordentlichen Professoren der Universität versammelt gewesen, um die 3 Candidaten, aus welchen die Königliche Regierung einen (gewöhnlich den ersten der Präsentirten) zum Rector für das nächste Jahr ernennt. Gewählt wurden: der Professor der Rechte Dr. Bluhme, der Prof. der Philologie Dr. Heimsoeth und der Prof. der Medicin Dr. Veit, die beiden ersten im ersten Wahlgange, der Letzte im zweiten gegen Professor Troschel. Zu Decanen wurden gewählt in der kath.-theol. Facultät Prof. Hilgers, in der evang.-theol. Prof. Krafft, in der juristischen Prof. Hälschner, in der medicinischen Prof. Pflüger, in der philosophischen Prof. Nasse. Wie gewöhnlich erhielten der Erste der zum Rector vorgeschlagenen Professoren und sämmtliche Decane die höhere Bestätigung.

Es sei gestattet, hier der Verdienste zu erwähnen, welche der amtliche Vertreter der Universität um das schöne Gelingen des Festes sich erworben, da dessen vorsorglicher und beharrlicher Thätigkeit namentlich der glückliche Verlauf desselben zu verdanken ist. Aber indem die Universität für das Jubeljahr Heinrich von Sybel mit dem Rectorat betraute, konnte sie würdiger Vertretung sicher

sein. Sie hatte den Mann gewählt, der als Beherrscher der lebendigen Rede besonders geeignet war, in festlicher Stunde für die Hochschule das Wort zu ergreifen und die Gedanken, die eine solche Feier wecken mußte, nachdrücklich auszusprechen. Und diese Aufgabe hat Sybel gelöst und dabei eine erstaunenswerthe geistige Gewandtheit und Ausdauer mit nie versagender Sicherheit der Rede an den Tag gelegt. Man erfreute sich der Leichtigkeit der Mittheilung und ward doch durch den Gehalt des Gesagten geistig angeregt und befriedigt. Mag bei einem Feste noch so viel äußerer Glanz aufgewandt werden, der Geist ist es, der ihm allein Werth und Bedeutung gibt.

Nachmittags 4 Uhr fand ein ächt rheinisches Vergnügen, eine Fahrt der Festgenossen nach Rolandseck Statt, und erhielt dadurch das Jubiläum einen wahrhaft brillanten und effectvollen Schluß. Um 4 Uhr Nachmittags nahmen die festlich geschmückten Dampfschiffe Göthe und Concordia die auswärtigen und Bonner Ehrengäste mit ihren Damen auf und setzten sich unter den Klängen der Musik und Böllerschüssen rheinaufwärts in Bewegung. Zwei andere Extraschiffe mit vielen Festgenossen schlossen sich ihnen an. Das Ufer war dicht mit Menschen besetzt, welche die Abfahrenden begrüßten. Die Schiffe fuhren durch die herrliche Rheinlandschaft unter hellem Sonnenschein bis Remagen gegenüber hinauf, bei allen Dörfern vom Ufer her von zahllosen Menschen begrüßt; namentlich standen bei Königswinter und Rolandseck lange Strecken des Ufers Zuschauer Kopf an Kopf; bei Unkel, wo gerade Kirmeß war, hatte die Schützengesellschaft sich am Ufer aufgepflanzt und begrüßte die Vorüberfahrenden mit Fahnenschwenken. Um 7 Uhr landeten die Festschiffe zu Rolandseck, wo mittlerweile auf den andern Schiffen und mit Eisenbahnzügen Tausende von Menschen angekommen waren, so daß das ganze Ufer und der Weg zum Bahnhof gedrängt besetzt war. Auf den für die Festgenossen reservirten Galerien des Bahnhofs wurde eine Collation servirt; später improvisirte ein Theil der jüngern Festgenossen in den obern Sälen des Bahnhofs ein Tänzchen, während die andern in gemüthlicher und freundschaftlicher Unterhaltung und im Anblick des prachtvollen

Panorama's, welches dieser schönste Punkt des Rheines darbietet, sich vergnügte. Es herrschte überall die heiterste Stimmung, und man las auf allen Gesichtern die ungetheilte Zufriedenheit. Um 9 Uhr sah man auf dem gegenüberliegenden Ufer und auf einzelnen Bergspitzen Freudenfeuer, welche das Zeichen zur Rückkehr gaben. Die Schiffe wurden wieder bestiegen und setzten sich langsam in Bewegung. Nun traten die einzelnen Partien der Beleuchtung eine nach der andern und eine schöner als die andere hervor, sowie die Schiffe in die stille milde Sommernacht hineinfuhren. Der Bahnhof und die am Rhein liegenden Gasthöfe von Rolandseck waren brillant erleuchtet, der Rolandsbogen und das Tempelchen glänzten in rothem Feuer, darüber brannten helle weiße Sterne an dem Thurm auf der Höhe des Berges; das Kloster auf Nonnenwerth strahlte in tiefrothem, die dasselbe umgebenden Baumgruppen schwammen in dunkelgrünem bengalischen Feuer — vielleicht der schönste Punkt der ganzen Fahrt —, während gleichzeitig zur Rechten die Ruine des Drachenfels in rothem Schein hernieder glühte. Die Rheinseite von Königswinter war brillant erleuchtet; Feuerregen und Raketen in reicher Fülle unterbrachen den Glanz der Lichter und Pechfackeln. Die Basaltbrüche bei Obercassel prangten in rother Gluth gleich weit geöffneten vulkanischen Schlünden. Sämtliche Dörfer und Villen sowie die hervorragenden Punkte der Ufer hatten in der einen oder andern Weise insgesamt geschmackvoll und brillant illuminirt, desgleichen die Häuser und Gärten der Coblenzer Straße und der in den letzten Jahren so sehr verschönerten Rheinseite von Bonn wie auch das gegenüberliegende Beul. Als die Schiffe um halb 11 Uhr vor Bonn anlangten, trat auf dem rechten Ufer als letzter Punkt rheinabwärts die schöne Schwarzrheindorfer Kirche in bengalischer Beleuchtung hervor, während gleichzeitig von dem Dache des Hotel Rheineck ein prachtvoller Feuerregen sich ergoß. In der Stadt waren alle Straßen illuminirt; einen besonders prachtvollen Anblick bot der Markt dar. Die ganze Beleuchtung war, Dank der Umsicht, dem Eifer und dem Geschmack der Comité's und der einzelnen Ortschaften sowie der freundlichen Mitwirkung aller betheiligten Privaten, ausge-

zeichnet arrangirt und in allen Theilen unübertrefflich gelungen. Nur wo die natürliche Schönheit der Gegend, das herrliche Wetter und die Kunst der Menschen so zusammenwirken, kann ein Genuß bereitet werden, wie dieser es war. Auf den Schiffen, die nur zur Fahrt nach Rolandswerth bestimmt waren, befanden sich 2300 Personen, auf den Booten des regelmäßigen Dienstes noch fernere 1000 Schaulustige. (Die rheinische Eisenbahn beförderte in den Tagen vom 1. bis incl. 4. August 9308 Personen nach Bonn.)

In Rolandseck hatten die Juristen an diesem Abend im Saale des Hotels Groyen noch einen besondern Commers abgehalten. Der Saal war überfüllt von Theilnehmern. Es verdient noch hervorgehoben zu werden, daß alte Herren der verschiedenen Corps und Verbindungen, die am Tage vorher die Feierlichkeiten ihrer engern Genossenschaft mitgemacht hatten, sich auch an dem Juristen-Commers betheiligten. Zunächst erfolgte die Begrüßungsrede an die alten Herren durch den Vorsitzenden des Comité's, stud. jur. Oppenheim, die mit einem Toast auf die erschienenen alten Herren und auf das Gedeihen der Idee endete, zu der durch diesen Commers der Grundstein gelegt wurde. Diese Idee besteht darin, daß auch diejenigen Mitglieder einer Facultät der Hochschule, welche keiner bestimmten Couleur angehören, sich enger zusammenfinden sollen zur Begehung gemeinsamer Feste. Darauf begann der Commers, der in der heitersten Stimmung verlief.

Nach dieser Beschreibung der Festlichkeiten bleibt doch noch Verschiedenes zu erzählen übrig. Zuerst sei angeführt, daß Se. Majestät der König ein Portrait des Stifters der Hochschule, Friedrich Wilhelms III, lebensgroß in prachtvollem Rahmen, der Universität geschenkt haben, welches bereits im Senatssaale prangt. Außerdem haben Se. Majestät den nachfolgenden Professoren und Beamten der Universität Auszeichnungen zu verleihen geruht: dem zeitigen Rector der Universität, Dr. von Sybel, dem Geh. Justizrath und Prof. Dr. Walter und dem Geh. Regierungsrath und Prof. Dr. Argelander den Rothen Adler-Orden zweiter Classe mit Eichenlaub; dem Prof. Dr. Hilgers, dem Geh. Justizrath und Prof. Dr. Bluhme, dem Geh. Justizrath und Professor Dr.

Böcking, dem Prof. Dr. Lassen, dem Prof. Dr. Jahn und dem Universitäts-Richter Wildenow den Rothen Adler-Orden dritter Classe mit der Schleife; dem Domherrn und Prof. Dr. Dieringer, dem Prof. Dr. Hälschner, dem Geh. Medicinalrath und Prof. Dr. Veit, dem Prof. Dr. Knoodt, dem Prof. Dr. Troschel, dem Prof. Dr. Simrock, dem Prof. Dr. Springer, dem Prof. Dr. Delius und dem Ober-Bibliothekar Dr. Bernays den Rothen Adlerorden vierter Classe; dem Geh. Kirchenrath und Prof. Dr. Hundeshagen den Kronen Orden dritter Classe; dem Geh. Justizrath und Prof. Dr. Sell das Ritterkreuz des Königl. Hausordens von Hohenzollern und dem Hausmeister im chemischen Institut, Fest, das Allgemeine Ehrenzeichen, sowie dem Prof. Dr. Pflüger den Charakter als Geh. Medicinalrath. Von dem Herrn Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten ist dem Curatorial-Kanzlisten Röhmer das Prädicat als Curatorial-Kanzlei-Secretair beigelegt worden.

Se. Majestät der König betheiligten sich schließlich an der, durch den Fürsten von Hohenzollern angeregten Stiftung eines Studienfonds für die Universität Bonn mit der Summe von 3000 Rthlr. Es sei dieser Stiftung, an der sich außerdem Ihre Majestät die Königin, Ihre Königl. Hoheiten der Kronprinz und die Kronprinzessin, ihr Begründer, der Fürst von Hohenzollern, die Königin von England, der Herzog von Sachsen-Coburg, der Fürst zu Löwenstein-Wertheim, der Erzbischof von Cöln und eine Reihe der größern Grundbesitzer und Industriellen der Rheinprovinz betheiligt, und ihres Urhebers als eines der schönsten Denkmale des Jubiläums hier freudigst gedacht. Die Gesamtsumme beträgt bei noch nicht geschlossener Liste schon einige 20,000 Rthlr.

Die Adresse, welche die in Bonn wohnenden Engländer, und deren Zahl ist nicht gering, dem Kronprinzen übermittelten, lautete: „Königliche Hoheit! Wir, die unterzeichneten britischen Unterthanen, in Bonn und dessen Nachbarschaft wohnend, erlauben uns, aus dem gegenwärtigen Feste Veranlassung zu nehmen, Eurer Königlichen Hoheit die Versicherung unserer Ehrfurcht und Hochachtung darzubringen. Dankbar muß es anerkannt

werden, daß Eurer Königlichen Hoheit ruhmwürdiger Großvater, Friedrich Wilhelm III, die Hochschule, welche jetzt das Fest eines fünfzigjährigen Bestehens feiert, gegründet hat. Der Zeitpunkt ihrer Gründung war eben Zeuge der Wiederherstellung deutscher Freiheit, zum Schlusse des langen und harten Kampfes, an welchem jener Fürst und sein treues Volk einen so hervorragenden Theil nahmen, und weise war er gewählt, um gleichzeitig der Ausgangspunkt einer frischen Entwicklung der Kraft des deutschen Geistes zu sein und in erhöhtem Maßstab die Segnungen der Literatur und Gelehrsamkeit unter die deutsche Nation zu verbreiten. Daß die Zwecke, welche solchergestalt von ihrem erleuchteten Gründer beabsichtigt wurden, durch Gottes Gnade so vollständig erreicht wurden, ist eine Thatsache, die uns die Geschichte dieser Universität reich bestätigt. Ihre ersten Lehrer sind theils bereits heimgegangen, andere stehen im Greisenalter; aber die Werke der Todten reden laut, so auch die Liebe, welche für immer an ihren Namen haften wird. Ihre Nachfolger sehen wir mit einem edlen Wettstreit auf denselben Bahnen vorwärts streben. Nur so ward es möglich, daß nun am Schlusse des ersten halben Jahrhunderts ihres Bestehens dieser Hochschule aus ganz Europa dasselbe Zeugniß hoher Erfolge dargebracht wird, welches sie sich bereits in ihren ersten Zeiten erwarb. Nirgend, wir freuen uns, es sagen zu können, ist dieses Zeugniß freudiger und aufrichtiger der hiesigen Hochschule entgegengetragen worden, denn in den alten Universitäten unseres eigenen Vaterlandes. Und in den Hallen und Hörsälen zu Oxford und zu Cambridge werden die Namen, die Schriften derjenigen, welche hier verdientermaßen in hoher Achtung stehen, mit Ehrfurcht und Dankbarkeit genannt; ja das Band intimster persönlicher Freundschaft hat viele der bedeutendsten Gelehrten und Philosophen der beiderseitigen Universitäten Jahre hindurch eng verknüpft. Wir glauben somit ein Anrecht zu haben, mit denjenigen, welche hier zur akademischen Feier vereinigt sind, unsere Sympathien auszusprechen und Eurer Königlichen Hoheit zu sagen, wie hoch wir die Beweggründe zu schätzen wissen, welche Eure Königliche Hoheit hierher geführt. Der ruhmvolle Name Eurer Königlichen Hoheit ist mit vielen

Sprößlingen anderer Königlichen Familien aus Europa unter den Schülern dieser Universität verzeichnet, und wir sehen in dem Besuch Eurer Königlichen Hoheit bei dieser Gelegenheit eine dankbare Rückerinnerung an den Ort, wo ein wichtiger Abschnitt Ihres Lebens zurückgelegt ward; Ihre Anerkennung für Diejenigen, welche hier vor Jahren Ihre wichtigsten Interessen wahrnahmen; Ihren Wunsch, daß dieses Erziehungswerk fortgesetzt werde bis zu fernern Generationen. Wir können nicht vergessen, daß einstmals unter den vielen hervorragenden Schülern dieser Universität ein anderer Prinz inscribirt war, dessen Name allen Engländern ganz besonders theuer ist, der später der geliebte Gemahl unserer gnädigen Königin ward, der Vater der künftigen Herrscher Englands. Wir zweifeln nicht: wenn das Licht seines Beispiels noch in unserm Lande schiene, so würde er eine Freude darin gefunden haben, in diesen Tagen hier an der Seite Eurer Königlichen Hoheit zu stehen und die Universität zu ehren, der er eine Zierde war. Daß das Herz unserer verwittweten Königin mit Dankbarkeit dem Orte zugewendet ist, welcher auf solche Weise in das Gedächtniß an den Prinzen-Consort eingeflochten ist, erhellt daraus, daß erst vor drei Jahren Bonn der Aufenthalt ihres zweiten Sohnes ward. In diesen Umständen erkennen alle loyalen Unterthanen der britischen Krone einen weitern Grund, Allem, was immer die Universität Bonn betrifft, das größte Interesse zuzuwenden. Und indem wir an das Gedächtniß des Prinzen-Consort von England erinnern, an wen erinnern wir anders als an den Vater Ihrer Königlichen Gemahlin, den Großvater Ihrer eigenen Kinder. Es ist nicht möglich, ein heiligeres Band der Freundschaft zu finden als dasjenige, welches so die Geschicke Preußens und Großbritanniens verknüpft. Und wir Engländer, die wir gegenwärtig auf preußischem Boden leben, erhoffen, daß dieses Bündniß auf lange Zeit eine Quelle des Segens für beide Länder sein möge. Die Feier des gegenwärtigen Festes gibt diesen Wünschen und Gesinnungen einen neuen Impuls. Wir nehmen vollen Antheil an dem hohen Freudentage dieser Hochschule; wie sie in jenen Zeiten, die hinter uns liegen, ihren schönen Zweck verwirklicht hat, so

möge in kommenden Jahren dieselbe ruhmreiche Auszeichnung immerfort ihr Erbtheil sein. So möge denn der Lebenslauf aller ihrer Söhne, ihr Wandel vor Gott und im Dienste des Vaterlandes bewahrheiten, daß die hier ausgestreute Saat volle Frucht trage. Bonn, am 1. August 1868." Dieser Ausdruck der achtungsvollsten und freundschaftlichsten Gesinnung wird gewiß überall nur mit anerkennender Befriedigung aufgenommen werden.

Bei dieser Gelegenheit sei denn auch angeführt, daß der Kronprinz im Namen der Königin Victoria die Mittheilung machte, wie diese das Portrait ihres Gemahls, des Prinzen Albert, der Universität zum Geschenk machen werde. Wie freundlich und herablassend der Kronprinz auch gewesen, eine Anecdote, welche von ihm erzählt wurde, möchte doch, so gerne die Mittheilung erfolgt, nicht verbürgt sein. Der Kronprinz fragte nämlich einen Studenten: „Wann haben Sie in Bonn studirt?" Der Gefragte nannte die betreffenden Jahre. „Zu welchem Corps haben Sie gehört?" Königliche Hoheit, ich war Kameel. „Ja, sehen Sie," erwiderte der Kronprinz lachend, „das bin auch gewesen, ich habe nur nicht mit der Sprache herausrücken wollen." Welche Bedeutung der Anwesenheit des Königs und des Kronprinzen bei dieser Gelegenheit beigelegt wurde, ergibt sich u. A. aus Worten, welche der Staatskanzler von Beust in Wien gesprochen: „Das fünfzigjährige Jubiläum der Universität Bonn ist unter den Auspicien des Kronprinzen von Preußen festlich begangen worden. Deutschland verdankt seit Jahrhunderten einen Theil seines Glanzes dem Unterrichte auf seinen Universitäten, und Preußen hat beständig die geistige Entwicklung gefördert. König Wilhelm ist gekommen, um einen Augenblick an den Festen Theil zu nehmen, welche ihren akademischen Charakter bewahrt und mit Ertheilung von Ehrendiplomen an die berühmtesten auswärtigen Gelehrten geendet haben. Dies ist ein Zeichen kosmopolitischen Geistes, welcher fortwährend dahin strebt, um alle hervorragenden Männer der civilisirten Welt ein friedliches Band zu schlingen."

Dem Curator, Herrn Geheimrath Beseler übersandte zum Andenken an die schönen Festtage und freundliche Aufnahme in seiner Wohnung der Kronprinz eine große prachtvolle Porzellan-

vase mit seinem Portrait. Große Freude erregte die von Elberfelder Damen prachtvoll gestickte Fahne, welche diese der Burschenschaft „Alemannia“ gelegentlich des Jubiläums zum Geschenk dargebracht haben. Auch allen Corpsstudenten wurde ein Erinnerungsblatt an die Jubiläumsfeier nach einer von einem „alten Pfälzer“ entworfenen Skizze zu Theil. Dasselbe stellt die Begrüßung eines jungen Burschen durch den „alten Herrn“ dar, der die freundlichen Züge des Präsidenten des Comité's Dr. Kalt zu Bonn trägt. Festschriften gingen von Universitäten, Gymnasien und gelehrten Vereinen 13, von einzelnen Personen 18 ein, darunter Arbeiten von Urlichs, Varrentrap, Elvenich, Forchhammer, Reifferscheid, Troschel, Schaaffhausen rc. Was die Zuwendungen, welche bei dieser Gelegenheit der Universität geworden, betrifft, so ergeben sich diese aus folgender Veröffentlichung:

„Die Universität Bonn hat bei ihrem neulichen Jubelfeste von allen Seiten her sich gnädiger Theilnahme, warmer Freundesgesinnung und glücklicher Fügung zu erfreuen gehabt; die dankbare Erinnerung daran wird niemals in den Herzen ihrer Mitglieder erlöschen. Sie erfüllt jetzt noch mit besonderer Genugthuung die Pflicht, für eine glänzende Reihe mannichfaltiger Schenkungen und Stiftungen ihren Dank öffentlich auszusprechen und die Namen der verehrten Donatoren, so weit diese es verstattet haben, zur Kenntniß ihrer Mitbürger zu bringen. I. Stiftungen: 1) Gebrüder Cahn in Bonn ein Capital von 2000 Thalern, 2) Professor W. Pütz in Cöln ein Capital von 4000 Thalern, 3) Landgerichts-Assessor von Cuny, Bonn, dito von 10,000 Thalern, 4) Stadt Cöln, dito von 6700 Thalern, 5) Rentner Mahlberg, Cöln, dito von 6000 Thalern, 6) Einwohner der Stadt Crefeld, dito von 2000 Thalern, 7) Stadt Bonn, jährlich 100 Thaler, 8) Stadt Aachen, dito 50 Thaler, 9) Kreisstände Aachen, dito 50 Thaler, 10) N. N., dito 150 Thaler. II. Einmalige Zuwendungen: 1) Rheinischer Provinzial-Landtag für die Universitäts-Bibliothek 5000 Thaler, 2) Fürst Wilhelm von Wied die Bibliothek des hochseligen Prinzen Max von Wied, 3) Alfred Cahn in Bonn eine Bibliothek hebräischer Werke, 4) Lehrer der höheren rheinischen Schulen Abgüsse von zwei Niobi-

den, 5) Rentner Preyer in Bonn 300 Thaler, 6) Professor Mendelssohn in Bonn 300 Thaler, (die drei letzten Positionen für das Kunstmuseum,) 7) Rentner Löschigk in Bonn 500 Thaler für ein Aquarium im botanischen Garten, 8) Einwohner der Stadt Eupen 51 Thaler, 9) Einwohner der Stadt Stromberg 50 Thaler, 10) Einwohner des Kreises Neuwied 50 Thaler, 11) Einwohner der Stadt Erkelenz 10 Thaler. (Es folgen Angaben über die Stiftung des Fürsten von Hohenzollern, die oben bereits erwähnt.) Der Ueberblick über diese verschiedenen reichen Schenkungen zeigt, daß nach mäßiger Schätzung das Vermögen der Universität dadurch um mehr als 65,000 Thlr. und darunter ihr Stipendienfonds um etwa 55,000 Thaler gewachsen ist. Um die Bedeutung dieses Ergebnisses für die Universität in ihr volles Licht zu setzen, genügt die Anführung, daß der gesamte bisherige Stipendienfonds der Universität den Betrag jener Stiftungen kaum überschreitet. Bonn, 12. August 1868. Rector und Senat der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität. Sybel.

Es findet sich in obiger Aufstellung nicht eine Summe von 239 Thaler, welche die Mitglieder des archäologischen Seminars und Schüler der Herren Professoren Welcker und Jahn zum Zwecke eines bei Gelegenheit des Universitäts-Jubiläums dem akademischen Kunstmuseum zu machenden Geschenks unter sich gesammelt haben. Es wurden für diese Summe angeschafft Abgüsse des Löwenthors von Mykenä und der Münchener Eirene und diese dem Museum überwiesen.

Daß die Poesie bei einer solchen Feier nicht schweigen würde, war vorauszusehen. Die originellste Beglückwünschungsschrift ist der „Gruß an die Universität Bonn, vom Berliner Professor Dr. Julius Richter, dem ΟΠΙΣΘΟΠΩΜΕΡΑΝΟΣ, dem Hinter-Pommer!“ Der Gruß ist ganz in griechischer Sprache abgefaßt, enthält ein an die Stadt Bonn und den Rector der Universität gerichtetes Zueignungs-Schreiben, das Festgedicht, erläuternde Anmerkungen zu demselben und endlich „für die Bonnesierinnen“ eine Uebersetzung desselben. Der Antiquarius kann um so weniger unterlassen, eine kleine Probe dieser Dichtung mitzutheilen, als er zwar der Sprachen schon viele, aber noch

kein Griechisch gesprochen; er wird sich aber um so mehr kurz fassen, als die Schrift wegen einiger Ausfälle in das religiöse Gebiet von Seiten der Universität nicht angenommen, dem Verfasser zurückgesendet worden.

Εἶα δὴ φίλοι γέροντες · οὐ γάρ ἐστι τήμερον
καρδαμίζειν τονθορύζειν, ἀλλ' ἰοὺ κεκραγέναι·
πᾶς ἄγαλμα τὸ νεολαίας ἐς τὸ φῶς ἀνελκέτω
τήμερόν γ' ἀλωπεκίζων, εἴπερ ἦν νέος ποτέ.

Βόνναν κλείεθ' ὅσοι ποτ' ἐν
ὥρᾳ ξυνδιετρίβετε
Μούσαις αὐτοὶ ἄμουσοι.
καὶ θέους ἱκέτευε πᾶς,
εὐμενῶς μέγα καὶ παχὺ
δώσειν ἑπταλόφῳ μέτρον
τῷ πολίσματι κύδους.
χ' ὡς μάλ' ἀθανάτοις φύσις
δώροις καὶ χαριεστάτοις
ὡσπερεὶ γαμετὴν καλὴν
Βόνναν ἐστεφάνωκεν·
οὕτω καλλιπάρῃ ἀεὶ
τίκτειν τέκνα τεχνῶν πρέπει
τῇδ' εὐώπιδι μητρί.

Heissa denn! bemooste Häupter, heute schwingen wir den Hut!
Heute gilt kein Grämeln, Hämeln, heute gilt's ein Burschenlied,
Das der Jugend frische Bilder aus dem warmen Busen zieht.
Heut den Fuchs herausgekehret, wenn ihr je Studenten war't!

Rühmet Bonn, die ihr ohne Zahl
Flott getanzt in dem Musensaal,
Stolpernd ohne zu fallen!
Flehe Jeder an seinem Theil,
Daß der Segen in Fülle weil'
In den heiligen Hallen.
Wie dich bräutlich Natur geschmückt,
Das, wohin auch das Auge blickt,
An dir Alles, o Bonn, entzückt,
Rheinlands köstliche Perle:
So lass' wachsen die Söhne dein,
Lass' sie werden gelehrt und fein
Und vernünftige Kerle!

Hieran schließt sich ein »Gaudeamus« desselben Verfassers:

Gaudeamus gnaviter,
Quod Bonnenses sumus!
Mille post iuventae lusus
Est senectae tardus usus,
Pace scandit fumus.

Gaudeamus hodie
Bonna septimonte!
Studiorum scandalorum
Et amorum et armorum
Locuplete fonte.

Vivat academia,
Professores cuncti,
Veritatis defensores
Et virtutis monstratores,
Vivi et defuncti!

Vivant academiae
Rector et senatus,
Vivant ordinum decani,
Vivant sancti et profani,
Ut cuiusque status!

Vivat Rex Wilhelmus! qui
Vere rex Germanus
Nos tuetur manu fortis,
Nescit simulacra mortis
Heros veteranus.

Gaudeamus! libere
Licet burschicari:
Dambach, Tzschoppe decessere,
Kampzi tempora fuere,
Licet germanari.

Vivant omnes, olim qui
Sanguinem fuderunt,
Quique verae unitati
Germanorum animati
Vitam devoverunt.

Vivat pratum viride
Heisterbachianum!
Capit hospitaliter nos
Et, qui iurat per infernos,
Vel ultramontanum.

Vivant omnes, nobis qui
Solem sciunt stare,
Atque terram ut planetam
Quasi alterum cometam
Impigre meare.

Gaudeamus! porgite
Bacchum pleniorem!
Vivat Bonna, vivat Rhenus,
Fluat liber, ruat plenus
Uvae dans saporem!

Herr Dr. Reißig aus Weimar sandte ein zweites »Gaudeamus«:

Gaudeamus! sospites
Nos adhuc spiramus.
Dumque Bonna nos vocavit,
Festa lux huc congregavit,
Vota nuncupamus.

Bonna Tu prae caeteris
Gaudeas, amata!
Matris instar Tu fuisti,
Ceu parens nos nutriisti,
Salve ter beata!

Vivat Universitas
Alma Litterarum!
Gaudeant, quot sunt Docentes,
Gaudeant, quot sunt Studentes,
Castra stent Musarum!

Guilielmo Tertio
Palma Friderico!
Ille sedes has locavit,
Artibus bonis dicavit,
Pax sit alta Divo!

Teque, nunc Borussiae
Rex, consalutamus.
Dulce quem decus Tuorum,
Omnium mox Germanorum
Ductorem speramus.

Jam Coronam Procerum
Cantilena laudat.
Quot Scholarum sunt Statores,
Administri, Curatores,
His Camena plaudat!

Gaudeant et Hospites!
Gaudeant Sodales!
Heu! vocavit Parca multos,
Quos humus tenet sepultos,
Vos, havete, Manes!

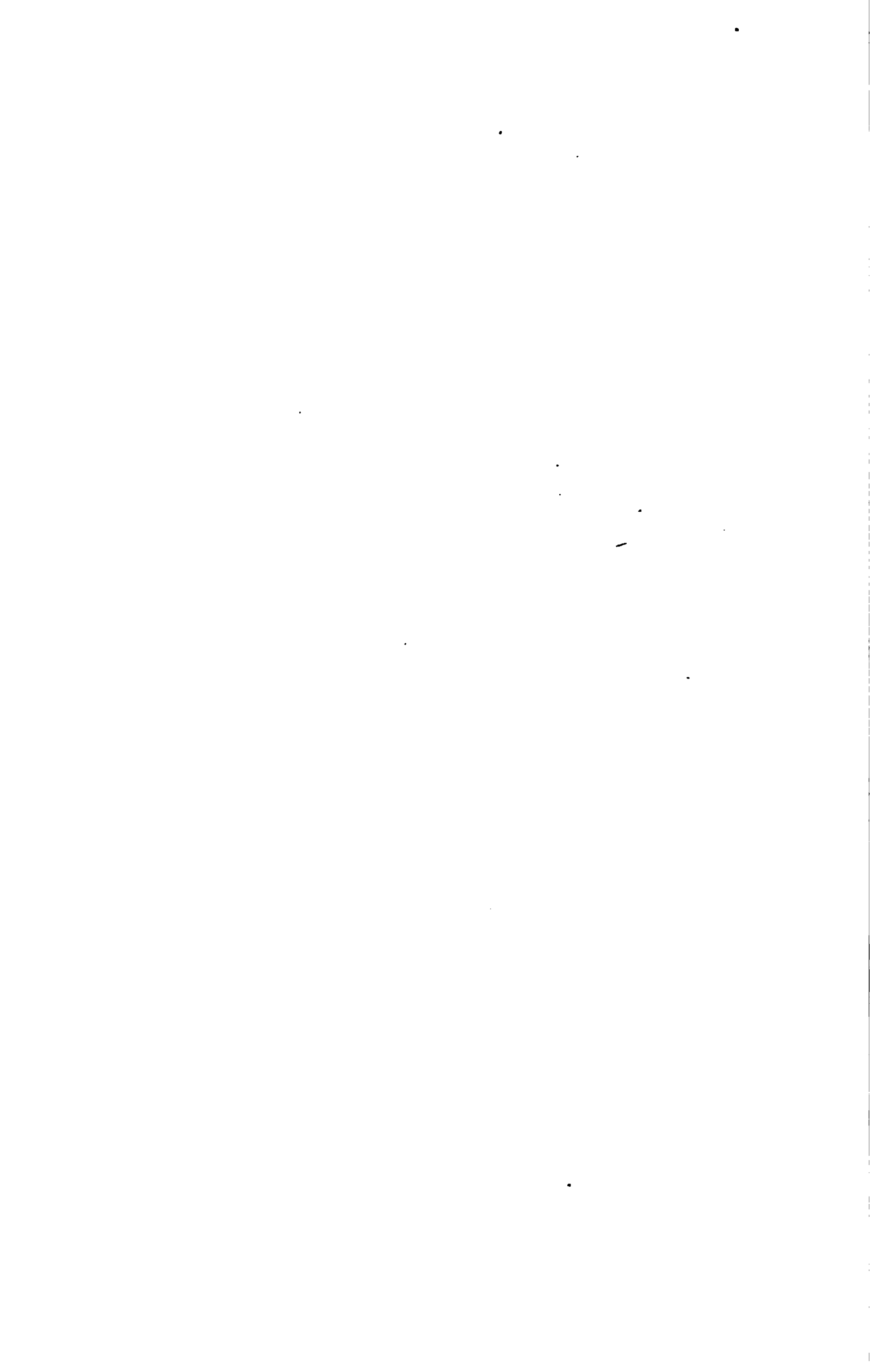
Bonna, stes per secula
Sera! nunc canamus.
Nos Tibi congratulantes,
Fausta quaeque comprecantes
Poculis litamus.

Der Antiquarius endlich schließt diesen Band mit einem dritten freudigen und herzlichen:

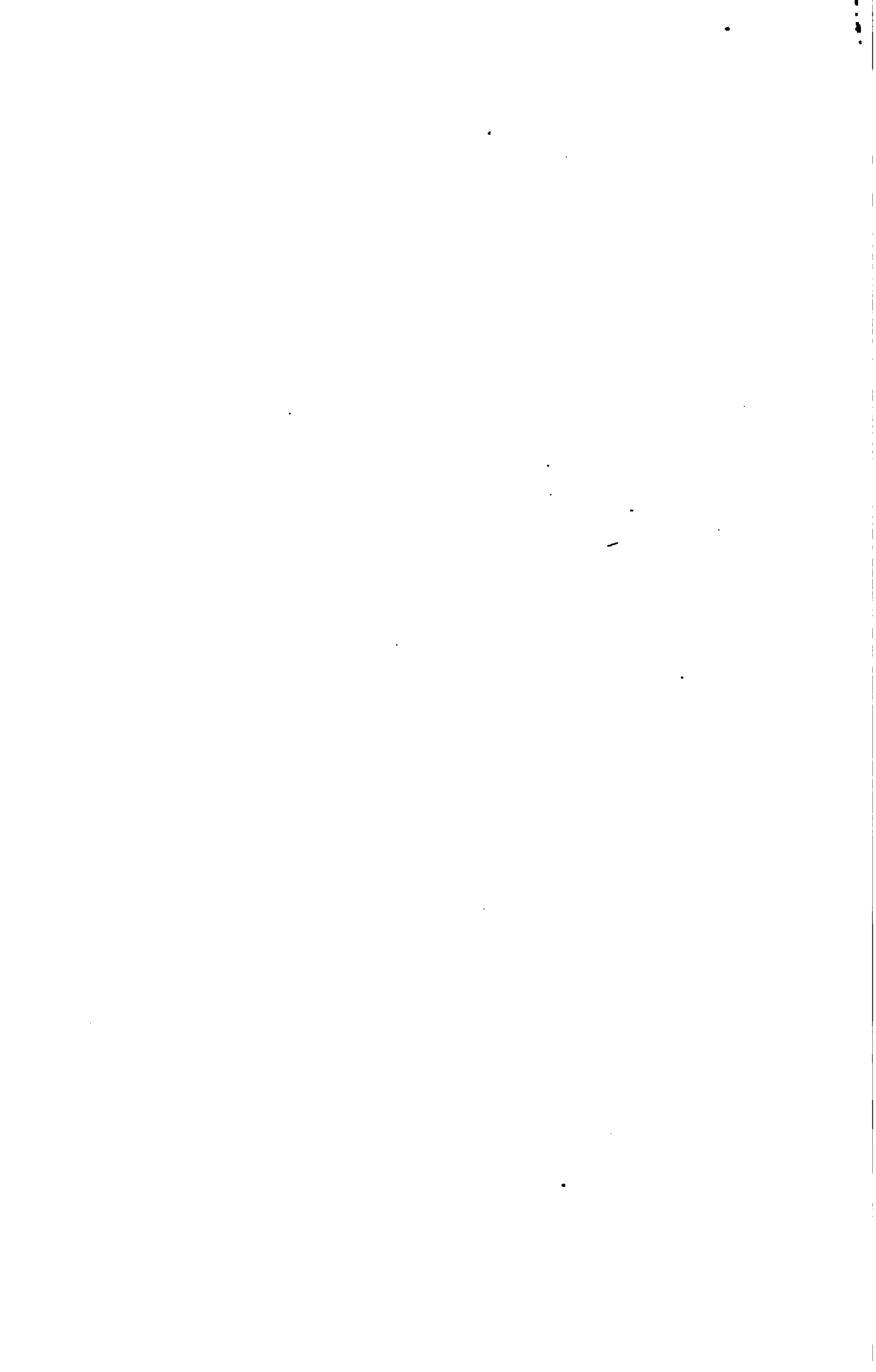
Gaudeamus!

Uebersicht des Inhalts.






3 2044 011 256 179




3 2044 011 256 179

